

Standardvariation

Institut für Deutsche Sprache
Jahrbuch 2004



Standardvariation

Wie viel Variation verträgt die
deutsche Sprache?

Herausgegeben von
Ludwig M. Eichinger und
Werner Kallmeyer



Walter de Gruyter · Berlin · New York

Redaktion: Fanz Josef Berens

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-018256-4

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2005 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Inhalt

Ludwig M. Eichinger: Vorwort	VII
Ludwig M. Eichinger: Wer fest steht, kann sich freier bewegen – Freiheit im Rahmen standardsprachlicher Normen	1
Heinrich Löffler: Wieviel Variation verträgt die deutsche Standard- sprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe	7
Ulrich Ammon: Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation	28
Susanne Günthner: Grammatikalisierungs-/Pragmatikalisierungs- erscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch. Vom Diskurs zum Standard?	41
Stephan Elspaß: Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘	63
Helmut Spiekermann: Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung	100
Peter Schlobinski: Mündlichkeit/Schriftlichkeit in den Neuen Medien	126
Nina Berend: Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben?	143
Jannis Androutopoulos: ... <i>und jetzt gehe ich chillen</i> : Jugend- und Szenesprachen als lexikalische Erneuerungsquellen des Standards	171
Ulrich Busse: <i>Toll Collect</i> [ˈtɔl..., engl. ˈtɔl ... oder ˈto:l ...] – ein Fall fürs Tollhaus oder den Duden? Standard und Variation bei der Aussprache von Anglizismen im Deutschen	207
Richard Schrod: Kongruenzprobleme im Numerus bei Subjekt und Prädikat: Die Termqualität geht vor	231
Margret Selting: Variation der Intonation: Unterschiede zwischen Standard und Stadtsprache am Beispiel des Berlinischen	247
Jürgen E. Schmidt: Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen	278
Peter Bassola: Vielfalt der deutschen Sprache aus ungarischer Sicht – didaktisch und methodologisch	306
Stephen Barbour: Standardvariation im Deutschen und im Englischen: Auswirkungen auf die Kommunikation zwischen Sprechern beider Sprachen	324
Marisa Siguan: Standard und Varianz des Deutschen aus spanisch/ katalanischer Sicht	334

Matthias Wermke: Deskriptivität und Präskriptivität aus der Sicht des Dudens	350
Ludwig M. Eichinger: Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen	363

Vorwort

Da die hier dokumentierte Jahrestagung des IDS die vierzigste ist, liegt es nahe, etwas inne zu halten, über diese vierzig Jahre nachzudenken, zu überlegen, was konstant geblieben ist und was sich verändert hat.

Tatsächlich geht die Themenwahl für diese Tagung von der Vermutung aus, in der Landschaft der deutschen Sprache habe sich in letzter Zeit Merkwürdiges geändert. Für viele Menschen ist die Standardsprache und sind ihr nahe verwandte Formen in den letzten Jahrzehnten weitaus natürlichere Mittel der Kommunikation geworden. Das heißt, dass die Standardsprache nicht mehr nur beim Schreiben, sondern auch beim Sprechen den sprachlichen Alltag in weitaus höherem Ausmaß prägt. Dass sich dadurch mehr Zweifelsfälle ergeben, was nun noch als standardgemäß zu gelten habe und was nicht, ist erwartbar. Manche Erscheinungen kommen bei dieser Entwicklung erst so eigentlich in das Blickfeld der untersuchenden Linguisten. In dieser Lage hatte sich das Vorbereitungscommittee dieser Tagung vorgenommen, die Streubreite dieser Entwicklungen von verschiedenen Richtungen her ausleuchten zu lassen.

Dazu bedurfte es zunächst (1) einer Klärung des Objektbereichs und seiner terminologischen Handhabung, dann (2) einer Betrachtung der Entwicklungen in die klassische Standardsprachlichkeit und ihre Schriftlichkeit-Mündlichkeit-Verteilung hinein und aus ihr hinaus. Zu klären war dann (3), welche Faktoren und Bereiche für die zu beobachtbaren Unterschiede relevant seien. In einem weiteren Schritt war dann danach zu sehen, wie (4) die auf den verschiedenen Beschreibungsebenen der Linguistik feststellbare Variation überhaupt aussieht. Es sollte (5) versucht werden, daraus ein Übersichtsbild für den deutschsprachigen Raum zu erstellen und seine Folgen für die Nicht-Muttersprachler zu beleuchten. Den Abschluss sollten (6) Überlegungen dazu bilden, wie man bei der Festschreibung solcher Normen vorgehen kann und wieweit Normen als soziale Entitäten eigentlich erst in handlungsrelevanten sprachlichen Einheiten ihren Ort finden. Jedem der genannten sechs Schritte war ein Halbtage auf der Tagung gewidmet, in dieser Ordnung und Abfolge tauchen die Beiträge nun auch in dem vorliegenden Band auf. Den Referentinnen und Referenten, die sich auf diese Planungsvorgaben eingelassen haben, sei dafür nochmals herzlich gedankt.

Das Thema hat offenbar viele Kolleginnen und Kollegen ebenso interessiert wie die mediale Öffentlichkeit, die Tagung war mit etwa 480 Teilnehmern gut besucht und fand ein reges Medienecho.

Die Stimmung auf der Tagung entsprach mehr dem freundlichen Frühlingswetter, das man von Mannheim im März gewohnt ist als der realen meteorologischen Außenwelt: die vierzigste war nach aller Erinnerung die erste Jahrestagung im Schnee.

Ludwig Eichinger

LUDWIG M. EICHINGER

Wer fest steht, kann sich freier bewegen

Freiheit im Rahmen standardsprachlicher Normen

1. Das Institut ist 40 Jahre alt

Ich freue mich, Sie alle hier zur vierzigsten Jahrestagung unseres Instituts begrüßen zu können. Im inhaltlichen Geleitwort des ersten einer Reihe von Bänden, in denen die Ergebnisse der Jahrestagungen des IDS zusammengefasst wurden – er trägt den Titel „Satz und Wort im heutigen Deutsch“ – heißt es zu diesem Ereignis: „Am 29. April 1964 ist in Mannheim das Institut gegründet worden. Es ist eine Stiftung des bürgerlichen Rechts“ (Moser 1967a, S. 9). Vor vierzig Jahren wurde also das Institut für Deutsche Sprache gegründet mit der Aufgabe und dem Ziel, sich intensiv und mit theoretischem Anspruch um die Erforschung und Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache zu kümmern, eine Tätigkeit, die in der damaligen Universitätsgermanistik noch keinen festen Platz gefunden hatte.

Die Jahrestagungen, in denen wechselnde Themen aus dem weiten Feld der Sprachwissenschaft behandelt wurden, prägten von Anfang an das Bild des IDS, ebenso wie die zumeist weißen oder in einen weißen Schutzumschlag gehüllten Bände, in denen ihre Ergebnisse dargestellt sind. Im Jahr 1967, in dem die oben zitierten Zeilen veröffentlicht worden sind, findet sich in den damaligen Gremien des IDS eine Reihe von Forschern, die dem Institut seither die Treue gehalten haben. So können wir heute noch mit Johannes Erben und Hans Glinz Mitglieder aus dem Kuratorium jener Zeit in unserem Kreis begrüßen und im Wissenschaftlichen Rat finden sich ebenfalls mit Ingo Reifenstein, Peter von Polenz, Hugo Steger und Harald Weinrich regelmäßige Besucher unserer Tagung bis in die neueste Zeit herauf. Sie alle sind außerdem Träger des Konrad Duden Preises der Stadt Mannheim, der seit 1959 und daher in diesem Jahr zum 25. Mal verliehen wird. Ich darf die diesjährige Preisträgerin, Catherine Fabricius-Hansen (Oslo), ganz besonders herzlich unter uns begrüßen. Sie ist dem Institut ebenfalls lang und in vielfältiger Weise verbunden.

Da die vierzig Jahre und die vierzig Jahrestagungen, die das Institut hinter sich gebracht hat, wenn schon kein großes, so doch ein bemerkenswertes Jubiläum darstellen, freue ich mich auch darüber, dass mit Herrn Dr. Herberger vom Stuttgarter Wissenschaftsministerium und mit Herrn Dr. Pusch vom

Bundesministerium für Bildung und Forschung zwei Personen unter uns sitzen, die seit vielen Jahren mehr für das IDS getan haben, als sich einfach amtlicherseits darum zu kümmern. Freundlich besorgte Menschen wird das IDS auch in Zukunft benötigen, gerade auch, wenn wie derzeit die Wogen der politischen Diskussion um die Zukunft der Institute der Leibniz-Gemeinschaft, zu der das IDS gehört, hoch gehen.

2. Kontinuität und Wandel

2.1 Die Ziele und die Techniken

Vieles im Arbeitsprogramm der Anfangsjahre erscheint uns sehr stark an der Gewinnung von Basisdaten einer strukturalen Beschreibung der Deutschen interessiert, wie sie jetzt nicht zuletzt dank dieser Bemühungen heutzutage in großer Fülle aufbereitet vorliegen. Aber es ist doch in den damaligen Zielen auch schon viel von dem angelegt, was das Institut bis heute prägt, unter anderem die Bedeutung, die der Nutzung elektronischer Hilfsmittel beigemessen wird. Die konkrete Beschreibung erlaubt dabei bereits einen Blick in die Technikgeschichte, wenn der damalige Autor schreibt:

„Die Forschungsarbeiten werden weithin mit Hilfe von datenverarbeitenden Maschinen durchgeführt, und zwar mit Lochstreifen, wofür zwei Schreibgeräte erworben wurden, und mit Lochkarten“ (Moser 1967a, S. 13).

Das muss vierzig Jahre her sein.

2.2 Die Themen und unser Thema

Und auch die Themen der Jahrestagungen und die Art ihrer Behandlung lassen Bekanntes aufscheinen, aber doch von heute aus gesehen in einem deutlich verfremdenden Licht. So spielt auch in den frühen Jahrestagungen, wie etwa der von 1967, das Thema der Variation und ihrer Bewertung erkennbar eine Rolle. Dennoch zeigt schon die damals gewählte Titelformulierung – sie lautete „Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik“ –, dass es im Wesentlichen darum geht, den Einfluss verschiedener Elemente auf das einigermaßen als unproblematisch angesehene Standarddeutsch zu beschreiben und allenfalls zu sehen, was davon in den Standard aufgenommen wird. Dafür sprechen Formulierungen, wie die aus dem Arbeitsprogramm des IDS für das Jahr 1967 stammende Beschreibung, nach der Aktivitäten „zur Erforschung des Einflusses der Alltagssprache, der Fach- und Sondersprachen und namentlich der Fremdsprachen auf das heutige Deutsch“ (Moser 1967a, S. 13) vorgesehen seien.

Dieses partikuläre sprachliche Weltbild mit den einigermaßen strikt voneinander getrennten sprachlichen Systemeinheiten mag unter den damaligen Verhältnissen durchaus der Oberfläche der sprachlichen Erscheinungen entsprechen. Die mit der Schriftsprache identifizierte Standardsprache steht im

Mittelpunkt, Einflüsse dienen dazu, sie zu modifizieren, die Bewertung dieses Sprachwandels ist unterschiedlich. So sieht Hugo Moser in einem ebenso in dem oben bereits erwähnten ersten Tagungsband abgedruckten Beitrag „Wohin steuert das heutige Deutsch?“ z. B. in der Entwicklung einer gemäßigten Hochlautung die Gefahr, dass der Sprecher sich allzu sehr als der Herr der Sprache fühle und glaube, dass er über sie frei verfügen könne (nach Moser 1967b, S. 30). Und Jost Trier beschließt seine Ausführungen zur Unterscheidung zwischen den Vergangenheitstempora Präteritum und Perfekt im zweiten Jahrbuch mit der resignierenden Feststellung, dass „eine Sprachgemeinschaft, die eine solche Opposition kollabieren [lasse], offenbar kein Bedürfnis mehr nach ihr“ [habe]. Und er schließt „Sollen die Bedürfnisloseren bestimmen, wohin der Weg geht?“ (Trier 1968, S. 27) Dagegen akzentuiert Hugo Steger schon etwas anders, wenn er feststellt, dass „Heute [...] nicht nur das ehemals kaum erreichbar erscheinende Ziel einer einheitlichen deutschen Hochsprache erreicht [sei], sondern eine bestimmte sprachliche Norm, die auf der akademisch-humanistisch-bürgerlichen Tradition des 19. Jahrhunderts basiert, [...] als ‚ideale Norm‘ gefestigt“ (Steger 1967, S. 47) sei. Dennoch zeige sich „dass das Leitbild des 19. Jahrhunderts in der Schriftsprache nicht ganz unversehrt [sei], dass die sprachliche Entwicklung offenbar teilweise in andere Richtung weitergehen will. Wortschatz wie auch stilistische und grammatische Formen drängen sich vor, werden schon fast allgemein verwendet und heischen Anerkennung als sprachliche Norm, obwohl sie sich nicht in die überlieferten Leitbilder einfügen wollen. (Steger 1967, S. 48).

3. Das diesjährige Thema

Erkennbar bewegt sich unser diesjähriges Thema in einem Umfeld, in dem ähnliche sprachliche Erscheinungen aufscheinen können, allerdings in eine Themenformulierung eingebettet – Wie viel Variation verträgt die Standardsprache? –, die Variation und Vielfalt nicht als das prinzipiell Andere gegenüber der Hoch-, der Standardsprache definiert. Vielmehr wird damit behauptet, dass ein gewisses Ausmaß und eine gewisse Art von Variation im Rahmen dessen, was wir Standardsprache nennen, nicht nur zu erwarten ist, sondern beim spezifischen Zustand einer „Spät-Standardsprachlichkeit“, wie wir sie heute beobachten, notwendiger Teil unserer normativen Erwartungen an standardadäquates sprachliches Handeln darstellen. Das hat damit zu tun, dass wir die strikte Form von Standardsprachlichkeit („Zustand, in dem eine ursprünglich nur geschriebene Form auf das Sprechen zurückwirkt“) überschritten haben, die Standardsprachlichkeit ist zur gehobenen Alltagssprachlichkeit geworden. Das heißt unter anderem, dass der gesprochene Standard wieder Merkmale von Mündlichkeit annimmt, die nicht der schriftsprachlichen Festlegung entspringen. Dennoch gehören sie zum Bereich standard-sprachlichen Interagierens. Verstärkt wird das natürlich dadurch, dass wir die Normvorbilder gegenüber der Beschreibung Stegers deutlich verändert finden.

Durch die Dominanz elektronischer Medien, insbesondere auch des Fernsehens, entwickeln sich standardsprachliche Muster, die sich der Techniken struktureller Oralität bedienen. Auf der anderen, der unmittelbar soziolinguistischen, Seite kommt dazu, dass eine Klage wie die Jost Triers über die Dominanz der Bedürfnisloseren die heutigen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr angemessen trifft. Das heißt nicht, dass einer reinen Gebrauchsnorm das Wort geredet werden soll: sprachliche Normen, wie sie sich zum Beispiel als Standardfestschreibungen ausbuchstabieren lassen, orientieren sich zweifellos nach wie vor an prototypischen Erwartungen, es ist nur so, dass eine philologisch orientierte Bildungsschicht bei weitem nicht mehr die einzige gesellschaftliche Gruppe ist, von der standardgemäßes sprachliches Handeln festgelegt werden kann. Es treten daneben zumindest breite Mittelschichtmilieus, die in ihrem Sprachgebrauch weder auf die exklusive Distanz der traditionellen Bildungs-Oberschichten zielen, noch auf die exzentrischen Sprachgebräuche anderer marginaler Milieus, sondern eine durch Freundlichkeit und Alltäglichkeit stärker geprägte Sprachform vorziehen, die sich aber durchaus an den Normen gebildeten Sprechens und Schreibens orientiert. Das korreliert mit dem Tatbestand, dass die zu bewältigenden Muster gesellschaftlicher Interaktion mit höheren Adaptationsleistungen verbunden sind – ein einziger sozialer Stil, eine einzelne Sprachform, reicht nicht für alle Fälle. So ist die gebildete Variation Kennzeichen einer modernen Standardsprachlichkeit.

4. Das Programm

Wie diese Variation aussieht, wo sie endet, welche Folgen das für Begriffe wie Standard, Norm usw. hat, welche Konsequenzen für die Beschreibung und Lehre normgerechten Sprachgebrauchs aus ihr erwachsen, wird in den Referaten der folgenden drei Tage dargestellt, analysiert und diskutiert werden.¹

Beginnen werden wir die Tagung mit einigen allgemein und terminologisch klärenden Beiträgen, dabei wird **Heinrich Löffler** (Basel) den Pol der normnahen Begriffe und Konzepte ausleuchten, **Ulrich Ammon** (Duisburg) wird die Frage der Variation und ihrer terminologischen Fassung behandeln. Anschließend wird **Susanne Günthner** (Münster) den Weg im Diskurs auftauchender Erscheinungen in Richtung Standardakzeptanz aufzeigen. **Stephan Elspaß** (Münster) beleuchtet dann die alltägliche Seite der Durchsetzung der Standardsprache im 19. Jahrhundert. **Helmut Spiekermann** und **Peter Auer** (Freiburg) berichten über die Entwicklung der südwestdeutschen Sprechsprache städtischer gebildeter Sprecher(innen), die von Standardannäherung und

¹ Die folgende Kurzübersicht über das Programm gab es im gesprochenen Text nicht; sie wurde hier in einer Weise formuliert, die den Charakter der Eröffnungssprache nicht zu sehr stören sollte.

zunehmender Variation im Standard gleichzeitig geprägt ist.² **Peter Schlobinski** (Hannover) beschäftigt sich mit internetspezifischen Sonderformen der Interaktion von Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Am zweiten Tag erläutert zunächst **Nina Berend** (IDS Mannheim) das Konzept, das der Untersuchung zur Variation in der gesprochenen Standardsprache im IDS zugrunde liegt und präsentiert erste Ergebnisse dieses Vorhabens. **Jannis Androutopoulos** (Hannover) diskutiert die Frage, inwieweit jugend- und szenesprachliche Ausdrucksweisen zu Quellen für den gesprochenen Standard werden. Am Nachmittag dieses Tages wird dann diskutiert, mit welcher Art von Variation auf den verschiedenen linguistischen Ebenen zu rechnen ist. **Ulrich Busse** (Halle-Wittenberg) beleuchtet dabei die Frage, wie aus dem Englischen stammende Wörter in eine gesprochene Standardform integriert werden. **Richard Schrodt** (Wien) thematisiert grammatische Normprobleme anhand von Problemen der Kongruenzregelung. Letztlich geht es in **Margret Seltings** (Potsdam) Beitrag um Variation in der Intonation.

Den dritten Tag eröffnet **Jürgen Erich Schmidt** (Marburg) mit Überlegungen zur Annäherung der als Standard eingeschätzten Oralisierungsnormen in der Bundesrepublik Deutschland. Im Anschluss werfen **Peter Bassola** (Szeged), **Marisa Siguan** (Barcelona) und **Stephen Barbour** (Norwich) Blicke aus der Sicht des Auslandsgermanisten auf die binnendeutschen Normprobleme, wodurch nebenher Licht auf die modernen europäischen Sprachenverhältnisse insgesamt fällt. **Matthias Wermke** (Duden-Verlag Mannheim) spricht im Anschluss daran über die Schwierigkeiten, aus unsicheren Normverhältnissen praktische Schlüsse zu ziehen. **Ludwig M. Eichinger** (IDS Mannheim) weist darauf hin, dass und wie sich Text- und Stilnormen sowie ihr Wandel als zentrale Indikatoren veränderter Norm- und Standardbegriffe verstehen lassen.

5. Dank und Wunsch

Ich danke heute schon allen Referentinnen und Referenten, dass Sie zu uns gekommen sind, wiewohl wir zumindest einige von ihnen auf recht dünnes wissenschaftliches Eis gebeten haben. Ich danke auch dem Vorbereitungsgrremium, in dem Peter Eisenberg (Potsdam) und Klaus Mattheier (Heidelberg) Werner Kallmeyer (Abteilung Pragmatik des IDS) und mir geholfen haben, das Konzept dieser Tagung zu entwickeln. Den Teilnehmern wünsche ich drei wissenschaftlich anregende Tage – und die Gelegenheit, den sozialen Teil dieses alljährlichen Treffens der Sprachgermanisten angemessen wahrnehmen zu können.

Literatur

Moser, Hugo (1967a): Ziele und Aufgaben des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim.
In: Moser et al. (1967), S. 9–14.

² Als Autor der in diesem Band abgedruckten Fassung fungiert H. Spiekermann allein.

- Moser, Hugo (1967b): Wohin steuert das heutige Deutsch? Triebkräfte im Sprachgeschehen der Gegenwart. In: Moser et al. (1967), S. 15–35.
- Moser, Hugo, gemeinsam mit Hans Eggers, Johannes Erben und Hans Neumann (Hrsg.) (1967): Satz und Wort im heutigen Deutsch. Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung. Jahrbuch 1965/1966. (= Sprache der Gegenwart I). Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Moser, Hugo, gemeinsam mit Hans Eggers, Johannes Erben und Hans Neumann (Hrsg.) (1968): Sprachnorm, Sprachpflege, Sprachkritik. Jahrbuch 1966/1967. (= Sprache der Gegenwart II). Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Steger, Hugo (1967): Über das Verhältnis von Sprachnorm und Sprachentwicklung in der deutschen Gegenwartssprache. In: Moser et al. (1968), S. 45–66.
- Trier, Jost (1968): Unsicherheiten im heutigen Deutsch. In: Moser et al. (1968), S. 11–27.

HEINRICH LÖFFLER

Wieviel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe

Abstract

Der Ausdruck „Begriffsklärung“ weckt zu hohe Erwartungen. Es müsste eigentlich „Versuch“ heißen. Die frühere hierarchische Gliederung des Deutschen in Hochsprache, Umgangssprache, Halbmundart, Mundart hätte weniger Mühe mit der Begriffsklärung gehabt. Empirisch untersucht wurden ohnehin nur die Dialekte oder Mundarten. Die Hochsprache war mit Orthographie, Orthophonie und Ortho-Grammatik wenn nicht wohldefiniert, so doch in allen Teilen fixiert. Umgangssprache und Halbmundart galten von beiden Polen her als in der Forschung zu vernachlässigende Mischformen.

Die jüngere Terminologie zur Sprachgliederung: Standard, Substandard, Nonstandard, auf die sich die strukturalistische und die empirische Richtung der Linguistik verständigt haben, sieht zwar schlanker und präziser aus, wird aber sogleich diffus, sobald man sie mit Varietäten weiter untergliedern oder Standard mit dem System- oder Normbegriff präzisieren will.

Die Gliederungsvorschläge und Merkmalszuweisungen stammen in der Regel nicht aus empirischer Objektbeobachtung. Es sind hypothetische Klassifikationsversuche oder „Modelle“, die sich auf eigene Spracherfahrung und -intuition berufen. Daraus resultiert eine Vielfalt von Definitionsanläufen trotz vordergründig einheitlicher Benennung.

Das Tagungsthema wird indessen in Form einer konkreten Frage paraphrasiert: „Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache“. Es sollte daher möglich sein, nicht die Vielfalt der angebotenen Definitionen zu betonen, sondern für die Begriffe bzw. Phänomene *Standard*, *Variation*, *Standardvariation*, *deutsche Standardsprache* eine operationale Definition oder Umschreibung zu finden, die soweit tauglich ist, dass die Frage beantwortet werden kann, welche Art von Variation innerhalb der Standard-Grenzen anzusiedeln ist und welche außerhalb. Die Folgen der theoretischen Zuordnung von „Variation“ zu Standard oder Nonstandard sind von recht praktischer Natur, nicht nur für die Dudenredaktion.

Vorbemerkung

Als man in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Gesprochene Sprache (der Gebildeten) als Gegenstand der Linguistik neu entdeckte, war sogleich klar, dass dieses gesprochene „Gute Deutsch“ wohl eigene Regeln hat, die nicht so rigoros und festgeschrieben waren wie bei der geschriebenen (Literatur-)Sprache, aber auch nicht so beliebig wie bei der salopperen Umgangssprache oder gar den vermeintlich regellosen Dialekten. Anstelle der Bezeichnung „Hochdeutsch“, die man für nicht ganz frei von sprachlichem

Standesdünkel währte, erwies sich damals die aus dem Englischen entlehnte Bezeichnung „Standard(sprache)“ als angemessener Name.

Seitdem wurde zwar viel über die Binnengliederung der deutschen Sprache diskutiert, auch wurden Verfahren für eine Varietäten-Linguistik (Soziolinguistik) und eine „Varietäten-Grammatik“ entwickelt, doch kann bis heute von einer festen und einheitlichen Terminologie nicht die Rede sein. An die Stelle der früheren Sicherheit in der Theorie- und Modellbildung im Bereich der Binnengliederung des Deutschen ist heute dank einer verbreiteteren Datenlage die Möglichkeit zu genauerer Beobachtung getreten.¹

So ist es fast etwas vermessen, an den Anfang einer Vortragsreihe zum Thema „Standardvariation“ eine „Begriffsklärung“ stellen zu wollen. Passender wäre vielmehr eine Erklärung, weshalb eine Begriffsklärung vorab nicht möglich ist. Vielleicht wäre am Ende, nach den Einzelvorträgen, ein terminologischer Versuch angebracht.

Man könnte überhaupt das Tagungsthema insgesamt als Versuch einer Neubegrenzung oder Neudefinition von Standard ansehen.

Das Dilemma mag vielleicht künstlich und gespielt erscheinen. Es müsste doch möglich sein, vereinfachend vorzutragen, was man unter Standard und Standardsprache und dem Gegenteil, den Nichtstandardsprachen gemeinhin und speziell in der deutschen Linguistik versteht. Man könnte sich sodann der eigentlichen Tagungs-Frage zuwenden: *Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?*

Übersetzt man den Titel der Tagung versuchsweise in eine herkömmliche, mehr alltägliche Ausdrucksweise, so scheint das Problem noch einfacher: Es gehört wohl zum normalen Wissen der Sprachteilnehmer, dass das Deutsche nicht überall und immer gleich klingt oder gleich gebraucht wird. Offensichtlich wird im Deutschen einmal so, einmal anders gesagt und geschrieben, also variiert. Dabei gibt es offensichtlich auch eine Standardvariation. Wollte man darunter jedoch eine „Normal“-Variation verstehen, eine Allerweltsvariation sozusagen, würde man schon einem ersten Irrtum erliegen. Der Versuch, den Tagungstitel auf Normaldeutsch zu verstehen, führt in eine Falle. „Standard“ und Standardvariation haben offensichtlich verschiedene Bedeutungen. Nicht nur der Alltagsgebrauch davon ist uneinheitlich, auch bei Linguisten ist es nicht anders.

Standard-Variation im Sinne des Tagungsthemas ist die Variation des Standards oder der Standardsprache und nicht die standardmäßige Normalvariation unserer Sprache.

¹ Zur formallinguistischen Varietäten-Theorie: Lieb (1997); zur Varietätengrammatik: Klein (1974); und sein heutiger zweifelnder Rückblick dazu: Klein (1998). Themen, die damals als soziolinguistisch galten, werden heute eher unter Varietäten-Linguistik zusammengefasst (Löffler 1995).

Eine vorgängige Begriffsklärung oder wenigstens der Versuch dazu scheint doch nicht ganz abwegig zu sein.

Welches Ausmaß die Aufgabe einer Begriffsklärung aber annehmen müsste, wollte man sie wirklich unternehmen, mag folgende Liste zeigen, die sich bei der Suche nach erklärungsbedürftigen Begriffskandidaten ergeben hat.

Die zu klärenden Begriffe²

STANDARD:

Standard/Standardsprache/Deutsche Standardsprache

Standardnorm/Standard-Muster

Alternativ-Begriffe:

Hochsprache/Hochdeutsch

(Deutsche) Gemeinsprache

Deutsche Einheitssprache

Deutsch/Gutes Deutsch

(Deutsche) Schriftsprache/Schriftdeutsch

*(Deutsche) Kultursprache/*Kulturdeutsch³*

*(Deutsche) Nationalsprache/*Nationaldeutsch*

*(Deutsche) Literatursprache/*Literaturdeutsch*

Standard-Bereiche:

Hochlautung/Orthophonie

Gemäßigte Hochlautung

Rechtschreibung/Orthographie

**Gemäßigte Orthographie (?)*

*Grammatik/*Ortho-Grammatik*

**Standard-Morphologie*

**Standard-Syntax*

**Standard-Lexik*

**Standard-Phraseologie*

² Die Liste enthält eine Sammlung von Ausdrücken und Bezeichnungen, die bei der Durchsicht einschlägiger Nachschlagewerke und Untersuchungen entstanden ist. Oft bleiben die Begriffe undefiniert oder im günstigsten Falle werden sie ad hoc individuell erklärt: „Unter Standard verstehe ich ... oder wollen wir hier verstehen ...“. Auf einen genauen Stellennachweis kann verzichtet werden. Als Literaturangabe kann hier mehr oder weniger das gesamte Titelverzeichnis dienen.

³ Mit einem * versehen sind erfundene Bezeichnungen, die in dieser Form nicht vorkommen, jedoch aus systematischen Gründen eine Bezeichnungslücke füllen würden.

Vorgänge und Modalitäten im Bereich Standard:
Normierung/Standardisierung/Destandardisierung
Standard-Inventar
Standard-Varianten
Standard-Variation
*Vollstandard, Superstandard*⁴

SUBSTANDARD

*Standard-Varietät(en)/Existenzformen*⁵/**Lekte*:
 (= **Variantenbündel* = Substandard?)
Nationale Varietäten:
 **Teutolekt*
 **Austriolekt*
 **Swissolekt*

Medio-Lekte
Idio-ekte
Sozio-Lekte: Gruppen/Fachsprachen/Sondersprachen
Situo-Lekte/Funktio-Lekte/Stile
 **Gender-Lekte*
 **Alters-Lekte/Jugendsprache/Seniorensprache*

Flankierende Begriffe um den Bereich Standard/Substandard:

Inventar (linguistischer Zeichen)
Register (= Situolekt/Stil)
Repertoire
Langue/Parole
System/Subsystem/Diasystem/Diatypen

Gegen-Begriffe:

NONSTANDARD (oder *Substandard?*)
Nonstandard-Muster

Umgangssprache
Standardnahe Umgangssprache (= Substandard?)
Mundartnahe Umgangssprache
Alltagsprache
Gebrauchssprache

⁴ Fleischer/Michel/Starke 1993, S. 209.

⁵ Dieser Ausdruck wurde vor allem von der funktionallinguistischen Varietätenlinguistik in der damaligen DDR gebraucht (so auch noch bei Fleischer/Michel/Starke 1993, S. 208).

Koiné
Jargon
*Missingsch*⁶

Dialekt / Mundart / dialect
Traditioneller Dialekt
Basisdialekt / Grunddialekt / Basolect
**Idio-Dialekt*
Orts- / Lokaldialekt
Regional-Dialekt / Macrolect
Regional-Sprache
Slang

Flankierende Begriffe im Bereich Standard/Substandard/Nonstandard:

Kontinuum
Ausbausprache / Abstandsprache / Sprachliche Überdachung

Beteiligte linguistische Disziplinen

**Standard-Linguistik*
Variations-Linguistik
Varietäten-Linguistik / Soziolinguistik
Varietäten-Grammatik (mit Implikationskalen)
Stilistik
Pragmatik
Phraseologie
Dialektologie
Empirische Sprachforschung
Sprachstatistik

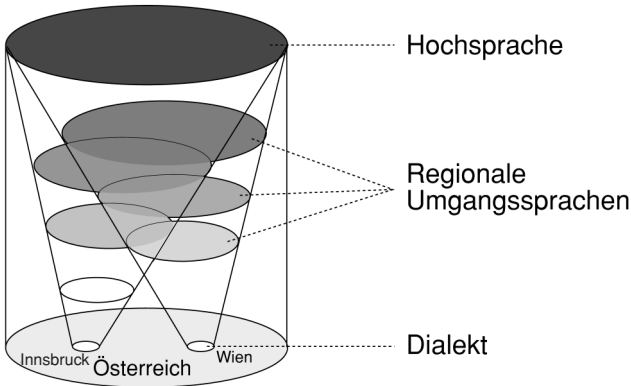
Die Liste soll demonstrieren, dass die Klage über die Unmöglichkeit einer Begriffsklärung – dazu noch in einer knappen Stunde – nicht gespielt sondern begründet ist. Es wird daher Aufgabe aller folgenden Beiträge sein, direkt oder indirekt etwas zur Begriffsklärung beizutragen.

Hochsprache – Umgangssprache – Mundart

Aus praktischen Gründen empfiehlt sich hier eine Beschränkung des Klärungsversuchs auf das alte einfache Dreiermodell, allgemein bekannt als die Trias *Hochsprache – Umgangssprache – Mundart*, moderner ausgedrückt: *Standardsprache – Substandardsprache – Dialekt* oder kürzer: *Standard – Substandard – Nonstandard*.

⁶ Vgl. Barbour/Stevenson 1998, S. 153.

Die innersprachliche Hierarchie kennt also ganz oben Standard, ganz unten Nonstandard und dazwischen die Umgangssprache(n)⁷.



Kommunikative Reichweite von Hochsprache und Dialekten am Beispiel Österreichs (nach König, Werner, dtv-Atlas zur deutschen Sprache, München 1978 (1994), S. 132)

Auch diese vereinfachte Dreier-Benennung erfordert noch einen beträchtlichen Klärungs-Aufwand.

Standard in den Nachschlagewerken

Standard ist gemäß Wörterbüchern bereits im 19. Jh. aus dem Englischen übernommen worden und hat eine traditionelle deutsche Bedeutungs-Linie. Das Wort selbst stamme aus dem Altfranzösischen. Die einen meinen, es gehöre zu altddeutsch *stand-hart*⁸, andere führen es auf mittellateinisch *extendere* (*étend-ard*) zurück⁹. Die genauere etymologische Abklärung wäre eine eigene Untersuchung wert.

In den großen allgemeinen Nachschlagewerken liest man unter STANDARD¹⁰

1. Richtschnur, Maßstab, Norm, Normalmaß, Normalausführung einer Ware
2. die in allgemeinen Qualitäts- und Leistungsniveaus erreichte Höhe
3. Messwesen: Das „Normal“
4. Musik: Musikstück, das zum festen Bestand des Repertoirs einer Band oder bestimmter Bands gehört (Jazz)

⁷ Das Dreiermodell wurde indessen mit unterschiedlichen Benennungen zu einem Vierer- oder Fünfermodell erweitert: Mundart – Halbmundart – Umgangssprache – Hochsprache (Bach 1950); Grundmundart – Gehobene Mundart – Umgangssprache – Landschaftliche Hochsprache (Ruoff 1973); Bauernmundart – Stadtmundart – Verkehrsmundart – Verkehrssprache – Hochsprache (Kranzmayer 1956). Hierzu und zu weiteren Vorschlägen: Wiesinger 1997.

⁸ FEW 17, S. 220, Etym. WB. 1989 3, S. 1694f.

⁹ Grimm DWB 17, S. 727–730.

¹⁰ Brockhaus 1993, Duden 1999.

Ebenfalls in den genannten Lexika finden sich (in Auswahl) folgende Wortverbindungen mit *Standard-*

Standardabweichung (Statistik)

Standard English (Sprache)

Standardfunktion/Standardprozedur (Computer-Software)

Standardisierung:

1. BWL Vereinheitlichung ganzer Erzeugnisse und Erzeugnisteile (Normierung) und Fertigungs- und Verwaltungsabläufe
2. Psychologie: Arbeitsschritte bei der Konstruktion psycholog. Tests
3. Statistik: Transformation einer Maßzahl, Prüfgröße oder Zufallsvariable

Standardkosten/Normkosten, Richtkosten, Plankosten (BWL)

Standardmodell (Physik)

Standardsituation/Standardbälle (Ballsport, Fußball)

Standardsorte (Obstbau)

Standardsprache: siehe Hochsprache

Standardtänze (Tanzsport)

Standardwerke (Bibliotheks-, Verlagswesen)

Standardwerte (Börse)

Man kann sich denken, dass *Standardtänze* und *Standardbälle* (also Wiener Walzer und Freistoßflanke) nicht denselben Standardbegriff teilen, auch nicht die *Golden Delicious* auf den Apfelbäumen und die *Blue Chips* an der Börse. Bei den Diskussionen um den Begriff *Standardsprache* scheinen indessen all diese Konnotationen irgendwie mitzuschwingen. Es ist offensichtlich ein Merkmal von allgemein verbreiteten und eingängigen Bezeichnungen, so diffus zu sein, sodass sich jeder darunter etwas (anderes) vorstellen kann. Bei *Standardsprache* gehen die Auffassungen vom ehemals Elitären, Unerreichbaren über das musterhaft Normale bis hin zum unspektakulär Einfachen, wie es damals der *VW Standard* gewesen ist, der für kleine Portemonnaies gedacht war, und bei dem man dafür beim Schalten noch Zwischengas geben musste.

Standardsprache/Hochsprache

Zu bemerken ist auf der Liste, dass beim Stichwort *Standardsprache* nicht auf *Standard English* verwiesen wird, sondern auf *Hochsprache*. Standardsprache wird im selben Wörterbuch dann an Ort und Stelle so erklärt:

„Die über den Mundarten, lokalen Umgangssprachen und Gruppensprachen stehende, allgemeinverbindliche Sprachform; gesprochene und geschriebene Erscheinungsform der Hochsprache.“¹¹

Die Erklärung aus einem linguistischen Nachschlagewerk:

¹¹ Duden 1999, Bd. 8, S. 3699.

Standardsprache:

„(auch Hochdeutsch/Nationalsprache) seit den 70er Jahren in Deutschland üblich für die Historisch legitimierte überregionale mündliche und schriftliche Sprechform der sozialen Mittel- und Oberschicht. Die Normierung wird über öffentliche Medien und Institutionen und das Bildungssystem kontrolliert und vermittelt.“¹²

oder: „Als Standardsprache (auch Einheitssprache, Hochsprache, Literatursprache) bezeichnet man eine grammatikalisch weitgehend vereinheitlichte und phonetisch den Regeln der prestigeträchtigen deutschen Hochlautung (DH) genügenden Varietät des Deutschen.“¹³

„Jene Art von Deutsch, die man traditionell sowohl mündlich als auch schriftlich an Schulen erwartet und weiterentwickelt, die in den meisten Grammatiken und Wörterbüchern zu finden ist und so gut wie allen ausländischen Deutschlernenden beigebracht wird.“

„Die Aussprache der Standardvarietät wird ebenso wie ihre Grammatik und Orthographie u. a. im Duden und darüber hinaus im Siebs, Dt. Aussprache beschrieben. Gemessen am sozialen Prestige gilt Standarddeutsch vielfach, doch nicht grundsätzlich als die akzeptabelste Sprachform.“¹⁴

„Überregional gebrauchte Sprache des größten Teils der Gebildeten einer Sprachgemeinschaft, insbesondere aber deren geschriebene Sprache“. „Sprache, die im Sprachverkehr der oberen und mittleren sozialen Schichten verwendet wird.“ „Ich möchte demgegenüber die gesprochene Sprache ausdrücklich einbeziehen, ... es scheint mir gerade der Vorteil der Bezeichnung ‚Standardsprache‘ zu sein, dass sie den schriftlichen und den mündlichen Gebrauch zusammenzufassen gestattet. ... Dabei schlage ich eine Definition ex negativo vor: unter deutscher Standardsprache der Gegenwart verstehe ich die heute gehörte und gelesene, gesprochene und geschriebene Sprache, soweit sie als allgemein gebraucht, als nicht-mundartlich und als nichtschichtenspezifisch betrachtet wird.“¹⁵

Deutsche *Standardsprache* scheint nicht dasselbe zu sein wie *Standard English*. Es ist ein anderes Wort für Hochdeutsch.

Vielleicht ist Standard etwas weniger „hoch“ als das „Hochdeutsche“ und klingt weniger elitär.

Schon 1973 wurde solche Kritik laut:

„Der Terminus Standardsprache beginnt den Terminus Hochsprache heute abzulösen, ohne dass man behaupten könnte, er sei glücklicher gewählt. Während bei Hochsprache die populärwissenschaftliche Assoziation des Hohen (gegenüber der ‚niederer‘ Umgangssprache s. d.) für die Ablehnung dieses Terminus und seine Ersetzung durch ‚Standardsprache‘ maßgeblich gewesen ist, ist gegen ‚Standard‘ einzuwenden, daß man sich unter der damit bezeichneten Sprache etwas Statisches, stur Fixiertes, ein für allemal Festliegendes vorstellen könnte. Damit wäre der Wirklichkeit wenig Rechnung getragen, in der sich Sprache in einem ständigen Entwicklungsprozeß befindet, der eine Folge der sich ständig ändernden Wirklichkeit darstellt. Ferner ist zu bedenken, daß Abweichungen von einem Standard (vom ‚Normalen‘) durch diese Bezeichnung als nichtnormal diskriminiert werden. Die Ersetzung des einen Terminus durch den anderen provoziert so die

¹² Bußmann 1990, S. 732.

¹³ Barbour/Stevenson 1998, S. 53.

¹⁴ Barbour/Stevenson 1998, S. 145.

¹⁵ Glinz 1980, S. 609f.

Ersetzung eines Vorurteils durch ein bzw. mehrere andere und trägt zur Aufrechterhaltung von Sprachnormierung (s. d.) bei, die sich als durch Vorurteile bedingte soziale Barriere charakterisieren lassen.“¹⁶

Ob das Hochdeutsche nun wirklich die Sprache nur der Gebildeten ist oder nicht, es ist jedenfalls im Duden und in anderen Wörterbüchern und Grammatiken als allgemein gültig kodifiziert. Nicht ganz sicher ist, ob alles, was unter Standardsprache verstanden wird, auch im Duden steht.

Wenn man also für *Standard Hochdeutsch* sagt, das im Duden steht, und statt *Variation Vielfalt des Deutschen*, so kann man den Tagungstitel so umformulieren: „Wie vielfältig darf das Deutsche sein, das im Großen Duden und in den Deutsch-Grammatiken als gültig und richtig dargestellt ist und das man in den Schulen und insbesondere den Ausländern zum Lernen vorsetzt?“ Eigentlich sollte diese für jedermann verständliche Frage doch vom Duden mit seinem Überblick und seiner langen Erfahrung beantwortbar sein und den vielen gescheiterten Leuten, die sich um die Erforschung der deutschen Gegenwartssprache bemühen.

Sobald man jedoch konkrete sprachliche Beispiele nimmt, den Begriff *Standardsprache* oder *Hochdeutsch* mit Material füllen will, wird es sogleich schwierig. Die Daten, die man hört und liest, entsprechen in den seltensten Fällen dem, was als Norm kodifiziert ist. Man sollte sich daher zuerst einmal darauf verständigen, in welchen Bereichen der Sprache Standard gelten soll – in der Grammatik oder nur in der Aussprache? – denn selbst Fachleute stellen mit Recht fest:

„Deutsche Orthoepie (Dt. Hochlautung) gibt es nicht einmal als ideelles, sicher nicht als reales Objekt“. Sie ist ein Ergebnis von „Lautloser phonologischer Schreibtischforschung. Es gibt keine deutsche Einheits-Aussprache.“¹⁷

Ist Standardsprache demnach eine Fiktion oder gar Illusion? muss man sich fragen. Gilt sie vielleicht, wenn schon nicht in der Aussprache, so doch in der Grammatik und im Wortschatz?

Die Garanten des Standards

Es geht nicht nur um die richtige Aussprache des Deutschen, es geht auch um die richtige Verwendung des Akkusativs oder Genetivs und verschiedener Wörter und Ausdrücke. Es geht aber auch um die Frage, wer die Gewährsleute sind für den richtigen Sprachgebrauch. Welche „Gebildeten“ sollen das sein? Und weiter um die Frage, welcher Personenkreis eigentlich die Institution DUDEN bildet, die entscheidet, was aus dem riesigen Sprachcorpus der „Gebildeten“ in die Norm-Bücher aufgenommen werden soll.

¹⁶ Jäger 1973, S. 271.

¹⁷ Auer 1990, S. 2.

Fast erinnert man sich an Platons Kratylos, wo auch gefragt wird, wer eigentlich die Richtigkeit der Wörter und Namen garantiere. Dort ist es der *Nomothetes*, der Normsetzer oder Gesetzeshüter ... Und letztlich seien es die Götter selbst, die den richtigen Sprachgebrauch garantieren und hüten.¹⁸ Neben den sogenannten „Halbgöttern in Weiß“ gibt es offensichtlich auch Halbgötter der Sprachrichtigkeit am Bibliographischen Institut und, um im Bild zu bleiben, die Lehrer und Schüler und das Volk wären dann eben nur die gewöhnlich Sterblichen, die der verordneten göttlichen Sprachrichtigkeit hilflos ausgeliefert sind. Die Linguisten könnte man allenfalls als die Heroen bezeichnen, deren Bemühungen manchmal Prometheus-ähnliche Züge annehmen, häufiger jedoch als Sysiphus-Arbeit enden.

Wir hier haben es mit der ganz irdischen Frage zu tun, was im Deutschen für richtig oder weniger richtig oder falsch gelten solle, wer das bestimmt auf Grund welcher Daten und Beobachtungen. Um die Frage zu konkretisieren:

Ist *Mutter* richtig oder auch *Mutte*, und was ist mit *Mutta* oder *Mu'ddr*? Heißt es *fertich* oder *fertik* oder *fertisch* oder *faartich*? *Wea is als aarsta faartich*? Ist „der“ Radio oder nur „das“ Radio richtig oder gilt *Blumenkohl* oder *Karfiol*, *Tomaten* oder *Paradeiser*, *Erdäpfel* oder *Kartoffeln*? Darf man sagen oder schreiben: *Das lass ich außen vor* oder *da weiß ich nichts von* – oder *andersherum wird ein Schuh draus* und *das schleckt keine Geiss weg*? Wo sollen die Götter oder Heroen die Grenze ziehen?

Der Begriff Standard hat offensichtlich seine Tücken. Versucht man es mit den Gegenbegriffen, wird die Lage nicht einfacher.

Als Trost auf dem harten Weg der Begriffsklärung seien ein paar Statements genannt von fachlichen Leidensgenossen:

„Ein großer Anteil sprachwissenschaftlicher Studien ist der ernsthaften Beantwortung recht trivial anmutender Fragen gewidmet.“¹⁹ Man könnte fortfahren: „Und dadurch werden die trivialen Fragen jeweils zu großen Problemen stilisiert“, oder, wie Werner König es kürzlich formuliert hat:

Es gibt „Theorien, die sich ihre Wirklichkeit selber schaffen.“²⁰

¹⁸ Sokrates: Es ist also ein Werk dessen, der die Gebräuche einrichtet, des Gesetzgebers, dessen jener Belehrende sich bedient, wenn er sich der Worte bedient? Hermogenes: So scheint es mir. Sokrates: Und meinst du, dass jedermann ein Gesetzgeber ist, oder nur, der die Kunst innehat? Hermogenes: Der die Kunst innehat. Sokrates: Also, o Hermogenes, kommt es nicht jedem zu, Worte einzuführen, sondern nur einem besonderen Wortbildner. Und dieser ist, wie es scheint, der Gesetzgeber, von allen Künstlern unter den Menschen der seltenste. Hermogenes: So scheint es.“ (Platon 1990, 388d S.415) „... wobei er zum Aufseher hätte, einen dialektischen Mann, wenn er die Wörter gut bilden soll“ (390d S. 421). „und vielleicht sind auch einige von diesen [Namen] durch eine göttlichere als der Menschen Kraft festgesetzt worden“ (397b S. 441).

¹⁹ Barbour/Stevenson 1998, S. 1.

²⁰ König 2000.

Gegenbegriff „Dialekt“

Der triviale Gegen-Begriff von *Standard* oder *Hochdeutsch* ist *Dialekt*. „Dialekt“ ließe sich so „definieren“:

Sprachsystem (im Sinne von langue)

- (a) mit Ähnlichkeit und partieller wechselseitiger Verstehbarkeit zu anderen verwandten Systemen
- (b) regional gebunden
- (c) keine Schriftlichkeit bzw. Standardisierung durch normierte orthographische und grammatische Regeln.²¹

Ich habe an anderen Stellen versucht, den Begriff *Dialekt* formal und inhaltlich abzugrenzen – und ihn als relationalen Begriff bezeichnet, den man immer nur in der Beziehung zum Standard oder Nicht-Dialekt sehen kann, wie umgekehrt Standard sich als Nicht-Dialekt abgrenzen lässt.²² Die Relation Standard – Non-Standard/Dialekt bleibt dabei immer bestehen, unabhängig davon, was man konkret materiell-sprachlich meint, ob ganze Lautsysteme (Dia-Systeme) oder nur Signalwörter wie *dat* und *wat* oder *Muttal Vatta* und *Ooje*.

Wenn man aber liest, dass das Standard English (und demnach auch das Standarddeutsche) auch nur ein *dialect* sei, da wird wohl engl. *dialect* anders gebraucht als deutsch *Dialekt*.²³ Überhaupt sollte man darauf achten, in welcher Sprache diese anscheinend einheitlichen Internationalismen gebraucht werden.

Offensichtlich verstehen manche – und nicht nur die Englischsprachigen – unter *Dialekt* das gleiche wie *Varietät*: *Standard* ist dann ein *Dialekt* des Deutschen. Und *Non-Standard* ist bei manchen nur *Substandard* und umgekehrt.

Es geht also auch hier drunter und drüber beim Definieren. In der Praxis geht es indessen gar nicht um die formalen Abgrenzungen sondern darum, wie man konkrete sprachliche Beispiele zuordnen kann. Sobald man jedoch Beispiele bringt, geraten alle Definitionen ins Wanken. Darf man statt *ohnehin* auch *sowieso* sagen? Darf man die Tür oder die Augen *zumachen* oder muss man sie *schließen*? Ist das eine Standard und das andere Dialekt? Es geht um ganz konkrete Fälle, die es zu klassifizieren gilt. Da helfen vage oder exakte Definitionen wenig.

Man spricht hier nicht nur vom „Datensalat“²⁴, der sich nicht in Schubladen füllen lässt. Man kann wohl auch vom Begriffs-Salat sprechen. Dabei haben alle mit ihren unterschiedlichen Auffassungen irgendwie recht, wenn

²¹ nach Bußmann 1990, S. 177.

²² Löffler 1982; Löffler 2003, S. 1–10.

²³ Crystal 1995, S. 24.

²⁴ Hofer 1997, S. 115.

man die Vorschläge jeweils in deren unterschiedlichen Kontexten belässt. Wenn *dialect* irgendeine Sprachform oder Existenzform der Sprache ist, dann ist Standard ein *dialect*. Wenn man aber Standard und Dialekt als die beiden äußeren Pole einer Sprachskala setzt, dann sind es Gegensätze, die sich aus dem Gegenteil zum jeweils anderen definieren. *Standard* ist kein *Dialekt* und *Dialekt* ist das Gegenteil von Standard. Wenn allerdings einer von *Standard-Dialekt* spricht, geht auch diese Formel nicht mehr auf.

Gegenbegriff „Umgangssprache“

Hier nun der mittlere „Gegenbegriff“, der vielleicht nur ein Unter-Begriff von Standard ist (Sub-Standard): die Umgangssprache.

- (1) Vorwiegend in der deutschen Germanistik gebrauchter Terminus für den großen heterogenen Bereich von Sprachvarietäten zwischen Hochsprache/Standardsprache einerseits und kleinräumig gebundenen Dialekten andererseits (U. als eine Art „Ausgleichsvarietät“ zwischen Hochsprache und Dialekt, die zwar deutliche regionale Färbung, jedoch keine extremen Dialektismen aufweist.)
- (2) Bezeichnung einer Stilschicht, die für informellere, privatere Situationen angemessener erscheint, als die eher auf formelle Situationskontexte beschränkt bleibende Hochsprache; entspricht in dieser Verwendung dem engl. colloquial speech.²⁵

Man könnte verkürzt formulieren: *Standard* ist die überregionale, normierte Sprachform, die kodifiziert ist für schriftlichen und teilweise mündlichen Gebrauch, und die auch unterrichtet wird.

Dialekt ist das Gegenteil (Non-Standard): regional und örtlich, nicht normiert jedenfalls nicht kodifiziert, nur für mündlichen Gebrauch und nicht für den Unterricht bestimmt.

Umgangssprache ist dazwischen, teilweise überregional, teilweise normiert und kodifiziert, eher mündlich, aber auch schriftlich – und nur teilweise für den (Ausländer-) Unterricht geeignet, allenfalls auf der Fortgeschrittenenstufe. *Umgangssprache* ist das, was man gemeinhin nach dem Sprachunterricht bei einem Sprachaufenthalt im Lande erlernen soll.

Die Dreiteilung: *Standard* – *Substandard*/bzw. *Umgangssprache* – und *Non-standard* bzw. *Dialekt* bringt zwar eine Vereinfachung in den Begriffs-Dschungel, doch bleiben die Abgrenzungen immer unscharf und erscheinen manchmal geradezu beliebig. Das würde sich auch nicht ändern, wenn man hilfsweise weitere Bezeichnungs-Vorschläge aus der obigen Liste beiziehen würde.

²⁵ Bußmann 1990, S. 814.

Standardvariation und Standardvarietäten

Ein Begriff aus der Liste soll jedoch etwas genauer betrachtet werden. Es ist bei Standard immer von *Varietäten* die Rede. Vielleicht hängt *Standard-Variation* mit diesen Varietäten zusammen? *Varietäten* scheinen die Verbindung hin zum *Substandard* oder *Nonstandard* zu bilden und werden als Variations-Quellen verdächtigt.

Varietät: Neutraler Terminus für eine bestimmte kohärente Sprachform, wobei spezifische außersprachliche Kriterien Varietäten definierend eingesetzt werden.

Geographische Kriterien: Dialekt

Soziale Kriterien: Soziolekt

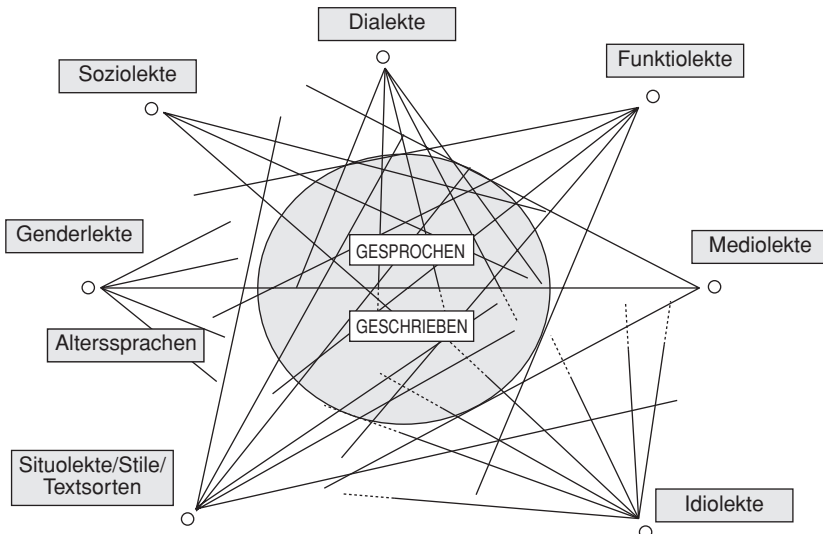
Funktionale Kriterien: Fachsprachen, Sondersprachen.

Situationelle Kriterien: „Register“²⁶

Ich habe vor vielen Jahren einmal versucht – zwar auch am Schreibtisch, aber doch anhand vorhandener empirischer Studien – ein „Modell“ der Varietäten zu skizzieren, mit denen sich der Sprachkuchen in Stücke schneiden ließe. Leider ist keine schöne Torte herausgekommen, sondern eher eine Art Igel:

Das Bild aus „Germanistische Soziolinguistik“ ist hier stark vereinfacht.

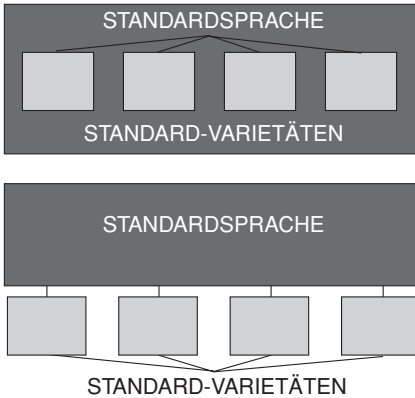
STANDARD-VARIETÄTEN²⁷



²⁶ Bußmann 1990, S. 826.

²⁷ Löffler 1995, S. 86. Im Original folgen der Graphik 80 Seiten nähere Ausführungen, auf die hier nur verwiesen werden kann.

Wir sind sozusagen am „Höhepunkt“ der Kompliziertheit angelangt. Nachfolgend soll es wieder einfacher werden, z. B. mit der Frage, ob die Standard-Varietäten, also die verschiedenen „Sprachgebrauchs- und Erscheinungsformen“ oder „Stile“ alle zusammen die Standardsprache ausmachen, ob Standard also die Summe aller Varietäten ist oder Standard selber nur eine, wenn auch die größte Varietät unsere Sprache. (s. Graphik).



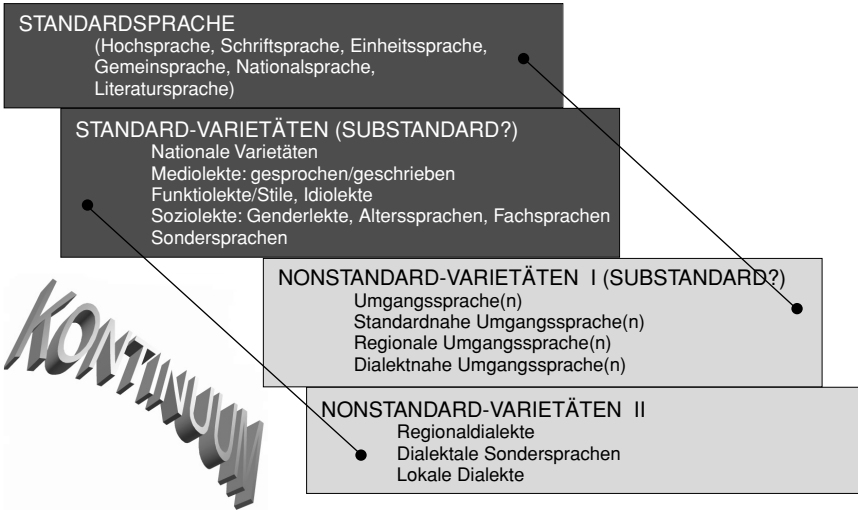
Die Einteilung: Standard (mit Varietäten = Substandard) – Umgangssprache – Dialekt (als Nonstandard-Varietäten) scheint einfach genug und tauglich, um unser Problem der Standard-Variation anzugehen.²⁸



²⁸ Man muss sich nur im Klaren sein, dass die Sprachwirklichkeit – und die des Deutschen insbesondere – keine Einteilungen kennt, sondern einen „Datensalat“ oder – positiv gastronomisch ausgedrückt – einen Sprachkuchen darstellt.

Das Kontinuum

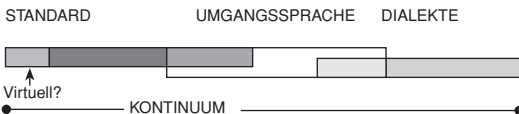
Die traditionell vertikale Anordnung ohne Übergänge scheint jedoch der Sprachwirklichkeit mit ihren unscharfen Gliederungsgrenzen nicht zu genügen. Der Versuch, sowohl die Dreiteilung auf der einen als auch die Nicht-Abgrenzbarkeit der Sprachwirklichkeit auf der anderen Seite abzubilden, ist die Theorie oder das Modell vom KONTINUUM²⁹.



Also nicht eine Hierarchie zwischen Standard, Substandard und Nonstandard, sondern eine Überlappung, ein Kontinuum.

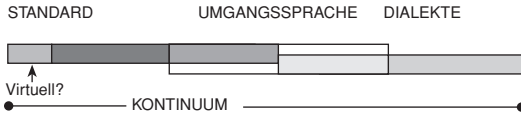
Die individuelle Teilhabe an diesem Kontinuum (s. schwarze Balken) kann dabei sehr unterschiedlich „variieren“ und ist eine Frage exakter Beobachtung. Wo im Einzelfall die beiden Pole liegen, ist auch eine Frage der individuellen Selbsteinschätzung, wie auch die Benennung der beiden Pole sehr individuell sein kann.

Auch hier sperrt sich die Wirklichkeit gegen die Modellierung: Es soll eine standardnahe und eine mundartnahe Umgangssprache geben – und dann noch einen mittleren Teil:



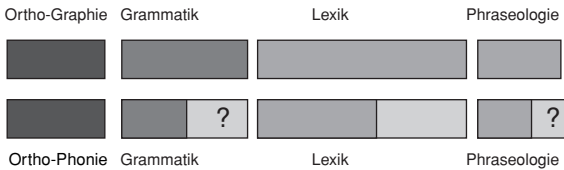
²⁹ Ausführlich dazu: Barbour/Stevenson 1997, S. 145–198.

Oder bildet die Umgangssprache insgesamt nur die Kontaktzone von Standard und Dialekt und ist somit eine je unterschiedliche Mischung als Standard und Dialekt?



Will man die drei Zonen des Kontinuums füllen mit konkreten Sprachformen muss man auch klären, um welche Sprachformen es handelt, ob geschrieben oder gesprochen, und in welchen sprachlichen Bereich sie gehören: zur Aussprache, Grammatik, Wortschatz oder Phraseologie. Diese sind in unterschiedlichem Maße von Standard und Normierung betroffen:

STANDARDSPRACHE - geschrieben



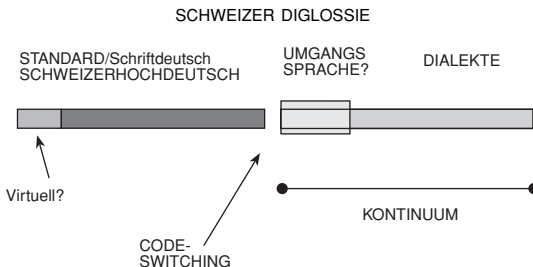
STANDARDSPRACHE - gesprochen

Legende:

- = streng normiert u. kodifiziert
- = normiert u. kodifiziert
- = schwach normiert u. teilweise kodifiziert
- ? = schwach normiert u. nicht kodifiziert

Die Schweizer Diglossie

Auf die Schweiz bezogen, sähe das Kontinuums-Modell noch etwas anders aus:



Die Diglossie-Situation besagt, dass eine strikte Trennung zwischen Standard und Dialekten besteht. Neuere Untersuchungen zur schweizerdeutschen Alltagssprache nähren jedoch die Vermutung, dass es innerhalb der Dialektzone ein Kontinuum gibt, das wie die deutsche Umgangssprache funktioniert.³⁰

Standard-Autoritäten und Daten-Lieferanten

Auch die Liste der Autoritäten, der Daten-Geber, muss man genauer anschauen – und vielleicht um neue Datenquellen wie z. B. dem Internet erweitern. Daten-Lieferanten für den Standard der Geschriebenen Sprache sind:

- Printmedien
- AV-Medien (in Auswahl)
- Belletristik (Schriftsteller)
- Sachbücher
- Internet
- Eigene Kompetenz als Kontrollinstanz
(alle getrennt nach Ländern und Regionen)

Daten-Lieferanten für den Standard der gesprochenen Sprache sind:

- Schauspiel- und Rednerschulen³¹
- Berufssprecher an Radio und Fernsehen
- Konversation mit Standardsprechern/-innen
- Meinungen/Einschätzungen von („gebildeten“ oder auch „ungebildeten“?)
Sprecher/-innen
- Eigene Kompetenz als Kontroll-Instanz
(ebenfalls getrennt nach Ländern und Regionen).

Vielleicht muss man aber nicht nur den Leuten aufs Maul schauen, sondern sie auch fragen, was sie selber von solchen Einteilungen und Zuordnungen halten: Offensichtlich wissen die Leute besser Bescheid, was Hochdeutsch und Dialekt und dazwischen ist – jeweils an ihrem Ort und ihrer Gegend und in ihren Kreisen. Die mentalen Konzepte der Sprachbenutzer sind durchaus als Informationsquellen zur Binnengliederung des Deutschen heranzuziehen.³²

Ansätze und Projekte hierfür liegen vor und sind in Arbeit.³³

Unsere Tagungsfrage soll doch schließlich zu der Antwort führen, was am Ende wieder in Dudens Wörterbüchern und Grammatiken stehen soll.

³⁰ Vgl. Christen 1998, Strübin 1976.

³¹ Neben den Bühnenschaffenden waren an der Normierung auch die Rundfunkanstalten, die Post (!) und die Schulverwaltungen interessiert: Auf den Theaterbühnen, vor dem Rundfunkmikrofon, in den Schulstuben und auf den Telegraphenämtern sollte gutes Deutsch gesprochen werden. Vgl. Siebs 1969, S. 15.

³² Vgl. Huesmann 1998; Baßler/Spiekermann 2001.

³³ Vgl. Bickel 2000 zu den Möglichkeiten, das Internet als Datenquelle auszuschöpfen.

Variation

Jetzt müsste eigentlich noch geklärt werden, was man unter Variation versteht. Um wiederum beim Einfachen zu bleiben:

VARIATION als Vorhandensein oder Wahl verschiedener Möglichkeiten bei gleich bleibender Intention kann auf Sprecherseite als auch auf Sprachseite beobachtet werden als

A: Sprecher-Variation: Variieren beim aktuellen Sprechen/Schreiben

B: Daten-Variation: Varianz beim vorgefundenen Datenmaterial.

Zu unterscheiden sind (s. obige Graphik) die grammatisch-linguistischen Bereiche

Phonetik/Orthographie: *r und R/ss oder ß*.

Morphologie: *haben* oder *habm/ham*

Satzkonstruktionen: *weil: der doch gesagt hat / weil der hat gesagt*

lexikalisch: *Sonnabend, Samstag*

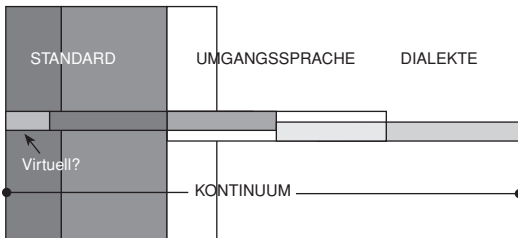
phraseologisch:

Da beißt keine Maus den Faden ab

Das schleckt keine Geiss weg

Weiterhin lässt sich Variation beim Sprechen oder Schreiben oder Variation im Sprachmaterial vermutlich noch nach Stilen und Regionen gliedern.

Man könnte die Frage des Tagungstitels auch so verstehen: wo im Kontinuum sollen künftig die Grenzen des Standards liegen?



Ich stimme am Ende überein mit der Meinung unserer ausländischen Freunde: „Das Studium sprachlicher Variation ist zweifellos ein kompliziertes, viel-dimensionales Unterfangen“ und weiter: „Das Deutsch ist wahrscheinlich die vielgestaltigste Sprache Europas.“³⁴

³⁴ Barbour/Stevenson 1998, S. 11. Die Begründung der besonderen Schwierigkeit mit der deutschen Sprache liegt in ihrer besonderen Geschichte: das wäre aber ein eigener Vortrag, der mit Otfrid von Weissenburg beginnen müsste und über das Mittelalter (Hugo von Trimberg), die Habsburger Kanzlei, über Karl IV., über Schottel, Leibniz, Opitz, Friedrich den Großen führen müsste, der sich auf französisch beklagte, dass man an keinem Hofe Deutschlands deutsch spricht – oder Goethe, der verlangte, dass die

Und schließlich muss man vielleicht nicht nur fragen: Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? sondern vielleicht auch: Wieviel Standard verträgt die vielseitige variantenreiche deutsche Sprache?

Schlussbemerkung

Wie die deutsche Gemeinsprache ein Kunstprodukt ist und nicht die Sprache eines politischen und kulturellen Mittelpunktes eines Hofes oder einer Hauptstadt – so sind auch alle Einteilungsvorschläge und so genannte Definitionen zur Binnengliederung der Deutschen Kunstprodukte, allesamt an den Schreibtischen der Sprachwissenschaftler entstanden. Datengrundlage ist dabei die eigene Spracherfahrung, die Introspektion, ausnahmsweise sind es gezielte Beobachtung an Texten und ganz selten sind es empirische Großversuche, die sich dem „Datensalat“ der Sprachwirklichkeit aussetzen. Dort trifft man ein grenzenloses, nicht abgrenzbares Durcheinander an, einen großen Brei, in den man mit keinem Messer klare Schnitte einbringen oder mit terminologischen Förmchen Figuren ausstechen könnte. Sobald man ansetzt, fließt sofort alles wieder ineinander. So kommt es, dass jeder an seinem Schreibtisch den Brei etwas anders durchschneidet. Das ist nicht weiter schlimm, solange niemand behauptet, ihm sei es gelungen, klare Schnitte anzubringen und haltbare Figuren auszusteichen, dies ein allgemein akzeptiertes terminologisches System ergeben.

Man könnte das Figuren-Stechen auch als „Versuch einer Klärung“ der Begriffe bezeichnen, womit man wieder beim anfänglichen Dilemma angelangt wäre.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich (1987): Language – Variety/Standard Variety – Dialect. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg) (1987/88): Sociolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3). S. 316–335.
- Auer, Peter (1990): Phonologie der Alltagssprache. Eine Untersuchung zur Standard/Dialekt-Variation am Beispiel der Konstanzer Stadtsprache. Berlin.

Schauspieler in ihrer vorbildlichen Theater-Mundart sich jedes Provinzialismus enthalten sollten, was die damalige Schauspielschule von Eckhof in Schwerin und später Mannheim auch vorbildlich praktizierten (vgl. Löffler 2002). Das ginge bis hin zu Siebs und Duden, ja eigentlich bis in die Gegenwart, wo man sich fragen darf, wer eigentlich für diese Sprache ohne Zentrum – dieses plurizentrische Sprache Deutsch – zuständig ist für die Festlegung der Norm oder des Standards, was richtig und was falsch ist: politisch sind es 16 Bundesländer, vielleicht aber auch die zehn Staaten, in denen Deutsch als offizielle Amtssprache gilt? Es scheint sich tatsächlich um einen ausnehmend schwierigen Fall zu handeln.

- Bach, Adolf (1950): Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. 2. Aufl. Heidelberg (Nachdruck 1969).
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin/New York.
- Baßler, Harald/Spiekermann, Helmut (2001): Dialekt und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen. In: Linguistik online (<http://www.linguistik-online.de>).
- Berutto, Gaetano (1987): Varietät. In: Ammon (1987), S. 263–268.
- Bickel, Hans (2000): Das Internet als Quelle für die Variationslinguistik. In: Häcki Buhofer (Hg.) (2000), S. 111–124.
- Brockhaus Enzyklopädie (1986–1994). 19. Aufl. Mannheim.
- Bußmann, Hadumot (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Stuttgart.
- Christen, Helen (1998): Dialekt im Alltag. Eine empirische Untersuchung zur lokalen Komponenten heutiger schweizerdeutscher Varietäten. Tübingen.
- Crystal, David (1995): Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache. Übers. u. bearb. von Stefan Röhrich u. a. Zürich.
- Deutsches Wörterbuch (DWB) (1854–1954) von Jacob und Wilhelm Grimm. (Nachdruck München 1984).
- Duden (1999). Das Grosse Wörterbuch der Deutschen Sprache in zehn Bänden. Hrsg. vom Wissensch. Rat der Dudenredaktion. 3. Aufl. Mannheim.
- Ehlich, Konrad (2002): Was wird aus den Hochsprachen? In: Hass-Zumkehr, Ulrike/Kallmeyer, Werner/Zifonun, Gisela (Hg.) (2002): Ansichten der deutschen Sprache. Festschr. f. Gerhard Stickel zum 65. Geburtstag. Tübingen. S. 387–418.
- Etym. Web.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1989). Erarbeitet von einem Autorenkollektiv unter Ltg. von Wolfgang Pfeiffer. 3 Bde. Berlin.
- FEW: Französisches Etymologisches Wörterbuch (1928–2003). Bearb. v. Walther v. Wartburg. 25 Bde. Basel/Paris.
- Fleischer, Wolfgang/Helbig, Gerhard/Lerchner, Gotthard (Hg.) (2001): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Frankfurt a.M.
- Fleischer, Wolfgang/Michel, Georg/Starke, Günter (1993): Stilistik der deutschen Gegenwartssprache. Frankfurt a.M.
- Glinz, Hans (1980): Deutsche Standardsprache der Gegenwart. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen. S. 609–619.
- Häcki Buhofer, Annelies (1993): Sprache – gesehen mit den Augen von Laien. In: Klotz/Sieber (1993), S. 204–215.
- Häcki Buhofer, Annelies (Hg.) (2000): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Tübingen.
- Henn-Memmesheimer, Beate (1986): Nonstandardmuster. Ihre Beschreibung in der Syntax und das Problem ihrer Arealität. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik 66).
- Hilty, Gerold (2000): System – Diasystem – Variation. In: Häcki Buhofer (Hg.) (2000), S. 27–34.
- Hofer, Lorenz (1997): Sprachwandel im städtischen Dialektrepertoire. Tübingen.
- Huesmann, Annette (1998): Zwischen Dialekt und Standard. empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen. Tübingen.
- Jäger, Siegfried (1980): Standardsprache. In: Althaus, Hans Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen. S. 375–379.
- Klein, Wolfgang (1974): Variation in der Sprache. Kronberg.
- Klein, Wolfgang (1998): Ein Blick zurück auf die Varietätengrammatik. In: Ammon, Ul-

- rich/Mattheier, Klaus J./Nelde, Peter H. (Hg.): Variationslinguistik. (sociolinguistica Bd. 12). Tübingen. S. 22–38.
- Kloss, Heinz (1987): Abstandsprache und Ausbausprache. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg) (1987/88): Soziolinguistik. Ein internat. Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3). S. 302–308.
- Klotz Peter/Sieber, Peter (Hg.) (1993): Vielerlei Deutsch. Stuttgart.
- König, Werner (1994): dtv-Atlas zur deutschen Sprache. 10. Aufl. München.
- König, Werner (2000): Wenn sich Theorien ihre Wirklichkeit selbst schaffen: Zu einigen Normen deutscher Aussprachewörterbücher. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.) (2000), S. 87–98.
- Kubczak, Hartmut (1987). Soziolekt. In: Ammon (1987), S. 268–273.
- Lieb, Hans-Heinrich (1997): Variationsforschung: Grundlegende Begriffe und Konzeptionen. In: Ammon, Ulrich/Mattheier, Klaus J./Nelde, Peter H. (Hg.) (1997): Variationslinguistik (Sociolinguistica Bd. 12) Tübingen, S. 1–21.
- Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul R. (2001): Studienbuch Linguistik. 4. Aufl. Tübingen.
- Löffler, Heinrich (2003). Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen.
- Löffler, Heinrich (1982): Gegenstandskonstitution in der Dialektologie: Sprache und ihre Differenzierung. In: Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung (1982). Hg. von Werner Besch, Ulrich Knoop, Herbert Ernst Wiegand, Wolfgang Putschke. Berlin. S. 441–463.
- Löffler, Heinrich (1995): Germanistische Soziolinguistik. 2. Aufl. Berlin.
- Löffler, Heinrich (2002): Bausteine zu einer Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache: In: Neuphilologische Mitteilungen 3 CIII, S. 259–274.
- Nabrings, Kirsten (1981): Sprachliche Varietäten. Tübingen.
- Neuland, Eva (1993): Sprachbewusstsein und Sprachvariation. In: Klotz/Sieber (1993), S. 173–191.
- Platon (1990): Kratylus. In: Platon, Werke in acht Bänden, griech. u. deutsch, hrsg. von G. Eigler. Übers. nach Friedr. Schleiermacher. Bd. 1. Darmstadt.
- Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Tübingen. (Idiomatice 1).
- Siebs, Theodor (1969): Deutsche Aussprache. Reine und gemässigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. 19. Aufl. Hrsg. v. Helmut de Boor, Hugo Moser, Christian Winkler. Berlin.
- Stickel, Gerhard (Hg.) (1997): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprache. Berlin/New York.
- Strübin, Eduard (1976): Zur schweizerdeutschen Umgangssprache. In: Schweizer Archiv für Volkskunde 72, S. 97–145.
- Wiesinger, Peter (1997): Sprachliche Varietäten – Gestern und Heute. In: Stickel (Hg.) (1997), S. 9–45.

ULRICH AMMON

Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation

Abstract

Zunächst wird die verbreitete Auffassung von der regionalen Einheitlichkeit des Standarddeutschen, oder auch von Standardsprachen generell, problematisiert. Stattdessen wird die nationale und regionale Variation auch des Standarddeutschen verdeutlicht und werden die zu ihrer Beschreibung notwendigen Termini und Begriffe eingeführt. Angesichts der Variabilität des Standards stellt sich besonders dringlich die Frage, welche Sprachformen denn standardsprachlich sind und welche nicht. Hinter dieser auf Definition und Beschreibung abhebenden Frage erhebt sich die weitere, auf Erklärung abzielende, wer denn festlegt, welche Sprachformen standardsprachlich sind. Der Beitrag bemüht sich vor allem um eine Antwort auf diese letztgenannte Frage. Hierzu werden zunächst einmal vier für die Festlegung sprachlicher Standards maßgebliche soziale Kräfte identifiziert: Die Sprachkodifizierer (die den Sprachkodex erstellen), die Modellsprecher und -schreiber (an deren Texten sich die Kodifizierer orientieren), die Sprachexperten (die auf die Kodifizierer kritisch einwirken) und die Sprachnormautoritäten (welche die standardsprachlichen Normen durchsetzen). Das Zusammenspiel dieser maßgeblichen gesellschaftlichen Kräfte wird eingehend dargestellt und an Beispielen verdeutlicht. Abschließend werden die für die Einführung und den Wandel standardsprachlicher Normen ebenfalls wesentlichen Begriffe der ‚Existenz‘, ‚Gültigkeit (Validität)‘ und ‚Legitimität von Normen‘ expliziert.

1. Standard und Variation

„Fir mi isch Hochdeitsch ieberal gleich. Ond des wird no deutlicher, wemmer Standarddeitsch drzua sagt“. Ich musste meinem Landsmann – wie ich „Ruhrschwabe“, im Ruhrgebiet lebender Schwabe – recht geben: Nichts Anderes suggerieren Termini wie *Standarddeutsch*, *Standardsprache* und dgl.: regionale Einheitlichkeit im ganzen Sprachgebiet – *Einheitssprache*. Auch soziale Einheitlichkeit übrigens: kein unterschiedliches Standarddeutsch für verschiedene Sozialschichten. Diese Idee topischer und stratischer Einheitlichkeit ist durchaus vereinbar mit der soziolinguistischen Einsicht in die sonstige Variationsvielfalt „ausgebauter“ Standardsprachen: stilistisch, fachlich, textsortenspezifisch usw. – so mannigfaltig womöglich, dass bislang keine allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Systematik zur Beschreibung dieser Variation vorliegt.

Aber auch in topischer, also regionaler Hinsicht bedeutet Standardsprachlichkeit keine völlige Einheitlichkeit – ob auch nicht in stratischer, also sozia-

ler Hinsicht, möchte ich offen lassen. Wie aber widerlegt man die radikale regionale Einheitsauffassung, die mir ein Bekannter in Duisburg nach meinem Aufklärungsversuch entgegenschleuderte? „Gutt, de Österreicher sagen ‚Jänner‘ und de Schweizer ‚Matur‘ und wat weiß ich noch wat. Sonn se ruhich. Aba für mich is dat Dialekt, kein Hochdeutsch“. Offenbar ist in dieser Sicht jede nicht gemeindeutsche, nicht im ganzen deutschen Sprachgebiet geltende Sprachform auch kein Hoch- oder Standarddeutsch.

Ein Gegenargument, das meist überzeugt, lautet, dass dann auch *Januar* und *Abitur* kein Hoch- oder Standarddeutsch sind, weil nicht im ganzen deutschen Sprachgebiet gebräuchlich, eben nicht in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz. Und man kann hinzufügen, dass Österreicher oder Schweizer auch in den förmlichsten Situationen, in größter Öffentlichkeit *Jänner* bzw. *Matur* oder *Matura* sagen, und gar nichts anderes sagen können, außer sie wollten sich den Anschein geben, Deutsche zu sein. Dieses Argument stützt sich auf den meines Erachtens zweckmäßigen Begriff von Standard als die im öffentlichen Sprachgebrauch normalen Sprachformen.

Im Moment setze ich voraus, dass Sie als Leser die Tatsache einsehen, dass Standarddeutsch regional variiert, und zwar zumindest in folgenden Hinsichten:

1. national (Variation zwischen verschiedenen Nationen),
2. auch subnational (Variation innerhalb einer Nation: In Ostösterreich verbisst man Speisen mit *Obers*, in Westösterreich mit *Rahm*),
3. sowohl national wie subnational in der gleichen Variablen: In Österreich speist man *Flaischlaibchen*, in Ostdeutschland *Buletten*, in Nord- und Mittelwestdeutschland *Frikadellen* und Weiteres mehr).

Die regionale Einheitsidee ist allerdings insofern richtig, als auf standard-sprachlicher Ebene die Regionen, zwischen denen variiert wird, durchschnittlich größer sind als im Dialekt. Außerdem ist die Zahl variierender sprachlicher Einheiten weitaus beschränkter. Dies entspricht einem der Hauptzwecke sprachlicher Standardisierung, nämlich: dialektale Kommunikationsschranken zu überbrücken. Die Variation zwischen dem Standarddeutsch Österreichs, der Schweiz und Deutschlands ist so gering, dass praktisch niemand die Zugehörigkeit zur gleichen Sprache bezweifelt. Dagegen unterscheiden sich gewisse deutsche Dialekte so stark wie sonst manche Sprachen. Daher konnten die Luxemburger ihren moselfränkischen Dialekt ohne tiefe Struktureingriffe zu einer eigenständigen Sprache ausbauen. Die Österreicher, Schweizer, aber auch Südtiroler und andere begnügen sich dagegen mit einem Grad an standardsprachlicher Variation, der die Einheit der deutschen Sprache nicht in Frage stellt. Diese Variation zu respektieren scheint mir wichtig für den Zusammenhalt der deutschen Sprachgemeinschaft, die ja auch gemeinsame Interessen hat. Die prekäre Balance zwischen Sprachgemeinsam-

keit einerseits und nationaler Sprachsonderung andererseits tritt immer wieder zutage, so neuerdings in dem Umstand, dass Österreich sich nun der Francophonie assoziiert hat.

Der Einheit der deutschen Sprache in ihrer Vielfalt möge auch das einschlägige Wörterbuch der nationalen und regionalen Standardvarianten des Deutschen dienen, das nun im Druck ist. Sein Titel lautet *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol*. Es umfasst rund 12 000 Artikel und erscheint gegen Ende des Jahres 2004 bei Walter de Gruyter in Berlin – zu einem sehr erschwinglichen Preis. Dieses Wörterbuch wurde an den Germanistikinstituten in Basel, Innsbruck und Duisburg gemeinsam erarbeitet. Es ist natürlich nicht in erster Linie sprachpolitisch motiviert, sondern praktisch, als Nachschlagewerk. Auch für Sprachwissenschaftler dürfte es interessant sein. So wundere ich mich gelegentlich, mit welchem Scharfsinn Grammatiker nach einer im Deutschen allgemein gültigen Regel für das *haben-* oder *sein-*Perfekt suchen, ohne an die regionalen Unterschiede zu denken. Ein Beispiel liefert Peter Eisenberg (2002, S. 108f.) – dessen Grammatik ich ansonsten sehr schätze.

Bevor ich mich dem Hauptteil meines Themas zuwende, möchte ich kurz einige Termini erläutern, die zur Beschreibung der topischen Variation von Standardsprachen inzwischen gebräuchlich sind:

Eine *nationale Variante* ist eine für eine Nation spezifische einzelne Sprachform, z. B. das Wort *Karfiol* (in Österr.) für ‚Blumenkohl‘.

Eine *nationale Variable* ist eine Menge einander entsprechender einzelner Sprachformen, die in verschiedenen Nationen gelten, z. B. *der Tacker* (in Deutschl.) – *die Klammermaschine* (in Österr.) – *der Bostitch* (in der Schweiz).

In Texten über sprachliche Variation bleibt der Terminus *Variable* gelegentlich unterbelichtet. Jedoch lässt sich eine Sprachform nur dann sinnvoll als Variante bezeichnen, wenn man dazu mindestens eine zweite Variante und damit eine Variable vorweisen kann. In etwas mathematischerer Ausdrucksweise sind die Varianten die einzelnen „Werte“ der Variablen. Im vorliegenden Beispiel *Tacker* bleibt bei der Variation die Bedeutung konstant, während der sprachliche Ausdruck, das *Onoma*, variiert. Solche *onomasiologischen Variablen* modellieren die Sprecher, die zu einer Bedeutung den passenden Ausdruck suchen. Umgekehrt können auch Bedeutungen variieren, bei konstantem Ausdruck. Ein Beispiel ist das Verb *wischen*: In der Schweiz wischt man auch mit dem Besen, in Österreich und Deutschland nur mit dem Tuch oder Ähnlichem. Solche *semasiologischen Variablen* modellieren die Hörer, die zu einem Ausdruck die passende Bedeutung suchen.

Eine *nationale Varietät* ist im Gegensatz zu einer Variante ein ganzes Sprachsystem, z. B. das österreichische Standarddeutsch. Eine nationale Varietät bedarf natürlich nationaler Varianten.

Statt in ganzen Nationen können topische Varianten, Variablen und Varietäten auch nur in Nationsteilen, also subnational, oder aber in nationsübergreifenden Regionen, die jedoch kleiner sind als das ganze Sprachgebiet, gelten.

Der Terminus *Standardsprache* ist in mindestens drei verschiedenen Bedeutungen gebräuchlich:

- a) als Synonym von *Standardvarietät*, z. B. für das Standarddeutsch, die *Standardsprache* Österreichs;
- b) für die Menge aller Standardvarietäten einer Sprache: das Standarddeutsch Deutschlands, Österreichs, der Schweiz usw. umfassend;
- c) für eine Gesamtsprache mit mindestens einer Standardvarietät, einschließlich ihrer Nonstandardvarietäten, z. B. das Gegenwartsdeutsch insgesamt.

Redet man nur vom *Standard*, so bleibt unspezifiziert, ob Varianten, Variablen oder ganze Varietäten gemeint sind.

Eine *plurizentrische Sprache* ist eine Gesamtsprache mit mindestens 2 Standardvarietäten in verschiedenen Regionen (*Zentren*).

Eine *plurinationale Sprache* ist eine plurizentrische Sprache, zu deren Zentren mindestens zwei Nationen zählen.

Schließlich ist eine *Nonstandardvarietät*, z. B. ein Dialekt oder ein nichtstandardsprachlicher Soziolekt, etwa ein Jugendjargon, zu unterscheiden von einer *Nonstandardsprache*: einer Gesamtsprache ohne Standardvarietät, wie z. B. das Althochdeutsche.

Zu dieser Terminologie ließe sich noch Vieles sagen; jedoch geht es mir hier nicht in erster Linie um terminologische Fragen.

2. Standard als Norm

Der *Standard* wird auch oft mit der *Norm* der Sprache schlechthin gleichgesetzt. Die Aussage „Das ist normwidrig im Deutschen“ meint dann einfach: ‚Es ist kein Standarddeutsch‘, z. B. das sein-Perfekt bei *anfangen*: *Ich bin angefangen* usw. Sprachwissenschaftler sind natürlich klüger und wissen, dass auch Nonstandardvarietäten Normen haben, dass man z. B. fehlerhaft Dialekt sprechen kann. Ich erinnere mich an den zugezogenen Zahnarzt in dem schwäbischen Dorf, in dem ich aufwuchs. Während er in meinem Mund stocherte, brüstete er sich mit seinen Fortschritten im Schwäbischen. Das Testwort könne er schon aussprechen: „[ˈuː|aːgəneːm]“ *unangenehm*. „Noe, [ˈöː|äːgneːm]“, berichtigte ich ihn. – Allerdings schwand mein Überlegenheitsgefühl, als draußen die attraktive Frau des Zahnarztes im Cabriolet vorfuhr und kurz darauf mein Nachbar, der einwandfrei Schwäbisch sprach, mit dem Mopedle daherpufpuferte. Schon damals dämmerte mir, dass es die sprachliche Korrektheit allein nicht bringt, sondern erst die Korrektheit in der richtigen Sprache – oder, aus heutiger Sicht: in der richtigen Varietät.

Nonstandardvarietäten sind gesellschaftlich anders verankert als Standardvarietäten. In grober Näherung sind Nonstandardvarietäten *Bräuche*. Sie werden informell tradiert, und wer sie nicht befolgt, gehört nicht zur betreffenden Traditionsgemeinschaft. Er muss deshalb keinesfalls auch ansonsten davon ausgeschlossen sein, wie bisweilen übertreibend behauptet wird. In der heutigen Zeit großer Mobilität sind die Kriterien für Gruppenzugehörigkeit multipel.

Im Gegensatz zu Nonstandardvarietäten sind Standardvarietäten

- a) kodifiziert, d.h. es gibt für sie Sprachkodizes oder -kodexe im Sinne autoritativer Nachschlagewerke für den korrekten Gebrauch. Sie werden
- b) förmlich gelehrt, und sie haben
- c) amtlichen Status, schon durch die Schule, aber meist darüber hinaus.

Als Folge davon wird

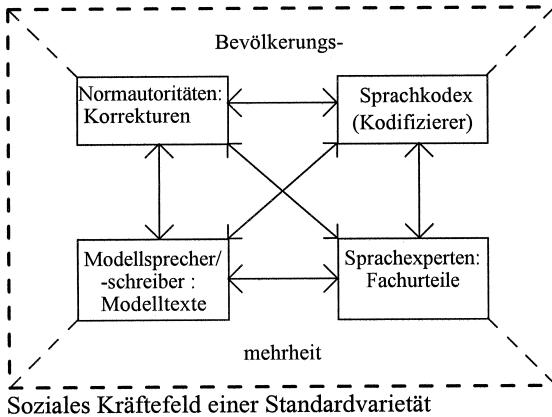
- d) die Einhaltung ihrer Normen kontrolliert von Sprachnormautoritäten von Berufs wegen, zu deren Berufsaufgaben die Korrektur von Sprachfehlern gehört, z. B. Lehrer oder Vorgesetzte auf Ämtern.

In diesem Sinn sind Standardvarietäten *förmlich institutionalisierte Vorschriften* – eine allerdings missverständliche Formulierung, für deren konstruktive Kritik ich dankbar wäre. Die Besonderheiten von Standardvarietäten werden deutlicher, wenn man danach fragt, wie ihre Normen gesetzt werden.

3. Die normsetzenden Instanzen

Das Setzen von Normen macht diese Normen gültig. Die Gültigkeit der Normen erlaubt oder gebietet es Normautoritäten, von Normsubjekten die Normbefolgung zu verlangen. Die Normen von Nonstandardvarietäten, also z. B. von Dialekten, werden informell gesetzt, scheinbar von der Gesellschaft als ganzer. Als Normautoritäten fungieren vor allem die Erwachsenen gegenüber den Kindern als den Normsubjekten. Verglichen damit ist die Normsetzung bei Standardvarietäten förmlicher. Sie geschieht im Zusammenspiel verschiedener sozialer Instanzen, die deutlich identifizierbar, wenn auch nicht genau abgrenzbar sind.

Den in der Abbildung graphisch dargestellten Identifizierungsversuch der wichtigsten normsetzenden Instanzen für Standardvarietäten habe ich 1995 vorgelegt, in meinem Buch *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz* (S. 73–82) und nachträglich weiter bearbeitet (z. B. in Ammon 2003). Der Vorschlag – eine rudimentäre Theorie für Standardnormsetzungen – ist abstrahiert aus sehr verschiedenen Standardsprachen. Ich stelle ihn hier vor mit der Bitte um kritische Prüfung.



Modellsprecher oder *-schreiber* bzw. die von ihnen hervorgebrachten *Modelltexte* sind standardnormsetzend in dem Sinn, dass sich Normautoritäten, z. B. Lehrer, aber auch Normsubjekte, bei Richtigkeitsurteilen mit Aussicht auf Erfolg darauf berufen können: „Marietta Slomka spricht aber so!“, „Günter Grass schreibt das“, „So steht es im Spiegel!“ Der Terminus *Modell* ist ein Anglizismus und bedeutet ‚Vorbild‘, nicht ‚Abbild‘. In modernen Gesellschaften fungieren als solche personalen Vorbilder am unbestrittensten prominente Berufssprecher und -schreiber: Nachrichtensprecher in Massenmedien, Schauspieler, Journalisten und Schriftsteller. Daran schließt sich weitere, unter Umständen auch politische Prominenz von strittigerem sprachlichem Modellstatus an. Als Modelltexte dienen die von diesen Personen veröffentlichten mündlichen und schriftlichen Prosatexte oder, spezieller, Sachtexte: öffentliche Reden, vor allem in den Massenmedien, Zeitungstexte und dergleichen. Sprachformen, die in solchen Texten gebraucht, nicht bloß zitiert werden, können z. B. von Schülern gegenüber Lehrern mit Aussicht auf Erfolg als standardsprachlich verteidigt werden. Solche Rechtfertigungssprechakte oder ihre Notwendigkeit sind Indikatoren für noch umstrittene Standardsprachlichkeit.

In wissenschaftlichen Rekonstruktionen der Entstehung von Standardvarietäten finden sich die Modelltexte, wenn auch anders benannt, meist als erste Phase. Einar Haugen (z. B. 1987) unterscheidet vier Phasen der Planung einer Standardvarietät:

1. Selektion der Norm,
2. Kodifizierung,
3. Implementation, wozu besonders die Vermittlung durch die Schulen gehört, und
4. Elaboration: funktionaler und struktureller, vor allem lexikalischer Ausbau.

Haugens Beschreibung von Sprachplanung wird gerne auf die ungeplante Entstehung von Standardvarietäten übertragen, z. B. von Klaus Mattheier (2003), auf Anregung der Herausgeber des Bandes, in dem sein Beitrag erschienen ist. Haugens „Selektion der Norm“ wird nun interpretiert als Auswahl (einschließlich Neuprägung) von Formen aus der Vielzahl nonstandardsprachlicher Varianten in schriftlichen und mündlichen standardsetzenden Texten, z. B. im Frühneuhochdeutschen in den Texten Luthers (Mattheier 2003, S. 214–218, siehe S. 217). M. E. wäre es jedoch treffender, hier die Modellhaftigkeit der Texte zu betonen als den Umstand, dass eine Selektion von Formen stattfindet. Erst diese Modellhaftigkeit begründet nämlich die standardsetzende Wirkung ihrer Formen, und Formenselektion findet auch in den anderen Phasen der Standardisierung statt, z. B. bei der Kodifizierung.

Hiermit fällt offenkundig großes Gewicht auf die Frage, woher die fraglichen Texte ihre standardsetzende Wirkung beziehen, was immer die Absicht ihrer Autoren sein mag. Leider bleibt meine Antwort höchst provisorisch. Modellhaft sind die Texte

- a) aufgrund ihrer Öffentlichkeit,
- b) aufgrund der sprachlichen Meisterschaft, die ihnen zugeschrieben wird, und
- c) durch den sozialen Status ihrer Sprecher oder Schreiber und Beurteiler.

Heinz Kloss hat den Vorrang von Sachtexten vor belletristischen Texten für Standardisierung und Ausbau einer Sprache hervorgehoben. Belletristische Texte schwelgen oft geradezu im Nonstandard und wählen gezielt Formen, die sich gegen die standardsprachliche Anerkennung zu der gegebenen Zeit sperren. Zwar werden ihre Verfasser, vor allem die großen Dichter, oft als Modellschreiber gehandelt. Jedoch treffen z. B. die Kodifizierer aus deren Texten eine Auswahl solcher Formen, die ihre Standardsprachlichkeit schon anderweitig erlangt haben.

Damit kommen wir zu einer weiteren normsetzenden Instanz: zum Sprachkodex. Für das Deutsche gehören dazu heutzutage unter anderem die Dudenbände. *Sprachkodexe* oder *-kodizes* sind *autoritative* Nachschlagewerke für den, wie es heißt „korrekten“, also standardsprachlichen Sprachgebrauch. *Autoritativ* bedeutet für Nachschlagewerke – ähnlich wie für Modelltexte –, dass die Mitglieder der Sprachgemeinschaft sich in Sprachnormkonflikten auf sie berufen können: „[ta:k] ist die Standardaussprache, nicht [taχ]! So steht’s im neuesten Ausspracheduden!“

Wörterbücher sind wegen des einfacheren Zugriffs praktisch wichtigere Kodexbestandteile als Regelbücher oder Grammatiken. In vielen Sprachen, auch im Deutschen, sind die Rechtschreibwörterbücher (mit selektiven weiteren Angaben nach Art von Universalwörterbüchern) ein zentraler Bestandteil des

Sprachkodexes. Autoritativ werden Nachschlagewerke entweder durch Verordnung oder gewohnheitsrechtlich. Sie brauchen jedoch nicht in amtlichem Auftrag oder von autorisierten Institutionen, z. B. Akademien, erarbeitet zu sein. Dies ist im Deutschen, aber auch im Englischen, offenkundig.

Sprachkodexe brauchen auch keinen präskriptiven Diskurs zu pflegen; typisch ist heute eher ein deskriptiver Bescheidenheitsgestus. Angeblich beschreiben sie nur den Sprachgebrauch, allerdings – wie es meist heißt – den „üblichen“, „vorherrschenden“ oder ähnlich. Entscheidend ist allein, ob man sich auf sie als Nachschlagewerke mit Aussicht auf Erfolg berufen kann. In großen Sprachgemeinschaften umfasst der Sprachkodex vielerlei Werke, deren Status als Kodexbestandteil nicht immer klar ist. Im Zweifelsfall erweist er sich erst bei einem bis zum Äußersten, womöglich juristisch durchgefochtenen Sprachnormenkonflikt. Entsprechendes gilt übrigens auch für den Status anderer standardnormsetzender Instanzen, nicht zuletzt der Modelltexte.

Für die zielführende Handhabung von Sprachkodexen ist die Kenntnis ihrer Markierungen unverzichtbar. Trotz grundsätzlichen Bezugs auf den Standard sind oft einige Nonstandardformen aufgenommen und als solche markiert, z. B. als *mundartlich*. Bei manchen Markierungen bleibt die Zuordnung zu Standard oder Nonstandard unklar. Berüchtigt ist im Deutschen die Markierung *umgangssprachlich* (*ugs.*). Ist damit eine weitere Normebene zwischen Standard und Nonstandard, ein Grenzfall des Standards, gemeint oder eine Stilschicht innerhalb des Standards (kolloquialer Standard)? Vielleicht ist diese Unterscheidung praktisch irrelevant und nur eine Frage unterschiedlicher Perspektive. Für Sprachwissenschaftler, die bekanntlich nach gedanklicher Klarheit auch bei praktischer Nutzlosigkeit streben, bleibt sie eine Herausforderung. Der Terminus *Umgangssprache* hat sonst mindestens noch die dritte Bedeutung einer die Sprachnormebenen übergreifenden breiten Stilschicht: das im alltäglichen Umgang sprachlich Übliche – sei's Standard oder Nonstandard, z. B. in Jürgen Eichhoffs *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen* (1977ff.). Vielleicht sollte man bei dieser Bedeutung lieber von *Alltagsprache* sprechen, um den Terminus *Umgangssprache* semantisch zu entlasten.

Man darf auch den Unterschied zwischen *Normebene*, also Standard gegenüber Nonstandard, und *Stilschicht* nicht vergessen, der vom Kodex vorausgesetzt, aber meist nicht formuliert wird. Regional- und Stilangaben des Kodexes gelten nur für den Standard. Wenn z. B. *Maul* für Mund als *derb* markiert ist, gilt dies nicht auch für Dialekte und nonstandardsprachliche Soziolekte.

Nun zur dritten standardsetzenden Instanz in meiner graphischen Darstellung: die *Sprachexperten*. Das sind die sprachwissenschaftlichen Fachleute, die als solche gelten: Fach- oder auch Laienlinguisten – ohne die eigentlichen

Kodifizierer. Sie können in Sprachkonfliktfällen mit Aussicht auf Erfolg auch gegen den Kodex angerufen werden. Außerdem kritisieren sie unter Umständen die Normsetzungen des Kodexes, in Rezensionen und dergleichen, und bewirken vielleicht Änderungen in späteren Auflagen.

Bleibt noch die vierte von mir hervorgehobene Instanz: die *Sprachnormautoritäten*. Allgemein gesprochen, sind alle Personen Sprachnormautoritäten, die über ausreichende Macht verfügen oder dies glaubhaft machen können, um das Sprachhandeln anderer Personen (der Normsubjekte) zu korrigieren. Durch sie erst *existieren* Sprachnormen als solche. Modelltexter, Kodifizierer und Sprachexperten haben ja keine direkte Kontrolle über das Sprachhandeln anderer Personen – es sei denn, sie sind zugleich Sprachnormautoritäten, z. B. sprachwissenschaftliche Professoren.

Als Grenzfall sind Sprachnormautorität und Sprachsubjekt in einer Person vereint, die darauf achtet, dass sie selbst normgerecht handelt. Ein engerer Normbegriff setzt sogar die Existenz solcher Personen voraus, die eben die Norm verinnerlicht haben.

Für standardsprachliche Normen sind nun Sprachnormautoritäten charakteristisch, denen von Berufs wegen Sprachkorrekturen erlaubt oder sogar geboten sind. Die vielleicht wichtigsten sind die Lehrer, denen die Vermittlung der standardsprachlichen Norm in der Schule obliegt. Weiter gehören zu diesen Normautoritäten Amtsvorsteher, die z. B. ihre Sekretärin korrigieren, Verlagslektoren, früher auch Drucker, die Autoren korrigieren, oder Redakteure und Direktoren in den Massenmedien. Sie alle sorgen für Normbefolgung in der Arbeitswelt. All diesen Sprachnormautoritäten ist die Kontrolle des Sprachhandelns ihrer Subjekte keineswegs freigestellt; sie sind vielmehr dazu verpflichtet. Ein Lehrer oder Radiodirektor darf nicht einfach alle Abweichungen seiner Schüler bzw. Sprecher vom Standard fröhlich hinnehmen, sonst verstößt er gegen seine – wahrscheinlich unausdrücklichen – Dienstpflichten.

Eine entscheidende Frage ist im vorliegenden Zusammenhang, inwieweit die Sprachnormautoritäten selber Normen setzen oder diese nur durchsetzen. Einer meiner Schullehrer korrigierte die Schreibweise der Konjunktion *dass* mit ß und verlangte ein gewöhnliches s – das war eben im Schwäbischen Wald. Er setzte damit jedoch keine neue standardsprachliche Schreibweise sprich Orthographie. Im Verband können Sprachnormautoritäten jedoch auf die standardsprachlichen Normen einwirken, zumindest gelegentlich. So nahm z. B. der Österreichische Gymnasiallehrerverband Stellung gegen die 35. Auflage des *Österreichischen Wörterbuchs* 1979 und trug damit vermutlich dazu bei, dass die folgende Auflage revidiert wurde. Vielleicht jedoch sollte man die Sprachnormautoritäten deutlicher von den übrigen standardnormsetzenden Instanzen abheben.

Ich möchte noch auf einige übergreifende Punkte hinweisen und dann zur Veranschaulichung ein Beispiel präsentieren.

1. Die vier Instanzen sind hier nicht begrifflich geschärft, wie das z. B. für empirische Forschung oder für die Herstellung eines Wörterbuchs mit Belegangaben aus Modelltexten notwendig wäre. Bei der Operationalisierung erweisen sich die Instanzen als abgestuft mit fließenden Übergängen. Dies ist einer von verschiedenen Gründen, warum Standard und Nonstandard sich nicht scharf voneinander abgrenzen lassen.
2. Ein weiterer Grund für die unscharfe Grenze des Standards besteht darin, dass die verschiedenen Instanzen in ihren Normsetzungen divergieren können.
3. Bezüglich der vier Instanzen gibt es von Fall zu Fall Differenzierungsbedarf, z. B. bei den Kodifizierern in Regel-erarbeitenden Kommissionen gegenüber Wörterbuchverfassern.
4. Die Unterschiede in der Normsetzung für geschriebene und gesprochene Sprache, aber auch für Wortschatz, Grammatik und Pragmatik einschließlich Textsorten sind ein Thema für sich.
5. Ein und dieselbe Person oder Organisation kann in der Rolle verschiedener Instanzen auftreten, z. B. eine Zeitungsautorin als Modelltexterin und Sprachexpertin, wie in den FAZ-Artikeln zur Rechtschreibreform.
6. Alle vier Instanzen wirken aufeinander ein, was die Pfeile in meiner Abbildung veranschaulichen, z. B. die Lehrer auf alle anderen während der Schulzeit, die Modelltexte, insofern alle davon beeinflusst werden können; die Kodexe, insofern alle Instanzen sich gelegentlich daran orientieren. Und die Sprachexperten? Nun, ihre Wirkung kommt in meinem gleich folgenden Beispiel ganz groß heraus. – Die Einwirkung der verschiedenen Instanzen aufeinander ist vor allem bei gefestigten Standardvarietäten minutiös und im Einzelnen schwierig nachzuweisen. Sichtbarer wird das Zusammenspiel jedoch bei größeren Normänderungsversuchen oder bei im Aufbau befindlichen Standardvarietäten.

Ein Beispiel bietet die schon erwähnte Neukodifizierung des österreichischen Standarddeutschen 1979 durch die 35. Aufl. des *Österreichischen Wörterbuchs* (ÖWB), die zahlreiche bisher als dialektal geltende, aber teilweise auch spezifisch österreichische Wörter aufnahm – hauptsächlich, wie es scheint, mit dem sozialpolitischen Ziel, der breiten Bevölkerung den Zugang zum Standard zu erleichtern (mündliche Mitteilung von Peter Wiesinger), vielleicht aber auch zwecks Profilierung der österreichischen nationalen Varietät des Deutschen. Hier nun die versprochene Würdigung der Rolle der Sprachexperten. Von ihrer Seite gab es heftige Kritik an der Neuauflage, z. B. von Peter Wiesinger (1980) und Ingo Reiffenstein (1983). Sie richtete sich vor allem darauf, dass zu viele Nonstandard-Formen aufgenommen und Grenzfälle des Standards nicht als solche markiert seien. Ähnlich lautete die schon erwähnte Kritik des Österreichischen Gymnasiallehrerverbandes, der seine Mitglieder dazu auf-

forderte, sich bei Sprachkorrekturen nicht an dieser Neuauflage zu orientieren. Auch Modellschreiber, z. B. Hans Weigel (1980), lehnten die Neuauflage ab, ähnlich dem Aufstand von Autoren in Deutschland gegen die Rechtschreibreform. Schon sechs Jahre später erschien eine neue, die 36. Aufl. (1985) des *Österreichischen Wörterbuchs*, die merklich geändert war, teilweise durchaus im Sinne vor allem von Wiesingers akribischer Kritik. Allerdings vermieden die Kodifizierer jegliches Eingeständnis solcher Beeinflussung und demonstrierten so, aber auch durch das Festhalten an manchen Entscheidungen, Autonomie. Die folgende Tabelle zeigt einige Beispiele aus beiden Auflagen (Bedeutungsangaben in eckigen Klammern U. A.).

ÖWB 1979

Nach Wiesinger aus einem Wörterbuch des Standarddeutschen ganz herauszunehmen

Bersch (landsch.) [,Bursche']

blad (wien) [,dick']

Goaß (landsch.) [,Geiß']

Harpfen (landsch.) [,Gestell zum Trocknen von Heu und dgl.']

ÖWB 1985

(landsch. derb)

(W mda. abw.)

herausgenommen

(mda.)

Nach Wiesinger als Nonstandard zu markieren

beiläufig [,ungefähr']

brocken [,pflücken']

gatschig [,matschig']

keine Markierung

keine Markierung

(mda.)

Blicken wir zurück auf die Abbildung der vier standardnormsetzenden Instanzen. Dort ist noch die *Bevölkerungsmehrheit* genannt. Die perforierte Linie soll anzeigen, dass ihr Sprachgebrauch nur indirekt auf die Standardnorm einwirkt. Die normsetzenden Instanzen wählen daraus aus, zunächst vor allem die Modellsprecher und -schreiber. Ein rezentes Beispiel in deutschen Tageszeitungen ist *grottenschlecht* ‚sehr schlecht‘, das seit einiger Zeit in Tageszeitungen auftaucht – durchsichtiger wäre *krottenschlecht*, da < südd. *Krottel/Kröte*. Die Verwendung einer Sprachform in Modelltexten in Anführungszeichen oder die Aufnahme in den Kodex mit Markierungen wie *mda.*, *ugs.* kann der Anfang von Standardsprachlichkeit sein.

Auch Kodifizierer beziehen sich oft auf die „Sprache des Volkes“, wie es heißt, z. B. Ivar Aasen bei seinem Nynorsk oder das Aussprachewörterbuch der DDR, aber auch die oben besprochene 35. Aufl. des *Österreichischen Wörterbuchs*. Die Auswahl wird jedoch von den Kodifizierern getroffen; direkten Einfluss darauf hat die Bevölkerungsmehrheit nicht.

Die Neukodifizierung der Standardaussprache der phonetischen Institute der Universitäten Halle und Köln unter Leitung von Eva-Maria Krech und Georg Heike nimmt zwar systematisch Rücksicht auf die Bevölkerungsmehr-

heit, aber auf ihre Sprachbewertungen, nicht ihren Sprachgebrauch. Eine repräsentative Bevölkerungsstichprobe bekam Ausspracheproben vorgespielt und wurde gefragt, welche ihnen für bestimmte Textsorten, z. B. Fernsehnachrichten, am besten gefielen. Mit Rücksicht auf diese Bewertungen wurde kodifiziert (vgl. Hollmach u. a. 1992, S. 34).

Die Differenz des Standards vom Sprachgebrauch der breiten Bevölkerung wird oft als demokratisches Defizit empfunden. Daher gehört die Berufung auf die „Sprache des Volkes“ oder auf seine sprachlichen Vorlieben auch zu den Mitteln der Legitimierung der Standardnorm.

4. Gültigkeit und Legitimität von Normen

Normen *existieren* als *Vorschriften*, wenn Autoritäten mit glaubhafter Macht sie ausgeben und notfalls durchsetzen. Von *echten Normen* spricht man in der Regel erst dann, wenn die Normsubjekte sie verinnerlicht haben und sich auch ohne Kontrolle der Normautoritäten daran orientieren, oder, wie schon ausgeführt, als ihre eigenen Normautoritäten fungieren (Bartsch 1985, S. 84, 158). Neuerdings versucht man, die dafür typische Sozialisation ritualtheoretisch zu erklären. So konzipiert z. B. Anne Deumert (2003) den Umgang der Schule mit den Standardnormen oder manche Begleitumstände von Kodifizierungen als Rituale. Auch Theorien sozialer Identität eignen sich als Erklärungsansätze.

Von der *Existenz* der Normen, auch echter, internalisierter Normen, ist ihre *Gültigkeit* zu unterscheiden. Normen sind nur dann *gültig*, wenn die Normautoritäten zur Normausgabe und -durchsetzung befugt sind. Voraussetzung dafür ist die Souveränität der Normautoritäten oder, häufiger, die entsprechende Erlaubnis oder das Gebot durch übergeordnete Autoritäten (von Wright 1963, S. 107–128, 189–207). Der Terminus *Gültigkeit* ist hierfür eindeutiger als der Terminus *Geltung*, der manchmal auch im Sinne bloßer *Existenz* von Normen verwendet wird. Standardsprachnormen sind also gültig, insofern den Normautoritäten ihre Ausgabe und Durchsetzung von übergeordneten Normautoritäten erlaubt oder geboten ist. Dies ist beschränkt auf bestimmte Situationen, z. B. den Schulunterricht. Dort ist es Lehrern für bestimmte Textsorten nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, die standardsprachlichen Normen durchzusetzen, natürlich unter lehrmethodischer und sozialer Rücksichtnahme. Die übergeordnete Normautorität ist die Kultusbürokratie, die im Staat verankert ist. Für den Sprachstandard ist es typisch, dass die Hierarchie der Normautoritäten letztlich hinaufreicht bis zum staatlichen Souverän. Daher decken sich die Gültigkeitsbereiche der Normen mit den Staatsgrenzen (z. B. Österreich) oder den offiziellen Sprachterritorien (z. B. Schweiz) – die subnationale Variation des Standards ist damit durchaus vereinbar. Allerdings können außer Staaten oder Nationen auch

andere gesellschaftliche Organisationsformen über eigene Standardvarietäten verfügen, z. B. Religionsgemeinschaften oder der Esperantobund.

Von der *Gültigkeit* von Normen ist schließlich ihre *Legitimität*, ihre Berechtigung zu unterscheiden. Mit der Legitimität von Normen hat sich Klaus Gloy schon 1975 eingehend befasst. Deshalb fasse ich mich kurz. Nach meinem, sicher auch Gloys Verständnis gewinnen Normen Legitimität durch ihre Kompatibilität mit anerkannten Werten. Im Falle standardsprachlicher Normen sind solche Werte z. B. die systemlinguistische Begründbarkeit (Wert der Wissenschaftlichkeit), die kommunikative Effizienz (Wert der Wirtschaftlichkeit), die Nationalsymbolik (Wert der nationalen Identität oder Loyalität), die Fairness gegenüber allen Regionen des Staates oder gegenüber den verschiedenen Nationen der Sprachgemeinschaft (Wert der Gleichberechtigung der Regionen bzw. Nationen) oder auch die Nähe zur „Volkssprache“ (Werte der sprachlichen Chancengleichheit oder Demokratie) (zum Teil in Gloy 1975, S. 61–86).

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ders. (2003): On the Social Forces that Determine what is Standard in a Language and on Conditions of Successful Implementation. In: Omdal, Helge/Røsstad, Rune (eds.): *Krefter og motkrefter i språknormeringa*. Kristiansand: Norwegian Academic Press. S. 11–24/Sociolinguistica 17, S. 1–10.
- Bartsch, Renate (1985): Sprachnormen: Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer.
- Deumert, Ana (2003): Standard Languages as Civic Rituals. Theory and Examples. In: Sociolinguistica 17, S. 31–51.
- Eichhoff, Jürgen (1977ff.): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. 4 Bde. Bern/München: Francke.
- Gloy, Klaus (1975): Sprachnormen I. Linguistische und soziologische Analysen. Stuttgart – Bad Cannstatt: Frommann.
- Haugen, Einar (1987): Language Planning. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (eds.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch der Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Bd. I. Berlin/New York: de Gruyter. S. 626–637.
- Hollmach, Uwe u. a. (1992): Arbeitskreis: Neukodifikation der deutschen Standardsprache. In: GAL-Bulletin 17, S. 32–40.
- Mattheier, Klaus (2003): German. In: Deumert, Ana/Vandenbussche, Wim (eds.): Germanic Standardizations. Past to Present. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. S. 211–244.
- Reiffenstein, Ingo (1983): Deutsch in Österreich. In: Reiffenstein I. u. a. (eds.) Tendenzen, Formen und Strukturen der deutschen Standardsprache nach 1945. Marburg: Elwert. S. 15–27.
- Weigel, Hans (1980): Die Leiden des jungen Wörterbuchs. Eine Bürgerinitiative zur Enthausmeisterung des Wörterbuchs. In: Profil 9 (25. Februar), S. 58f.
- Wiesinger, Peter (1980): Zum Wortschatz im „Österreichischen Wörterbuch“. In: Österreich in Geschichte und Gegenwart 24, S. 367–397.
- von Wright, Georg H. (1963): Norm and Action. A Logical Enquiry. London: Routledge/Kegan Paul.

SUSANNE GÜNTNER

Grammatikalisierungs-/Pragmatikalisierungserscheinungen im alltäglichen Sprachgebrauch

Vom Diskurs zum Standard?¹

Abstract

Am Beispiel von *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung sollen Prozesse der Grammatikalisierung bzw. Pragmatikalisierung im gegenwärtig gesprochenen Deutsch aufgezeigt werden. Auf der Grundlage empirischer Analysen von *obwohl* und *wobei* im gesprochenen Deutsch wird veranschaulicht, wie sich diese als „ungrammatisch“ geltenden *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen mit „Hauptsatzstellung“ ausbreiten, stabilisieren und zunehmend auch in neuen Kontexten verwendet werden.

Dabei wird deutlich, dass es sich bei *obwohl* und *wobei* mit Verbzweitstellung keineswegs um gesprochen-sprachliche Varianten der standardsprachlichen Konstruktionen mit Verbendstellung handelt, sondern dass *obwohl* und *wobei* mit Verbzweitstellung neue Funktionen innehaben.

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchungen konfrontieren uns mit Fragen wie:

(i) Weisen die vorliegenden Konstruktionen bestimmte Funktionen auf, die systematisch zu beschreiben sind? Gibt es hierbei also systematische Form-Funktions-Korrespondenzen?

(ii) Handelt es sich um vorübergehende, regional bzw. sozial begrenzte Erscheinungen oder aber um Konstruktionen, die in einigen Jahren vielleicht Teil der Standardsprache sein könnten?

(iii) Sollten wir diese Konstruktionen im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht korrigieren – auch wenn deutsche MuttersprachlerInnen sie im Alltag verwenden?

1. Einleitung

Zahlreiche soziologische Ansätze wie auch sprachgeschichtliche und gesprächsanalytische Studien betonen immer wieder die Zunahme der Bedeutung mündlicher Kommunikation in der modernen Gesellschaft.² So vertritt Habermas (1992, S.42f.) die Position, dass sich die Kommunikation zur Schlüsselform sozialen Handelns gewandelt hat, und begründet dies damit,

¹ Werner Kallmeyer möchte ich ganz herzlich für seine Kommentare und für seine Unterstützung danken.

² Vgl. auch von Polenz (1994, S.39), der von einer Tendenzwelle im öffentlichen Leben „zu wieder mehr Oralität“ spricht.

dass die moderne Gesellschaft sich in immer vielfältigere, soziokulturelle Lebenswelten zerstückelt und „eine Pluralisierung von Lebensformen und eine Individualisierung von Lebensgeschichten“ hervortreten. Dieses Auseinanderdriften unterstreiche zugleich die Notwendigkeit zur Kommunikation, die allein noch die Gesellschaft zusammen halten kann.

Die Schlüsselposition der Kommunikation³ zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass in der modernen Gesellschaft (die immer wieder als „Kommunikationsgesellschaft“ bezeichnet wird)⁴ wesentliche Entscheidungen in den unterschiedlichsten Organisations-, Arbeits- und Sozialbereichen in Gestalt kommunikativer Vorgänge getroffen werden. So wird beispielsweise in Form mündlicher Kommunikation ausgehandelt, was außerhalb dieser kommunikativen Situationen liegt: berufliche Karrieren, Auftragserteilungen, Arbeitsschritte usw.⁵

Wenn nun in der modernen Gesellschaft aufgrund der zunehmenden Pluralisierung und Individualisierung gerade der Kommunikation eine derartige Integrationsrolle zukommt, welche Auswirkungen hat dann das Spannungsverhältnis zwischen Pluralisierung/Individualisierung auf der einen Seite und Integration auf der anderen für das Verhältnis von Standardsprache und Variation? Inwiefern bringt eine zunehmende Ausdifferenzierung von Lebensweisen und Wissensbeständen sowie die damit verbundene Notwendigkeit zur Kommunikation über verschiedene Milieus und Lebensformen hinweg eine größere Toleranz für Variationen und Abweichungen mit sich? Führt die Zunahme der Bedeutung mündlicher Kommunikation etwa zu einer Annäherung der Standardsprache an die Umgangssprachen?

Betrachtet man die Sprachverwendung in alltäglichen Interaktionen, so entdeckt man unschwer Konstruktionen, die von der standardsprachlichen Norm abweichen. Manche dieser „Regelwidrigkeiten“ hören wir immer häufiger, über manche rümpfen wir die Nase, über einige lächeln wir, von anderen behaupten wir, dass wir sie nie benützen, bei anderen gestehen wir ein, dass auch wir sie – in sehr informellen Kontexten – gelegentlich verwenden, wiederum andere sind uns fremd:

- (i) „der Mann, wo da kommt, ist mein Onkel“;
- (ii) „ich bin grad am Kaffee am Kochen“;
- (iii) „das giltet aber nicht!“;
- (iv) „Fährst du Schwarzwald?“ – „Nee, ich fahr Allgäu“;
- (v) „Anton spielt den Prinz“;
- (vi) „sie macht nicht mit, weil: sie ist total sauer!“;

³ Hierzu auch Schelsky (1956), der bereits auf die zunehmende Bedeutung der Kommunikation in der modernen Gesellschaft aufmerksam gemacht hat.

⁴ Hierzu detaillierter Günthner/Knoblauch (1994).

⁵ Hierzu auch Gumperz/Cook-Gumperz (1982); Günthner/Knoblauch (1994).

- (vii) „Ich hol dich dann gegen 4 ab. Obwohl: das geht ja gar nicht, ich hab ja schon was vor.“;
- (viii) „Nemo war nicht schlecht (-) wobei: er verfährt natürlich auch nach den üblichen Hollywood-Klischees“.

Einige dieser Konstruktionen sind regional begrenzt, andere nicht; einige repräsentieren typische Strukturen der so genannten Jugendsprache, andere gelten als Transgressionsphänomen vom Ethnolekt zum Soziolekt und sind folglich milieuspezifisch. Wieder andere Konstruktionen gelten als regional-übergreifende Tendenzen der Syntax des gesprochenen Deutsch.

Allen Konstruktionen ist gemein, dass sie in Kontexten der gesprochenen deutschen Alltagssprache verwendet werden, doch als standardsprachlich nicht „korrekt“ gelten.

Die Untersuchung solcher gesprochen-sprachlicher Standardabweichungen ist sowohl für SprachwissenschaftlerInnen als auch für alle, die mit Sprachvermittlung (Fremd- oder Muttersprachenvermittlung) zu tun haben, von Relevanz. Sie konfrontiert uns mit Fragen wie:

- (i) Weisen diese Konstruktionen bestimmte Funktionen auf, die systematisch zu beschreiben sind? Gibt es hierbei also systematische Form-Funktions-Korrespondenzen?
- (ii) Handelt es sich um vorübergehende, rein mündliche bzw. regional und sozial begrenzte Erscheinungen oder aber um Konstruktionen, die in einigen Jahren vielleicht Teil der Standardsprache sein könnten?
- (iii) Sollten wir diese Konstruktionen im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht korrigieren – auch wenn deutsche MuttersprachlerInnen sie im Alltag verwenden?

Sowohl die Grammatikalisierungstheorie als auch andere konstruktivistische Ansätze in der Sprachwissenschaft verweisen darauf, dass Grammatik sowie grammatische Konstruktionen und Regeln keine stabilen, jenseits der Sprachverwendung existierenden Entitäten darstellen, sondern dass Grammatik „als Nebenprodukt des Sprechens in der sozialen Interaktion“ (Haspelmath 2002, S. 263) entsteht.⁶ Sprachliche Erneuerungen haben häufig ihren Ursprung in der gesprochenen Sprache (in Form von Abweichungen);⁷ sie breiten sich dann aus und werden selbst zur Norm: „Metaphorisch könnte man also sagen: *Grammatik ist geronnener Diskurs*.“ (Haspelmath 2002, S. 270).⁸ Die heutige Performanz ist also ein Kandidat für die Grammatik von morgen. Kompetenz und Performanz sind nicht unabhängig voneinander: Die Kompetenz unterliegt ständiger Variation und wird durch die Performanz praktisch kontinuierlich von neuem geschaffen (Haspelmath 2002, S. 284).

⁶ Hierzu auch Agel (1999) und Hopper (1998).

⁷ Hierzu auch Thurmair (2002) sowie Weinrich (1984).

⁸ Zum Ursprung grammatischer Wandeleerscheinungen in der alltäglichen gesprochenen Sprache siehe auch Weinrich (1984) sowie Lehmann (1991).

2. *obwohl* und *wobei* im gesprochenen Deutsch

„Nichts gegen Sachsen. Wirklich nicht. *Obwohl* ...
Nein, die Sprache ist schön, zumindest in Dresden,
so weich und breit, und das Kinn ganz vorgeschoben,
und die Mundwinkel ganz runtergezogen.“
Das Streiflicht (Süddeutsche Zeitung, 9. 10. 1998)

Das Deutsche, das Verbzweitstellung als grundlegende Wortstellung in Aussagesätzen hat, markiert subordinierte Teilsätze durch Endstellung des finiten Verbs und liefert somit ein relativ klares syntaktisches Signal der grammatischen Inkorporation eines Teilsatzes in einen anderen.⁹ Folglich erfordern auch – so die deutsche Grammatik – *weil*-, *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen die Endstellung des finiten Verbs.¹⁰ Im gesprochenen Deutsch treten jedoch zunehmend *weil*-, *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen auf, die diese grammatische Norm missachten und die als „ungrammatisch“ geltende Hauptsatzstellung aufweisen:¹¹

- (vi) „sie macht nicht mit, weil: sie ist total sauer!“
- (vii) „Ich hol dich dann gegen 4 ab. Obwohl: das geht ja gar nicht, ich hab ja schon was vor.“
- (viii) „Nemo war nicht schlecht (–) wobei: er verfährt natürlich auch nach den üblichen Hollywood-Klischees“.

Da zu *weil* mit Verbzweitstellung mittlerweile eine große Anzahl von Studien existiert,¹² werde ich mich im Folgenden auf *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen im gesprochenen Deutsch konzentrieren.

Anhand einer Analyse von *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen mit „Hauptsatzstellung“ möchte ich mögliche Fragestellungen, die sich für die Debatte um Standard und Abweichungen vom Standard ergeben, aufzeigen. Auf der Grundlage einer empirischen Analyse der als „ungrammatisch“ geltenden Verwendungsweisen von *obwohl* und *wobei* werde ich verdeutlichen, dass es sich hierbei nicht einfach um „gesprochen-sprachliche Varianten“ der standardsprachlichen Konstruktionen mit Verbendstellung handelt, sondern dass

⁹ Siehe König/Van der Auwera (1988).

¹⁰ So antwortete die Sprachberatung der Universität Essen am 16. 12. 03 auf die Anfrage einer Studentin, dass die Verwendung von *weil*, *obwohl* und *wobei* mit nachfolgender „Hauptsatzstellung“ „standardsprachlich nicht korrekt“ sei. Ferner wird ihr geraten: „Als Lehrerin sind Sie gehalten, Verstöße gegen die Regeln der Standardsprache zu korrigieren. Die gesprochene Sprache weicht von diesen Regeln häufig ab, bildet aber nicht den Maßstab.“

¹¹ Tatsächlich zeichnet sich in Korpora gesprochener Sprache während der letzten 20 Jahre eine deutliche Zunahme der Verwendung der Konnektoren *weil*, *obwohl* und *wobei* mit Verbzweitstellung ab. Siehe hierzu u. a. Auer (1997); Günthner (1999; 2000; 2001); Pasch (1997); Schlobinski (1992); Weinrich (1984).

¹² Siehe u. a. Gaumann (1983); Küper (1991); Eisenberg (1993); Günthner (1993; 1996); Keller (1993); Wegener (1993; 1999); Weisgerber (1993); Pasch (1997); Uhmman (1996); Scheutz (1998); Gohl/Günthner (1999); Selting (1999).

diese Konstruktionen Funktionen innehaben, die sich nur wenig mit ihren traditionellen Funktionen und Bedeutungen als Konzessivsubjunktion bzw. Relativadverb decken.

2.1 Zur Verwendung von *obwohl* im gesprochenen Deutsch

Folgendes Beispiel aus der gesprochenen Sprache enthält eine durch *obwohl* eingeleitete Konzessivverknüpfung:

PANIK

208 Udo: is mir SO WARM geworden;
209→ *obwohls* NICH warm WAR in dem zug;

Mit der *obwohl*-Konstruktion konstatiert Udo, „daß zwischen zwei Sachverhalten ein Verhältnis besteht, wie es ‚normalerweise‘ oder ‚natürlicherweise‘ gerade nicht besteht“ (Eisenberg 1999, S. 327).

Charakteristisch für eine Konzessivbeziehung ist die Dissonanz zwischen den normalerweise nicht koinzidierenden, aber ausnahmsweise doch zusammen auftretenden Tatbeständen: „wenn p, dann normalerweise \neg q“. D. h. „wenn es nicht warm ist, wird es einem normalerweise nicht so warm“. Typisch für konzessive *obwohl*-Konstruktionen ist ferner, dass der *obwohl*-Teilsatz dem Hauptsatz sowohl vorangehen als auch folgen kann: „es ist mir so warm geworden, obwohl es nicht warm war im Zug“ bzw. „obwohl es nicht warm war im Zug, ist es mir so warm geworden“.

In der gesprochenen Sprache finden sich zunehmend *obwohl*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung. Hierzu folgender Ausschnitt aus einem Arzt-Patienten-Gespräch:

GENETISCHE BERATUNG

01 Ä: gibts noch weitere erkrankungen [in der] familie?
02 P: [hmmhm]
03 P: hmmhm.
04 Ä: okay herzininfarkt, schlaganfall, throm[bose]
05 P: [hmmhm]
06 Ä: krebserkrankun[gen?]
07 P: [hmmhm]
08 Ä: [nichts,]
09→ P: [*obwohl*] meine oma hat unterleibskrebs.
10 Ä: mhm (4.0) aber gehts ihr gut?
11 P: ja also wie lange ist das her,
12 drei oder vier jahre

Zunächst gibt die Patientin mittels des Negationsmarkers (Z. 2, 3, 5 und 7) zu verstehen, dass keine weiteren Erkrankungen in der Familie vorliegen. Während die Ärztin diese negativen Antworten auf ihre Fragen zu Vorerkrankungen in der Familie bereits durch „nichts“, abschließend zusammenfasst (Z. 8), korrigiert die Patientin in Überlappung – quasi in letzter Sekunde – ihre Aussage: Die Krebserkrankung ihrer Großmutter fällt ihr ein. Das auf *obwohl* folgende Syntagma zeigt Verbzweitstellung. Im Gegensatz zur Subjunktion

obwohl folgt die vorliegende *obwohl*-Konstruktion nicht dem konzessiven Schema „wenn p, dann normalerweise $\neg q$ “ (**wenn meine Oma Unterleibskrebs hat, dann gibt es keine Erkrankungen in der Familie*); vielmehr wird hier die Gültigkeit der vorausgehenden Äußerung zurückgenommen.¹³ Das im Vor-Vorfeld positionierte *obwohl* hat hier die metapragmatische Funktion, eine Korrektur der vorausgehenden Sprechhandlung einzuleiten (Günthner 1999): Es liegen also zwei Äußerungen vor („hmmhm“ und „meine oma hat unterleibskrebs.“), die in getrennten Schritten erfolgen, wobei durch die *obwohl*-Äußerung die vorherige Verneinung an Gültigkeit verliert.

Im Falle korrektiver *obwohl*-Konstruktionen wird sowohl in der *obwohl*-Äußerung als auch im vorausgehenden Syntagma eine eigenständige Sprechhandlung realisiert. So korrigiert H im folgenden Gesprächsausschnitt mit der *obwohl*-Äußerung seine vorausgehende Ablehnung des Angebots einer Tasse Tee:

GRÜNER TEE

44 E: willsch mal probiere?

45 H: hm. ich mag kein GRÜnen tee.

46 (0.5)

47→ H: *obwohl*(-)GEB mir doch mal ne(-)h' halbe tasse voll.

Obwohl steht im Vor-Vorfeld eines Imperativsatzes. Auch hier hat es nicht länger die Funktion einer konzessiven Subjunktion, sondern es leitet die Korrektur der vorausgehenden Sprechhandlung ein.

Eine mit *obwohl* eingeleitete Korrektur kann auf unterschiedliche Ebenen der vorausgehenden Äußerung Bezug nehmen: Sprechhandlungen können ebenso korrigiert werden wie bestimmte Implikaturen oder Schlussfolgerungen, die sich aus der vorherigen Aussage ergeben. Die Korrekturen können von leichten Modifikationen bis zur vollständigen Zurücknahme des Gesagten reichen.¹⁴

Wie das folgende Beispiel veranschaulicht, kann sich die mit *obwohl* initiierte Korrektursequenz auch auf eine nonverbale Handlung beziehen. Die Episode (REFERAT) fand innerhalb eines Seminars an der Universität Konstanz statt:

REFERAT

Lea, eine Studentin, hält ein Referat. Nachdem sie die Definition eines grammatischen Phänomens vorgelesen hat, steht sie auf und geht auf den neben ihr stehenden Tageslicht-Projektor zu, auf dem ihre Folie mit Beispielsätzen liegt. Sie berührt kurz die Folie, nimmt dann jedoch ihre Hand wieder weg und sagt:

→ "*obwohl* (-) ich lass des jetzt weg."

Danach setzt sie sich wieder und liest weiter aus ihrem Manuskript vor.

¹³ Siehe auch Métrich (1980).

¹⁴ Hierzu Günthner (1999).

Die *obwohl*-Äußerung hat hier keinen verbalen Bezugssatz, sondern knüpft an eine (geplante und eingeleitete) non-verbale Handlung an und verbalisiert deren Zurücknahme.

Obwohl fungiert in seiner Verwendung als Korrekturmarker also nicht länger als konzessive Subjunktion, die zwei Teilsätze miteinander verbindet, sondern als diskursorganisierendes Element, das eigenständige (sprachliche oder sogar non-verbale) Handlungen in Beziehung setzt.

Das korrektive *obwohl* kann darüber hinaus auch von einem zweiten Sprecher zur Signalisierung einer Nichtübereinstimmung mit der Äußerung des ersten Sprechers verwendet werden:

SOMMERHITZE

- 01 K: das is echt s'BESTE BIER. (-)
 02 ich mein von den alkoholfreien.
 03 (-)
 04→ H: hhm. *obwohl* es gibt schon BESSERE.
 05 zum beispiel BECKS is bei weitem TRINKBARER.

Diese sprecherübergreifende Verwendung von *obwohl* zur Markierung einer Nichtübereinstimmung ist als dialogische Weiterentwicklung des korrektiven *obwohl* zu betrachten. *Obwohl* eignet sich insofern als Vorlaufelement einer Nichtübereinstimmung, als es keinen expliziten Dissens (wie *nein* oder *stimmt nicht*) artikuliert, sondern aufgrund des potentiellen Zugeständnisses (des rhetorischen Einräumungscharakters) eine abgeschwächte und gesichtsschonendere Form der Dissensmarkierung darstellt.

Obwohl mit „Hauptsatzstellung“ hat also nicht länger die Funktion einer konzessiven Subjunktion, sondern die eines im Vor-Vorfeld platzierten Diskursmarkers bzw. Konnektors¹⁵ zur Initiierung einer Korrektursequenz. Wie Diskursmarker allgemein so zeichnet sich auch die vorliegende Verwendung von *obwohl* durch folgende Merkmale aus: (i) Es kommt primär in gesprochenen Daten vor; (ii) es steht in Initialposition, d. h. in der Vor-Vorfeldposition und ist nur lose mit dem Folgesyntagma verbunden; (iii) es ist optional, d. h. grammatisch und semantisch nicht-obligatorisch; (iv) es handelt sich hierbei um eine „marginale Form“ der Grammatik; d. h. es ist nur schwer in traditionelle Wortklassen einzuordnen; (v) es ist durch die Reanalyse einer Subjunktion entstanden; (vi) es operiert auf der Diskursebene; (vii) es hat eine primär pragmatische Funktion, indem es den RezipientInnen Verstehens-

¹⁵ Auch wenn der Begriff des „Konnektors“ (Ortner 1983; Thim-Mabrey 1985; Eroms 1995) anhand von schriftsprachlichen Texten entwickelt wurde, während der Begriff des „Diskursmarkers“ stärker interaktional ausgerichtet ist und sich an der gesprochenen Sprache orientiert, gibt es zahlreiche Überschneidungen wie die Vor-Vorfeld-Positionierung, die meist prosodische Unabhängigkeit, die grammatische Optionalität, die primär pragmatisch orientierte Funktion, die Kohäsionsleistung und die Entstehung der Konnektoren bzw. Diskursmarker aus Konjunktionen, Satzadverbien, Matrixsätzen etc.

anleitungen gibt, in welcher Beziehung das Folgende zum vorausgehenden Diskurs bzw. zur vorausgehenden Handlung steht.¹⁶ Bezeichnend für die Reanalyse der konzessiven Subjunktion *obwohl* als diskursorganisierendem Marker ist ferner seine funktionale Bestimmung, die aus seiner ursprünglichen konzessiven Basis motiviert ist: Auch beim Diskursmarker *obwohl* ist der für die konzessive Relation charakteristische Dissonanzaspekt noch vorhanden.

2.2 Zur Verwendung von *wobei* im gesprochenen Deutsch

Dem Pronominal- bzw. Relativadverb *wobei* wird einerseits die Funktion zugesprochen, einen Nebensatz einzuleiten, der ein Ereignis bezeichnet, „das mit dem vom Hauptsatz bezeichneten Ereignis zeitgleich“ stattfindet. (Zifonun et al. 1997, S. 2323) („ich hab für Paul Pizza gebacken, wobei ich mir den Finger verbrannt habe“). Zum anderen kann der *wobei*-Nebensatz auch dazu verwendet werden, eine Präzisierung bzw. Ergänzung des Ereignisses oder Sachverhaltes im vorausgehenden Hauptsatz einzuleiten („er hat ein riesiges Zimmer, wobei man die Dachschrägen natürlich auch mit betrachten muss“).

In der gesprochenen Sprache finden sich nun Gebrauchsweisen von *wobei*, die sich von den traditionellen Verwendungsweisen unterscheiden: *wobei* rückt in das Vor-Vorfeld und fungiert dort als Diskursmarker, der eine Korrektursequenz einleitet und damit dem Korrekturmarker *obwohl* mit Verbzweitstellung sehr nahe kommt.¹⁷

Im folgenden Beispiel unterhalten sich Herta und Vera über die Müllentsorgung:

MÜLL

- 01 Herta: <<acc> und der restmüll,> =
 02 Vera: =gelber sack. das ist dann jeden ZWEIten montag.
 03 Herta: mhm.
 04 (1.0) ((Vera blättert im Kalender))
 05→ Vera: *wobei* das is SELtener.
 06 das ist NICH alle ZWEI wochen.
 07 einundzwanzigsten ZWEIten, zwanzigsten DRITten.
 08 das is SELtener.

Vera teilt Herta zunächst mit, der „gelbe Sack“ werde jeden zweiten Montag von der Müllabfuhr abgeholt. Nachdem Herta ein Rezipientensignal geliefert hat und eine Pause von einer Sekunde vergangen ist, in der Vera im Müllkalender blättert, widerruft sie ihre vorausgegangene Behauptung – einge-

¹⁶ Hierzu Schiffrin (1987); Brinton (1996); Gohl/Günthner (1999); Günthner (1999).

¹⁷ Allerdings ist im Falle von *wobei* der Aspekt der Dissonanz weniger stark ausgeprägt als bei *obwohl*, was vor allem auf die ursprüngliche Semantik von *obwohl* als Konzessivsubjunktion und von *wobei* als Relativum zur Einleitung einer Präzisierung bzw. Ergänzung zurückzuführen ist.

leitet durch *wobei*. *Wobei* fungiert hier als ein im Vor-Vorfeld positionierter Diskursmarker, der eine Korrektursequenz initiiert.¹⁸

Ähnlich wie bei *obwohl* findet sich auch bei *wobei* eine dialogische, d. h. sprecher- und turnübergreifende Verwendungsweise. *Wobei* kann von einem zweiten Sprecher verwendet werden, um dessen Nichtübereinstimmung mit der vorausgehenden Äußerung des ersten Sprechers einzuleiten.

Im folgenden Transkriptausschnitt, der einem Telefongespräch entstammt, machen Bert und Anna Pläne für einen gemeinsamen Kinobesuch:

KINOPLÄNE

01 Bert: kommt ja also: muriels hochzeit in frage.
 02 Anna: oder der bewegte MANN.
 03 (-)
 04 → Bert: *wobei* ich find den ja eher schlecht.
 05 des is so en intellektuellenfilm aber total HOHL.

Nach Berts Aussage, dass nur „muriels hochzeit“ in Frage kommt, führt Anna eine mögliche Alternative an: „oder der bewegte MANN.“ Die Pause in Zeile 3 indiziert bereits eine mögliche Nichtübereinstimmung, und in Zeile 4 äußert Bert schließlich seine negative Beurteilung des vorgeschlagenen Films. Mit dieser durch *wobei* eingeleiteten negativen Einschätzung lehnt er Annas Vorschlag ab.

2.3 Fazit: Zum Gebrauch von *obwohl* und *wobei* im gesprochenen Deutsch

Die vorliegenden Beispiele verdeutlichen, dass die konzessive Subjunktion *obwohl* sowie das Relativadverb *wobei*, die traditionellerweise die Position der linken Satzklammer innehaben, im gesprochenen Deutsch als im Vor-Vorfeld positionierte Diskursmarker reanalysiert werden.¹⁹ Im Falle des Gebrauchs als Diskursmarker sind *obwohl* bzw. *wobei* weniger eng mit dem Folgesyntaxema verwoben; sie sind grammatikalisch betrachtet „weglassbar“, d. h. sie lassen die Struktur des nachfolgenden Hauptsatzes unangetastet. Im Gegensatz zu den Subjunktionen bzw. Relativadverbien verbinden die Diskursmarker *obwohl* und *wobei* nicht länger Teilsätze, sondern eigenständige

¹⁸ Auch wenn *wobei* in seiner Funktion als Relativadverb Verbendstellung aufweist und *wobei* als Korrekturmarker (meist) Verbzweitstellung, so gibt es doch Verwendungsweisen – wie das einschränkende und das dissensenleitende *wobei* –, die sowohl Verbend- wie auch Verbzweitstellung aufweisen können (hierzu detaillierter Günthner (2000; 2001)).

¹⁹ Die verschiedenen Funktionen der synchron auftretenden Verwendungsweisen der Konnektoren *obwohl* und *wobei* haben keine klar umrissenen Grenzen, sondern sind durchaus miteinander verwandt und weisen Überlappungen auf, was wiederum dazu führt, dass es auch ambige Fälle und Hybridformen gibt. Da der funktionale Wandel sprachlicher Elemente ein gradueller Vorgang ist, sind solche Überlappungen verschiedener Funktionen nicht überraschend. Hierzu detaillierter Günthner (1999; 2000).

Sprechhandlungen; sie können sogar längere Diskurseinheiten (wie ganze Erzählsequenzen)²⁰ einleiten. Die lockere Anbindung des im Vor-Vorfeld positionierten Diskursmarkers an das Folgesyntagma bietet den SprecherInnen wiederum Gestaltungsmöglichkeiten, die über die „Nebensatz“-Konstruktionen hinausreichen: So werden in den *obwohl*- bzw. *wobei*-Äußerungen und den vorausgehenden Bezugsäußerungen unterschiedliche Sprechhandlungen verbalisiert, die mittels divergierender Satztypen (wie Aussagesatz und Fragesatz, Imperativ- und Aussagesatz etc.) realisiert werden können. Ferner können die *obwohl*- bzw. *wobei*-Äußerungen so genannte „Hauptsatzphänomene“ (wie Linksversetzungen, VP-Voranstellungen, Adjektiv- und Adverbialvoranstellungen, Besetzungen des Vorfeldes durch Negationsadverbien etc.) aufweisen. Die Verbzweitstellung und die damit verbundene größere Unabhängigkeit vom vorausgehenden Syntagma ist eine konsequente Folge des interaktiven Gewichts, das die mit der *obwohl*- bzw. *wobei*-Äußerung realisierte Sprechhandlung erhält. Die größere Unabhängigkeit wird auch prosodisch kontextualisiert: So zeichnen sich die *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung durch eigenständige Intonationskonturen aus, die meist durch Pausen von den vorherigen Syntagmen abgetrennt sind. Oft ist der Diskursmarker auch vom Folgesyntagma durch eine Pause abgetrennt. Was ihre Funktion betrifft, so operieren die an der Peripherie des Satzes positionierten Diskursmarker *obwohl* bzw. *wobei* primär auf der gesprächssteuernden-metapragmatischen Ebene, indem sie eine Korrektur der vorausgegangenen Äußerung bzw. Handlung einleiten.

Hier sollte nicht unerwähnt bleiben, dass gerade im Vor-Vorfeld positionierte Konnektoren den diskursorganisatorischen Bedürfnissen der Interagierenden entgegenkommen: Mit dem vorgelagerten Diskursmarker kontextualisiert die Sprecherin einerseits, dass sie den Redezug noch nicht abzugeben plant, andererseits rahmt sie damit die Folgeäußerung. Die Vor-Vorfeld-Konstruktion entspricht aber auch den Bedürfnissen des Rezipienten, da sie das Verhältnis zwischen Rahmung und gerahmter Äußerung ikonisch in der Zeit (als Vorher/Nachher-Relation) abbildet und ihm somit die Interpretation der Folgeäußerung erleichtert.²¹

Die Analyse der Verwendung von *obwohl* und *wobei* im gesprochenen Deutsch verdeutlicht also, dass *obwohl* bzw. *wobei* mit Verbzweitstellung nicht einfach mündliche Varianten repräsentieren, sondern dass die Opposition zwischen Verbend- und Verbzweitstellung funktional eingesetzt wird: zur Unterscheidung zwischen der konzessiven Subjunktion *obwohl* bzw. dem Relativum *wobei* und den Korrekturmarkern *obwohl* und *wobei*. Die beiden Varianten von *obwohl*- bzw. *wobei*-Konstruktionen sind also weder funktional noch grammatisch äquivalent, und man kann folglich auch nicht einfach die schein-

²⁰ Hierzu Günthner (1999) sowie Gohl/Günthner (1999).

²¹ Hierzu auch Auer (1997).

bar „ungrammatische“ Hauptsatz-Variante durch die „grammatische“, standardsprachliche Nebensatz-Konstruktion ersetzen.

Die vorliegenden Re kategorisierungen von Subjunktion bzw. Relativum zu Diskursmarkern repräsentieren graduelle, fortlaufende Prozesse der Sprachveränderung, die einerseits auf die kontinuierliche Variation grammatischer Phänomene im Gebrauch verweisen. Andererseits kommt es aufgrund des graduellen Prozesses notwendigerweise zur synchronen Koexistenz verschiedener Formen und Funktionen grammatischer Elemente und Konstruktionen.

2.4 Grammatikalisierung bzw. Pragmatikalisierung

Wenn nun die Subjunktion *obwohl* und das Relativum *wobei* im gesprochenen Deutsch als im Vor-Vorfeld positionierte Diskursmarker reanalysiert werden, so stellt sich die Frage, welche Mechanismen diesen Entwicklungsprozess steuern.²² Mit Traugott (1988) und Traugott/König (1991) könnte man von einer Stärkung „pragmatischer Bedeutung“ sprechen. Traugott (1995a), die sich mit der Grammatikalisierung von Diskursmarkern befasst, postuliert als wesentliches Element der Grammatikalisierung das der „subjectification“. Unter Subjektifikation versteht sie (1995b, S. 31) einen pragmatisch-semantischen Prozess, „whereby ‚meanings become increasingly based in the speaker’s subjective belief state/attitude toward the proposition‘, in other words, towards what the speaker is talking about“. Die Bedeutung und Funktion eines Elements wird von der „Referenz auf Sachverhalte“ übertragen auf die „metatextuelle Ebene der Diskurswelt“ (Traugott 1995a, b). Und genau diese Übertragung bzw. zunehmende Pragmatikalisierung (bei gleichzeitiger Desemantisierung) zeigt sich auch bei der Reanalyse von *wobei* und *obwohl*:

Die synchron vorhandenen Verwendungsweisen von *wobei* als Relativadverb und als Diskursmarker können im Sinne einer metonymischen Bedeutungsverlagerung betrachtet werden: Das Relativadverb *wobei* drückt die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse aus. Wenn nun zwei Ereignisse gleichzeitig auftreten, so entsteht häufig die Inferenz der Besonderheit dieser Gleichzeitigkeit (Traugott/König 1991). Zwei gleichzeitig stattfindende Ereignisse sind primär dann erwähnenswert, wenn sie normalerweise nicht zusammen auftreten. Folglich indiziert die Gleichzeitigkeit zweier Sachverhalte in gewissen Kontexten die Lesart einer scheinbaren Dissonanz. Diese Relation der Dissonanz wird schließlich von der Ebene der thematisierten Sachverhalte auf die des Diskurses übertragen, was zu der korrektiven Funktion von *wobei* führt.

²² Die folgende Diskussion einer möglichen Grammatikalisierung bezieht sich auf die unterschiedlichen Verwendungen und Bedeutungen von *obwohl* und *wobei* unter synchroner Perspektive und damit auf Fragen grammatischer Variation im heutigen gesprochenen Deutsch.

Ein ähnlicher Prozess zeigt sich bei *obwohl*: Während konzessive *obwohl*-Konstruktionen eine generelle Dissonanz zwischen zwei Sachverhalten p und q postulieren: „Ich esse noch ein Stück Kuchen, obwohl ich schon zwei gegessen hab“ (→ „Wenn man schon Stück zwei Kuchen gegessen hat, isst man normalerweise nicht noch ein weiteres Stück“), wird im Falle des Diskursmarkers *obwohl* der Dissonanzaspekt und Erwartungsbruch auf die Ebene kommunikativer Äußerungen bzw. Handlungen übertragen: „Ich esse noch ein Stück Kuchen, obwohl (–) ich hab schon zwei gegessen“ (→ „Also lasse ich es sein“).

Die Funktion des Konnektors verlagert sich auf die Diskursebene, d. h. die Dissonanz bzw. Inkompatibilität besteht nicht zwischen zwei thematisierten Sachverhalten, sondern zwischen zwei Sprechhandlungen.

Als Diskursmarker verbinden *obwohl* und *wobei* nicht länger nur Teilsätze und markieren Relationen zwischen Haupt- und Nebensatz, sondern sie werden eingesetzt, um Handlungen zu verknüpfen und Beziehungen auf der Diskursebene zu kontextualisieren. Analog zu diesem Prozess der zunehmenden Orientierung an der Diskursebene bzw. der zunehmenden Pragmatikalisierung bei der Entwicklung der Subjunktion *obwohl* bzw. des Relativadverbs *wobei* zum Diskursmarker verändert sich zugleich die syntaktische und prosodische Gestalt der betreffenden Konstruktionen.²³

Der Prozess der zunehmenden Diskursorientierung von Konjunktionen und Subjunktionen ist seit einigen Jahren sowohl Thema der Grammatikalisierungstheorie²⁴ als auch der Gesprochenen-Sprache-Forschung.²⁵ Innerhalb der Grammatikalisierungstheorie wird die Entwicklung von Diskursmarkern und Partikeln aus Konjunktionen, Subjunktionen, Adverbien, Adjektiven etc. und die damit verbundene Tendenz der Zunahme pragmatischer, diskursbezogener Funktionen deshalb heftig diskutiert, weil sie zahlreichen der klassischen Grammatikalisierungsmerkmalen widerspricht.²⁶ Während einige VertreterInnen der Grammatikalisierungstheorie folglich für einen weiten Grammatikalisierungsbegriff plädieren, der Pragmatikalisierungstendenzen einschließt (siehe u. a. Barth-Weingarten/Couper-Kuhlen 2002; Günthner

²³ Dies trifft im Übrigen auch auf die Verwendung der kausalen Subjunktion *weil* als eines im Vor-Vorfeld positionierten Diskursmarkers zu; Gohl/Günthner (1999).

²⁴ Hierzu u. a. Auer/Günthner (2003); Barth-Weingarten/Couper-Kuhlen (2002); Erman/Kotsinas (1993); Gohl/Günthner (1999); Günthner (1999); Günthner/Mutz (im Druck); Onodera (1995); Tabor/Traugott (1998); Traugott (1995a; b); Wischer (2000).

²⁵ Hierzu u. a. Auer (1997); Gohl/Günthner (1999); Günthner (1996; 1999; 2000). Siehe auch Eroms (1994; 1995).

²⁶ Zur Frage der „Grammatikalisierung“ bei den vorliegenden Phänomenen siehe Traugott (1995b); Tabor/Traugott (1998); Gohl/Günthner (1999) sowie Günthner (1999). Lehmann (1991, S. 523) selbst betont, dass *weil*- und *obwohl*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung keine prima facie Kandidaten für Grammatikalisierung darstellen. Was sie allerdings mit den klassischen Grammatikalisierungskriterien verbinde, sei die „reduction of syntagmatic variability“, die zu einer Fixierung der sequentiellen Anordnung der grammatikalisierten Elemente führe.

1999; Gohl/Günthner 1999; Günthner/Mutz (im Druck); Hopper 1991; Traugott 1995a; b; Tabor/Traugott 1998; Wischer 2000), argumentieren andere für einen engen, auf morpho-syntaktischen Elementen basierenden Begriff (Lehmann 1985/1992), der den vorliegenden Prozess der zunehmenden Pragmatikalisierung bei gleichzeitigem Wandel von denotativer zu metapragmatischer Bedeutung als eigenständigen Vorgang aus der Grammatikalisierung ausgrenzt. Es ist dabei kaum zu übersehen, dass die unterschiedlichen Vorstellungen von Grammatikalisierung letztendlich auf unterschiedlichen Auffassungen darüber gründen, was unter „Grammatik“ zu verstehen ist.²⁷

Aber auch innerhalb der Gesprochenen-Sprache-Forschung wird das „zunehmende Eindringen von Nebensatzeinleitenden Konnektoren in die Vor-Vorfeldposition“ und die damit verbundene „pragmatische Aufwertung“ (Eroms 1995, S. 64) debattiert. Dieser Vorgang der grammatischen Umkategorisierung von Subjunktionen und Konjunktionen zu Diskursmarkern zeigt sich im Übrigen sowohl in älteren Sprachstufen (hierzu u. a. Sandig 1973) als auch sprachübergreifend (zu Parallelen im Englischen siehe Traugott (1995a; b) und Barth-Weingarten/Couper-Kuhlen (2002), im Spanischen Paez Urdaneta (1982), im Schwedischen Erman/Kotsinas (1993), im Niederländischen Huiskes/Mazeland (2001) und im Japanischen Onodera (1995)).

3. Zur Behandlung von *obwohl*-, *wobei*- (und *weil*-) Konstruktionen in Grammatiken

Wenn nun die Subjunktion *obwohl* (und auch *weil*)²⁸ sowie das Relativadverb *wobei* im gesprochenen Deutsch zunehmend als im Vor-Vorfeld positionierte Diskursmarker reinterpretiert werden, inwiefern werden diese Verwendungsweisen in Grammatiken, die beanspruchen, die tatsächliche Sprachwirklichkeit zu erfassen, thematisiert?

Auch wenn die präsentierten syntaktischen Konstruktionen in älteren Grammatiken zur deutschen Sprache und in Lernergrammatiken (Brinkmann 1971; Heidolph/Flämig/Motsch 1984; Admoni 1982; Hentschel/Weydt 1994; der Mittelstufengrammatik „Wege“ (Latour 1988/92)) noch nicht berücksichtigt werden, so zeigt sich doch eine zunehmende Tendenz in neueren Grammatiken bzw. in Neuauflagen traditioneller Grammatiken, die vorliegenden Phänomene zu erwähnen; und sei es nur, um sie als „standardsprachlich nicht korrekt“ abzuhandeln.

Verfolgt man die Thematisierung der vorliegenden Konstruktionen in der Duden-Grammatik, so ergibt sich folgendes Bild: In der Ausgabe der Duden-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache von 1984 wurden *obwohl*-, *wobei*- (und auch *weil*-) Konstruktionen mit „Hauptsatzstellung“ noch nicht erwähnt. In der 1995 erschienenen Ausgabe der Duden-Grammatik bleiben

²⁷ Hierzu Auer/Günthner (2003).

²⁸ Hierzu Gohl/Günthner (1999).

zwar *obwohl* und *wobei* mit Verbzweitstellung weiterhin unerwähnt, doch wird bereits auf *weil* mit Verbzweitstellung eingegangen:

„Standardsprachlich nicht korrekt ist der in der gesprochenen Umgangssprache zunehmende Gebrauch von *weil* mit Voranstellung des finiten Verbs: *Sie konnte nicht trainieren, weil sie war verletzt.*“ (Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache 1995, S. 397).²⁹

Derselbe Eintrag findet sich in der momentan noch aktuellen Ausgabe der Duden-Grammatik von 1998 (1998, S. 406, 790) sowie im Duden „Richtiges und gutes Deutsch“ (2001). *Obwohl* und *wobei* mit Verbzweitstellung werden auch 1998 bzw. 2001 nicht erwähnt.

Eine Entwicklung in der Behandlung von *obwohl* mit Verbzweitstellung ist bei Helbig/Buscha zu beobachten: Während die „Deutsche Grammatik – Ein Handbuch für den Ausländerunterricht“ (1981) *obwohl*-, *wobei*- und *weil*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung noch nicht erwähnt, geht die neueste Ausgabe von 2001 sowohl auf *obwohl* als auch auf *weil* ein. Bei *obwohl* findet man folgende Anmerkung:

„In jüngerer Zeit kommen in der gesprochenen Sprache gelegentlich auch *obwohl*-Sätze mit Zweitstellung des finiten Verbs vor. Mit dem NS (nachgestellt und mit Sprechpause) wird hier eine implizite Korrektur und Annulierung der Aussage des HS ausgedrückt: Ich trinke noch ein Bier, obwohl – ich habe schon zwei getrunken (und deshalb trinke ich doch nicht noch ein Bier).“ (Helbig/Buscha 2001, S. 409).

Im „Grundriß der deutschen Grammatik“ (Eisenberg 1999) werden in Zusammenhang mit der Frage sprachlicher Normen *obwohl* und *weil* mit Verbzweitstellung bereits thematisiert. Eisenberg betont, dass solche Konstruktionen im gesprochenen Deutsch häufig vorkommen und von Sprachnormern als „falsch“ klassifiziert werden. Möglicherweise übernehmen – so Eisenberg (1999, S. 4) – *weil* und *obwohl* im Gesprochenen die Funktionen von *denn* und *zwar ... aber*.³⁰

²⁹ Ferner findet sich in Zusammenhang mit Kausalsätzen folgende Anmerkung: „Neben *nämlich* und *denn* findet sich vor allem in gesprochener Sprache – nicht in der geschriebenen Standardsprache – auch *weil* als Einleitungswort in einer Satzverbindung; entsprechend findet sich das finite Verb in solchen Teilsätzen an zweiter Stelle: Es gibt eine Umleitung, *weil* es wird eine Baustelle eingerichtet. Dieser Übergang von einer unterordnenden, das heißt Nebensatzeinleitenden Konjunktion zu einer beordnenden Konjunktion ist über Fügungen erfolgt, bei denen nach *weil* eine deutliche Pause wahrzunehmen ist – es liegt eine Art Ellipse vor: Es gibt eine Umleitung, *weil* – es wird eine Baustelle eingerichtet. (Vervollständigt könnte man formulieren: Es gibt eine Umleitung, weil folgendes der Fall ist: Es wird eine Baustelle eingerichtet).“ (Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache 1995, S. 761).

³⁰ Die Frage, inwieweit *weil* mit Verbzweitstellung tatsächlich die Funktion von *denn* und *obwohl* die von *zwar ... aber* übernehmen, wäre ein lohnenswerter Untersuchungsgegenstand für eine korpuslinguistische Analyse. In meinem Datenmaterial wird *denn* allerdings kaum als Diskursmarker verwendet (wenn es in informellen Gesprächen überhaupt verwendet wird, dann zur Einleitung einer komplexen Begründungssequenz). Das korrektive *obwohl* hat durchaus Ähnlichkeiten mit dem adversativen *aber*, dennoch gibt

Auch Weinrich (2003) geht in seiner „Textgrammatik“ auf *obwohl* und *weil* mit Verbzweitstellung ein. Er erwähnt, dass sowohl beim konzessiven *obwohl* als auch beim kausalen *weil* „heute in der mündlichen Umgangssprache (...) manchmal die Endstellung des Verbs“ (Weinrich 2003, S. 758) unterbleibt, und fügt hinzu: „Dieser Sprachgebrauch, der sich nur bei nachgestelltem Adjunkt findet, gilt in der Schriftsprache nicht als normgerecht“ (Weinrich 2003, S. 762).

In Engels „Deutscher Grammatik“ findet sich in der neuesten Ausgabe von 1996 ebenfalls ein Verweis auf *obwohl* (und *weil*) mit Hauptsatzstellung: „In salopper Alltagssprache ist – wie bei *obwohl* – nach *weil* ‚Konstativsatzstellung‘ im Nebensatz möglich, sofern dieser nachgestellt ist. [...] Es muß aber betont werden, dass die Verwendung solcher Sätze in der Standardsprache als unkorrekt gilt“ (Engel 1996, S. 730).

Die von Zifonun, Hoffmann, Strecker et al. verfasste „Grammatik der deutschen Sprache“ (1997), die beansprucht, auch Spezifika gesprochener Sprache aufzugreifen, geht am ausführlichsten auf *obwohl*- und *weil*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung ein. In Zusammenhang mit *obwohl* wird das „moduskommentierende *obwohl*“ erwähnt, das mit der Konzessivsubjunktion *obwohl* jedoch nicht vollständig bedeutungsgleich sei; vielmehr gehe das im gesprochenen Deutsch auftretende Muster:

„*obwohl* → (kurze Pause) Verbzweitsatz“

„in Richtung einer Selbstkorrektur oder partiellen Rücknahme des soeben Gesagten“ (Zifonun et al. 1997, S. 2316).

Auch im neuen Wahrig: „Fehlerfreies und gutes Deutsch“ (2003) werden sowohl *obwohl*- als auch *weil*-Konstruktionen mit „Hauptsatzstellung“ erwähnt. Im Falle von *obwohl* steht dort:

„In der gesprochenen Sprache kommt zunehmend auch Hauptsatzstellung nach *obwohl* vor, d. h. *obwohl* wird wie die nebenordnende adversative Konjunktion *aber* verwendet: *Ich gehe zu der Party, obwohl eigentlich habe ich gar keine Lust.*“

Diese Wortstellung ist standardsprachlich nicht korrekt und sollte zumindest im Geschriebenen unbedingt vermieden werden.“

(Wahrig: „Fehlerfreies und gutes Deutsch“ 2003, S. 493)

In Lernergrammatiken und Deutsch-Lehrwerken für Ausländer werden die vorliegenden Konstruktionen bislang kaum thematisiert. Selbst in jenen Kapiteln, die sich ausdrücklich dem gesprochenen Deutsch widmen, fehlen sie in der Regel.³¹ Eine Ausnahme bildet das Deutsch-Lehrwerk „Tangram“. Hier

es zahlreiche Fälle, in denen es mit *aber* nicht austauschbar ist. Vgl. u. a. GENETISCHE BERATUNG (*„[aber] meine oma hat unterleibskrebs.“) und REFERAT: *„aber (–) ich lass des jetzt weg.“

³¹ Ausnahmen bilden neuere Lernergrammatiken, die spezielle Kapitel zur Syntax der deutschen Umgangssprache aufweisen wie Rug/Tomaszewskis (1997, S. 306) „Grammatik mit Sinn und Verstand“ oder Buschas (1998, S. 57) „Grammatik in Feldern“.

findet sich in einem Kapitel zu *obwohl*- und *weil*-Konstruktionen mit „Hauptsatzstellung“ folgende Bemerkung:

„So sprechen heute viele Leute in Deutschland. Sie denken nach ‚weil‘ und ‚obwohl‘ einen Doppelpunkt: Dann folgt ein Hauptsatz. So darf man sprechen, aber nicht schreiben.“ (Tangram 1998, S. 100)

Insgesamt zeichnet sich also folgendes Bild ab:

Während in den 80er Jahren noch kein Eintrag zu *obwohl*, *wobei* und *weil* mit Verbzweitstellung zu finden war, zeigen sich in Grammatiken Mitte/Ende der 90er Jahre bereits erste Hinweise darauf, dass *obwohl* und *weil* mit Verbzweitstellung in der gesprochenen Umgangssprache verwendet werden – wenn sie auch standardsprachlich nicht akzeptiert sind. (*Wobei* wird jedoch nicht erwähnt.) Gelegentlich wird allerdings suggeriert, es handele sich bei *obwohl* (und *weil*) mit „Hauptsatzstellung“ um umgangssprachliche Varianten der standardsprachlichen Konstruktionen von *obwohl* (bzw. *weil*) mit Verbendstellung.

4. Vom Diskurs zum Standard?

Abschließend möchte ich nun zu den drei Ausgangsfragen zurückkehren.

Zu (i): Weisen diese Konstruktionen bestimmte Funktionen auf, die systematisch zu beschreiben sind? Gibt es hierbei also systematische Form-Funktions-Korrespondenzen?

Wie die Analysen veranschaulichen, handelt es sich bei der Verwendung von *obwohl* und *wobei* (ebenso wie bei *weil*)³² mit „Hauptsatzstellung“ keineswegs um Performanzentgleisungen oder „saloppe Varianten“ – wie gelegentlich behauptet wird –, vielmehr setzen SprecherInnen die Opposition zwischen Verbend- und Verbzweitstellung funktional ein. Aktionsgemeinschaften und Sprachpfleger, die dieser Verwendung der „Hauptsatzstellung“ den „Garaus“ machen wollen, ignorieren, dass die beiden Verbstellungstypen weder funktional noch grammatisch äquivalent sind und man folglich auch nicht einfach die scheinbar „ungrammatische“ Hauptsatz-Variante durch die „grammatische“ Nebensatz-Konstruktion ersetzen kann. Es geht bei *obwohl* und *wobei* (ebenso wie bei *weil*) mit Verbzweitstellung nicht um eine Schlamperei in Bezug auf die Form, sondern es geht um die Verwendung einer Form mit einer spezifischen kommunikativen Funktion.

Um mit Eichinger/Kallmeyer (in diesem Band) zu sprechen, so zeugen auch die vorliegenden Beispiele sprachlicher Variationen davon, „dass unterschiedliche Zwecke der Kommunikation auch nach entsprechenden sprachlichen Unterschieden verlangen“.

³² Vgl. Eisenberg (1993); Gaumann (1983); Gohl/Günthner (1999); Günthner (1993; 1996); Keller (1993); Küper (1991); Pasch (1997); Scheutz (1998); Selting (1999); Uhlmann (1996); Wegener (1993; 1999); Weisgerber (1993).

Zu (ii) *Handelt es sich um vorübergehende, rein mündliche bzw. regional und sozial begrenzte Erscheinungen oder aber um Konstruktionen, die in einigen Jahren vielleicht Teil der Standardsprache sein könnten?*

Die Erwähnung von Normabweichungen in Standardgrammatiken ist sicherlich das deutlichste Indiz für deren systematische (d.h. überregionale, nicht gruppenspezifische, länger andauernde) Verbreitung und Anerkennung. Abweichungen, die in Standardgrammatiken aufgelistet werden, haben „eine gewisse Dignität als Abweichung und damit die größte Chance, Sprachnorm von morgen zu werden“ (Thurmair 2002, S. 7).

Sind die vorliegenden Konstruktionen mit „Hauptsatzstellung“ also Indiz bzw. Resultat eines neuen Sprachwandels?³³ Oder hat die Sprachwissenschaft diese Konstruktionen einfach nicht zur Kenntnis genommen, da sie der schriftsprachlich geprägten Standardsprache nicht entsprechen? Handelt es sich bzgl. der Nicht-Behandlung dieser Konstruktionen also um „ein Artefakt der Norm- und Schriftsprachenorientiertheit der Linguistik“ (Selting 1999, S. 168)?

Ein Problem für die Beantwortung dieser Frage liegt in der Mündlichkeit der vorliegenden Konstruktionen begründet. Die historische Sprachwandel-forschung stützt sich meist auf schriftsprachliche Dokumente höherer Schichten; folglich ist ein Rückschluss auf den alltäglichen mündlichen Sprachgebrauch äußerst schwierig.³⁴ Zwar erwähnen weder Grammatiken noch sprachkritische oder dialektologische Arbeiten aus dem 19. Jh. *weil*-, *obwohl*- und *wobei*-Konstruktionen mit Verbzweitstellung³⁵, dennoch existieren zumindest für *weil* mit Verbzweitstellung Belege aus Briefen von Auswanderern aus dem 19. Jh. (Elspaß 2003) sowie aus literarischen Texten³⁶, die vermuten lassen, dass *weil* mit Verbzweitstellung durchgängig in einzelnen Dialekten und regionalen Varianten verwendet wurde.

Auch wenn die Frage der historischen Kontinuität der vorliegenden Konstruktionen nicht vollständig geklärt ist, so zeigen Korpusuntersuchungen der letzten 30 Jahre einerseits eine deutliche Zunahme dieser „ungrammatischen“ Konstruktionen, andererseits auch eine zunehmende Tendenz zur Verwendung dieser Konstruktionen jenseits der informellen Umgangssprache. Mittlerweile hören wir *weil*, *obwohl* und *wobei* mit Verbzweitstellung nicht nur in

³³ Siehe hierzu Gaumann (1983); Günthner (1993; 1996; 1999); Küper (1991); Uhmann (1996); Wegener (1993); Weinrich (1984). Zur Frage nach der historischen Kontinuität von *weil* mit Verbzweitstellung siehe vor allem Selting (1999).

³⁴ Hierzu auch Elspaß (2003).

³⁵ Hierzu Selting (1999). Eine Ausnahme bildet Hermann Paul (1880/1975, S. 298), der auf die Verwendung von *wiewohl* und *obgleich* mit Verbzweitstellung eingeht.

³⁶ So verwendet Hölderlin *weil* mit Verbzweitstellung in folgendem Textausschnitt aus den „Turmjahren“:
„Giebt es auf Erden ein Maaß? Es giebt keines. Nemlich es hemmen den Donnergang nie die Welten des Schöpfers. Auch eine Blume ist schön, *weil* sie blühet unter der Sonne“ („In lieblicher Bläue“, S. 372; zitiert aus Endlein 2001). Ich danke Norbert Richard Wolf für diesen Hinweis.

Talkshows und Interviews mit Politikern, SchauspielerInnen und anderen Prominenten oder in der Sprache der Werbung, wir lesen sie auch in Romanen (primär in Passagen sekundärer Mündlichkeit), und wir begegnen ihnen selbst bei NachrichtensprecherInnen, die ja als Prototypen der Standardsprachensprecher gelten.

Diese Entwicklung der Transgression informeller, umgangssprachlicher Strukturen in Kontexte, die traditionellerweise standardsprachlich geprägt sind, steht im Einklang mit Beobachtungen zur zunehmenden Öffnung formeller Kontexte für regional-umgangssprachliche Formen.³⁷ Linke (1991, S. 274) stellt – angesichts dieser „Lockerung der Normen“ und des „Abbau[s] der gesellschaftlichen Formalitäts-Informalitäts-Spanne im Verlauf der letzten 200 Jahre“ – zu Recht die Frage, inwiefern wir von einer „Informalisierung“, „Ent-Distanzierung“ oder „Familiarisierung“ sprachlicher Formen sprechen können. Ist diese Transgression also u. U. ein Resultat der eingangs erwähnten Pluralisierung und Individualisierung von Lebensformen in der heutigen Gesellschaft?

Die vorliegenden Phänomene – ebenso wie die sich anschließenden Fragen – verdeutlichen einmal mehr, dass Veränderungen im Sprachgebrauch zugleich Fragen nach deren soziokultureller Bedeutung aufwerfen und somit eng mit Aspekten gesellschaftlicher Wandelprozesse verwoben sind.³⁸

Zu (iii): Sollten wir diese Konstruktionen im Deutsch als Fremdsprachen-Unterricht korrigieren – auch wenn deutsche MuttersprachlerInnen sie im Alltag immer wieder verwenden?

Im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht stehen die Lehrenden vor der paradoxen Situation, dass sie bei ihren SchülerInnen und StudentInnen Konstruktionen korrigieren (müssen), denen die Deutschlernenden außerhalb des Unterrichts ständig begegnen. So schreibt der japanische Germanist Saburo Okamura (1999) angesichts der Tatsache, dass ihm in der Interaktion mit deutschen Muttersprachlern Sätze auffallen wie „Hans kommt heute nicht, weil er ist erkältet“ oder „Obwohl er ist reich“:

„Der ausländische Deutschlehrer traut entweder seinen Ohren nicht, oder meint, dass derjenige, der diesen Satz gesagt hat, ein Ausländer sei, der des Deutschen nicht mächtig ist. [...]“

Er ist tief verunsichert. Und dies nicht zuletzt durch die Tatsache, dass er eben diese Wortstellung doch jahrelang fast tagtäglich gehört hatte. Nämlich in seinem Klassenzimmer – sagen wir mal – in Japan.“ (Okamura 1999, S. 151–153).

Da ausländische DeutschlehrerInnen sehr viel stärker auf grammatische Vorgaben und explizite Verweise auf die tatsächliche Sprachwirklichkeit angewiesen sind als ihre muttersprachlichen KollegInnen, sollten Grammatiken und Deutsch als Fremdsprache-Lehrwerke

³⁷ Hierzu von Polenz (1994); Mattheier (1997); Linke (2000).

³⁸ Hierzu Linke (2000).

„manche Phänomene nicht einfach wie bisher als ‚korrekt‘ oder ‚unkorrekt‘ abtun, sondern den sprachlichen Wirklichkeiten möglichst nahe stehen und diesen Phänomenen gewisse Toleranzbereiche einräumen, was die Normen betrifft. Dies würde den zu strengen ausländischen Deutschlehrern sehr helfen, um ihrerseits sprachlichen Wirklichkeiten gegenüber entspannt und zugleich neugierig zu sein“. (Okamura 1999, S. 171)

Aus diesen Ausführungen ergibt sich meine Antwort auf die oben gestellte Frage: Selbstverständlich soll der Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht Sprachnormen lehren, aber auch verschiedene Existenzformen von Sprache, wie sie in der deutschsprachigen Lebenswelt auftreten.

Literatur

- Admoni, Wladimir (1982): Der deutsche Sprachbau. 4. Auflage. München.
- Agel, Vilmos (1999): Grammatik und Kulturgeschichte. Die *raison graphique* am Beispiel der Epistemik. In: Gardt, A./Haß-Zumkehr, U./Roelcke, T. (Hg.) (1999): Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. Berlin. S. 171–224.
- Auer, Peter (1997): Formen und Funktionen der Vor-Vorfeldbesetzung im gesprochenen Deutsch. In: Schlobinski, P. (Hg.) (1997): Syntax des gesprochenen Deutsch. Opladen. S. 55–92.
- Auer, Peter/Günthner, Susanne (2003): Die Entstehung von Diskursmarkern im Deutschen – ein Fall von Grammatikalisierung? In: InLiSt: Interaction and Linguistic Structures 38. <http://www.uni-potsdam.de/u/inlist/issues/38/index.htm>
- Barth-Weingarten, Dagmar/Couper-Kuhlen, Elizabeth (2002): On the development of final *though*. A case of grammaticalization? In: Wischer, I./Diewald, G. (Hg.) (2002): New Reflections on Grammaticalization. Amsterdam. S. 345–361.
- Brinkmann, Henning (1971): Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf.
- Brinton, Laurel J. (1996): Pragmatic Markers in English. Berlin/New York.
- Buscha, Joachim et al. (1998): Grammatik in Feldern. München.
- Dellapiazza, Rosa-Maria/von Jan, Eduard/Schönherr, Til (1998): Tangram – Deutsch als Fremdsprache. Kursbuch. Ismaning.
- Duden (1984): Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Duden (1995): Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Duden (1998): Duden Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Duden (2001): Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Eisenberg, Peter (1993): Der Kausalsatz ist nicht zu retten. In: Praxis Deutsch 118, S. 10–11.
- Eisenberg, Peter (1999): Grundriß der deutschen Grammatik. Der Satz. Stuttgart.
- Elspaß, Stephan (2003): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Habilitationsschrift. Münster, Westfälische Wilhelms-Universität.
- Endlein, Martin (2001): Studien zum Vorvorfeld. Magisterarbeit im Fach Germanistik an der Universität Würzburg.
- Engel, Ulrich (1996): Deutsche Grammatik. Heidelberg.
- Erben, Johannes (1972): Deutsche Grammatik. München.
- Erman, Britt/Kotsinas, Ulla-Britt (1993): Pragmaticalization. The case of *ba'* and you know. In: Studier i modern sprakvetenskap 10, S. 76–92.

- Eroms, Hans-Werner (1994): Die Konnektoren ABER und NUR im Deutschen. In: Roggensch, W. (Hg.) (1994): Germanistentreffen Bundesrepublik Deutschland – Polen. Hallstadt, DAAD. S. 285–303.
- Eroms, Hans-Werner (1995): Vor-Vorfeldbesetzungen im Deutschen. In: Faucher, E. et al. (Hg.) (1995): Signans und Signatum. Auf dem Weg zu einer semantischen Grammatik. Tübingen. S. 63–73.
- Gaumann, Ulrike (1983): ‚Weil die machen jetzt bald zu‘. Angabe- und Junktivsatz in der deutschen Gegenwartssprache. Göppingen.
- Gohl, Christine/Günthner, Susanne (1999): Grammatikalisierung von *weil* als Diskursmarker in der gesprochenen Sprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 18(1), S. 39–75.
- Gumperz, John J./Cook-Gumperz, Jenny (1982): Introduction. Language and the communication of social identity. In: Gumperz, J. J. (Hg.) (1982): Language and social identity. Cambridge. S. 1–21.
- Günthner, Susanne (1993): ‚... weil – man kann es ja wissenschaftlich untersuchen‘. Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in WEIL-Sätzen. In: Linguistische Berichte 143, S. 37–59.
- Günthner, Susanne (1996): From subordination to coordination? Verb-second position in German causal and concessive constructions. In: Pragmatics 6(3), S. 323–370.
- Günthner, Susanne (1999): Entwickelt sich der Konzessivkonnektor *obwohl* zum Diskursmarker? Grammatikalisierungstendenzen im gesprochenen Deutsch. In: Linguistische Berichte 180, S. 409–446.
- Günthner, Susanne (2000): Grammatik im Gespräch. Zur Verwendung von *wobei* im gesprochenen Deutsch. In: Sprache und Literatur 85(31), S. 57–74.
- Günthner, Susanne (2001): *wobei* (.) es hat alles immer zwei seiten. Zur Verwendung von *wobei* im gesprochenen Deutsch. In: Deutsche Sprache 29, S. 313–341.
- Günthner, Susanne/Knoblach, Hubert (1994): ‚Forms are the Food of Faith‘. Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4, S. 693–723.
- Günthner, Susanne/Mutz, Katrin (im Druck): Grammaticalization vs. Pragmaticalization? The development of pragmatic markers in German and Italian. Erscheint in: Bisang, Walter/Himmelman, Nikolaus/Wiemer, Björn (Hg.) (im Druck): Grammaticalization and its limits revisited. Berlin.
- Habermas, Jürgen (1992): Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts. Frankfurt/M.
- Haspelmath, Martin (2002): Grammatikalisierung. Von der Performanz zur Kompetenz ohne angeborene Grammatik. In: Krämer, S./König, E. (Hg.) (2002): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt. S. 262–286.
- Heidolph, Karl Erich/Flämig, Walter et al. (1984): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (1981): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig.
- Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim (2001): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin.
- Henschel, Elke/Weydt, Harald (1994): Handbuch der deutschen Grammatik. Berlin.
- Hopper, Paul J. (1991): On some Principles of Grammaticization. In: Traugott, Elizabeth Closs/Heine, Bernd (Hg.) (1991): Approaches to Grammaticalization. Bd. 1. Amsterdam. S. 17–35.
- Hopper, Paul (1998): Emergent Grammar. In: Tomasello, M. (Hg.) (1998): The New Psychology of Language. Mahwah, N.J. S. 155–175.

- Huiskes, Mike/Mazeland, Harrie (2001): Dutch ‚but‘ as a sequential conjunction. Its use as a resumption marker. In: Selting, M./Couper-Kuhlen, E. (Hg.) (2001): *Studies in Interactional Linguistics*. Amsterdam. S. 141–169.
- Keller, Rudi (1993): Das epistemische *weil*. Bedeutungswandel einer Konjunktion. In: Heringer, H.J./Stötzel, G. (Hg.) (1993): *Sprachgeschichte und Sprachkritik*. Berlin/New York. S. 219–247.
- König, Ekkehard/Van der Auwera, Johan (1988): Clause integration in German and Dutch conditionals, concessive conditionals and concessives. In: Haiman, J./Thompson, S.A. (Hg.) (1988): *Clause Combining in Grammar and Discourse*. Amsterdam. S. 101–133.
- Küper, Christoph (1991): Geht die Nebensatzstellung im Deutschen verloren? Zur pragmatischen Funktion der Wortstellung in Haupt- und Nebensätzen. In: *Deutsche Sprache* 19, S. 133–158.
- Latour, Bernd (1988/1992): *Wege. Mittelstufen-Grammatik für Deutsch als Fremdsprache*. München.
- Lehmann, Christian (1985/1992): Grammaticalization. Synchronic variation and diachronic change. In: *Lingua e stile* 20, S. 303–318.
- Lehmann, Christian (1991): Grammaticalization and related changes in contemporary German. In: Traugott, E.C./Heine, B. (Hg.) (1991): *Approaches to Grammaticalization*. Bd. 2. Amsterdam. S. 493–535.
- Linke, Angelika (1991): Zum Sprachgebrauch des Bürgertums im 19. Jahrhundert. Überlegungen zur kultursemiotischen Funktion des Sprachverhaltens. In: Wimmer, R. (Hg.) (1991): *Das 19. Jahrhundert. Jahrbuch 1990 des Instituts für Deutsche Sprache*. Berlin. S. 250–281.
- Linke, Angelika (2000): Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung? Sprach-(gebrauchs)wandel als Indikator soziokultureller Entwicklungen. In: *Der Deutschunterricht* 3, S. 66–77.
- Mattheier, Klaus J. (1997): Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Mattheier, K.J./Radtke, E. (Hg.) (1997): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt. S. 1–9.
- Métrich, René (1980): *Zur Syntax und Semantik von ‚obwohl‘ und ‚wenn auch‘*. Paris.
- Okamura, Saburo (1999): Plädoyer für *weil* mit Verbzweitstellung im DaF-Unterricht. Die deutsche Syntax im Kreuzfeuer. *Festschrift für Toyo Hayakawa*. Tokio. S. 151–173.
- Onodera, Norika Okada (1995): Diachronic Analysis of Japanese Discourse Markers. In: Jucker, A.H. (Hg.) (1995): *Historical Pragmatics. Pragmatic Developments in the history of English*. Amsterdam/Philadelphia. S. 393–437.
- Ortner, Hanspeter (1983): Syntaktisch hervorgehobene Konnektoren im Deutschen. In: *Deutsche Sprache* 11, S. 97–121.
- Paez Urdaneta, I. (1982): Conversational PUES in Spanish. A process of degrammaticalization? In: Ahlqvist, A. (Hg.) (1982): *Papers from the 5th International Conference on Historical Linguistics*. Amsterdam. S. 332–340.
- Pasch, Renate (1997): *Weil* mit Hauptsatz – Kuckucksei im denn-Nest. In: *Deutsche Sprache* 25, S. 252–271.
- Paul, Hermann (1880/1975): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Tübingen.
- Polenz, Peter von (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band II. Berlin etc.
- Rug, Wolfgang/Tomaszewski, Andreas (1997): *Grammatik mit Sinn und Verstand*. Stuttgart.
- Sandig, Barbara (1973): Zur historischen Kontinuität normativ diskriminierender syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache. In: *Deutsche Sprache* 1,3, S. 37–57.

- Schelsky, Helmut (1956): Ist Dauerreflexion institutionalisierbar? In: Schelsky, Helmut (Hg.) (1956): *Auf der Suche nach der Wirklichkeit*. Düsseldorf. S. 250–272.
- Scheutz, Hannes (1998): *weil*-Sätze im gesprochenen Deutsch. In: Hutterer, C./Pauritsch, G. (Hg.) (1998): *Beiträge zur Dialektologie des Oberdeutschen Raumes*. Göttingen. S. 85–112.
- Schiffrin, Deborah (1987): *Discourse Markers*. Cambridge.
- Schlobinski, Peter (1992): Funktionale Grammatik und Sprachbeschreibung. Eine Untersuchung zum gesprochenen Deutsch sowie zum Chinesischen. Opladen.
- Selting, Margret (1999): Kontinuität und Wandel der Verbstellung von ahd. *wanta* bis gwd. *weil*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 27(2), S. 167–204.
- Tabor, Whitney/Traugott, Elizabeth Closs (1998): Structural scope expansion and grammaticalization. In: Giacalone Ramat, Anna/Hopper, Paul J. (Hg.) (1998): *The limits of Grammaticalization*. Amsterdam/Philadelphia. S. 229–272.
- Thim-Mabrey, Christiane (1985): Satzkonnectoren wie ‚allerdings, dennoch und übrigens‘. Stellungsvarianten im deutschen Aussagesatz. Frankfurt.
- Thurmair, Maria (2002): Standardnorm und Abweichungen. Entwicklungstendenzen unter dem Einfluss der gesprochenen Sprache. Konsequenzen für Deutsch als Fremdsprache. In: *DaF (Deutsch als Fremdsprache)* 1, S. 3–8.
- Traugott, Elizabeth Closs (1988): Pragmatic strengthening and grammaticalization. In: *Berkeley Linguistic Society* 14, S. 406–416.
- Traugott, Elizabeth Closs (1995a): The role of the development of discourse markers in a theory of grammaticalization. Paper presented at the 12th International Conference on Historical Linguistics.
- Traugott, Elizabeth Closs (1995b): Subjectification in grammaticalization. In: Stein, D./Wright, S. (Hg.) (1995): *Subjectivity and subjectivisation*. Cambridge.
- Traugott, Elizabeth Closs/König, Ekkehard (1991): The semantics-pragmatics of grammaticalization revisited. In: Traugott, Elizabeth Closs/Heine, Bernd (Hg.) (1991): *Approaches to Grammaticalization*. Bd. 1. Amsterdam. S. 189–218.
- Uhmann, Susanne (1996): Nur ein Sturm im Lexikonglas. Zur aktuellen Verbstellungsvariation in *weil*-Sätzen. In: *Wuppertaler Arbeitspapiere zur Sprachwissenschaft WAS* 13, S. 1–26.
- Wahrig (2003): Fehlerfreies und gutes Deutsch. Gütersloh.
- Wegener, Heide (1993): *weil* – das hat schon seinen Grund. Zur Verbstellung in Kausalsätzen mit *weil* im gegenwärtigen Deutsch. In: *Deutsche Sprache* 21, S. 289–305.
- Wegener, Heide (1999): Syntaxwandel und Degrammatikalisierung im heutigen Deutsch? Noch einmal zu *weil*-Verbzweit. In: *Deutsche Sprache* 27, S. 3–26.
- Weinrich, Harald (1984): Die Zukunft der deutschen Sprache. In: Carstensen, B. et al. (Hg.) (1984): *Die deutsche Sprache der Gegenwart*. Göttingen. S. 83–108.
- Weinrich, Harald (2003): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Weisergerber, Bernhard (1993): Vorsicht bei Subjunktoen, *weil*: da tut sich was! In: *Wirken des Wort* 43(1), S. 1–4.
- Wischer, Ilse (2000): Grammaticalization vs. lexicalization. ‚Methinks‘ there is some confusion. In: Fischer, Olga/Rosenbach, Anette/Stein, Dieter (Hg.) (2000): *Pathways of Change. Grammaticalization in English*. Amsterdam/Philadelphia. S. 355–370.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Band 1–3. Berlin/New York.

STEPHAN ELSPASS

Standardisierung des Deutschen

Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte, von unten⁴

Abstract

Angelehnt an die ‚neue‘ deutsche Sprachgeschichtsforschung und gestützt auf eigene Forschungsergebnisse im Rahmen einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ wird im vorliegenden Beitrag die gängige Darstellung von einem Abschluss der Standardisierung des Deutschen im 19. Jahrhundert in Frage gestellt. In einer Verengung der Begriffe von ‚Standardsprache‘ und ‚Schriftkultur‘ – so die Ausgangsthese – wurde bisher die elitär-hochkulturelle und distanzsprachliche Schriftlichkeit einer kleinen, dominanten, aber nicht repräsentativen Minderheit der deutschen Sprachgemeinschaft in den Vordergrund gerückt. Damit ging eine letztlich teleologische Auffassung der sprachgeschichtlichen Entwicklung einher, die das Ende des ‚Weges‘, nämlich das ‚Erreichen‘ des Standards, und eine eher gewünschte als tatsächlich vorhandene Einheitlichkeit im Blick hatte. Diese verengten Begriffe lassen sich nicht mit weiter gefassten Vorstellungen von ‚Standardisierung‘ in Übereinstimmung bringen, die außerhalb des deutschen Forschungsdiskurses bestehen. Überdies hat diese Sichtweise in der Sprachhistoriographie und der Grammatikographie zu einer Vernachlässigung von (regionalen) alltagssprachlichen Gebrauchsnormen innerhalb der hochdeutschen Schriftsprache geführt, deren Existenz anhand zahlreicher grammatischer Einzelphänomene belegt werden kann. Im Interesse einer notwendigen Klärung dessen, was als ‚Standardsprache‘ zu gelten hat, sowie einer theoretisch adäquaten Darstellung der Grammatik der Gegenwartssprache wird für einen Perspektivenwechsel plädiert: Varianten und Tendenzen der gegenwärtigen deutschen Standardsprache lassen sich nur dann bruchlos und stimmig in die Entwicklungstendenzen der neueren Geschichte der deutschen Sprache einfügen und erklären, wenn man nicht auf der Ansicht ‚von oben‘ beharrt, sondern sie gerade für die jüngere Sprachgeschichte aus einer Perspektive ‚von unten‘ betrachtet.

1. Vorstellungen von ‚Standardisierung‘

Man darf wohl davon ausgehen, dass das im Folgenden skizzierte Bild von der Standardisierung der deutschen Sprache verbreitet und anerkannt ist: Im späten 15. und im 16. Jahrhundert kommt es zu einem überregionalen Sprachausgleich auf ostmitteldeutsch-ostoberdeutscher Grundlage. Im 17. und 18. Jahrhundert wird die deutsche Schriftsprache ausgebaut und erreicht schließlich in der Weimarer Klassik ihre bis heute gültige Vereinheitlichung, so dass sich spätestens für den Beginn des 19. Jahrhunderts von einer deutschen Standardsprache sprechen lässt.¹

¹ Vgl. hierzu im Überblick zuletzt Besch (2003) und Mattheier (2003).

Diesem Bild liegt ein Begriff von Standardsprache zu Grunde, wie er etwa im „Lexikon der Sprachwissenschaft“ zum Ausdruck kommt. „Standardsprache“ wird dort definiert als

„[s]eit den 70er Jahren in Deutschland übliche deskriptive Bezeichnung für die historisch legitimierte, überregionale, mündliche und schriftliche Sprachform der sozialen Mittel- bzw. Oberschicht; in diesem Sinne synonyme Verwendung mit der (wertenden) Bezeichnung ‚Hochsprache‘. Entsprechend ihrer Funktion als öffentliches Verständigungsmittel unterliegt sie (besonders in den Bereichen Grammatik, Aussprache und Rechtschreibung) weit gehender Normierung [...]“ (Bußmann 2002, S. 648)

Ich beabsichtige in meinem Beitrag, die Entwicklung der Standardisierung in Deutschland aus dem spezifisch deutschen Standardsprache-Diskurs herauszulösen, und bediene mich deshalb einer ‚internationaleren‘ Definition von Standard:

„Any vernacular (language or dialect) may be ‚standardized‘ by being given a uniform and consistent norm of writing that is widely accepted by its speakers. It may then be referred to as a ‚standard‘ language.“
(Haugen 1994, S. 4340)

Die Unterschiede zwischen diesen beiden Definitionen sind augenfällig:

- Bei Bußmann ist von einer Normierung auf gesprochener und geschriebener Ebene die Rede, bei Einar Haugen nur von einer einheitlichen *Schreibnorm*. Dass eine Standardsprache eine Rechtlautung aufweisen muss, scheint – etwa im Vergleich mit der englischen Sprache – eine deutsche Spezialität zu sein.²
- Außerdem fällt die sozialschichtspezifische Einschränkung in der deutschen Definition auf, durch die offenbar rein deskriptive nicht mehr recht von wertenden Kriterien zu trennen sind.³ Die Rede von „speakers“ bei Haugen ist dagegen *schichtneutral*.
- Ein notwendiges Kriterium für Standardsprache bei Haugen, das im „Lexikon der Sprachwissenschaft“ fehlt, ist das der breiten *Akzeptanz* der Schreibnorm in der Sprachgemeinschaft.

Wenden wir auf das übliche Bild von der Standardisierung des Deutschen die Definition bei Bußmann an: „Weit gehende Normierung“ müsse danach „besonders in den Bereichen Grammatik, Aussprache und Rechtschreibung“ gegeben sein. Aussprache und Rechtschreibung wurden im Deutschen allerdings erst an der Wende zum 20. Jahrhundert normiert (mit welcher Wirklichkeitsfernen Normen auch immer), also wäre schon insofern das Bild vom Standard ab dem 19. Jahrhundert zu korrigieren. Es bleibt also nur die Grammatik. Erst

² Ich verweise auf Durrell (1999), Milroy (1999, S. 18, 27) und Barbour (in diesem Band).

³ Dass ‚Standardsprache‘ erst „seit den 70er Jahren“ in diesem Sinne in Deutschland gebraucht wird, wie es in der Definition des „Lexikons der Sprachwissenschaft“ heißt, ist sicherlich kein Zufall.

für diese Ebene findet sich in vielen Handbüchern die gewünschte Bestätigung, dass man seit den Klassikern von einem „System“ bzw. einer „standardsprachlichen Norm“ mit relativ stabil gebliebenen Merkmalen ausgehen könne.⁴

Ich möchte im Folgenden die Konsequenzen eines weiter gefassten Standardisierungsbegriff, wie er sich etwa unter Berücksichtigung des Haugen'schen Akzeptanz-Kriteriums ergibt, für die neuere Sprachgeschichte des Deutschen darlegen.⁵ Dies schlägt sich im Aufbau des vorliegenden Beitrags wie folgt nieder: Zunächst werden relativ knapp wichtige Entwicklungslinien in der Standardisierung des Deutschen anhand eines Phasen-Modells nachgezeichnet (2.). Die darauf folgende Darstellung konzentriert sich auf (grammatische) Entwicklungen in der jüngeren Sprachgeschichte, also seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts (3.). Diese jüngeren Entwicklungen sind von besonderem Interesse, da sie eben nicht nur unser Bild vom ‚Standarddeutschen‘ geprägt haben, sondern in ihnen auch die „sprachgeschichtlichen Wurzeln des heutigen Deutsch“⁶ liegen, die sich auf Tendenzen der Gegenwartssprache ausgewachsen und somit einen unmittelbaren Einfluss auf diese zeitigen – dies wird in einem eigenen Punkt zu diskutieren sein (4.). Zum Schluss wird von der Erörterung der sprachhistorischen Entwicklungen auf die Frage nach der „Standardvariation“ in der Gegenwartsgrammatik zurückzukommen sein (5.).

Der Ausdruck „neuere Sprachgeschichte“ im Titel ist bewusst ambig gewählt: Zum einen deutet er auf den Gegenstand selbst, also die Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Zum anderen verweist er auf die neuere Sprachgeschichtsforschung, insbesondere die sozio-pragmatischen Ansätze, die u. a. unter programmatischen Titeln wie „Neue deutsche Sprachgeschichte“ firmieren (Cherubim/Jakob/Linke 2002). In diesen Forschungsrahmen will ich auch meine eigene „Sprachgeschichte von unten“ einreihen (Elsaß 2003 [2005]).

2. Phasen der Ausformung der Schriftsprache im Deutschen seit der Frühen Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts

Für die Darstellung der Entwicklungen seit der Frühen Neuzeit bediene ich mich zunächst der Termini ‚Schreibdialekte‘ und ‚Schriftsprache‘, wie sie von Werner Besch (1983, S. 2003) verwendet werden. ‚Schreibdialekt‘ dient Besch (1983, S. 968) als „Klammer-Terminus für alle Ausprägungen deutscher Schriftlichkeit vom 8.–15. Jahrhundert“. Als ‚Schriftsprache‘ ist nach ihm die überregionale Existenzform des Deutschen zu bezeichnen, die durch einen Prozess der Selektion aus einem Pool schreibdialektaler Varianten entstanden

⁴ Admoni (1990, S. 219), Mattheier (2003, S. 227) u. a.

⁵ Die Frage ist in der Forschung bisher kaum aufgeworfen worden. Eine Ausnahme bildet etwa Naumann (1989, S. 73).

⁶ So der Titel des IDS-Jahrbuchs 1990 (Wimmer 1991).

ist (ebd., S. 976). Besch (1988, S. 203 u. ö.) unterscheidet drei Phasen der Ausformung der Schriftsprache im Deutschen seit Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts:

1. Die Phase der Grundlegung einer überregionalen Schriftsprache im 16. Jahrhundert.
2. Die Phase des Ausbaus von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.
3. Die Phase der abschließenden Bereinigung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Man vergleiche dazu die vier Aspekte der sprachlichen Standardisierung nach Haugen (1972, S. 252; vgl. auch Besch 1983, S. 968), nach denen etwa auch die Beiträge in einem neuen Handbuch zur Standardisierung in den germanischen Sprachen ausgerichtet sind (Deumert/Vandenbussche 2003):

1. Selektion der Varianten
2. Kodifizierung
3. Elaborierung der sprachlichen Funktionen
4. Akzeptanz durch die Sprachgemeinschaft

Die ersten drei Aspekte, die Haugen beschreibt, finden sich in Beschs Phasenmodell wieder, die vierte – die Akzeptanzphase – allerdings *nicht*. Zunächst zur Standardisierung nach dem Besch-Modell:

zu 1.) Die Phase der Grundlegung einer überregionalen Schriftsprache im 16. Jahrhundert:

In der Phase der Grundlegung fanden die erwähnten Ausgleicherscheinungen statt, und zwar – nach heute weithin herrschender Forschungsmeinung – auf der Ebene der geschriebenen Sprache (Besch 2003, S. 2259ff. u. ö.). Arend Mihm (2003 u. ö.) hat in verschiedenen Aufsätzen der letzten Jahre die These von einem primär mündlichen Ausgleichsprozess wieder in die Diskussion gebracht, allerdings beziehen sich seine Forschungsergebnisse in erster Linie auf den Sprachwechsel zum Hochdeutschen in der Duisburger Stadtsprache.⁷ Einigkeit besteht jedoch darüber, dass es wechselseitige Beziehungen zwischen gesprochener und geschriebener Sprache in der Phase des Sprachausgleichs gegeben hat.⁸ Unbestritten ist die herausragende Rolle der Schriften Martin Luthers und der Reformation überhaupt für die Diffusion der neuhochdeutschen Schriftsprache.

⁷ Da die Debatte um die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache nicht im Fokus des vorliegenden Beitrags liegt, begnüge ich mich mit einem Hinweis auf die kritische Würdigung des Mihm'schen Ansatzes von Elvira Topalović (2003, 52ff.).

⁸ Auch Besch (2003, S. 2261) konzidiert – nach Erben –, dass es gewisse „Wechselwirkungen“ zwischen gesprochener und geschriebener Sprache gegeben habe, hält aber letztendlich entschieden daran fest, dass sich der Einigungsprozess zuerst und vor allem auf der Schriftebene vollzog.

zu 2.) Die Phase des Ausbaus von der Mitte des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts:

Für die „Phase des Ausbaus“ wird in den Handbüchern immer wieder die Arbeit der Sprachgesellschaften des 17. und der Grammatiker des 18. Jahrhunderts herausgestellt. Ein Grundkonflikt der Grammatikschreibung zum Neuhochdeutschen zeichnete sich schon in den zwei widerstreitenden Positionen innerhalb der ‚Fruchtbringenden Gesellschaft‘ ab, der „anomalistischen“ und der „analogistischen Auffassung“, für die die Spracharbeiter Christian Gueintz und Justus Georg Schottel stehen:⁹ Während Gueintz für eine Ausrichtung von Sprachnormen am tatsächlichen Sprachgebrauch plädierte (wenngleich hier ein bestimmter regionaler Gebrauch als ‚Leitvarietät‘ Vorbildfunktion hatte), ging Schottels normativer Ansatz vom Prinzip der „Grundrichtigkeit“ der „Hauptsprache“ aus, die über der gesprochenen Sprache und insbesondere über den Dialekten zu stehen habe. Im Vordergrund standen dabei abgeleitete strukturelle Prinzipien, „die dann in Zweifelsfällen als Leitlinien für die Normierung dienen“ konnten (Gardt 1999, S. 128). Für diese Auffassung stand im Grunde auch Gottsched, obgleich er sich selbst nicht als Normierer sah, sondern als Grammatiker, der existierende Sprachnormen formulierte und verbreitete (Mattheier 2003, S. 227).¹⁰

Für die Frage nach der Standardisierung ist freilich bedeutsamer, welchen *tatsächlichen* Einfluss die Grammatiker auf die zeitgenössische Sprachnormierung hatten, ob sich die Vorschläge der Grammatik also im Sprachgebrauch niederschlugen. Hier beginnt, was handfeste Ergebnisse betrifft, die Luft in der Forschungsliteratur doch recht dünn zu werden. Über den wirklichen Anteil der Grammatiker an Normierungs- und Standardisierungsprozessen entscheidet ja nicht schon die Güte ihrer grammatischen Modelle und Ideen, sondern vielmehr ihre Rezeption. Voraussetzungen dafür waren Bekanntheit und Ansehen der Grammatiker, eine große Verbreitung ihrer Werke sowie deren Wirkung auf Personen und Instanzen mit Sprachvorbildfunktion. Wichtige Faktoren dafür waren schließlich vor allem das Wissen ihrer Autoren um die Bedürfnisse der Benutzer von Grammatiken, Wörterbüchern und Sprachlehren sowie die sozial- und bildungshistorischen Bedingungen, also etwa die Marktlage für (Schul-) Grammatiken, der Alphabetisierungsgrad in der Bevölkerung usw.¹¹ Solche Fragen scheinen vor den 1980er Jahren kaum aufgeworfen worden zu sein, so dass entsprechendes Handbuchwissen, wie Rolf Bergmann (1982, S. 278) bemerkte, „in den meisten, wenn nicht in

⁹ Vgl. dazu Gardt (1999, S. 128ff.) und Mattheier (2003, S. 225f.).

¹⁰ Der Grammatiker habe die Regeln „aus der Sprache selbst“ zu gewinnen, und „zwar hauptsächlich gegründet auf den heutigen Gebrauch der besten Mundart“ – gemeint ist allerdings nur der mündliche Sprachgebrauch der Gebildeten in den Residenzstädten – „und der beliebtesten Schriftsteller“ (Gottsched 1762, S. 6, 10; zum Begriff der „Analogie“ bei Gottsched vgl. ebd., S. 4f.).

¹¹ Vgl. Bergmann (1982, S. 272ff.), Erben (1989, S. 15f.).

allen Fällen gar kein Wissen“ war. Fruchtbringend sind deshalb Untersuchungen, die das Verhältnis von Grammatik und Sprachwirklichkeit beleuchten. Genannt seien nur die Arbeiten von Hiroyuki Takada (1998) für das 17. Jahrhundert, Marek Konopka (1996) für das 18. Jahrhundert sowie die von John Evert Härd (1981) und Nils Langer (2001) zu Einzelaspekten der Syntax. Konopka (1996, S. 232) etwa kann als Ergebnis seiner Untersuchung feststellen: Wichtige Voraussetzung für einen breite und nachhaltige Wirkung grammatischer Forderungen sei, dass diese „die im Sprachgebrauch existierenden Tendenzen aufgreifen müssen“ (dies spricht für die Werke der „anomalistischen Tradition“); demgegenüber würden Normierungsversuche eher unwirksam bleiben, wenn sie sich an rationalistischen Kriterien wie der „darstellungsfunktionalen Eindeutigkeit“ orientierten, dabei aber die kommunikative Wirklichkeit vernachlässigten.

zu 3.) Die Phase der abschließenden Bereinigung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts:

Die letzte Phase, die Besch beschreibt, ist die „Phase der abschließenden Bereinigung“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Erst in dieser Zeit schlossen sich die süddeutschen Territorien der hochdeutschen Schriftsprache an, nachdem sie die alte oberdeutsche Schreibsprachtradition zu Gunsten der Gottsched'schen Leitlinien aufgegeben hatten.¹² Danach könne man am Ende des 18. Jahrhunderts „von einer einheitlichen deutschen Schriftsprache ausgehen“ (Besch 1988, S. 202).

So weit in groben Zügen die Entwicklungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Eine differenzierte Erläuterung der Prozesse – vor allem der beiden ersten Phasen – stand im Vordergrund der bisherigen Arbeiten zur neuhochdeutschen Schriftsprache. Da es an einschlägigen Übersichtsdarstellungen nicht mangelt, will ich es mit einem Hinweis auf diese belassen.¹³ Nur auf einen Punkt, der bisher noch nicht erwähnt wurde und der in meiner weiteren Argumentation eine wichtige Rolle spielen wird, sei schon jetzt hingewiesen: Hatte die Entwicklung bis zur „Phase der Grundlegung“ noch weitgehend unter den Vorzeichen der Polyzentrik und des horizontalen (sozialen wie räumlichen) Nebeneinanders von Varianten gestanden, so waren die weiteren Phasen ab dem 17. bis zum 19. Jahrhundert, den Jahrhunderten der Sprachkultivierung, von einer stärkeren Zentrierung (auf vorbildliche Sprachlandschaften), der Vertikalisierung (mit bestimmten prestigereichen Leitvarietäten) sowie einer zunehmenden Dominanz der konzeptionellen Schriftlichkeit

¹² Besch (2003, S. 2279), nach Reiffenstein und Wiesinger.

¹³ Sieh vor allem Besch (1983, S. 968–983; 1988, S. 189–203; 2003, S. 2259–2286) und Mattheier (2003, S. 214–234).

geprägt.¹⁴ Für die weitere Darstellung der Sprachverhältnisse im 19. Jahrhundert und für die Frage der Standardisierung, die im Folgenden ausführlicher behandelt werden, ist das Modell der ‚Vertikalisierung des Varietätenspektrums‘ grundlegend.

3. Standardisierung des Deutschen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts – Notwendigkeit und Möglichkeiten eines Perspektivenwechsels

Nach Werner Besch (2003, S. 2252f.) und Klaus J. Mattheier (2003, S. 234) besteht der letzte Schritt von der Schriftsprache zur Standardsprache darin, dass erstere „polyvalent“ wird, d. h. insbesondere, dass sie auch in der gesprochenen Sprache Gültigkeit erlangt.¹⁵ Hierin zeigt sich in gewisser Weise wieder der deutschgermanistische Sonderweg in Standardisierungsfragen: Denn die Ebene des Gesprochenen, und besonders die Vereinheitlichung der Aussprache, spielt nach der Definition von Haugen für die Qualifikation einer Sprache als *Standardsprache* keine Rolle.¹⁶ Wollte man die ausgeformte Schriftsprache mit der Standardsprache gleichsetzen und dann für das 19. und 20. Jahrhundert nur noch davon sprechen, dass sich die Standardsprache in einem ‚Sickerprozess‘ von oben nach unten und von der Schriftsprache in die gesprochene Sprache durchsetzte, könnte ich mit diesem Aufsatz schnell zum Schluss kommen.¹⁷

Bleiben wir also zunächst bei der Schriftsprache. Die so genannte „Phase der Bereinigung“ der Schriftsprache lässt sich kaum von der Spracharbeit und vom Wirken Johann Christoph Adelungs trennen. Aber auch mit seinem Werk hat lediglich – ich übernehme die vorsichtige Formulierung von Johannes Erben (1989, S. 15) – „die *Kodifizierung* der neuhochdeutschen Schriftsprache um das Jahr 1800 einen *gewissen* Abschluß gefunden“ (Hervorhebungen von mir, S. E.).

Doch lässt sich darüber hinaus mit Recht fragen, von welcher Schriftsprache eigentlich die Rede ist. Dass Adelung etwa mit den Kodifizierungen der Schriftsprache in seiner „Deutschen Sprachlehre“ von 1781 einen weitreichenden Einfluss auf die Schulgrammatik des 19. Jahrhunderts hatte, bezweifelt niemand. Man muss sich allerdings klar machen, für wen die Schulgrammatiken geschrieben waren und wen sie erreichten. Dieser Aspekt kann für das 19. Jahrhundert nicht vernachlässigt werden, denn durch die Massenalphabetisierung ergab sich eine völlig neue, bisher in der deutschen Sprachgeschichte beispiellose Situation: Zum ersten Mal war die Mehrheit, am Ende

¹⁴ Dazu im Einzelnen Reichmann (2003, S. 38ff., 48ff.).

¹⁵ Ähnlich schon Besch (1983, S. 964; 1988, S. 187) und Mattheier (1988, S. 5f.).

¹⁶ Ebenso wenig etwa im britischen Standardisierungsdiskurs, vgl. Milroy/Milroy (1985, S. 24) oder Durrell (1999, S. 292).

¹⁷ Zur Kritik an solchen Sickermodellen jetzt auch Maas (2003, bes. S. 2404f.).

des 19. Jahrhunderts sogar nahezu „die gesamte Sprechgemeinschaft in der Lage, an der deutschen Schriftsprache aktiv und passiv als Schreiber und Leser teilzunehmen“ (Grosse 1989, S. 12). Die „Demotisierung“, also das „Unter-das-Volk-Kommen“ der Schrift (Maas 1985) erreichte im 19. Jahrhundert ein atemberaubendes Tempo: Nach den neueren Schätzungen von Maas (2003, S. 2414) waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ca. 30–40% der Bevölkerung alphabetisiert, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon ca. 90%.

Von den Überlegungen zur Alphabetisierung kommend, will ich die Frage nach der Schriftsprache noch zuspitzen. Gab es wirklich eine einheitliche Schriftsprache? Für das Ende des 18. Jahrhunderts unterscheidet Otto Ludwig (1998, S. 161) interessanterweise zwischen „Schrift- oder Buchsprache“ und „Literatursprache, der Sprache der Schriftsteller“. Bedeutsam ist diese Differenzierung nun in Bezug auf das Problem, welche Schriftsprache im 19. Jahrhundert unterrichtet wurde. Die *Literatursprache* war nach Ludwigs Darstellung einzig an den Gymnasien Unterrichtsgegenstand und -sprache, denn „die Sprache der Schriftsteller war nicht die Sprache des Volkes und sollte auch nicht zu seiner Sprache werden“ – auf der Ebene der Volksschule dagegen konnte einzig die *Buchsprache* diejenige Schriftsprache sein, die vermittelt und durchgesetzt werden sollte (ebd.). Nun ließe sich neben diese beiden Ausprägungen der Schriftsprache noch die ungedruckte Schriftsprache stellen, also die Sprache nicht-literarischer Handschriften der Zeit. Diese könnte man wiederum nach *öffentlicher Schriftsprache* und *privater Schriftsprache* trennen. Erstere hatte durchaus didaktische Relevanz: Gerade Untersuchungen der letzten Jahre haben gezeigt, dass bis weit ins 19. Jahrhundert hinein nicht nur anhand gedruckter, sondern auch handgeschriebener Texte nach alten kanzleisprachlichen Vorbildern Schreiben gelernt wurde.¹⁸

Ich möchte – ausgehend von den verschiedenen Ausformungen der Schriftsprache und angelehnt an Haugens Akzeptanz-Kriterium – die Möglichkeit zur Diskussion stellen, dass die Geschichte der Standardisierung mit dem 19. Jahrhundert noch nicht endet. Dazu nehme ich zunächst einen *Wechsel der Perspektive* vor, nämlich von einer ‚Sprachgeschichte von oben‘ zu einer ‚Sprachgeschichte von unten‘. Dies bedarf der Erläuterung: Hinter allen Darstellungen, die von einem erreichten Standard im 19. Jahrhundert ausgehen, stehen im Grunde teleologische Vorstellungen vom Erreichen einer einheitlichen deutschen Literatursprache, die das Ziel der vorausgegangenen ‚Spracharbeit‘ der Grammatiker im 17. und 18. Jahrhundert war. Der Endzustand nach diesen Vorstellungen also schon fest – denn wer wollte ernsthaft bestreiten, dass die gedruckten Werke unserer größten Schriftsteller das ‚beste‘ Deutsch darstellten? Peter von Polenz (1999, S. 1) hat dagegen nachdrücklich erklärt, dass die insbesondere „belletristische Auffassung eines literarischen

¹⁸ Vgl. etwa Gessinger (1995) und Messerli (2000).

Kontinuums von der Goethezeit bis heute zu korrigieren“ sei. Darüber hinaus haben von Polenz, Oskar Reichmann und andere aufgezeigt, dass die Sprachgeschichtsschreibung „bis weit in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts“ einer Tradition verhaftet war, die die Konstruktion einer Standardsprache und die Verklärung der Klassikersprache in den Dienst der kulturellen Identitätsfindung der deutschen Nation stellte.¹⁹ Für die Zeit ab der Weimarer Klassik wurden zu diesem Zweck große Bereiche der Sprachwirklichkeit systematisch ausgeblendet. Bestimmend war bis in neuere Grammatiken hinein immer die Sicht ‚von oben‘, vor allem aus der literatursprachlichen Perspektive, von der aus sich – außer im stilistischen Bereich – keine wesentlichen grammatischen Veränderungen in den letzten 200 Jahren erwarten ließen.

Die Sicht ‚von unten‘ geht dagegen vom alltäglichen Sprachgebrauch breiter Bevölkerungsschichten aus. Eine ‚Sprachgeschichte von unten‘ ist als Teil einer ‚Sprachgeschichte als Gesellschaftsgeschichte‘ zu verstehen.²⁰ Die Formulierung ‚von unten‘ soll auf zwei Bedeutungsdimensionen verweisen: Zum einen geht es um die Sprachverwendung der Bevölkerungskreise, die traditionell als ‚untere Schichten‘ bezeichnet werden, die aber nicht – wie die Bildungsbürger – nur einen Bruchteil der Gesamtbevölkerung stellten, sondern die überwiegende Mehrheit.²¹ Es geht aber nicht nur um eine ‚Sprachgeschichte der kleinen Leute‘ (auch wenn dies allein schon wichtig genug wäre). Relevanter ist für unseren Zusammenhang der zweite Aspekt, nämlich die Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen nicht nur auf der Basis der ‚hohen Schriftlichkeit‘, sondern auch vom anderen Ende des konzeptionellen Spektrums, nämlich von der Mündlichkeit in seiner ganzen Breite her zu schreiben. Denn „Vertikalisierung“ erweist sich nach der neueren Version des Reichmann’schen Modells nicht nur als *soziologische* Umschichtung des bis ins 17. Jahrhundert horizontal gelagerten Varietätenspektrums, „sondern auch (möglicherweise sogar: eher noch) [als] eine Entwicklung aus der nicht nur medialen, sondern auch konzeptionellen Mündlichkeit heraus in eine konzeptionelle Schriftlichkeit als sprachkulturelles Orientierungszentrum“ (Reich-

¹⁹ Reichmann (2001, S. 533). Vgl. auch von Polenz (2001, S. 519) und Durrell (2000, S. 21).

²⁰ Zum frühen Hauptvertreter einer ‚Sprachgeschichte als Gesellschaftsgeschichte‘ erklärt Peter von Polenz übrigens keinen geringeren als Adelung, von dem „man heute nicht mehr sagen [kann], er sei nur ein ahistorischer intoleranter Sprachnormer gewesen“ (v. Polenz 2002, S. 3). Adelung habe nicht nur „in soziopragmatischer Weise eine Abkehr von der einseitig Oberschichtlichen Geschichtsschreibung“ gefordert, sondern sich auch „gegen eine Sprachstandardisierung nur von den Fürstenhöfen oder von den besten Schriftstellern oder von den Gelehrten her (so noch weithin die Meinung bis zu Gottsched)“ gewandt (ebd. S. 6f.): „Sprachgesetze [...] müssen wenigstens von dem größten Theil des Volkes, nicht bloß von den obern und gelehrten Classen anerkannt [...] und befolget werden.“ (Adelung 1782, S. 654f., zit. in v. Polenz 2002, S. 7).

²¹ Dies nachzuvollziehen dürfte nur denjenigen Sprachwissenschaftlern schwer fallen, die davon ausgehen, dass die Mehrheit der deutschsprachigen Bevölkerung im 19. Jahrhundert in Bezug auf das Hochdeutsche inkompetent war.

mann 2003, S. 42).²² Die auf einen engen Begriff von ‚Sprachkultur‘ abonnierte traditionelle Sprachgeschichtsschreibung und erst recht die Grammatikographie des Neuhochdeutschen hatten nur diese konzeptionelle Schriftlichkeit im Blick – in dieser Tradition wurde also eine „Literalisierungsgeschichte“ des Neuhochdeutschen geschrieben (Ágel 2003, S. 11), in der man insbesondere den belletristischen Rahm der Schriftsprache abschöpfte. Deshalb meine einstweilige Beharrung auf der Erfassung des ‚unteren‘ Bereichs des vertikalen Varietätenspektrums des Neuhochdeutschen: Dieser Bereich ist – aus den genannten sprachideologischen, aus sprachpflegerischen, wohl auch aus verschiedenen wissenschaftsideologischen Gründen, *immer* jedenfalls auf Grund einer wie auch immer motivierten Abwertung – bisher weitgehend aus der Sprachhistoriographie des Neuhochdeutschen ausgeklammert worden.²³

Natürlich sollte – i. S. der von Vilmos Ágel in Angriff genommenen Neuhochdeutschen Grammatik – möglichst die gesamte Variationsbreite des Neuhochdeutschen erfasst werden. Da der traditionelle Zugang der einer ‚Sprachgeschichte von oben‘ ist, eine ‚Sprachgeschichte von unten‘ dagegen erst am Anfang steht, erscheint es schon deswegen legitim, zunächst *letztere* zu forcieren. Lässt man sich jedoch auch auf die von Ágel (2003) skizzierten „Prinzipien der (dynamischen) Grammatik“ ein, so erscheint der Zugang ‚von unten‘ geradezu dringlich: Da in der Neuzeit das ‚oral-konnektionistisch geprägte kontextgrammatische Denken‘ von einem ‚literalisiert-kognitiviert geprägtem symbolgrammatischem Denken‘ (nur) überlagert worden ist (ebd., S. 11ff.), erscheint ersteres nicht nur als das ursprünglichere, sondern auch eine Grammatik, die von einem kontextuellen Denken ihren Ausgang nimmt, als die adäquatere, um Entwicklungstendenzen und Veränderungen in der sich der konzeptionellen Mündlichkeit wieder nähernden Gegenwartssprache zu beschreiben und zu erklären.²⁴ Man könnte auch sagen: Es ist an der Zeit, die Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen in konzeptioneller Hinsicht vom Kopf auf die Füße zu stellen.

Die Notwendigkeit eines solchen Perspektivenwechsels wird sich schon daran ersehen lassen, dass allein aus einer so verstandenen Sicht ‚von unten‘ überhaupt sprachliche Einzelentwicklungen erfasst werden können, die von der Alltagssprache ihren Ausgang genommen haben.²⁵ Um Missverständnis-

²² Die Redeweise und Begrifflichkeit von „konzeptioneller Mündlichkeit“ und „konzeptioneller Schriftlichkeit“ ist hier wie im Folgenden an das Konzept von Koch/Oesterreicher (1994) angelehnt.

²³ Die Rede ist hier wohlgernekt vom Hochdeutschen, nicht von den Dialekten, die ja gerade im 19. Jahrhundert eine besondere Wertschätzung erfahren und in der Dialektologie ihre eigene sprachwissenschaftliche Disziplin gefunden haben.

²⁴ Methodologische Basis müsse in der (dynamischen) Grammatikschreibung das „Prinzip der Viabilität“ sein, also das „Prinzip der sprachhistorischen Adäquatheit“ (Ágel 2003, S. 2; vgl. auch Ágel 2001).

²⁵ Ich verweise nur auf die mitteldeutsche Koronalisierung (vgl. Elspaß 2000, S. 267), die *am*-Konstruktion, von der im Exkurs zu 3.2 die Rede sein wird, sowie die unter 3.3 genannten Einzelercheinungen.

sen vorzubeugen: Es soll nicht ein genereller ‚Sprachwandel von unten‘ postuliert werden. (Diesen gibt es genauso unzweifelhaft wie den ‚Sprachwandel von oben‘, vgl. die Entwicklung der *tun*-Periphrase, s. u. 3.2.3) Es geht um ‚Sprachgeschichte von unten‘, und damit ist nicht mehr und nicht weniger als eine Veränderung der *Perspektive* auf Sprachgeschichte gemeint.²⁶

Eine der schwierigsten Hürden einer ‚Sprachgeschichte von unten‘ i. S. einer ‚Sprachgeschichte der historischen normalsprachlichen Mündlichkeit‘ ist die Beschaffung geeigneter Quellen.²⁷ Sie ist aber nicht unüberwindbar. So habe ich in meiner Untersuchung zur Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert (Elspaß 2003 [2005]) den Blick auf die autographische private Schriftproduktion der Bevölkerungsmehrheit gerichtet. Der Grund dürfte nach dem oben Gesagten einsichtig sein: Mit dem bildungsbürgerlichen Deutsch, das so oft mit der Standardsprache verwechselt wird, wurden noch Ende des 19. Jahrhunderts allenfalls fünf Prozent der Bevölkerung sozialisiert. Wie aber 95 % der Bevölkerung im 19. Jahrhundert schrieben und wie diese die deutsche Sprache weiter entwickelten, ist in den letzten 20 Jahren nur ansatzweise erforscht worden. Meines Erachtens ist die Dissertation von Isa Schikorsky (1990) immer noch die einzige publizierte Einzeluntersuchung, in der die geschriebene Sprache der übergroßen Bevölkerungsmehrheit nicht a priori als defizient oder restringiert beschrieben wurde.²⁸

In meiner Arbeit stehen, wie bei Schikorsky, Texte privater Schriftlichkeit im Vordergrund. Während Schikorskys Material allerdings ausschließlich aus dem norddeutschen Raum stammte, habe ich den Einzugsbereich für die Quellen meiner Untersuchung auf das gesamte Sprachgebiet ausgedehnt. Die Quellentypen, die für ein solches Unternehmen in Frage kommen, sind gewiss dünn gesät, denn das Schreiben gehörte für den Großteil der Bevölkerung nicht zur „Täglichem Beschäftigung“ (Grosse et al. 1989, S. 13). Aber es gibt diese Quellen – noch.²⁹ Zu den kommunikativen Ausnahmesituationen des 19. Jahrhunderts, in denen auch ‚einfache‘ Menschen gezwungen waren, zur Feder zu greifen, gehörte die Massenauswanderung, vor allem in die USA.

²⁶ Vgl. in diesem Sinne schon Gessinger (1982, S. 141).

²⁷ „What diachronic linguists need is material as close to actual speech as possible, only in written form.“ (Sević 1999, S. 340). ‚Gesprochene Sprache‘ in literarischen Texten ist davon freilich auszunehmen, da sie wegen der besonderen Probleme der fiktionalen Brechung nur bedingt für Analysen des tatsächlichen Sprachgebrauchs taugt.

²⁸ In diese perspektivische Falle tappten gerade Arbeiten, in denen Texte ‚kleiner Leute‘ in asymmetrischen Kommunikationssituationen, z. B. Bitt- und Beschwerdebriefe, untersucht wurden (Mattheier 1990 u. ö., Klenk 1997 u. ö., Jakob 2000).

²⁹ Während Texte ‚hoher Schriftlichkeit‘ meist öffentlich archiviert und deshalb ‚sicher‘ sind, ist etwa die Aufbewahrung privater Schriftstücke in Familienarchiven etc. nur immer so lange garantiert, wie mindestens ein Familienmitglied solchen Quellen eine gewisse Wertschätzung entgegenbringt. Mit jedem Generationenwechsel sind solche Quellen in ihrem Fortbestand potentiell gefährdet. Eine systematische Archivierung und Aufbereitung alltagssprachlicher Schriftlichkeit aus der jüngeren Sprachgeschichte tut deshalb dringend not.

Aus den ca. 10 000 Briefen der Auswandererkorrespondenz, die heute zugänglich sind, wählte ich 650 Briefe von 60 Schreiberinnen und 210 Schreibern aus den deutschsprachigen Ländern aus.³⁰

Die folgende Darstellung beschränkt sich auf zwölf grammatische Phänomene, die in drei Gruppen präsentiert und mit Daten aus dem Briefkorpus belegt werden. Bei der ersten Gruppe handelt es sich um alte, rein schreibsprachliche Varianten, die in den Grammatiken nicht mehr auftauchen, aber – wie sich zeigen wird – im Sprachgebrauch im 19. Jahrhundert usuell waren (3.1). In der zweiten Gruppe liegen Varianten vor, die in gesprochener und geschriebener Sprache üblich waren, heute allerdings in Substandards des Deutschen abgedrängt sind (3.2). Alle sechs Varianten der ersten beiden Gruppen gerieten vor allem im 18. Jahrhundert in den Blick – oder besser: das Schussfeld – der Grammatiker, unterlagen fortan einer normativen Diskriminierung und verschwanden schließlich aus der Schriftsprache und der späteren Standardsprache. Nach einem Seitenblick auf die ‚Verlaufsform‘ im Deutschen stelle ich in der dritten Gruppe fünf Varianten vor, die ebenfalls in den letzten 200 bis 250 Jahren zur Zielscheibe sprachnormativer Anstrengungen wurden, die aber trotz Diskriminierung und Stigmatisierung standardsprachlich geworden sind bzw. auf dem Wege sind es zu werden (3.3). Plakativ könnte man formulieren, dass es in den ersten beiden Gruppen vornehmlich um Phänomene geht, die es nach üblichen Handbuchdarstellungen im 19. Jahrhundert nicht *mehr* geben dürfte, und in der dritten Gruppe um Phänomene, die es in der Schriftsprache des 19. Jahrhunderts *noch nicht* geben durfte.

3.1 Alte schreibsprachliche Varianten

3.1.1 Afinite Nebensatzkonstruktionen

- (1) Ich denke mir imer daß ihr in Angst und Sorgen sind wegen mir, *weil ihr so lange keinen Brief bekommen*,³¹ erstens sind wir hundert u. 5 Tag auf See

³⁰ 244 dieser Schreiberinnen und Schreiber besaßen lediglich eine Volksschulbildung, 26 eine höhere Schulbildung (bzw. auch mit universitärer Ausbildung). Die Auswahl der Briefe richtete sich nach folgenden Kriterien (vgl. im Einzelnen Elspaß 2003 [2005]):

- größtmögliche Repräsentativität für die Gesamtheit der alphabetisierten Bevölkerung,
- Authentizität, d. h. es mussten buchstabengetreue Transkripte der Originale vorliegen oder angefertigt werden,
- eine möglichst breite *zeitliche* Streuung vom Beginn des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts,
- eine möglichst breite *regionale* Streuung über das gesamte deutschsprachige Gebiet dieser Zeit,
- eine möglichst geringe Beeinflussung durch die englische Sprache, d. h. es wurden entweder Briefe nicht ausgewanderter Angehöriger aufgenommen oder Briefe von Auswanderern von der Überfahrt oder aus den ersten Jahren in der Neuen Welt.

³¹ Durch Kursivsetzungen sind in den folgenden Belegen die besprochenen sprachlichen Merkmale hervorgehoben. Der Wechsel zwischen deutscher und lateinischer Schrift ist der besseren Übersicht halber nicht besonders gekennzeichnet.

7 Wochen sind wir Blümuth [Plymouth] gelegen biß unser Schiff gemacht gemacht worden ist.

[Anna Maria (Klinger-) Schano aus Korb-Steinrainach bei Waiblingen (schwäb.), 18. 03. 1849]

- (2) Nun Ihr lieben, muß ich euch bemerken *das wir vor einigen Wochen einen Brief von Texas erhalten*, und zwar mit der traurigen Botschaft, *das es dem lieben Gott gefallen*, unseren Vielgeliebten Bruder ins jenseits gerufen, und wodurch, durch den Krieg, Er hatte auch mit in den Krieg gemußt, *im September 1865 krank entlassen worden, 1 Monath nachdem an der Leberentzündung zu Hause gestorben*, nähmlich den 3. Oktober 1865 [...] ja man hat es imer in den Zeitungen gelesen, *wie Texas so sehr gelitten*, hätte uns der Bruder doch früher geglaubt

[Regina (Rückels-) Kessel aus Wiedenbrück (westf.), 11. 01. 1867]

Das Auslassen der Hilfsverben *haben* und *sein* in Nebensätzen mit Perfektprädikat („afinite“ Nebensatzkonstruktionen) dominierte insbesondere im Kanzleistil des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts.³² Neben anderen Grammatikern des 18. Jahrhunderts kritisierte vor allem Gottsched dies als barocke „Unart“, was ihn aber selbst nicht davon abhielt, afinite Konstruktionen weiterhin zu verwenden – zumindest in entsprechenden Sätzen mit *sein*, wie John Evert Härd (1981, S. 127) beobachtete. Härd vermutete, dass der von ihm bis zum 20. Jahrhundert festgestellte Rückgang der afiniten Konstruktionen nicht in erster Linie dem Einfluss der Grammatiker zuzuschreiben ist. Vielmehr sei er im Zusammenhang zu sehen mit der „Konsolidierung des Satzrahmens, der als schlussbildenden Pol eben ein finites Verb verlangt“ (ebd.). Die afiniten Konstruktionen liefen jedenfalls nach dem sprachnormativen Verdikt Gottscheds *nicht* am Ende des 18. Jahrhunderts aus. Vielmehr sind sie, wie v. Polenz (1999, S. 351) schreibt und wie sich anhand meines Korpus bestätigen lässt, auch im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert noch „literarisch und im Briefstil“ üblich – und zwar unabhängig von der Schreiber-schicht, aber abhängig vom Kontext: Afinite Konstruktionen waren immer spezifisch für konzeptionelle Schriftlichkeit; sie gehörten schon in ihrer Blütezeit zu den „syntaktischen Prestigesignalen“ (Lötscher 1995, S. 134), und sie wurden auch in meinen Briefen gerade da verwendet, wo es formeller oder ‚feiner‘ klingen sollte.

3.1.2 ‚Analoges‘ -e im Präteritum starker Verben

- (3) dieses Schif *hielte* sich biß dem 11^{ten} nachmittags um 4 Uhr da kam es Glücklich in Hafen eingelaufen und es ging auch auf der Ställe zu Grund [Johann Baptist Weyherder aus Villenbach-Wengen (schwäb.), 24. 12. 1835]

³² Vgl. Härd (1981), v. Polenz (1994 S. 278), Konopka (1996, S. 28 S. f.) und Macha (2003).

- (4) ich habe mich sehr Gefreut, da ich Löcke *Sahe*
 [Christine Elderinck, geb. Klümper, aus Schüttorf bei Bad Bentheim
 (westf.), 10. 01. 1870]

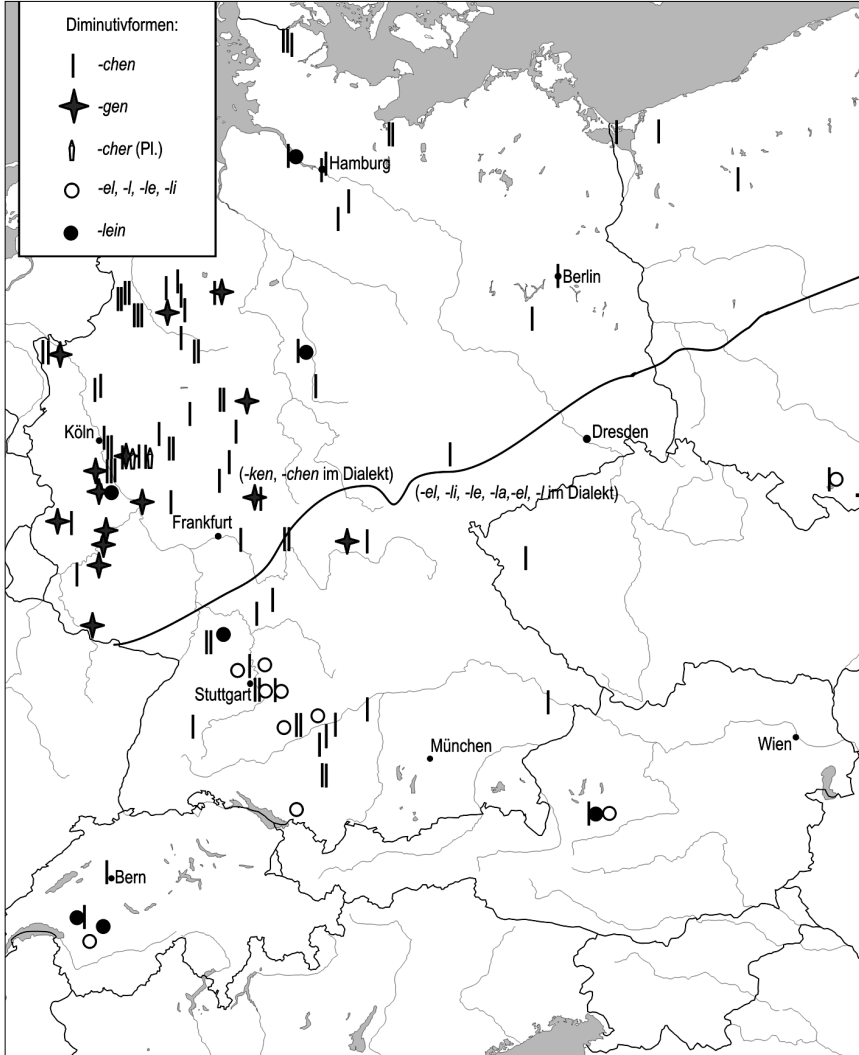
Das alte ‚analoge‘ oder ‚hyperkorrekte‘ *-e* im Präteritum starker Verben ist im 18. Jahrhundert noch sehr gebräuchlich, vor allem in Schriften schwäbischer Provenienz (Wegera 2000a, S. 1814). Aber auch Goethe schrieb in seinen Jugendwerken noch *ich sahe, thate, flohe, hielte, stande, ritte, fand* und korrigierte diese Formen erst – unter dem Einfluss der Adelung’schen Vorgaben – in der Revision seiner Werke von 1786/87 (Habermann 1997, S. 462). Gottsched und Adelung lehnten die Verwendung dieses *-e* im Interesse einer klaren Unterscheidung der Modi ab, während süddeutsche Grammatiker wie Aichinger es weiterhin als korrekt ansahen (v. Polenz 1994, S. 261). Nach Hermann Paul (1917, S. 198f.) ist es im beginnenden 19. Jahrhundert nur noch in Einzelbelegen zu finden; in meinen Privatbriefen hält es sich allerdings noch durchgehend bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Auffällig ist aber wieder, dass es oft in formellen Kontexten steht, wie im Beleg (4), wo allein schon *da* als temporal-kausaler Konnektor auf eine höhere Stilebene weist.

3.1.3 *-gen* als Diminutivsuffix

- (5) diesen Brief will ich meinem Zigel Macher Nahments Valentin Nicklaus bis auf Zinsinati mit geben weil er selbst dahin geht von Teutschland er [und] sein *Mädgen* dan von Cinsinati können velleicht etwas 60 Teutsche Stunden dahin sein
 [Michael Haßfurther aus Riedbach-Humprechtshausen (ostfrk.), 28. 05. 1839]
- (6) es sind hier in der Willischtz [village] das heißt klein *Städtgen* oder Dorf es sind hier auf 250 Personen Deutsche die in der Feckteri [factory] schaffen [...] was macht mein Petters Georg u. seyn *Christingen* hat er eine Stelle und sein Sie verheirathet
 [Martin Weitz aus Schotten/Vogelsberg (zentralhess.), 29. 07. 1855]

Über die Entwicklung der Diminutivsuffixe in gedruckten Texten des Neuhochdeutschen sind wir zuletzt durch den Aufsatz von Klaus-Peter Wegera (2000b) gut informiert: Für die 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts kann *-gen* noch als Leitvariante gelten. Erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts setzt sich in allen Regionen des Sprachgebiets das heutige *-chen* durch, während das *-gen* Ende des 18. Jahrhunderts praktisch nur noch regional auftaucht. (Das Suffix *-lein* spielte übrigens immer nur in bestimmten phonetischen Umgebungen bzw. in bestimmten Textsorten und Stillagen eine Rolle.) Nach Adelungs Festschreibung des *-chen* als ‚richtige‘ Form „ist *-gen* für die Grammatiker kein Thema mehr“; in der Lexikographie wird es gerade noch „bis ins 1. Drittel des 19. Jahrhunderts“ gebucht (Wegera 2000b, 55). Schon die Belege (5) und (6) zeigen jedoch, dass dies noch nicht sein Ende bedeutete: Seine Verwendung ließ

sich für das gesamte 19. Jahrhundert bei etwa 13,5% der Schreiberinnen und Schreiber nachweisen, und wie ein Blick auf die Karte 1 offenbart, ungefähr genau noch in den Gebieten, in denen es Ende des 18. Jahrhunderts als dominierende Variante galt, nämlich im Westen bis hin zum Nordoberdeutschen.³³



Karte 1: Diminutivformen in der geschriebenen Alltagssprache des 19. Jhs.

³³ Für das späte 18. Jahrhundert kann wieder Goethe als ein prominenter Verwender dieses Diminutivsuffixes genannt werden. Resthaft erhalten ist es heute nur noch in westdeutschen Personen- und Ortsnamen, z. B. *Päffgen*, *Schnütgen*, *Röttgen* etc. (vgl. Elspaß 2000, S. 254).

3.2 Schreib- und sprechsprachliche Varianten heutiger ‚Substandards‘ des Deutschen

3.2.1 Partizip II ohne *ge*-Präfix

- (7) Im letzten Krieg sind wir gut *wegkommen*, kein fremdes Militär haben wir nicht gehabt, in unsrem Lande sind Preußen gewesen aber bei uns nicht.
[Johannes Schmalzried aus Münchingen bei Stuttgart (schwäb.), 06. 10. 1867]
- (8) wen ich das gewußt hätte hätte ich eich den Acker nicht *geben* jezt hatt sich der Arme Franz so fiel *blagt* damit und jezt habt ir nichts
[Theresia Mandl aus dem Burgenland (mittel-/südbair.), 06. 02. 1923]

Das *ge*-Präfix im Partizip II indigener Stammverben bzw. trennbarer Verben ist erst seit dem 17., spätestens dem 18. Jahrhundert feste Regel im Deutschen (v. Polenz 1994, S. 261). Die letzte präfixlose Form im heutigen Standard ist *worden*, bis in gedruckte Texte des späten 18. Jahrhunderts finden sich solche Formen jedoch noch zu frequenten Verben wie *kommen*, *finden*, *gehen*, *binden*, *essen*, *geben*, *treffen* oder *bringen*. Nach Walter Hoffmann (1988) setzt die präskriptive Normierung des *ge*-Präfixes erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts ein. Adelung (1781, S. 274) schließlich lehnte präfixlose Formen als „pöbelhaft“ und „widerwärtig“ ab. Die Schulgrammatik des 19. Jahrhunderts behandelt sie immerhin noch als Fehler – was ja nur darauf hindeutet, dass sie noch in Gebrauch waren. Vor allem in Briefen aus dem oberdeutschen Raum finden sie sich bis in die 1920er Jahre, siehe z. B. Beleg (8), in Briefen von Schreibern aus Norddeutschland, wo das Präfix in vielen Dialekten ja ganz fehlt, bis in die 1870er Jahre. Belege (9) und (10) sind schöne Beispiele für Konflikte von Schreibern, die zwischen stigmatisierter und schriftsprachlicher Norm zu entscheiden hatten:

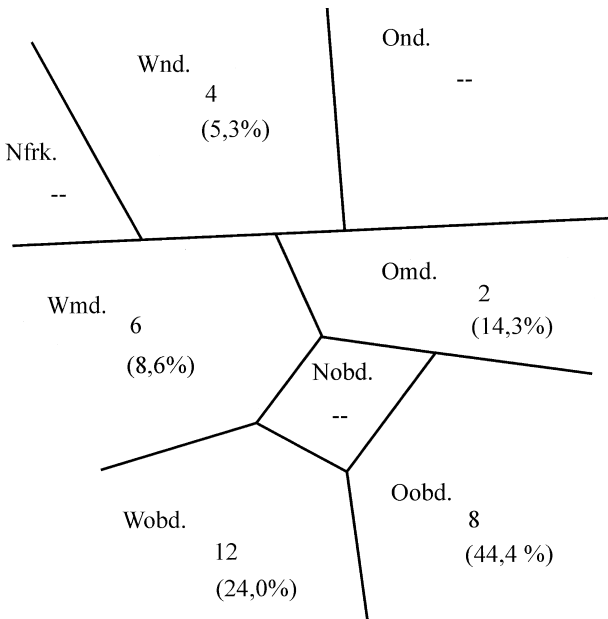
- (9) ihre Krankheit ist die Kolra *wesen* ~~*gewesen*~~
[Gerd Hinrich Friemann aus Hestrup bei Bad Bentheim (westf.), 11. 1866]
- (10) an Samstag abend Mittag kamen wir in St Louis an. Da haben wir erst im Gasthof ~~*gessen*~~ *gegessen* und uns angekleidet, und da sind wir dan nach unsere Verwannten gewesen.
[Bernhard Große Osterholt aus Steinfurt-Borghorst (westf.), 03. 04. 1883]

3.2.2 Doppelte Verneinung

- (11) Inigsgeliebter Bruder Roberdt/*Keine* Minute vergeß ich dich *nicht*
[Georg Heubach aus Steinach (thüring.-ostfrk.), 1849]
- (12) Nun dieses Jahr wollte zur Hopfenzeit *nimand keine* Kaufen
[Christian Frautschi aus Saanen/Berner Oberland (höchstalem.), 25. 10. 1868]

- (13) *kein* geistiges Getränk darf *nicht* verkauft werden
[Katharina (Gamsjäger-) Hinterer aus Goisern/Salzkammergut (mittelbair.), 31.07.1887]
- (14) Herzliebste Vera! Ich schicke dir hier einen Dollar und sag ja zu *nimant* *nichts* weil es braucht *nimant* was wissen
[Johann Händler aus Breitenbrunn/Burgenland (mittel-/südbair.), Anf. 1924]

Die doppelte Verneinung als Verstärkung der Verneinung gilt – nicht nur im Deutschen – nach verbreiteter Ansicht als unlogisch (Cheshire 1998). Als die Grammatiker des 18. und 19. Jahrhunderts sie für ‚ungrammatisch‘ erklärten und stigmatisierten, orientierten sie sich nicht nur am tatsächlichen Gebrauchsrückgang, wie er vor allem für die Schriftsprache des 17. Jahrhunderts nachgewiesen ist (Pensel 1976, S. 316), sondern auch am klassischen lateinischen Vorbild. So schreibt etwa Heinrich August Schöten sack (1856, S. 557) in seiner Grammatik, dass „das im Lateinischen herrschende Gesetz, dass doppelte Negationen bejahen, im Neuhochdeutschen zur *allgemeinen* Geltung gekommen“ sei (Hervorh. im Original). Wladimir Admoni (1990, S. 187) beschreibt sie zuletzt für das 17. Jahrhundert und merkt für das 19. lapidar an, dass sie „nur bei der Wiedergabe der gröberen Umgangssprache“ vorkomme (ebd., S. 225). Aber was heißt schon „gröbere Umgangssprache“? Man urteile bei den Belegen (11) bis (14) selbst. Es lässt sich immerhin zeigen, dass noch



Karte 2: Doppelte Negation in der gesprochenen Alltagssprache des 19. Jhs.
(nach Zahl der Schreibenden; die Prozentzahlen in Klammern beziehen sich auf die Gesamtzahl der Schreibenden aus der jeweiligen Region.)

mindestens bis in die 1920er Jahre die doppelte Verneinung auch in privater Schriftlichkeit üblich war. Karte 2 zeigt darüber hinaus eine interessante regionale Verteilung: Die doppelte Negation war im mittel- und oberdeutschen Sprachgebiet gebräuchlicher als im niederdeutschen – und dies ist wohl auch in den heutigen Substandards noch so.

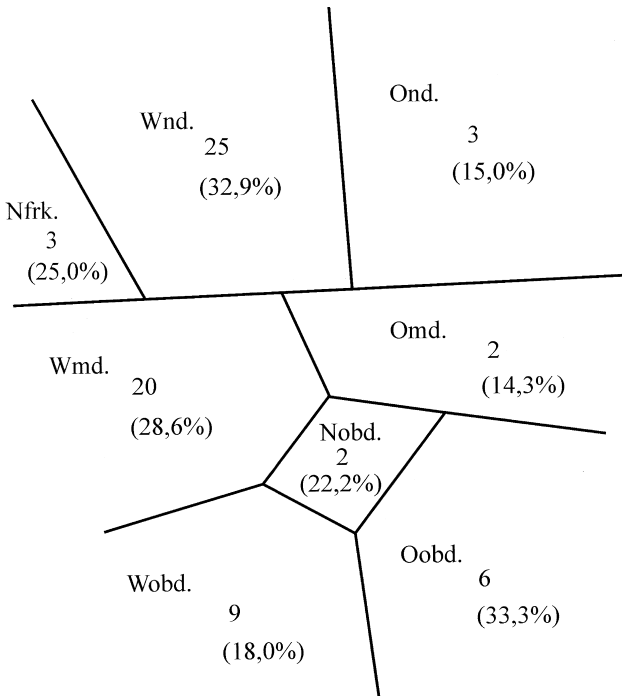
Die Belege stützen meines Erachtens Karin Donhausers (1996, S. 202f.) Argumentation, dass im Deutschen der „Jespersen-Zyklus“ nicht zum Tragen kommt, in dem eine zyklische Bewegung von einer Mononegativität im Althochdeutschen über ein polynegatives System im Mittelhochdeutschen (und Frühneuhochdeutschen) zurück zur Mononegativität im Neuhochdeutschen angenommen wird. Die doppelte Negation wäre danach also bis ins 20. Jahrhundert „eine durchgehend präsenste Strukturoption“ (ebd., S. 203), und zwar auch in *geschriebener* Alltagssprache.³⁴

3.2.3 *tun*-Fügung

- (15) jetzt *tun* wir *Treschen* aber ganz anders wie dort
[Josef Schabl aus dem Burgenland (mittel-/südbair.), 13. 08. 1922]
- (16) ihr werdets euch wohl nicht gedacht haben daß ich *Waschen thu* aber in Amerika darf man sich nicht schämen wenn mann arbeitet
[Anna Maria (Klinger-) Schano aus Korb-Steinrainach bei Waiblingen (schwäb.), Mitte 1850]
- (17) Bruder Jan seine Tochter war auch recht slimm Krank im Monath März daß wir dachten es wurde nicht wieder besser doch sie brauchten den Doctor der *that* mehrere Tage 2 mal den Tag ihn *besuchen* sie wurde auch wieder besser.
[Bernd Farwick aus Neerlage bei Bad Bentheim (westf.), 03. 1867]

Mein nächstes Beispiel ist die *tun*-Fügung, deren Stigmatisierungsgeschichte bis in die Schulgrammatiken des frühen 19. Jahrhunderts von Nils Langer (2001) nachgezeichnet wurde. Die *tun*-Fügung war im Frühneuhochdeutschen schriftsprachlich noch in allen Regionen verbreitet (Langer 2000, S. 293). Von Polenz (1994, S. 263) erwähnt, dass sie zuletzt am Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch war, und zwar nur in „volkstümlichen Textsorten im Oberdt.“. Danach scheint das auxiliare *tun* endgültig aus der neuhochdeutschen Schriftsprache verschwunden zu sein. Auch diese Darstellung ist nach der Untersuchung meines Briefkorpus zu korrigieren. Die *tun*-Fügung ist im 19. Jahrhundert in Briefen von fast einem Drittel der Schreiberinnen und Schreiber mit Volksschulbildung (70 von 244 = ca. 28,7%) nachzuweisen – und zwar, wie die schematische Karte 3 zeigt, im gesamten Sprachgebiet. Grundsätzlich ist die *tun*-Fügung ja auch in allen Dialekten bekannt.

³⁴ Donhauser führt in erster Linie die Verhältnisse in gesprochenen Varietäten des Deutschen an.

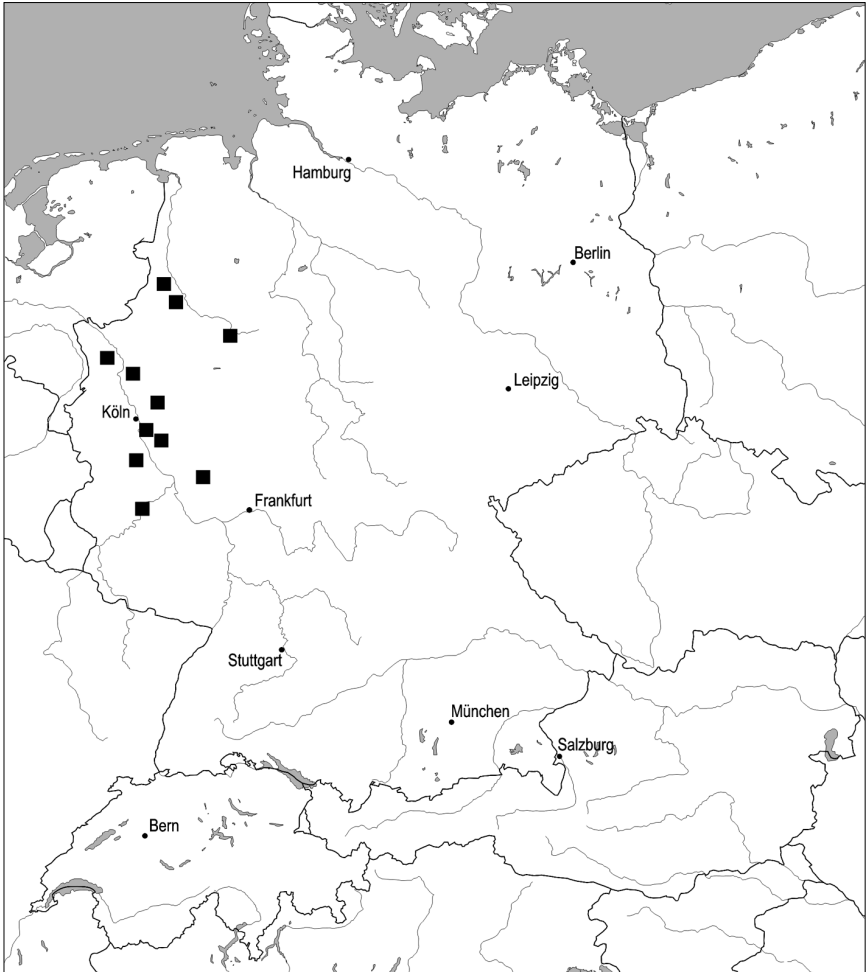


Karte 3: *tun*-Fügung (ohne Phraseme) in der geschriebenen Alltagssprache des 19. Jhs. (nach Zahl der Schreibenden)

Exkurs: *am*-Konstruktion

- (18) Donnerstag 9 Jul: ist Gerd Schulte Wieking aus Gildehaus so unvermutet zu Tode gekommen er *war* im einen neüegegrabenen Bierkeller *am Arbeiten* und eine ~~n~~ alte ~~r~~ Steinere Wand fiel um und traf ihm zu Tode [Bernd Farwick aus Neerlage bei Bad Bentheim (westf.), 12. 07. 1868]
- (19) in Navare konten wir vorleufig keine Arbeit kriegen darum musten wir nach Masilon, wir *sind* hir im Steinbruch *am Arbeiten* ich und Golt-schmid [Matthias Dorgathen aus Mühlheim/Ruhr (nfrk.), 15. 05. 1881]

Betrachten wir parallel zum Niedergang der *tun*-Fügung den Aufstieg einer anderen analytischen Konstruktion in den letzten 200 Jahren, nämlich der *am*-Konstruktion. Wie berechtigt sowohl die Bezeichnungen ‚Rheinische Verlaufsform‘ wie auch ‚Westfälische Verlaufsform‘ sind, zeigt die Karte 4, auf der das Verbreitungsgebiet dieser Konstruktion im 19. Jahrhundert nach den wenigen Belegen meines Korpus zu sehen ist.



Karte 4: *am+Inf+sein*-Konstruktionen in der geschriebenen Alltagssprache des 19. Jhs.

Durch Untersuchungen der letzten Jahre ist dokumentiert, dass die *am*-Konstruktion inzwischen fast im gesamten Sprachgebiet gebräuchlich ist.³⁵ Und auch durch die Duden-Grammatik (1998, S.91, Anm. 1) ist sie insofern gedelt, als sie für „schon auch standardsprachlich“ erklärt wird.

Im Vergleich der Entwicklungsgeschichten von *tun*-Fügung und *am*-Konstruktion kann die Dynamik grammatischer Entwicklungen der letzten zwei Jahrhunderte anschaulich gemacht werden: Die *am*-Konstruktion ist ein Mittel zur Bezeichnung des Progressiv-Aspekts im Deutschen, wie in Bsp. (18) –

³⁵ Vgl. insbesondere die Arbeiten von Krause (1997), Reimann (1999) und Rödel (2003).

aber nicht nur: In Bsp. (19) kommt Habitualität zum Ausdruck. Dies sind nun auch zwei Aspekttypen, die mit der *tun*-Fügung ausgedrückt werden können, vergleiche die Bsp. (16) und (17) gegenüber (15). Es sieht also so aus, als würde durch die *am*-Konstruktion – von einer Region und der alltagssprachlichen Domäne ausgehend – allmählich eine grammatische Funktion restituiert, die durch die Stigmatisierung der *tun*-Fügung aus dem Hochdeutschen verdrängt worden war.³⁶ Auslöser aber waren nicht sprachsystemare Verwerfungen, sondern ein normativer Eingriff ‚von oben‘, nämlich die Stigmatisierung der *tun*-Fügung. Wir haben es hier sowohl mit regulärem als auch mit *reguliertem* Sprachwandel zu tun.

3.3 Ehemals substandardliche schreib- und sprechsprachliche Varianten der heutigen Standardsprache

Nicht nur nach Meinung von Friedhelm Debus ist das Gegenwartsdeutsch von Nivellierungstendenzen gekennzeichnet, bei denen sich generell eine „Orientierung zur umgangssprachlichen Mitte hin von den Polen Standard-/Hochsprache einerseits und Dialekten/Mundarten andererseits her“ abzeichnet (Debus 1999, S. 55). Ich bediene mich eines Satzes, den Debus zitiert, um daran einige grammatische Entwicklungstendenzen der Gegenwartsprache aufzuzeigen, und erweitere diesen um einen zweiten:

Wegen dem Zeugnis brauchst du nicht weinen, weil meins ist auch nicht besser wie deins. Zeugnisse, da bin ich kein Fan von!

In diesen beiden Sätzen sind fünf wohlbekannte Phänomene versammelt, die – wie die *am*-Konstruktion – in den Umgangssprachen geläufig sind und von da aus zurzeit gute Chancen haben, mit den Weihen der kodifizierten Standardsprache versehen zu werden. Im Gegensatz zur *am*-Konstruktion haben diese fünf Phänomene allerdings noch etwas anderes gemeinsam: Sie gehören zu den „z. T. 100–200 Jahre alten sprachkritischen Ladenaufbewahrer[n]“, wie Walter Dieckmann (1991, S. 363) sie einmal bezeichnete. Es handelt sich um grammatische Formen, die sich trotz normativer Diskriminierung durch die Schulgrammatik einen festen Platz in der konzeptionellen Mündlichkeit bewahrt haben.

³⁶ Sicherlich war die *am*-Konstruktion in neuester Zeit ebenfalls Stigmatisierungen unterworfen. Allerdings ist sie gewissermaßen zu ‚jung‘, als dass ihre Verwendung schon früh ins Visier präskriptiver Schulgrammatiker hätte geraten können. Ein Indiz: In einer kleinen Schrift über „Niederrheinische Provinzialismen“, die der Aachener Gymnasiallehrer Joseph Müller 1830 veröffentlichte, wird zwar eine andere syntaktische Progressivform, nämlich Formulierungen des Typs *wir sitzen schon lange auf dich zu warten* genannt, auffälligerweise aber nicht die *am*-Konstruktion.

3.3.1 *weil* + Verbzweitstellung

- (20) als wir das getan hatten da war unser akord gebrochen *Weil wir wusten nicht* daß sei [sie] zusammen hielten
[Heinrich Küpper aus Loikum/Niederrhein (ndfrk.), Reiseaufzeichnungen S. 1847ff.]
- (21) wi wir davon geschbrochen haben das wahr hir beim tag und drausen wahr wahr es nacht *weil die uhr di ist um neun stunden schbäter als drausen*
[Johann Händler aus Breitenbrunn im Burgenland (mittel.-südbair.), 26. 11. 1923]

Es ist mit Vilmos Ágel (2000, S. 1887) davon auszugehen, dass das parataktische *weil* wesentlich älter ist als das Forschungsinteresse an ihm. Beispiele (20) und (21) belegen dies.³⁷ Über den Fall *weil* hinaus zeigen die Briefe des 19. Jahrhunderts ein „buntschillerndes Mit-, Neben- und Gegeneinander im Bereich der begründenden Konjunktionen“,³⁸ in dem neben *weil*, *denn* und *da* verschiedene koordinierende oder subordinierende Kausalkonnektoren, wie z. B. *indem*, *nämlich* oder gar *wegen* gebraucht wurden. Um die Entstehung bzw. mögliche Kontinuität der Verbzweit-Konstruktionen erklären zu können, müsste man sich zunächst ein vollständiges Bild möglicher syntaktischer Einflussfaktoren machen. Dies hat die Forschung, soweit ich sehe, allerdings bisher kaum geleistet. Welche Rolle spielen etwa Verbalkomplexe, die so genannte ‚Ausklammerung‘ oder auch noch die afiniten Konstruktionen bei der ‚Grammatikalisierung‘ der Verbzweitstellung nach *weil*? So ist bei Belegen des Typs (22) nicht klar, ob der Grund für Verbzweitstellung ein einleitendes ‚parataktisches *weil*‘ oder die variable Stellung der finiten Hilfsverben in mehrgliedrigen Verbalkomplexen ist, denn nicht einmal die Stellung der finiten Hilfsverben in zweigliedrigen Verbalkomplexen ist nach meinem Belegmaterial im 19. Jahrhundert so gefestigt, wie es oft dargestellt wird.³⁹

- (22) Ich habe schon gleich ums Heumachen um 12 Dollar Heu gekauft da habe Ich 2 Fuhren bekommen weil wir auf unsern Land auch nur zwei Fuhren bekamen Getroschen haben wir auch nicht viel *weil man mußte schon den Hafer bald grün verfüttern*
[Mathes Josef Windirsch aus Müllestau bei Marienbad (nordbair.), 02. 04. 1896]

³⁷ Vielleicht sind die Belege (20) und (21), aber auch (14) (der Schreiber benutzt *weil* übrigens überwiegend mit Verbzweitstellung!), erste Ansätze zum Füllen der „Beschreibungslücke“ im Rahmen der These von der historischen Kontinuität von ahd. *wanta* zu nhd. *weil* + V2, vgl. insbesondere die Diskussion in Seltling (1999) und Wegener (1999, S. 11ff.).

³⁸ Mit diesen Worten charakterisierte Erwin Arndt (1959, S. 396) die Situation im Frühneuhochdeutschen.

³⁹ Siehe Hård (1981), Ágel (2001) und Konopka (2003), die sich im Wesentlichen nur noch mit drei- und viergliedrigen Verbalkomplexen befassen.

Zusätzlich mag die Tendenz zur ‚Ausklammerung‘ in der Alltagssprache dazu geführt haben, dass *weil* als koordinierende Konjunktion (re)analysiert wurde, vgl. die folgende Formulierung des selben Schreibers (23):⁴⁰

- (23) im Herbst kauften wir uns noch für 8 Dolar Haferstroh wir haben uns jetzt noch 70 Buschel Hafer gekauft es kostet der Buschel Hafer 18 Cent *weil wir hatten in Herbste zwei Küh u eine Kalbin* dan haben wir die ältere Kuh geschlacht weil die Kalbin tragbar ist
[Mathes Josef Windirsch aus Müllestau bei Marienbad (nordbair.), 02.04.1896]

Überdies erlauben afinite Konstruktionen mit *weil* wie in Beleg (24) einen gewissen Spielraum im Hinblick auf die mögliche Setzung des finiten Hilfsverbs:

- (24) So bitte ich Euch liben Eltern nochmahls dringend, Laßt Euch ein Bild von das Original Bild abnehmen und schickt uns dan das Bild welches wir an Euch geschickt haben es wird Euch gewiß, nichts aus machen solte es nicht ganz genau so sein *weil Ihr das Kind doch nicht gekant*
[Hermann Reibenstein aus Hamerstorf bei Lüneburg (ostfäl.), 05.06.1870]

Es erscheint als lohnendes Unterfangen, die Entwicklung der Verbstellung bei Kausalkonnektoren und insbesondere die ‚Entstehung‘ des *weil* mit Verbzweitstellung im Zusammenhang mit der Entstehung der Satzklammer zu untersuchen.

3.3.2 (*nicht*) *brauchen* ohne *zu*

- (25) ... so wird er vor dem Schwurgericht verurtheilt so *brauchst* du dir keine Mühe *geben* um in ausfindig zu machen wir wollen in nicht mehr sehn.
[Georg Fettermann aus Ober-Flörsheim bei Alzey (rheinfk.), 25.08.1856]
- (26) der Joseph *braucht* sich nicht hierher *winschen* das ist nichts vier Ihm.
[Heinrich Dumsch aus Neu-Altmanndorf bei Münsterberg (schles.), 1883]

Kurz fassen kann ich mich zu (*nicht*) *brauchen* ohne *zu*: Literatursprachliche Belege für dieses neue Modalverb⁴¹ sind schon für den Beginn des 19. Jahrhunderts verzeichnet (v. Polenz 1999, S. 351). In meinem Textkorpus wird bereits in fast einem Viertel (25 von 105 = 23,8%) aller Belege *brauchen*+NEG-Marker ohne *zu* verwendet.

⁴⁰ Parataktisches *weil* ist übrigens auch für den alten böhmisch-deutschen Dialekt dokumentiert, den der Schreiber wohl sprach (Schiepek 1899, S. 42).

⁴¹ Differenzierend hierzu Askedal (1997).

3.3.3 *wegen* + Genitiv bzw. Dativ/Akkusativ

(27) Auch habe ich in eurem Brief ersehen, daß ihr sehr bekümert seyd über mich *wegen dem Krieg* in Amerika. [...] Auch habe ich ersehen, daß ihr sehr in Angst seid *wegen dem*, daß die Mutter hören Rufen hat und an die Thür geklopft wurde. Es hat ihr vielleicht geträumt.

[Wilhelm Schöpfle aus Grötzingen bei Karlsruhe (rhfrk.), 14. 04. 1861]

(28) ich bin *wegen dem Geld* nicht Soldat geworden, mein Geschäft was ich verlasse haben hat mir mehr eingebracht.

[Carl Niedenhofen aus Siegburg bei Bonn (rip.), 28. 09. 1862]

Normgerechter Genitiv bei der Verwendung von *wegen*, *während*, *(an)statt* und anderen Präpositionen findet sich nur in etwa einem Viertel (26,0%) aller Belege aus dem Briefkorpus. Der Gebrauch solcher Präpositionen mit dem Dativ, zu dem die meisten dieser Präpositionen tendieren, oder gar mit dem Akkusativ liegt entsprechend bei fast drei Vierteln aller identifizierbaren Fälle. Interessant ist die Differenzierung nach dem Bildungsgrad der Schreibenden – die Belegzahlen sind freilich recht niedrig: Über vier Fünftel der Schreiber mit höherer Schulbildung und dagegen weniger als ein Fünftel der Schreiber mit einfacher Volksschulbildung verwenden den ‚korrekten‘ Genitiv. Dafür liegt der Gebrauch mit dem Dativ oder gar mit dem Akkusativ bei den einfach gebildeten Schreibern schon bei fast 84% (Tabelle 1):

	Genitiv		Dativ oder Akkusativ		(Kasusmarkierung nicht eindeutig)	
Gesamt	27	26,0%	77	74,0%	(116)	–
Schreibende mit höherer Schulbildung	13	81,3%	3	18,7%	(28)	–
Schreibende mit Volksschulbildung	14	16,1%	74	83,9%	(98)	–

Tabelle 1: Realisierte Kasus nach ‚Präpositionen mit Genitiv‘ in der geschriebenen Alltagssprache des 19. Jhs.

3.3.4 Partikeln nach Komparativ

(29) Aber wir wollen Euch so viel schreiben daß es nicht *so arg* hier *als wie* es manche machen. Es ist bedeutend *besser als wie* in Deutschland. Aber man muß auch *strenger* Arbeiten *als wie* in Deutschland [...] Und ist auch mit unsern Geschäft nicht *so gut als* hier, sonst währ ich nach gemacht. [Christoph Barthel aus Kirchhagen bei Kassel (nordhess.), 15. 08. 1847]

(30) daß doch des Vaters Auge *weiter* sieth, gewöhnlich, *als wie* das des Sohnes [...] er würde vielleicht *beßer* ausmachen *denn* ich [...] er wird ein guter americaner abgeben, *beßer wie* ich, weil er, trotz seines guten benehmen gegen mich, *beßer* zu sich nehmen kann *wie* ich

[Friedrich Martens aus Delve/Dithmarschen (nordnd.), 18. 04. 1858]

Noch eindeutiger ist die Belegsituation bei den Partikeln nach Komparativ: In fast 38 % aller Belege wird im 19. Jahrhundert *wie* oder sogar *als wie* verwendet. Auffällig – aber nicht überraschend – ist auch hier wieder, dass Schreiber mit höherer Schulbildung zu über 90 % die korrekte Form gebrauchten. Betrachtet man die Schreiber, die ‚nur‘ eine Volksschulbildung besaßen, liegt der Anteil der nicht-normgerecht verwendeten Partikeln bei über 40 % (Tabelle 2):

	<i>als</i>		<i>wie</i>		<i>als wie</i>		<i>denn</i>	
Gesamt	386	62,0%	186	29,9%	49	7,9%	4	0,6%
Schreibende mit höherer Schulbildung	39	90,7%	4	9,3%	0	0,0%	0	0,0%
Schreibende mit Volksschulbildung	347	59,6%	182	31,3%	49	8,4%	4	0,7%

Tabelle 2: Verwendung von Komparationspartikeln in der geschriebenen Alltagssprache des 19. Jhs.

Schon Otto Behaghel (1927, S. 205) schrieb, dass es keinen „innerlich begründeten Unterschied zwischen *als* und *wie*“ gebe. Friedhelm Debus (1999, S. 44), Maria Thurmair (2001, S. 97) u. a. meinen inzwischen, dass sich *wie* auch standardsprachlich als Einheitspartikel nach Komparativ *und* nach Positiv durchsetzen werde. Ein Problem stellt die Verwendung von *wie* nach Komparativ wohl nur aus symbolgrammatischer Sicht dar, in der man eine „strenge Aufgabenverteilung“ zwischen *als* und *wie* postuliert (hier Weinrich 2003, S. 795). Aus kontextgrammatischer Sicht besteht zur Trennung der beiden Funktionswörter keine funktionale Notwendigkeit, da durch den Positiv mit *so* bzw. den Komparativ mit *-er* die gemeinten Vergleichsverhältnisse schon hinreichend zum Ausdruck gebracht werden.

3.3.5 ‚Getrennte‘ Pronominaladverbien und verwandte Konstruktionen

- (31) Doch lieber Bruder *wo* soll ich dich *mitt* Trösten [...] dann sagte ich, das sollst du nicht, ich will schreiben, und *da* ist es *bei* geblieben.[...] und dann haben wir schöne Sachen darin gekauft, was es alles gekostet hat, das weiß ich selbst nicht mehr, *da* habe ich meine Freude *an* [...] Wir haben die dritte Tonne Mehl, *da* haben wir auch den ganzen Winter genug *an*. [Christine Elderinck, geb. Klümper, aus Schüttorf bei Bad Bentheim (westf.), 15. 09. 1869]
- (32) Die dritte [Schlacht] hat an gefangen den 1. Mai 1863 und wurde zu Ende den 4 Juli nehmlich die Stadt *wo* wir wollten *da* wahren wir ungefähr 20 bis 25 Stunde *davon* [Ludwig Müller aus Massenheim bei Bad Vilbel (zentralhess.), 08. 01. 1865]

- (33) ... und habe dann keine Auslagen dabei als wie Famielie Bedürfnüße
Diese belaufen sich des Tags ungefähr auf 1 fl und *da* haben wir aber ein
gutes Leben *dabei*.
[Johann Jakob Schwarz aus Blaubeuren bei Ulm (schwäb.), 25. 01. 1854]

Der letzte der fünf Fälle in dieser Gruppe ist der der ‚getrennten‘ Pronominaladverbien. Die Trennung von Pronominaladverbien wie *davon*, *wovon*, *hiervon* etc. in den PRO-Teil und den präpositionalen Teil zählte Dieter E. Zimmer (1986, S. 39) einmal zu den „Trends und Tollheiten im neudeutschen Sprachgebrauch“. ⁴² Allerdings sind solche und ähnliche Konstruktionen keineswegs neu, sondern für ältere Sprachstufen bis hin zur Verwendung bei Goethe, Büchner oder E. T. A. Hoffmann sehr gut belegt. ⁴³ Die Stigmatisierungsgeschichte begann wieder im 18. Jahrhundert, was bei der Gottschedin (²1750), ⁴⁴ Adelung (1782, S. 189), Moritz (1794, S. 83) u. a. nachgewiesen werden kann. Sie begegnen in meinen alltagssprachlichen Texten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts auf Schritt und Tritt, und zwar in einer erstaunlich klaren regionalspezifischen Verbreitung, wie wir sie in den Dialekten und auch in den heutigen Umgangssprachen finden: Im Norden und Westen dominieren bei konsonantisch anlautenden Präpositionen getrennte Konstruktionen/Spaltungskonstruktionen des Typs *da weiß ich nichts von* oder *da ist es bei geblieben* (31), im übrigen Sprachgebiet der Typ der so genannten verdoppelten Konstruktionen/Distanzverdoppelung, also: *da weiß ich nichts davon* bzw. *da davon weiß ich nichts*, *da wahren wir ungefähr 20 bis 25 Stunde davon* (32) oder *da haben wir ein gutes Leben dabei* (33) (vgl. Karten 1 bis 4 in Fleischer 2002). ⁴⁵ Auch in diesem Fall ist die Tatsache, dass in das Vorfeld kein vollständiges Satzglied, sondern nur das PRO-Element des Pronominaladverbs steht, nur für situations- und kontextentbundene Grammatikmodelle problematisch; aus einer prozessual orientierten grammatischen Sicht erscheint es sehr motiviert, dass das interrogativische oder deiktische PRO-Element am Satzanfang steht und der präpositionale Teil (evtl. mit ‚verdoppeltem‘ PRO-Element) näher am Verb, Substantiv oder Adjektiv, von dem er (valenz)abhängig ist (z. B. *dann sagte ich ... ich will schreiben, und da ist es bei geblieben*).

⁴² Ins gleiche Horn stoßen Helmut Glück und Wolfgang Werner Sauer (1997, S. 63), wenn sie von entsprechenden „Veränderungen“ schreiben, die sich „vor allem in der gesprochenen Umgangssprache“ vollzögen.

⁴³ Vgl. Paul (1919, S. 157ff.), Behaghel (1932, S. 237, 249), Dal (1966, S. 89).

⁴⁴ Vgl. v. Polenz (1994, S. 221).

⁴⁵ Der Typ der getrennten Konstruktion wird im 19. Jahrhundert übrigens auch noch sehr häufig bei vokalisch anlautenden Präpositionen verwendet, sieh *da habe ich meine Freude an* (31) – eine Form, die es nach Ansicht mancher Grammatikforscher im Neuhochdeutschen überhaupt nicht geben darf (z. B. Oppenrieder 1991, S. 167).

4. Diskussion: Die unerforschten Gründe der Standardisierung im Deutschen

Es wurden zwölf Varianten präsentiert, die nach Ausweis der Grammatiken, v. a. der Schulgrammatiken, in der Schriftsprache des 19. Jahrhunderts als nicht ‚korrekt‘ galten, in der geschriebenen Alltagssprache der Bevölkerung im 19. Jahrhundert allerdings mehr oder weniger usuelle Varianten darstellten.⁴⁶ Das Gesamtbild ist m. E. nicht geeignet, den Eindruck einer Standardsprache im 19. Jahrhundert aufkommen zu lassen – ‚Standard‘ nach der Definition von Haugen verstanden als einheitliche und konsistente Schreibnorm, die von einer breiten Akzeptanz unter den Sprechern einer Sprache getragen ist.

Natürlich liegt hiermit nur eine Auswahl von grammatischen Merkmalen vor, und es ließe sich sicherlich darüber diskutieren, wie viele Merkmale als standardisiert gelten müssen, um von einer ‚Standardsprache‘ sprechen zu können. Wichtiger ist mir aber folgendes Argument gegen die Annahme einer Standardsprache im 19. Jahrhundert: Obwohl die Mehrheit der Bevölkerung die hochdeutsche Schriftsprache erlernte, hatte nur ein kleiner Teil von ihr Zugang zu den kodifizierten Normen vom Schläger der Schulgrammatiken.⁴⁷ Die

⁴⁶ Die Liste ließe sich um verschiedene andere Konstruktionen erweitern, die heute im Zusammenhang einer ‚Grammatik der gesprochenen Sprache‘ diskutiert werden, und mit Beispielen aus meinem Korpus illustrieren:

- possessives Dativattribut: *Kallmeier sein Vetter;*
dem Johann sein Weib ihr Großvater
(s. auch 17)
- ‚Linksversetzung‘: *Die Ofen die gefallen mir hier sehr gut.*
sein Bruder der bauet ein neues Haus
- Nachträge: *wir sind hir im Steinbruch 2am Arbeiten ich und Golt-*
schmid (vgl. 19)
- Ausklammerungen: *indem wir noch keine Antwort erhalten haben von unserm*
letzten schreiben;
Er hat uns einen Brief geschrieben den 1 Januar
(s. auch 23)
- elliptische Sätze: *Den 3. Dez. Land in Sicht. Hurra und Gesang und Freude,*
auch Tränen.
- Vor-Vorfeld-Besetzungen: *Nun, wie geht es Euch Allen noch?*
Also, den 9. Seb't gingen wier Wentzvil von da nach
Flinthill
- Verbspitzenstellung: *Nun schimpf mich nicht Peter ich weiß es selbst, ist viel*
Geld für mich

usw.

⁴⁷ Mattheier (2003, 236) geht neuerdings davon aus, dass „for around 1900 [...] the German written standard language was accepted in the entire German speech community as a model norm, and also that the standard variety was actively known by large segments of the population“. Und weiter (ebd., S. 238): „One can assume that a linguistically and sociolinguistically stable standard language existed in the first decades of the twentieth century with regard to structure, status and attitudes.“ [Meine Hervorhebungen, S. E.]

Normen, die durch die Grammatiken von Becker, Heyse u. a. verbreitet wurden, erreichten nur die höheren Schulen, für die sie auch geschrieben waren. Dagegen lassen die Befunde meiner Untersuchungen vermuten, dass in der Schreibsozialisation der Bevölkerungsmehrheit noch verschiedene, auch *regional begrenzte Gebrauchsnormen* im Umlauf waren. Unter dem Regionalitätsaspekt, der wieder verstärkt Thema der neueren Sprachgeschichtsforschung ist⁴⁸, ließe sich sogar behaupten: Fast jedem Schriftstück aus der Hand eines weniger gebildeten Schreibers des 19. Jahrhunderts kann man auf Grund sprachlicher Merkmale zumindest eine großregionale Herkunft des Schreibers zuordnen.

Woher aber kamen etwa die ‚alten‘ Varianten? Es können hier vorläufig nur zwei Indizien genannt werden:

- Das erste bezieht sich auf die Ausbildung der Sprachnormvermittler. So begann die institutionalisierte Ausbildung von Volksschullehrern ja im Grunde erst in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts.⁴⁹ Davor schrieben und lehrten Lehrer, wie ihnen gut dünkte – man vergleiche etwa die Ausschnitte aus dem Tagebuch eines Eifler Volksschullehrers in Beleg (34):⁵⁰

(34) Das hier auf der Nebenseite hat *der* Matthias Huppertz, mein lieber Vater noch geschrieben, *und ist* das letzte *so* er diesem *Büchelgen* einverleibt hat. Er *ware* seit anfangs July kräncklich, *so* besonders von einem Bruchschaaden herrührte, das *ihme* die heftigste schmerzen verursachte. (...)

Er war 9 Jahre Kirchenmeister der hiesigen Pfarr Contzen, und *zwarn* zur zeit des französischen Krieges von 1792 bis 1801, auch hate er ein schönes *Stückgen* Brod, obwohl mit vieler Mühe zwischen Cölln und Monjoye mit seinem Fuhrwerk verdient (...)

Das Brod, welches im Herbst *wegen dem* bevorstehenden *Kriege* nicht wohlfeil war fängt im Januar 1833 an abzuschlagen. Es gilt *itzt* 4 Sgr. 4 Pf. [Johannes Huppertz aus Konzen/Eifel (wmd.), 21. 12. 1807 u. 05. 01. 1833, Herv. von mir, S. E.]

Selbst nach der Ausbildung in Seminaren werden viele Volksschullehrer die Normen der Schulgrammatiken kaum verinnerlicht haben – dies ist auch heute noch ein Problem.⁵¹

⁴⁸ Stellvertretend seien die Sammelbände von Macha/Neuß/Peters (2000) und Berthele et al. (2003) genannt.

⁴⁹ In manchen Regionen, wie dem kleverländisch sprechenden und niederländisch schreibenden Niederrhein, mussten auch erst Lehrer angeworben werden, die überhaupt Hochdeutsch beherrschten (vgl. die Dokumentation in Cornelissen 2003, S. 108ff.).

⁵⁰ Siehe auch den variierenden Gebrauch der Komparationspartikeln in Beleg (30) – dieser Schreiber war ebenfalls Volksschullehrer.

⁵¹ Das zeigen z. B. die Untersuchungen von Winifred Davies (2000) im Mannheimer Raum.

- Ein zweites Indiz ergibt sich aus den verwendeten Unterrichtsmaterialien. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden etwa in ländlichen Gegenden Lesen und Abschreiben noch an recht bunt zusammengewürfeltem handschriftlichem Material geübt, das vielfach aus dem 18. Jahrhundert stammte oder gar noch älter war.⁵² Darüber, welche *gedruckten* Materialien wie weit verbreitet waren, weiß man kaum etwas. Zumindest empfohlen wurde für den Gebrauch an Elementarschulen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Sprachlehre von Bohm/Steinert (Engelien 1889, S. 395), die in ihrer Erstauflage von 1851 genau 32 Seiten schlank war und – wie eine Durchsicht schnell bestätigt – sich kaum eignete, etwa zu den meisten der hier vorgestellten grammatischen Zweifelsfälle verlässliche Auskunft zu geben.

In der präskriptiven Schulgrammatik des 19. Jahrhunderts – genauer: der Schulgrammatik für die höheren Schulen – war die Messlatte grammatischer Normen so hoch gelegt, dass es nur einer kleinen elitären bildungsbürgerlichen Schicht gelang, sie zu erreichen. In den Volksschulen wird es jedoch ein massives Vermittlungsproblem gegeben haben: Viele der Normen sind zu einem Großteil der alphabetisierten Bevölkerung kaum durchgedrungen und wurden, wie die vorgestellten Daten zeigen, in der Schreibpraxis regelrecht unterlaufen.⁵³

In jedem Fall zeigen die hier besprochenen Merkmale, dass das 19. Jahrhundert in entwicklungsgeschichtlicher Perspektive keine abgeschlossene Phase darstellt, die wir zu den sprachhistoriographischen Akten legen könnten. Zur Darstellung von Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache darf man gerade die dritte Variantengruppe nicht ignorieren. Nach Mattheier (2003, S. 237 u. ö.) würden solche Merkmale zu einem „Proto-Standard“ zählen, also einer „speziellen Varietät“ transitorischen Charakters, die sich in dem Moment aufgelöst habe, als die bildungsbürgerliche Schriftsprache die Volksschulen erreichte. Die Merkmale sind allerdings nicht verschwunden. Ich wähle mit Hartmut Schmidt (2002, S. 324) das Bild von der „so lange Zeit geglätteten einheitliche[n] Oberfläche der Schriftsprache“: In der Gegenwart treten manche Merkmale wieder an eben diese Oberfläche – und zwar nicht

⁵² Verwiesen sei noch einmal auf die Untersuchungen von Gessinger (1995) für Nordwestdeutschland und Messerli (2000) für die Schweiz.

⁵³ Man kann mit Wolf Peter Klein (2003) vielleicht sogar das Aufkommen der Zweifelsfälle-Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts als „Bankrotterklärung“ der rationalistischen Grammatikschreibung interpretieren: „[...] anders als die Autoren des 18. Jahrhunderts noch gehofft hatten, waren die Zweifelsfälle im 19. Jahrhundert ja nicht aus der Welt geschafft. Im Gegenteil!“ Und weiter: „Man könnte geradezu zu der These verleitet werden, dass die sprachbewusste Literatur die Zweifelsfälle nicht wie erhofft zum Verschwinden gebracht, sondern das Entstehen weiterer Problemfälle verursacht hatte.“ (Klein 2003).

nur in der gesprochenen Sprache oder in den so genannten „neuen Medien“,⁵⁴ sondern selbst in der gedruckten Sprache. Diese Merkmale sind aber nicht vom Himmel gefallen, sondern existierten immer schon in der Alltagssprache, und zwar unter der Oberfläche einer vermeintlichen Standardsprache – unbemerkt oder wohl eher bewusst ignoriert von der präskriptiven Grammatik des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts.⁵⁵

Um Entwicklungstendenzen der Gegenwart erklären zu können, müssen zunächst die Entwicklungen der jüngeren Vergangenheit geklärt werden.⁵⁶ Jedoch sind die „sprachgeschichtlichen Wurzeln des heutigen Deutsch“, die vor vierzehn Jahren Thema einer IDS-Tagung waren, meines Erachtens noch längst nicht hinreichend erforscht. Wie auch? Vilmos Ágel beklagt in seinem HSK-Artikel zur Syntax des Neuhochdeutschen zu Recht, dass „die Zahl der Untersuchungen auf breiter Materialgrundlage für die Zeit ab der Mitte des 18. Jhs. relativ gering ist“ (Ágel 2000, S. 1896). Entsprechend ist Ágels Artikel weniger als Überblicksaufsatz zu gesicherten Forschungserkenntnissen zu verstehen, sondern als Katalog von Forschungsdesiderata. Will man wirklich zu den Grundlagen der Gegenwartssprache vordringen, genügt der bisher beschrittene Weg über den Höhenkamm mit Panoramablick auf das gedruckte Deutsch *nicht*; für ergiebig, gangbar und gerade notwendig halte ich den Weg über eine ‚Sprachgeschichte von unten‘, über die Erforschung der historischen Alltagssprache.

5. Welcher Standard?

Ich komme zur Ausgangsfrage dieses Beitrags zurück und versuche, diese mit der Grundfrage der Tagung zu verknüpfen: Wie ließe sich die neuere Geschichte der Standardisierung des Deutschen unter Berücksichtigung des

⁵⁴ Gerade der Forschungsbereich zur Sprache in den ‚neuen Medien‘, der mit Stichwörtern wie ‚Sprachwandel‘ schnell bei der Hand ist (vgl. Weingarten 1997), zeichnet sich durch einen weitgehenden – und fatalen – Verzicht auf sprachhistorische Reflexion aus.

⁵⁵ Von der wissenschaftlichen Grammatikforschung eines Hermann Paul oder eines Otto Behaghel ist hier wohlgerne nicht die Rede.

⁵⁶ Man würde sich bisweilen wünschen, dass sich der Forschungszweig, der sich der Grammatik der gesprochenen Sprache widmet, stärker auf die historischen Wurzeln der heutigen Auffälligkeiten dieser Grammatik besinnen würde und sich auch die Sprachgeschichtsforschung die Erkenntnisse der Untersuchungen zur Grammatik in gesprochener Sprache zunutze machte (vgl. schon Sandig 1973). Es kann doch beispielsweise als höchst interessantes Detail vermerkt werden, dass es offenbar zwischen der Wortbildung in einem Korpus gesprochener deutscher Gegenwartssprache mehr Gemeinsamkeiten mit der Wortbildung in einem Korpus des Frühneuhochdeutschen als mit der in einem Korpus der geschriebenen Gegenwartssprache gibt (Reichmann 2003, 43, Anm. 11)! ‚Gesprochene-Sprache-Forschung‘ und eine ‚neue‘ Sprachgeschichtsforschung müssen vor allem dann an einem Strang ziehen, wenn man einigen im „synchronistischen“ und „skriptizistischen“ Erbe stehenden herrschenden Grammatiken eine andere, übergreifende Grammatiktheorie entgegensetzen will (zur Vision einer „Großen Linguistischen Revolution“ vgl. Ágel 2003, S. 10f.).

Haugen'schen Akzeptanz-Kriteriums und der „Standardvariation“ alternativ beschreiben? Nach dem hier Ausgeführten ergeben sich zwei Möglichkeiten zur Bestimmung von ‚Standardsprache‘ in der neueren Sprachgeschichte des Deutschen:

- Möglichkeit A: Wenn man unter ‚Standardsprache‘ ein einheitliches sprachliches System verstehen will, das keine Variation duldet⁵⁷, dann muss man sich von der Vorstellung verabschieden, dass wir diese seit 200 Jahren besitzen. Was für die Zeit seit Adeligung vielfach als ‚Standardsprache‘ bezeichnet und beschrieben wird, ist eine konzeptionell schriftliche, hochkulturelle und bildungsschichtspezifische Varietät, deren Daten in einem selektiven Verfahren gewonnen wurden.⁵⁸ Die Sprachwirklichkeit sah in weiten Teilen der geschriebenen Sprache jedoch anders aus – viele Gebrauchsnormen bleiben durch die verengte Sicht auf die ‚hohe Schriftlichkeit‘ ausgeblendet. Eine von strengen Richtigkeitsnormen dominierte Autorität ‚Standardsprache‘ mag ab dem 20. Jahrhundert von der Mehrheit der Sprachgemeinschaft anerkannt worden sein (auch wenn weiterhin nur ein relativ kleiner Teil der Gemeinschaft diese ‚Standardsprache‘ beherrschte). Vor dem 20. Jahrhundert kann man jedenfalls in diesem Verständnis nicht von ‚Standardsprache‘ sprechen, zumal einem Großteil der alphabetisierten Bevölkerung schon allein der *Zugang* zu dieser Schriftsprache fehlte.
- Möglichkeit B: Öffnet man den Standardbegriff in Richtung Variation, so könnten althergebrachte Vorstellungen von einer länger zurückreichenden Standardisierung des Deutschen noch gerettet werden. Danach müsste die Standardsprache allerdings sehr viel Variation vertragen können. Es müsste etwa zugestanden werden, dass grammatische Erscheinungen wie die letzten neun der zwölf vorgestellten Phänomene in der jüngeren Sprachgeschichte nicht *substandardlich* waren, sondern gebräuchliche Varianten der Standardsprache. Sie wären demnach nichts Besonderes, sondern etwas Normales – so wie Abweichungen und Varianten in einem heterogenen Sprachsystem normal sind (von Polenz 1999, S. 231f.). Das betrifft zum einen regionale Variation – es läge somit schon für das 19. Jahrhundert ein ‚pluriareales‘⁵⁹ Standarddeutsch vor –, und zum anderen überregionale Va-

⁵⁷ Für Milroy/Milroy (1985, 22f.) ist dies ein wesentliches Merkmal der ‚Standardsprache-Ideologie‘.

⁵⁸ Welche Konsequenzen solche Verfahren für die linguistische Beschreibung haben, ist bei James Milroy (1999) ausführlich nachzulesen.

⁵⁹ Diesen Terminus übernehme ich von Norbert Richard Wolf (1994, S. 74). Gemeint ist damit das Deutsche in seiner großregionalen Variation, das mit den üblichen Termini ‚plurinationales Deutsch‘ und ‚nationale Varietäten‘ nicht hinreichend beschrieben sei, da diese eine weitgehende Übereinstimmung der großlandschaftlichen Standardvariation mit den Staatsgrenzen suggerierten (vgl. zur Diskussion Ammon 1998, S. 316, v. Polenz 1999, S. 413ff. sowie Reiffenstein 2001, S. 88, der – insbesondere historisch argumentierend – von einer „regionale[n] Plurizentrität des Deutschen“ spricht).

riation. So könnten vorgebliche Auflösungserscheinungen des Standards oder Tendenzen einer „Destandardisierung“⁶⁰ in der Gegenwart vielleicht auch anders interpretiert werden, nämlich als Fortführung genau der Entwicklungen, die schon seit mindestens 200 Jahren zu beobachten sind. Was das aber für unsere zukünftige Sprachnormtoleranz bedeuten könnte, braucht man kaum weiter erklären.

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1781): Deutsche Sprachlehre. Berlin.
- Adelung, Johann Christoph (1782): Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd. II. Berlin.
- Admoni, Wladimir (1990): Historische Syntax des Deutschen. Tübingen.
- Ágel, Vilmos (2000): Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: HSK 2.2, S. 1855–1903.
- Ágel, Vilmos (2001): Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 29, S. 293–318.
- Ágel, Vilmos (2003): Prinzipien der Grammatik. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hg.): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen und anderer Sprachen. Tübingen. S. 1–46. (Reihe Germanistische Linguistik, 243).
- Ammon, Ulrich (1998): Plurinationalität oder Pluriarealität? Begriffliche und terminologische Präzisierungsvorschläge zur Plurizentrität des Deutschen – mit einem Ausblick auf ein Wörterbuchprojekt. In: Ernst, Peter/Patocka, Franz (Hg.): Deutsche Sprache in Raum und Zeit. FS Wiesinger. Wien. S. 313–322.
- Arndt, Erwin (1959): Das Aufkommen des begründenden *weil*. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 81, S. 388–415.
- Askedal, John Ole (1997): *brauchen* mit Infinitiv. Aspekte der Auxiliarisierung. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 1997, S. 53–68.
- Becker, Karl Ferdinand (1831): Schulgrammatik der deutschen Sprache. Frankfurt a. M.
- Behaghel, Otto (1927): Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Lahr.
- Behaghel, Otto (1932): Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung. Bd. IV (1932): Wortstellung. Periodenbau. Heidelberg. (Germanische Bibliothek 1. Sammlung Germanischer Elementar- und Handbücher. 1. Reihe: Grammatiken 10, IV).
- Bergmann, Rolf (1982): Zum Anteil der Grammatiker an der Normierung der neuhochdeutschen Schriftsprache. In: Sprachwissenschaft 7, S. 261–281.
- Berthele, Raphael et al. (Hg.) (2003): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York. (Studia Linguistica Germanica, 65).
- Besch, Werner (1983): Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen. In: HSK 1.2 (1983), S. 961–990.
- Besch, Werner (1988): Standardisierungsprozesse im deutschen Sprachraum. In: Sociolinguistica 2, 186–208. [Wieder abgedruckt in Besch, Werner (2003): Deutsche Sprache im Wandel. Kleine Schriften zur Sprachgeschichte. Frankfurt am Main. S. 257–284.]

⁶⁰ Vgl. Mattheier (1997).

- Besch, Werner (2003): Entstehung und Ausformung der nhd. Schriftsprache/Standardsprache. In: HSK 2.3. 2252–2296.
- Bohm, H./Steinert, W. (1851): Kleine deutsche Sprachlehre. Berlin.
- Bußmann, Hadumod (Hg.) (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. 3., akt. u. erw. Aufl. Stuttgart.
- Cherubim, Dieter/Grosse, Siegfried/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1998): Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin/New York. (Studia Linguistica Germanica, 64).
- Cherubim, Dieter/Jakob, Karlheinz/Linke, Angelika (Hg.) (2002): Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin/New York.
- Cheshire, Jenny (1998): Double Negatives are Illogical. In: Bauer, Laurie/Peter Trudgill (Hg.): Language Myths. London u. a. S. 113–122.
- Cornelissen, Georg (2003): Kleine niederrheinische Sprachgeschichte (1300–1900). Eine regionale Sprachgeschichte für das deutsch-niederländische Grenzgebiet zwischen Arnheim und Krefeld. Met een Nederlandstalige inleiding. Geldern/Venray.
- Dal, Ingerid (1966): Kurze deutsche Syntax auf historischer Grundlage. 3., überarb. Aufl. Tübingen.
- Davies, Winifred V. (2000): Linguistic norms at school: A survey of secondary-school teachers in a central german dialect area. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 67, S. 129–147.
- Debus, Friedhelm (1999): Entwicklungen der deutschen Sprache in der Gegenwart – und in der Zukunft? Stuttgart. (Akademie der Wissenschaften und Literatur. Abhandlungen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Klasse, Jg. 1999, Nr. 2).
- Deumert, Ana/Vandenbussche, Wim (Hg.) (2003): Germanic Standardizations. Past to Present. Amsterdam/Philadelphia.
- Dieckmann, Walther (1991): Sprachwissenschaft und öffentliche Sprachdiskussion – Wurzeln ihres problematischen Verhältnisses. In: Wimmer (1991), S. 355–373.
- Donhauser, Karin (1996): Negationssyntax in der dt. Sprachgeschichte: Grammatikalisierung oder Degrammatikalisierung? In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch – typologisch. Berlin/New York. S. 201–217. (IDS-Jahrbuch 1996).
- Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (1998). 6., v. Peter Eisenberg et al. neu bearb. Aufl. Mannheim u. a.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 27, S. 285–308.
- Durrell, Martin (2000): Standard Language and the Creation of National Myths in Nineteenth-Century Germany. In: Barkhoff, Jürgen/Gilbert Carr/Roger Paulin (Hg.): Das schwierige neunzehnte Jahrhundert. Germanistische Tagung zum 65. Geburtstag von Eda Sagarra im August 1998. Mit einem Vorwort von Wolfgang Frühwald. Tübingen. S. 15–26. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, 77).
- Elspaß, Stephan (2000): Rheinische Sprachgeschichte von 1700 bis 1900. In: Macha/Neuß/Peters (2000), S. 247–276.
- Elspaß, Stephan (2003): Sprachgeschichte von unten. Untersuchungen zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert. Habilitationsschrift Münster (Ms.). [Erscheint im Druck 2005.]
- Engelien, A[ugust] (1889): Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik, sowie der Methodik des grammatischen Unterrichts in der Volksschule. In: Geschichte des deutschen Unterrichts in der Volksschule. Bearb. von A[ugust] Engelien et al. 2. Aufl. Gotha. S. 252–417. (Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts, 1).

- Erben, Johannes (1989): Die Entstehung unserer Schriftsprache und der Anteil deutscher Grammatiker am Normierungsprozeß. In: Sprachwissenschaft 14, S. 6–28.
- Fleischer, Jürg (2002): Die Syntax von Pronominaladverbien in den Dialekten des Deutschen. Eine Untersuchung zu Preposition Stranding und verwandten Phänomenen. Stuttgart. (ZDL-Beiheft, 123).
- Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Gessinger, Joachim (1982): Vorschläge zu einer sozialgeschichtlichen Fundierung von Sprachgeschichtsforschung. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 47, S. 119–145.
- Gessinger, Joachim (1995): Kommunikative Verdichtung und Schriftlichkeit: Lesen, Schreiben und gesellschaftliche Organisation im 18. Jahrhundert. In: Gardt, Andreas/Mattheier, Klaus J./Reichmann, Oskar (Hg.): Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen. S. 279–306. (Reihe Germanistische Linguistik, 156).
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner (1997): Gegenwartsdeutsch. 2. Aufl. Stuttgart/Weimar.
- Gottsched, Johann Christoph (1762): Vollständige und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasset [...]. 5., verb. Aufl. Leipzig.
- Gottsched, Luise Adelgunde Victorie (?1750/1962): Der Witzling. Ein deutsches Nachspiel in einem Aufzuge. Berlin.
- Grosse, Siegfried et al. (1989): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn.
- Habermann, Mechthild (1997): Das sogenannte ‚Lutherische e‘. Zum Streit um einen *armen Buchstaben*. In: Sprachwissenschaft 22, S. 435–472.
- Härd, John Evert (1981): Studien zur Struktur mehrgliedriger deutscher Nebensatzprädikate. Diachronie und Synchronie. Göteborg. (Göteborger Germanistische Forschungen, 21).
- Haugen, Einar (1972): Dialect, Language, Nation. In: Dil, Anwar S. (Bearb.): The Ecology of Language. Essays bei Einar Haugen. Stanford. S. 237–254.
- Haugen, Einar (1994): Standardization. In: Asher, R.E. (Hg.): The Encyclopedia of Language and Linguistics. 12 Bde. Oxford u. a. Bd. VIII, S. 4340–4342.
- Hoffmann, Walter (1988): Vom variablen Usus zur Kodifizierung der Norm: Die Geschichte der „unorganischen participia mit ge-“ im Fnhd. In: Wiesinger, Peter (Hg.): Studien zum Frühneuhochdeutschen. FS Emil Skála. Göppingen. S. 167–184. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 476).
- HSK 1.1 = Besch, Werner et al. (Hg.) (1983): Dialektologie. 2 Halbbände. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.1/2/3).
- HSK 2.1/2/3 = Besch, Werner et al. (Hg.) (1998/2000/2003): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. 4 Teilbände. Bd. 1/2/3. Berlin/New York. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 2.1/2/3).
- Hundsnuerscher, Franz (1998): Historische Syntax. In: HSK 2.1. S. 755–775.
- IDS-Grammatik (1997) = Grammatik der deutschen Sprache (1997). Bearb. von Gisela Zifonun et al. Berlin/New York.
- Jakob, Karlheinz (2000): Zwischen Alltag und Institution. Antrags- und Beschwerdeschreiben am Ende des 19. Jahrhunderts. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wis-

- senschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen/Basel. S. 299–310. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 80).
- Klein, Wolf Peter (2003): Sprachliche Zweifelsfälle als linguistischer Gegenstand. Zur Einführung in ein vergessenes Thema der Sprachwissenschaft. In: Linguistik Online 16.4/03. (http://www.linguistik-online.de/16_03/vorwort.html) [05. 02. 2004]
- Klenk, Marion (1997): Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt. Eine Untersuchung zur Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik, 181).
- Konopka, Marek (1996): Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik, 173).
- Konopka, Marek (2003): Zweifelsfälle in der Wortstellung im 18. Jahrhundert. In: Linguistik Online 16.4/03. (http://www.linguistik-online.de/16_03/konopka.html) [05. 02. 2004].
- Krause, Olaf (1997): Progressiv-Konstruktionen im Deutschen im Vergleich mit dem Niederländischen, Englischen und Italienischen. In: Sprachtypologie und Universalienforschung 50, S. 48–82.
- Langer, Nils (2000): Zur Verbreitung der *tun*-Periphrase im Frühneuhochdeutschen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 47, S. 287–316.
- Langer, Nils (2001): Linguistic Purism in Action. How auxiliary *tun* was stigmatized in Early New High German. Berlin/New York. (Studia linguistica Germanica, 60).
- Linn, Andrew R./McLelland, Nicola (Hg.)(2002): Standardization. Studies from the Germanic Languages. Amsterdam, Philadelphia. (Amsterdam Studies in the Theory and History of Linguistic Science. Series IV: Current Issues in Linguistic Theory, 235).
- Lötscher, Andreas (1995): Syntaktische Prestigesignale in der literarischen Prosa des 16. Jhs. In: Daphnis 24, S. 17–53.
- Ludwig, Otto (1998): Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen. In: Cherubim/Grosse/Mattheier (1998), S. 148–166.
- Maas, Utz (1985): Lesen – Schreiben – Schrift. Die Demotisierung eines professionellen Arkanums im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 59, S. 55–81.
- Maas, Utz (2003): Alphabetisierung. Zur Entwicklung der schriftkulturellen Verhältnisse in bildungs- und sozialgeschichtlicher Perspektive. In: HSK 2.3, S. 2403–2418.
- Macha, Jürgen (2003): Unvollendetes zu ‚afiniten Konstruktionen‘: Diachronische Skizzen zu einer Erscheinung der Kanzleisyntax. In: Niederdeutsches Wort 43, S. 25–36.
- Macha, Jürgen/Neuß, Elmar/Peters, Robert (Hg.), unter Mitarbeit von Stephan Elspaß (2000): Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte. Köln/Weimar/Wien. (Niederdeutsche Studien, 46).
- Mattheier, Klaus J. (1990): Formale und funktionale Aspekte der Syntax von Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert. In: Betten, Anne (Hg.) unter Mitarbeit von Claudia M. Riehl (1990): Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen. Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989. Tübingen. S. 286–295. (Reihe Germanistische Linguistik, 103).
- Mattheier, Klaus J. (1997): Über Destandardisierung, Umstandardisierung und Standardisierung in modernen europäischen Standardsprachen. In: Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hg.): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt am Main u. a. S. 1–9. (VarioLingua, 1).
- Mattheier, Klaus J. (2000): Die Durchsetzung der deutschen Hochsprache im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: sprachgeographisch, sprachsoziologisch. In: HSK 2.2, S. 1951–1966.

- Mattheier, Klaus J. (2003): German. In: Deumert/Vandenbussche (2003), S. 211–244.
- Messerli, Alfred (2000): Das Lesen von Gedrucktem und das Lesen von Handschriften – zwei verschiedene Kulturtechniken? In: Messerli, Alfred/Chartier, Roger (Hg.): Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven. Basel. S. 235–246.
- Mihm, Arend (2003): Schreibsprachliche und akrolektale Ausgleichsprozesse bei der frühneuzeitlichen Standardisierung. In: Berthele et al. (2003), S. 79–110.
- Milroy, James/Milroy, Lesley (1985): Authority in Language. Investigating Language Prescription and Standardisation. London/New York.
- Milroy, James (1999): The consequences of standardisation in descriptive linguistics. In: Bex, Tony/Richard J. Watts (Hg.): Standard English. The widening debate. London/New York. S. 16–39.
- Moritz, Karl Philipp (1794): Des H. Hofr. Moritz grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache [...]. Bd. 2. Berlin.
- Müller, Joseph (1838): Niederrheinische Provinzialismen. Eine Abhandlung. Aachen/Leipzig.
- Naumann, Bernd (1989): Die Differenzierung geschriebener und gesprochener Sprachformen des Deutschen in sprachwissenschaftlichen Arbeiten vor und nach 1800. In: Cherubim, Dieter/Mattheier, Klaus J. (Hg.): Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert. Berlin/New York. S. 73–91.
- Oppenrieder, Wilhelm (1991): Preposition Stranding im Deutschen? Da will ich nichts von hören! In: Fanselow, Gisbert/Sascha Felix (Hg.): Strukturen und Merkmale syntaktischer Kategorien. Tübingen. S. 159–173.
- Paul, Hermann (1917/1919/1920): Deutsche Grammatik. Bd. II, Teil III: Flexionslehre; Bd. III, Teil IV; Bd. IV, Teil IV: Syntax. 1. u. 2. Hälfte. Halle.
- Pensel, Franzjosef (1976): Die Satznegation. In: Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470–1730). Bd. I. Der Einfachsatz. Unter Leitung von G[erhard] Kettmann und J[oachim] Schildt. Berlin. S. 285–326. (Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen, 56/I).
- von Polenz, Peter (1994/1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. II: 17. und 18. Jahrhundert; Bd. III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin/New York.
- von Polenz, Peter (2001): Wieder neu: Sprachgeschichte. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 48, S. 516–529.
- von Polenz, Peter (2002): Sprachgeschichte und Gesellschaftsgeschichte von Adelung bis heute. In: Cherubim/Jakob/Linke (2002), S. 1–23.
- Reichmann, Oskar (2001): Nationale und europäische Sprachgeschichtsschreibung. In: Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 48, S. 530–537.
- Reichmann, Oskar (2003): Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Berthele et al. (2003), S. 29–56.
- Reiffenstein, Ingo (2001): Das Problem der nationalen Varietäten. Rezensionssatz zu Ulrich Ammon: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. [...]. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 120, S. 78–89.
- Reimann, Ariane (1999): Die Verlaufsform im Deutschen. Entwickelt das Deutsche eine Aspektkorrelation? Diss. Bamberg. [Mikrofiche].
- Rödel, Michael (2003): Die Entwicklung der Verlaufsform im Deutschen. Muttersprache 113, S. 97–107.
- Sandig, Barbara (1973): Zur historischen Kontinuität normativ diskriminierter syntaktischer Muster in spontaner Sprechsprache. In: Deutsche Sprache 1, S. 37–57.
- Schieb, Gabriele (1981): Zu Stand und Wirkungsbereich der kodifizierten grammatischen

- Norm Ende des 19. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1, S. 134–176.
- Schiepek, Josef (1899): Der Satzbau der Egerländer Mundart (1. Teil). Prag. (Beiträge zur Kenntnis deutsch-böhmischer Mundarten, 1).
- Schikorsky, Isa (1990): Private Schriftlichkeit im 19. Jh.: Untersuchungen zur Geschichte des alltäglichen Sprachverhaltens „kleiner Leute“. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik, 107).
- Schmidt, Hartmut (2002): Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Ágel, Vilmos et al. (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. FS Oskar Reichmann. Tübingen S. 321–342.
- Schötensack, Heinrich August (1856): Grammatik der neuhochdeutschen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer historischen Entwicklung. Erlangen.
- Selting, Margret (1999): Kontinuität und Wandel der Verbstellung von ahd. *wanta* bis gwd. *weil*. Zur historischen und vergleichenden Syntax der *weil*-Konstruktionen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27, S. 167–204.
- Sević, Radmila B. (1999): Early Collections of Private Documents: The Missing Link in the Diachronic Corpora. In: Beedham, Christopher (Hg.): Langue and Parole in Synchronic and Diachronic Perspective. Selected Proceedings of the XXXIst Annual Meeting of the Societas Linguistica Europaea, St Andrews 1998. Amsterdam u. a. S. 337–347.
- Takada, Hiroyuki (1998): Grammatik und Sprachwirklichkeit von 1640–1700. Zur Rolle deutscher Grammatiker im schriftsprachlichen Ausgleichsprozeß. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik, 203).
- Thurmair, Maria (2001): Vergleiche und Vergleichen. Eine Studie zu Form und Funktion der Vergleichsstrukturen im Deutschen. Tübingen. (Linguistische Arbeiten, 433).
- Topalović, Elvira (2003): Sprachwahl – Textsorte – Dialogstruktur. Zu Verhörprotokollen aus Hexenprozessen des 17. Jahrhunderts. Trier.
- Wegener, Heide (1999): Syntaxwandel und Degrammatikalisierung im heutigen Deutsch? Noch einmal zu *weil*-Verbzweit. In: Deutsche Sprache 27, S. 3–26.
- Wegera, Klaus Peter (1998): Deutsche Sprachgeschichte und Geschichte des Alltags. In: HSK 2.1, S. 139–159.
- Wegera, Klaus Peter (2000a): Morphologie des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert. In: HSK 2.2 (2000), S. 1810–1818.
- Wegera, Klaus-Peter (2000b): „Gen, oder wie Herr Gottsched will, chen.“ Zur Geschichte eines Diminutivsuffixes. In: Habermann, Mechthild/Peter O. Müller/Bernd Naumann (Hg.): Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. FS Horst Haider Munske. Tübingen S. 43–58.
- Weingarten, Rüdiger (Hg.) (1997): Sprachwandel durch Computer. Opladen.
- Weinrich, Harald (2003): Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair, Eva Breindl und Eva-Maria Willkop. 2., rev. Aufl. Hildesheim/Zürich/New York.
- Wimmer, Rainer (Hg.) (1991): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin/New York. (IDS Jahrbuch 1990).
- Wolf, Norbert Richard (1994): Österreichisches zum österreichischen Deutsch. Aus Anlaß des Erscheinens von Wolfgang Pollack: Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? [...] In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 61, S. 66–76.
- Zimmer, Dieter (1986): Redens Arten. Über Trends und Tollheiten im neudeutschen Sprachgebrauch. Zürich.

HELMUT SPIEKERMANN

Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung

Abstract

Destandardisierung lässt sich einerseits mit Bezug auf die regionale Variabilität des Deutschen verstehen als die Zunahme regionaler Varianten. Andererseits kann man darunter aber auch die Aufgabe kodifizierter nationaler Sprachformen zugunsten (nicht regionalisierter) Nicht-Standard-Formen verstehen. In vorliegendem Beitrag wird die These vertreten, dass die gegenwärtige Entwicklung des Deutschen lediglich als Destandardisierung im zweiten Sinn aufgefasst werden kann.

Standardisierung bedeutet in Bezug auf die regionalen Sprachformen des Deutschen Abbau kleinräumiger dialektaler Merkmale. Dieser Abbau vollzieht sich in der Mehrzahl der Fälle in Richtung auf eine standardnähere Lautung; nur selten expandieren regionalsprachliche Merkmale, die deutlich von der Standardlautung abweichen. Seit einigen Jahrzehnten erhält bzw. verstärkt sich die räumliche Gliederung der Standardsprache allerdings durch eine allseits akzeptierte Substratwirkung der großräumigen Regionaldialekte. Es kommt also zur Ausbildung regionaler Standardvarietäten. Diese unterschichten die nicht-regionalisierte Standardsprache, ohne diese allerdings zu verdrängen.

Eine empirische Untersuchung zum Gebrauch der Standardsprache in Südwestdeutschland (es werden Daten aus Freiburg, Stuttgart und Heidelberg besprochen) belegt, dass (im weitesten Sinn) allegrosprachliche, nicht-standardsprachliche, nicht-regionale Merkmale an Bedeutung gewinnen, während ‚Dialektmerkmale‘ zurückgehen. Bezogen auf Tendenzen zu Destandardisierung wird die Frage aufgeworfen, ob es sich hierbei um einen Sprachwandel handelt.

1. Einleitende Bemerkungen

Die gesprochene deutsche Standardsprache ist gekennzeichnet durch Variation. Diese manifestiert sich zum Beispiel auf nationaler Ebene durch Kodizes, deren Gültigkeit auf einzelne deutschsprachige Staaten (nationale Standardvarietäten in Deutschland, Österreich und der Schweiz) beschränkt sind.¹ Innerhalb nationaler Grenzen werden regionale Standardvarietäten unterschieden, deren konstituierende Kennzeichen vor allem aus regionalsprachlichen bzw. dialektalen Merkmalen zu bestehen scheinen. Die Annahme regionaler Standardvarietäten macht insbesondere für die Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland Sinn, deren Dialektlandschaft sich durch eine

¹ Zum Konzept der plurinationalen bzw. plurizentrischen deutschen Sprache vgl. Amon 1995, Clyne 1995.

relativ große Vielfalt auszeichnet. Die empirisch fundierte Forschung im Bereich regionaler Standardsprachen befindet sich noch in den Anfängen², es scheint sich jedoch abzuzeichnen, dass nicht kleinsträumige, basisdialektale Merkmale Eingang in den gesprochenen Regionalstandard finden, sondern großräumigere, auch in Regionalsprachen gebräuchliche Formen.³ Der Unterschied zwischen normiertem, überregionalem Standard und regionalem Standard lässt sich jedoch noch an weiteren Merkmalen festmachen. Zu den auffälligsten gehören sicherlich alltagssprachliche Vereinfachungen (wie z. B. das im ganzen deutschen Sprachraum weit verbreitete [niç] anstelle von *nicht*), die auch in sehr formellen Sprechsituationen, die den Gebrauch der Standardvarietät erfordern, zunehmend Verwendung finden. Diese Merkmale finden auch Eingang in regionale Standardvarietäten (vgl. Spiekermann demn., Berend in diesem Band, zuvor schon Meinhold 1973). Lenz (2003) hat die Aufmerksamkeit zudem auf Hyperkorrekturen als Kennzeichen bestimmter standardnaher Sprechweisen gelegt.

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, auf der Basis einer empirischen Untersuchung zur regionalen Standardvarietät in Südwestdeutschland zum einen aufzuzeigen, welche Formen von Variation in der gesprochenen Standardsprache vorkommen können. In erster Linie wird es dabei um regionalsprachliche und alltagssprachliche Einflüsse auf die Standardsprache gehen. Zum anderen wird gezeigt werden, dass der gesprochene Standard sich in einem Prozess des Sprachwandels zu befinden scheint. Ein Vergleich zweier Korpora aus den Jahren 1961 bzw. 2001–2003 soll zeigen, dass es gerade die zunächst alltagssprachlichen Merkmale sind, die eine dauerhafte Veränderung des gesprochenen Standards nach sich ziehen.

2. Standardvarietäten des Deutschen

Zunächst zum Begriff der Standardvarietät einer Sprache (vgl. hierzu z. B. Dittmar 1997, Barbour/Stevenson 1998). Man versteht darunter in der Regel jene Varietät, die meist, aber nicht immer kodifiziert, immer aber normiert und bewusst ‚ausgebaut‘ ist und die in einem heterogenen Sprachraum in schriftlichen und (mindestens) in formellen mündlichen Interaktionssituationen verwendet wird oder zumindest verwendet werden soll. Die Standardvarietät vereint nach dieser Definition in sich also Merkmale einer Gemeinsprache (Überregionalität), einer Hochsprache (offizielles Prestige) und einer Norm-/Ausbausprache (nach Kloss 1967). Die in einer Gesellschaft verwendete Standardvarietät kann exoglossisch oder endoglossisch sein. Endoglos-

² Im Sammelband „Regionale Standards“ (Berend/Knipf-Komlósi 2001) wird erstmals regionenübergreifend versucht, eine systematische Darstellung von regionalen Unterschieden zumindest zwischen Nord-, Mittel- und Süddeutschland zu geben. Neuere Einzeluntersuchungen liegen u. a. mit Lenz (2003) und Lameli (2004) vor.

³ In diese Richtung lassen sich z. B. die Ergebnisse von Eichinger (2001) zum Süddeutschen oder Spiekermann (demn.) zum Südwestdeutschen interpretieren.

sische Standardvarietäten sind strukturell mit den von ihnen überdachten Nicht- und Substandardvarietäten verwandt und haben sich aus ihnen durch Heterogenitätsreduktion entwickelt, während exoglossische Standardvarietäten aus anderen sprachlichen Gemeinschaften importiert werden und von den gesprochenen Nicht- und Substandardvarietäten strukturell weiter, manchmal sogar weit entfernt sind.

Der Standardvarietät stehen regionale Varietäten (Dialekte, Regionalsprachen) gegenüber, deren wichtigstes Merkmal ihre regionale Begrenztheit ist. Die Verhältnisse, die zwischen Standardsprache und regionalen Varietäten bestehen und im deutschsprachigen Gebiet durchaus unterschiedlich sind, lassen sich anhand von Standard-Dialekt-Konstellationen beschreiben.

2.1 Standard-Dialekt-Konstellationen im Deutschen

Das Verhältnis zwischen regionalen Varietäten und der Standardsprache ist im deutschsprachigen Gebiet sehr unterschiedlich. Auer (demn.) unterscheidet zwischen (mindestens) fünf Standard-Dialekt-Konstellationen:

1. diglossische Regionen (deutschsprachige Schweiz und die Regionen in Norddeutschland, in denen noch aktiv Niederdeutsch gesprochen wird): Die Situation ist hier dadurch gekennzeichnet, dass Dialekte ausschließlich gesprochen werden, während die Standardvarietät primär geschrieben wird. Der geschriebene Standard unterscheidet sich vom variantenreichen gesprochenen Standard z. T. deutlich.

endoglossische (?) Standardvarietät



geschrieben

gesprochen



Abb. 1: diglossische Repertoires

2. diaglossische Regionen (oberdeutscher Sprachraum mit Ausnahme der Schweiz und von Teilen des mitteldeutschen Sprachraums): Zwischen Dialekten und Standardsprache befinden sich entlang eines sprachlichen Kontinuums Zwischenvarietäten (Regionalsprachen/Regiolekte). Grenzen zwischen den unterschiedlichen Varietäten sind fließend.

endoglossische Standardvarietät

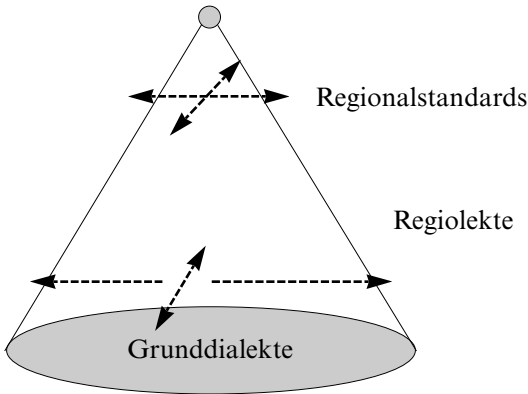


Abb. 2: diaglossische Repertoires

3. Regionen, in denen regionale Umgangssprachen (Regionalsprachen/Regiolekte) die soziolinguistischen Funktionen von Dialekten übernommen haben (wie im obersächsischen Gebiet oder im Raum Berlin). Dialekte wurden hier zurückgedrängt, d.h. die grunddialektale Basis der Varietätenpyramide fehlt.

endoglossische Standardvarietät

standardnahe Umgangssprache

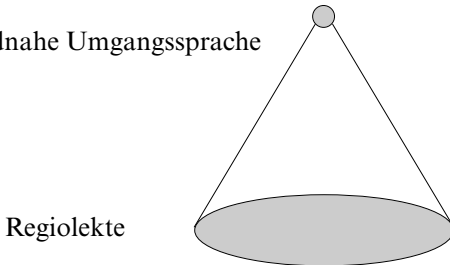


Abb. 3: diaglossische Repertoires nach Verlust der Grunddialekte

4. Regionen, in denen standardnahe ‚Umgangssprachen‘ Dialekte und Regionalsprachen vollständig in ihren soziolinguistischen Funktionen ersetzt und damit verdrängt haben (vor allem in den Gebieten Norddeutschlands, in denen kein Niederdeutsch mehr gesprochen wird).

endoglossische Standardvarietät

standardnahe Umgangssprache

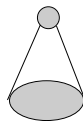


Abb. 4: diglossisches Repertoire nach Verlust der Dialekte

5. Außerhalb der drei großen deutschsprachigen Länder kommt es aufgrund der fehlenden Überdachung durch die deutsche Standardsprache zu der Situation, dass gesprochene umgangssprachliche Varietäten nicht mehr oder nur noch bedingt als Varietäten (Dialekte) des Deutschen betrachtet werden können (wie im Elsass bzw. in Luxemburg).

endoglossischer Standard

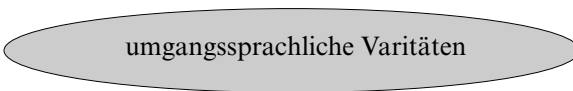


Abb. 5: exoglossische Diglossie

Je nachdem, wie sich das Verhältnis zwischen Dialekt und Standard in den beschriebenen Dialekt-Standard-Konstellationen darstellt, wird man unterschiedliche Ausprägungen von Standardisierungs- und Destandardisierungstendenzen feststellen können.

2.2 Standardisierung und Destandardisierung

Zur Frage der Standardisierung/Destandardisierung im gesprochenen Standard lassen sich eine Reihe von unterschiedlichen Betrachtungsweisen anführen, von denen für den Südwesten vor allem zwei von besonderer Relevanz sind.

1. Die Frage der Funktionsdomänen sprachlicher Varietäten

Hier geht es um die Frage, mit welchen kommunikativen Funktionen Varietäten verwendet werden können. Nehmen die Funktionsbereiche der Standardsprache ab (wie dies in den letzten Jahren etwa in der deutschsprachigen Schweiz geschehen ist, vgl. z. B. Siebenhaar/Wyler 1997), kann man von einer Destandardisierung sprechen. Standardisierung würde in dieser Hinsicht eine Ausweitung der Funktionsbereiche bedeuten, in denen die Standardsprache Verwendung findet. Dies scheint in großen Teilen Norddeutschlands zum Rückgang des Dialektgebrauchs geführt zu haben, auch wenn seit einigen Jahren Versuche zu einer Wiederbelebung des Dialektes u. a. durch dessen Gebrauch in neuen kommunikativen Umgebungen (z. B. in Radio-Nachrichten-

sendungen, vgl. Stellmacher 1981, S. 49ff.) unternommen werden. Grundsätzlich gilt wohl auch für den Südwesten, dass die Funktionsbereiche des Dialektes auf einen mehr oder weniger nächsprachlichen Bereich eingeschränkt sind (Standardisierung). Die Tatsache, dass insbesondere Politiker aus Baden-Württemberg (z. B. Erwin Teufel oder Wolfgang Schäuble) in der Öffentlichkeit zum Gebrauch regional gefärbter Varietäten neigen, deutet aber an, dass es hier – zumindest partiell und evtl. auf bestimmte öffentlichkeitswirksame Kontexte beschränkt – zu einer Ausbreitung der Funktionsdomänen von Dialekten kommt.

2. Die Frage der Homogenität vs. Heterogenität der Standardvarietät

Unter Destandardisierung ist hier der zunehmende Gebrauch von Varianten in der Standardvarietät zu verstehen. Entscheidender Faktor einer zunehmenden Heterogenität der Standardsprache ist der Verlust eines (bzw. ein nie entwickeltes) Normbewusstsein(s) auf Seiten der Sprachbenutzer. Was die gesprochene Standardsprache angeht, so hat es hier trotz einiger Normierungsversuche (hier ist vor allem Siebs zu nennen) nie eine einheitliche und verbindliche Norm gegeben. Die in Aussprachewörterbüchern (z. B. GWDA 1982, Siebs ¹⁹2000) kodifizierte Aussprachenorm wird vor allem aus zwei Richtungen mit Varianten durchsetzt:

- (a) Regionale Merkmale finden Eingang in standardsprachliche Sprechweisen. Diese von Jakob (1985) als tertiär beschriebenen regionalen Merkmale kommen in standardsprachlichen Situationen vor. Die Diskussion in der Dialektologie und Soziolinguistik zu den regionalen Standardvarietäten des Deutschen deutet an, dass sich das Deutsche in diesem Sinn in den letzten Jahrzehnten destandardisiert habe (zu den Verhältnissen in Süddeutschland vgl. u. a. Löffler 1990). Auch wenn nicht auszuschließen ist, dass eine solche Regionalisierung im Zuge der sog. Dialektrenaissance in den 70er kurzzeitig stattgefunden hat, lässt sich vermuten, dass die aktuelle Entwicklung im Deutschen anders verläuft. Dies gilt insbesondere für dialektkompetente Sprecher jüngerer Generationen, die auch in Südwestdeutschland in standardsprachlichen Situationen auf dialektale Sprechweisen weitestgehend verzichten.
- (b) Es können alltagssprachliche (allegrosprachliche) Varianten in die Standardsprache eindringen, wenn die Distanz zwischen gesprochenem Standard und gesprochener Alltagssprache geringer wird (Destandardisierung). Zu diesen Varianten gehören Klitisierungen, Kontraktionen, Elisionen, die sowohl regionalsprachliche als auch nicht-regionale Basen betreffen. Diese Formen können, wie später gezeigt werden wird, auch in sehr formellen Situationen von sehr standardkompetenten Sprechern gebraucht werden. Gerade die nicht-regionalen, nicht-standardsprachlichen Merkmale setzen sich zunehmend im gesprochenen Standard durch und führen so auf nationaler Ebene zu einer Destandardisierung.

Destandardisierung der zuletzt besprochenen Art ist eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Sprachwandels. Standardsprachen sind weniger durch spontanen Sprachwandel geprägt als mündliche Nicht-Standard-Varietäten. Der trotzdem zu beobachtende Sprachwandel kann durch Veränderungen der kodifizierten Norm oder andere Formen der Sprachplanung ‚von oben‘ erfolgen (etwa, wenn im Deutschen movierte Formen eingeführt werden, wo vor der feministischen Sprachkritik die nicht-movierten Formen für männliche und weibliche Referenten/Referentinnen stehen konnten); häufiger aber ist, dass Neuerungen, die aus der gesprochenen Alltagssprache kommen, sich allmählich auch in der geschriebenen und gesprochenen Standardsprache durchsetzen. Würde sich eine Standardsprache gegen solche Einflüsse abschotten, würde sie sich langfristig von der Sprachrealität abkoppeln und an Akzeptanz verlieren. Was im Augenblick als Vermündlichung oder sogar Verfall der Standardsprache erscheint, erhält langfristig die Verbindung zwischen ihr und der gesprochenen Alltagssprache. Zu einem bestimmten Zeitpunkt konkurrieren demzufolge die alten mit den neuen Formen, bis sich diese vollständig durchgesetzt haben. Dieses Muster entspricht dem dreiphasigen, soziolinguistischen Modell des Sprachwandels, wie Labov (1966) es in Anlehnung an Sturtevant (1947) formuliert hat: In der Anfangsphase (origin) eines Sprachwandels konkurrieren eine Vielzahl von Varianten einer Variable miteinander. Phase 2 ist durch die Bevorzugung und Verbreitung einer der Varianten innerhalb der Sprachgemeinschaft gekennzeichnet (propagation). In Phase 3 schließlich hat die bevorzugte Variante alle anderen verdrängt. Der Sprachwandel ist damit abgeschlossen (completion).

In der empirischen Untersuchung, die im Folgenden dargestellt wird, soll die Frage der Homogenität bzw. Heterogenität der Standardvarietät im Zentrum stehen.

3. Daten und Methode der empirischen Untersuchung

Ziel der empirischen Untersuchung ist es, in einem begrenzten Gebiet innerhalb des deutschen Sprachraums Merkmale gesprochener Standardsprache insbesondere im Hinblick auf diachrone Entwicklungen zu untersuchen. Die Analysen werden anhand von Interviews vorgenommen, die mit Sprechern aus drei Städten in Baden-Württemberg durchgeführt wurden. Bei diesen Städten handelt es sich um Stuttgart, Heidelberg und Freiburg. Diese Städte wurden ausgewählt, um über Dialektgrenzen hinweg⁴ Aussagen über Eigenschaften einer regionalen, südwestdeutschen Standardsprache machen zu können.

Bei der Analyse der diachronen Entwicklung regionaler Standardsprachen wird auf zwei Korpora zurückgegriffen, die in einem Abstand von ca. 40 Jahren erhoben wurden. Bei dem älteren Korpus handelt es sich um das sog. Pfeffer-

⁴ Mit den drei Städten werden das Schwäbische, Rheinfränkische und Niederalemannische erfasst, also die in Baden-Württemberg vertretenen dialektalen Großräume.

Korpus.⁵ Dieses enthält 398 Aufnahmen von je etwa 12 Minuten Länge aus dem Jahr 1961, die in insg. 57 Städten in Deutschland, Österreich und der Schweiz angefertigt wurden. Zu Stuttgart (ST)⁶, Heidelberg (HD) und Freiburg (FR) enthält das Pfeffer-Korpus jeweils mindestens 7 Aufnahmen. Da das Ziel der vorliegenden Untersuchung die Analyse regionaler Standardsprache und die Varietätenbreite im Pfeffer-Korpus relativ groß ist (das Sprecherspektrum reicht von mundartlichen bis standardsprachlichen Gewährsleuten), konnten nicht alle Aufnahmen genutzt werden. Ausgewertet wurden schließlich nur die Aufnahmen, die man als standardsprachlich oder zumindest standardnah bezeichnen kann. Kriterium für die Auswahl ist zum einen die von Pfeffer selbst getroffene Klassifizierung der Aufnahmen⁷, zum anderen aber, um die Vergleichbarkeit beider Korpora zu gewährleisten, der Bildungshintergrund der Sprecher: Es wurden grundsätzlich nur Interviews ausgewertet, die mit Gewährsleuten mit höherer Schulbildung geführt wurden. Es handelt sich dabei um folgende Aufnahmen: (hier mit Angaben zu Geschlecht, Alter und Beruf der Sprecher):

Verwendete Aufnahmen des Pfeffer-Korpus:

Ort	Aufnahme	Geschl	Alter	Beruf/Ausbildung
FR	III/127	m	48	Kameramann (Fachschule)
FR	III/128	m	49	Kunstmaler (Hochschule)
FR	III/129	m	14	Schüler
ST	III/137	m	14	Schüler
ST	III/138	m	18	Schüler (höhere Schule)
ST	III/140	m	57	Universitätsprofessor
ST	III/145	w	41	Sekretärin, Hausfrau (höhere Schule)
HD	III/101	m	17	Schüler (höhere Schule)
HD	III/102	w	24	Sekretärin (Fachschule)
HD	III/103	w	31	Sekretärin (höhere Schule)
HD	III/107	w	65	Stadtarchiv-Angestellte (höhere Schule)
HD	III/118 A1	w	24	Studentin
HD	III/118 A2	w	23	Studentin

⁵ Vgl. zum Pfeffer-Korpus die Dokumentation in den Phonai-Bänden 28–30 (Pfeffer/Lohnes 1984).

⁶ Die Aufnahmen aus Stuttgart wurden bereits auf das Vorhandensein von sekundären Mundartmerkmalen und umgangssprachlichen Typika (Bethge/Knetschke/Sperlbaum 1975) analysiert. Mit Ausnahme der /s/-Palatalisierung gibt es allerdings keine Überschneidung in den untersuchten Merkmalen zu der hier vorgestellten Unterordnung. Auf einzelne Ergebnisse dieser Untersuchung wird weiter unten eingegangen.

⁷ Die Stuttgarter Aufnahmen wurden von Bethge/Knetschke/Sperlbaum (1975, S. 25)

Variation tritt in Bezug auf Geschlecht und Alter der Gewährspersonen auf. Für Heidelberg wurden sechs, für Stuttgart vier und für Freiburg schließlich drei Aufnahmen ausgewertet. Die Gesamtdauer der Aufnahmen beträgt etwa drei Stunden.

Das zweite Korpus (das Südwest-Standard-Korpus) enthält insgesamt ca. 60 Interviews aus 10 Städten in Südwestdeutschland aus den Jahren 2001–2003.⁸ Die Länge der Interviews beträgt im Durchschnitt etwa 20 Minuten. Als Sprecher wurden Akademiker (d. h. Lehrer oder angehende Lehrer) ausgewählt. Hinter der Sprecherauswahl steht die sicher nicht unbegründete Vermutung, dass Lehrer und Lehrerinnen aufgrund ihrer Unterrichtstätigkeit zum Gebrauch standardnaher Varietäten neigen und diese z. B. auch in Interviewsituationen verwenden. Für die vorliegende Untersuchung wurden Aufnahmen aus Freiburg, Stuttgart und Heidelberg ausgewertet.

Verwendete Aufnahmen des Südwest-Standard-Korpus:

Ort/Aufnahme	Geschl	Alter	Beruf/Ausbildung
FR01	m	60	Lehrer
FR03	m	60	Lehrer
FR04	w	55	Lehrerin
FR_S01	w	25	Studentin
ST03	w	55	Lehrerin
ST04	m	50	Lehrer
ST05	m	55	Lehrer
ST08	w	50	Lehrerin
ST_S01	m	24	Student
HD01	w	50	Lehrerin
HD02	m	55	Lehrer
HD04	m	60	Lehrer
HD05	w	60	Lehrerin
HD06	m	60	Lehrer

soziolinguistisch nach dem Alter und dem sozialen Hintergrund der Sprecher wie folgt klassifiziert: (a) der Hochsprache nahestehend: III/137, III/138, III/140, (b) mehr oder weniger schwäbisch gefärbte Umgangssprache: III/145. Alle von Bethge/Knetschke/Sperlbaum analysierten Aufnahmen wurden zusätzlich nach rein linguistischen Kriterien auf der Basis von sechs ausgewählten Mundartmerkmalen beurteilt (ebd. S. 25ff.). Die hier verwendeten Aufnahmen wurden durchweg als überwiegend hochsprachlich bewertet. Keine der hier verwendeten Stuttgarter Aufnahme steht also der Mundart nahe.

⁸ Das Korpus ist am Deutschen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Rahmen meiner Habilitationsarbeit entstanden.

Auch hier zeigt sich eine gewisse Variation im Geschlecht und Alter der Sprecher und Sprecherinnen. Für Freiburg wurden vier Aufnahmen ausgewertet, für Stuttgart und Heidelberg jeweils fünf. Die Gesamtdauer des Untersuchungskorpus beträgt etwa vier Stunden und dreißig Minuten.

Der Vergleich der beiden Korpora lässt Aussagen über Entwicklungstendenzen in gesprochenen Standard zu, wenn auch die Anzahl der Freiburger Sprecher im Pfeffer-Korpus recht gering ist. Neben dem bereits angesprochenen vergleichbaren Bildungshintergrund der Sprecher beider Korpora sorgt insbesondere die in beiden Fällen gegebene Interviewsituation für eine Vergleichbarkeit der Daten.

Die Daten wurden in insgesamt sechs Teilkorpora aufteilt, die Analysen in Bezug auf zwei Dimensionen zulassen: Zum einen sind im Vergleich der Städte untereinander Aussagen über diatopische Unterschiede bezüglich einer Variation innerhalb regionaler Standardsprache möglich. Zum anderen lassen Vergleiche zwischen Pfeffer-Korpus und Südwest-Standard-Korpus Interpretationen über diachrone Veränderungen in den einzelnen Erhebungsstädten zu.

Die Auswertung der Daten erfolgte auditiv. Im Folgenden wird grundsätzlich nur auf Mittelwerte eingegangen, die für jedes Teilkorpus berechnet wurden. Die Unterschiede zwischen den Mittelwerten wurden zusätzlich – allerdings nur bezogen auf diachrone Veränderungen in den einzelnen Städten – auf ihre statistische Signifikanz hin untersucht.

4. Merkmale der gesprochenen südwestdeutschen Standardsprache

Grundsätzlich sind alle Abweichungen von der kodifizierten gesprochenen Standardsprache potentielle Merkmale eines gesprochenen Regionalstandards. Es ist aber klar, dass hier zwischen individuellen Sprechgewohnheiten und regelhaft in einer Sprachgemeinschaft wiederkehrenden Phänomenen zu unterscheiden ist. In letzterer Gruppe muss zwischen Merkmalen unterschieden werden, deren Ursprung (a) in regionalen/dialektalen Varietäten oder (b) in überregionalen nicht-standardsprachlichen Varietäten zu suchen ist.⁹ Diachron lassen sich für diese beiden Merkmalstypen unterschiedliche Entwicklungen beobachten, die in folgenden Hypothesen zusammengefasst werden können:

Hypothese 1: Dialektmerkmale gehen im gesprochenen Standard zurück.

Hypothese 2: (Noch) nicht-standardsprachliche, nicht-regionale Merkmale nehmen zu.

⁹ Es sind weitere „Typen“ von Merkmalen regionaler Standardsprachen denkbar. Lenz (2003) hat sich z. B. intensiv mit Hyperkorrekturen in standardsprachlichen und standardnahen Varietäten im Raum Wittlich auseinandergesetzt.

Die Hypothesen folgen den in Abschnitt 2 gemachten Annahmen über Homogenität bzw. Heterogenität innerhalb von Standardvarietäten. Primäres Ziel der folgenden Darstellung ist die Überprüfung der Hypothesen.

4.1 Hypothese 1: Dialektmerkmale gehen im gesprochenen Standard zurück.

Die Auswahl der im folgenden vorgestellten Dialektmerkmale erfolgte nach dem Grundsatz, für jede der untersuchten Städte mindestens ein Merkmal auszuwählen, das für den jeweiligen Dialektraum typisch ist. Für das Rheinfränkische Heidelbergs ist die Koronalisierung des ich-Lauts zum postalveolaren Frikativ [ʃ] (z. B. *dich* als [dɪʃ]) ein solches Merkmal. Der „Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland“ (König 1989a) lässt das Rheinfränkische als Kerngebiet dieses Merkmals erkennen, das selbst in der (standardnahen) Leseaussprache in bestimmten lautlichen Umgebungen noch in bis zu 100 % der Fälle auftritt.¹⁰ Das Schwäbische und das Niederalemannische zeigen das Merkmal nach König nicht.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	0	0	218	49	2	1
Mittelwert (in %)	0	0	59,5	32,5	2	0,5
Signifikanz	–		***		n. s.	

Tabelle 1: Ergebnisse /ç/-Koronalisierung¹¹

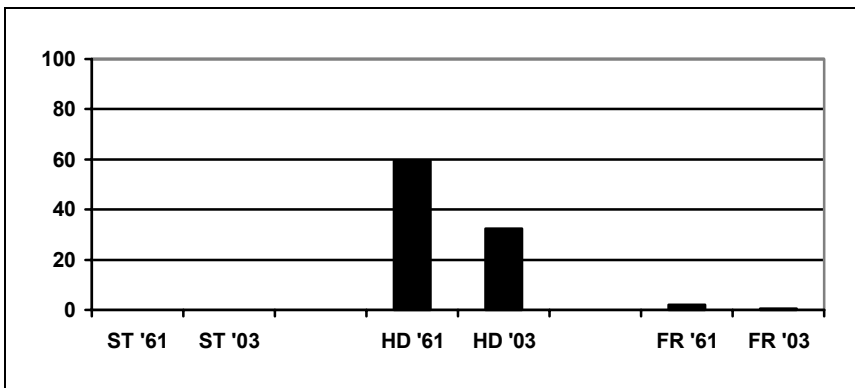


Diagramm 1: prozentuale Häufigkeiten /ç/-Koronalisierung

¹⁰ Karte CH.1 (König 1989a, 2. Band, S. 247). Nach /i/ sind in Wittlich 100% der Belege präpalatal oder postalveolar realisiert, in Koblenz und Kusel immerhin noch 90%.

¹¹ In den Tabellen werden jeweils drei Werte angegeben: zunächst die Summe der Belege, dann der Mittelwert der relativen (prozentualen) Häufigkeiten und schließlich Signifi-

Ein Vergleich der beiden untersuchten Korpora zeigt in Heidelberg einen Rückgang der Häufigkeit des Merkmals von 59,5% in den 60-er Jahren auf 32,5% heute. Dieser Unterschied ist auch statistisch höchst signifikant. In Stuttgart und Freiburg spielt das Merkmal erwartbar praktisch keine Rolle. In Freiburg ist es nur in zwei Fällen bzw. einem Fall belegt, in Stuttgart gar nicht.

Die Öffnung des langen /e:/ zu [ɛ:] (z. B. *lesen* als [l'ɛ:sən]) ist eines der typischen Merkmale des Schwäbischen. König (1989a, 2. Band, S. 107) kann es dort selbst in der Leseaussprache mit einer Realisierungshäufigkeit von bis zu 80% (in Tuttlingen) belegen, es kommt jedoch auch im Ostfränkischen vor und ist damit kein ausschließlich schwäbisches Merkmal. In Stuttgart tritt das Merkmal in der Untersuchung von König in 35% der Fälle auf. Dies entspricht in etwa dem Wert, der in der vorliegenden Untersuchung für das Pfeffer-Korpus ermittelt wurde. Der Anteil der offenen Realisierungen ist jedoch sehr deutlich von 41,5% im Pfeffer-Korpus auf 14% im Südwest-Standard-Korpus zurückgegangen. In Heidelberg kommt es ebenfalls zu einem (statistisch signifikanten) Rückgang der Häufigkeit, dieser ist jedoch aufgrund der geringen Gesamtzahl der Belege (1961:5 Belege vs. 2003:0 Belege) zu vernachlässigen.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	34	20	5	0	0	1
Mittelwert (in %)	41,5	14	2,5	0	0	0,5
Signifikanz	***		*		n. s.	

Tabelle 2: Ergebnisse Öffnung von /e:/:

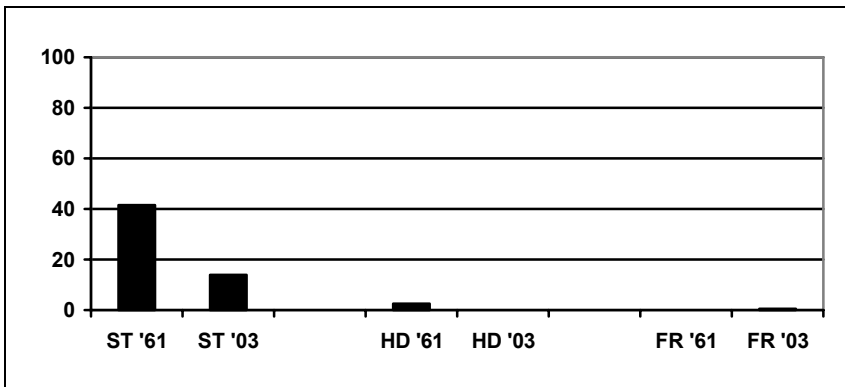


Diagramm 2: prozentuale Häufigkeiten Öffnung von /e:/:

kanzwerte (nach dem Chi-Quadrat-Test). Letztere geben jeweils für die untersuchten Städte an, ob diachrone Häufigkeitsunterschiede statistisch bedeutsam sind (* = signifikant mit $p \leq 0,05$; ** = hoch signifikant mit $p \leq 0,01$; *** = höchst signifikant mit $p \leq 0,001$; n. s. = nicht signifikant).

Die Palatalisierung von /s/ (z. B. *fest* als [fɛʃt]) im In- und Auslaut ist ein weiteres typisches Merkmal des Alemannischen.¹² Günther (1967, S. 87f.) beschreibt in seiner Untersuchung der Freiburger Umgangssprache aus dem Jahre 1967 die Verwendung des palatalisierten /s/ in Freiburg als eine Erscheinung, die praktisch durchgängig durchgeführt wird. Lediglich Zugezogene, Akademiker und Angehörige der Obersicht verwenden in diesem Kontext überhaupt die standardsprachliche Variante. Im Pfeffer-Korpus finden sich für Freiburg – ebenso für Stuttgart – entsprechend hohe Belegzahlen, diese gehen in Stuttgart stark, in Freiburg schwach (statistisch nicht signifikant) zurück.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	77	47	2	0	13	47
Mittelwert (in %)	45	20	1,5	0	41	33
Signifikanz	***		n. s.		n. s.	

Tabelle 3: Ergebnisse /s/-Palatalisierung

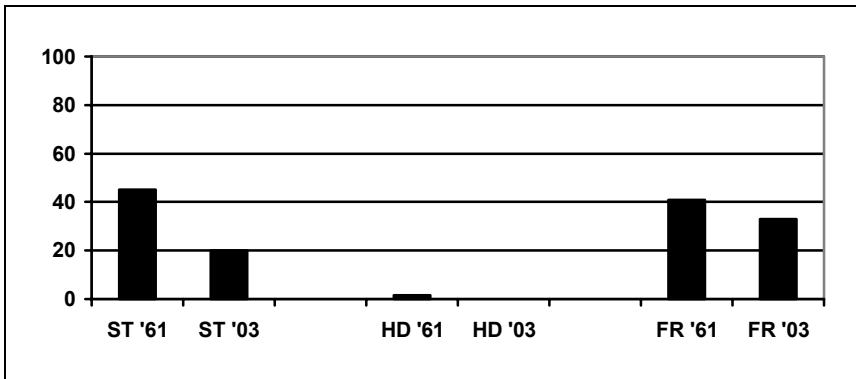


Diagramm 3: prozentuale Häufigkeiten /s/-Palatalisierung

Mit den intervokalischen Lenis aus ursprünglichen Fortis (z. B. *Mutter* als [ˈmʊdɐ]) haben wir ein Merkmal vor uns, das überregional weit verbreitet ist. In den Dialekten Baden-Württembergs ist die Lenisierung – außer in den süd-

¹² Vgl. dazu König (1989b, S. 150f.). Die Karte 150.1 zu *Schwest-er* weist die beschriebene geographische Verteilung der palatalisierten Formen auf. Jakob (1985, S. 256) kann das Phänomen in seiner Untersuchung der Regionalsprache und des Dialektes im Raum Heilbronn zu 99% belegen. Für ihn gehört die /s/-Palatalisierung in Heilbronn zu den tertiären, d. h. auch in standardsprachlichen Sprechweisen gebräuchlichen regionalen Merkmalen.

lichen Gebieten – in der intervokalischen Position vollständig durchgeführt (vgl. Seidelmann 2000, SSA 1989ff, Karte II/109.02a).¹³ Es lässt sich auch bei diesem Merkmal ein deutlicher, in allen drei Städten statistisch höchst signifikanter Rückgang in der Verwendung der dialektalen Variante erkennen.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	98	19	74	26	70	56
Mittelwert (in %)	56,5	9	37,5	18,5	70	21,5
Signifikanz	***		***		***	

Tabelle 4: Ergebnisse intervokalische Fortis zu Lenis

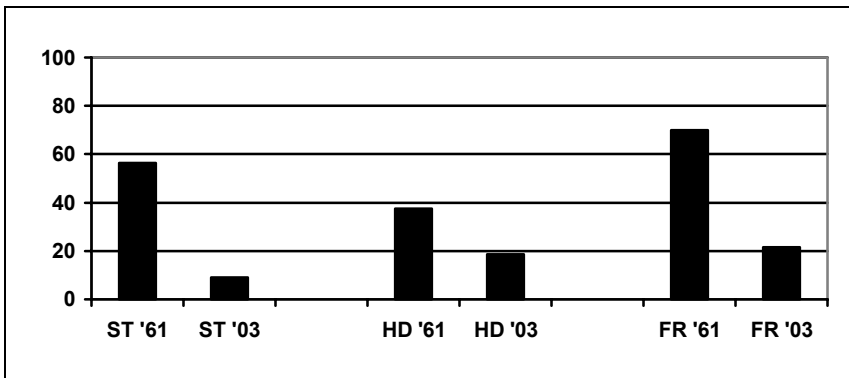


Diagramm 4: prozentuale Häufigkeiten intervokalische Fortis zu Lenis

Die Ergebnisse des diachronen Vergleichs unterstützen allesamt die oben formulierte erste Hypothese. In allen bisher diskutierten Fällen geht der Anteil der dialektalen/regionalen Formen zurück.

Das folgende Merkmal verhält sich jedoch etwas anders. Es handelt sich dabei um eine weit verbreitete aber bislang kaum beachtete Erscheinung, nämlich die einmorige Realisierung einer Lautverbindung Vokal +/r/ durch Tilgung des /r/ bei gleichzeitiger kurzer, ungespannter Artikulation des Vokals, z. B. als [ʃpɔt] für *Sport*. Dieses Phänomen finden wir im gesamten Südwesten, es kommt aber auch in anderen Regionen (z. B. im Ostmitteldeutschen) vor.

¹³ Die Untersuchung der Umgangssprache von Freiburg von Günther (1967, S. 82) bestätigt den nahezu ausschließlichen Gebrauch der Leniskonsonanten im Inlaut: nur 5 bzw. 6 Gewährspersonen von insg. 81 verwenden in *luter* (= rein, klar) bzw. *Mutter* die Fortis.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	64	62	57	29	37	49
Mittelwert (in %)	32,5	29,5	26,5	15,5	23	18,5
Signifikanz	n. s.		**		n. s.	

Tabelle 5: Ergebnisse Vokal +/r/ einmorig

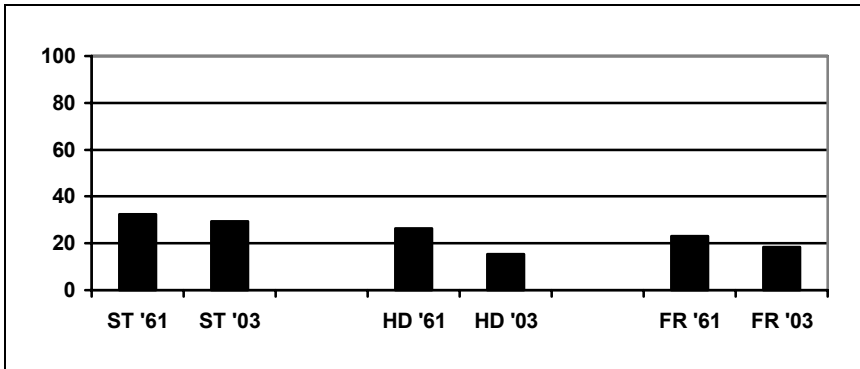


Diagramm 5: prozentuale Häufigkeiten Vokal +/r/ einmorig

Die prozentualen Werte gehen hier leicht zurück, allerdings ist dieser Rückgang lediglich in Heidelberg auch statistisch signifikant. Bemerkenswert ist, dass es sich um ein Merkmal handelt, das bei allen untersuchten Sprechern, selbst bei den standardnächsten, zu finden ist, wenn auch nur mit einer z. T. sehr geringen Auftretenshäufigkeit, während bei allen zuvor diskutierten Merkmalen jeweils mindestens eine Gewährsperson in den Daten des Südwest-Standard-Korpus das besprochene Merkmal nicht mehr aufweist. Es handelt sich in diesem Sinne also um ein relativ stabiles regionales Merkmal des südwestdeutschen Standards.

4.2 Hypothese 2: Nicht-standardsprachliche, nicht-regionale Merkmale nehmen zu.

Unter nicht-standardsprachliche, nicht-regionale Merkmale fallen vor allem nicht-regionale klitisierte und/oder reduzierte Wortformen. Hypothese 2 besagt, dass diese überregional gebräuchlichen Formen, die allgemein wohl nicht der kodifizierten gesprochenen Standardsprache zugeschlagen werden,¹⁴ Ein-

¹⁴ Allerdings führt z. B. das GWDA (1982) einige Formen von (notwendigen) Assimilationen als Abweichung von der im Siebs (2000) kodifizierten Norm an. Meinhold (1973) beschreibt eine Reihe von assimilatorischen Phänomenen und Tilgungen etc., die nach seinen Untersuchungsergebnissen im gesprochenen Standard zu beobachten sind.

gang in die südwestdeutsche Standardvarietät finden. Schon Meinhold (1973) hat darauf hingewiesen, dass höhere Formstufen der gesprochenen Standardsprache sich gegenüber „umgangssprachlich-dialektneutral[en]“ (ebd., S. 13) Formen offen zeigen, so dass diese auch in gehobenen Gesprächssituationen akzeptabel werden. Um genau diese Fälle geht es im Folgenden.

Zu den reduzierten Formen gehört die Apokope von Schwa¹⁵ in der 1. Pers. Sg. der Verben (z. B. *ich gehe* als *ich geh*). Diese auch in den Dialekten des Untersuchungsgebiets anzutreffenden Bildungen¹⁶ lassen sich i. d. R. eindeutig als nicht-regionale, nicht-standardsprachliche Formen identifizieren, wenn die Umgebung, in der sie vorkommen, standardsprachlich ist oder die verwendeten Verben als nicht-regional zu erkennen sind. Aufgrund ihrer lautlichen Form als Dialektwort erkennbare Verben wurden in der Statistik nicht erfasst.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	30	64	53	75	11	147
Mittelwert (in %)	54,5	82	52,5	83	28	88,5
Signifikanz	***		***		***	

Tabelle 6: Ergebnisse Schwa-Tilgung (1. Pers. Sg.)

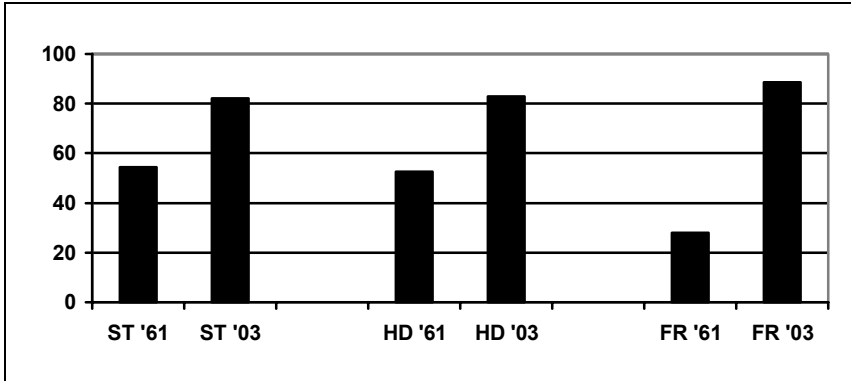


Diagramm 6: prozentuale Häufigkeiten Schwa-Tilgung (1. Pers. Sg.)

¹⁵ Schwitalla (1997, S. 33) weist darauf hin, dass die Apokope von Schwa zu den häufigsten Formen der Ellision im gesprochenen Deutsch gehört.

¹⁶ Günther (1967, S. 121) nimmt für Freiburg bei landmundartlichen Formen sogar den ausschließlichen Gebrauch apokopierter Formen an. Im Raum Heilbronn wird die apokopierte Form zu 90,9% verwendet (Jakob 1985, S. 255). Berend (in diesem Band) hat im gesamten süddeutschen Raum auf der Basis des zum Ende der 70-er Jahre des vergangenen Jahrhunderts entstandenen König-Korpus (bzw. in dessen spontansprachlichem Teilkorpus) im regionalen Gebrauchsstandard die Schwa-Apokope in der 1. Pers. Sg. der Verben zu sogar 100% nachweisen können.

Der Anstieg der Gebrauchshäufigkeit ist in allen drei untersuchten Städten statistisch höchst signifikant. In Stuttgart¹⁷ fällt der Anstieg mit 27,5% am geringsten aus, in Freiburg liegt er bei 60,5%. Im Südwest-Standard-Korpus ist im Vergleich zum Pfeffer-Korpus auch eine deutlich geringere Variation zwischen den Sprechern zu konstatieren, was darauf hindeutet, dass der Gebrauch der apokopierten Formen eine allgemein verbreitete und von jedem Sprecher mitgetragene Tendenz darstellt.

Die Apokope von /t/ in bestimmten auslautenden Konsonantenverbindungen ist neben der von Schwa die häufigste in den hier vorgestellten Analyseergebnissen.¹⁸ Die Tabellen und Diagramme 7 und 8 lassen für die Lexeme *ist* und *nicht* den zunehmenden Gebrauch der apokopierten Form erkennen.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	18	78	67	99	7	93
Mittelwert (in %)	18,5	61,5	62,5	84,5	21,5	70
Signifikanz	***		***		***	

Tabelle 7: Ergebnisse *ist* als [is] (ohne [if])

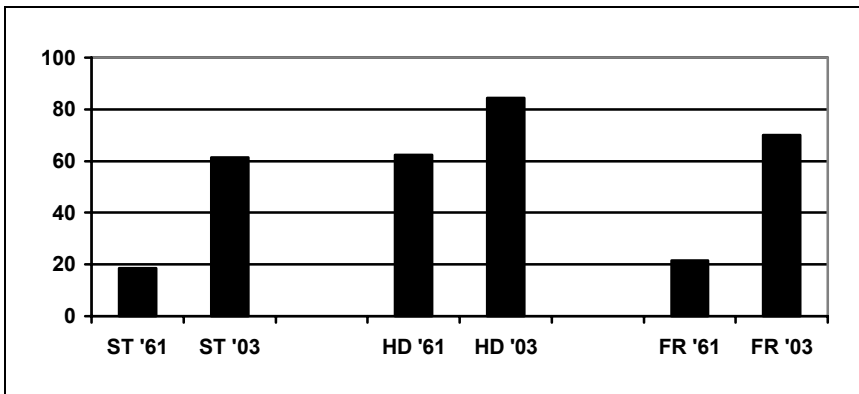


Diagramm 7: prozentuale Häufigkeiten *ist* als [is] (ohne [if])

¹⁷ Bethge/Knetschke/Sperlbaum (1975, S. 32) zeigen an der Aufnahme III/137 exemplarisch die Verwendung nicht-standardsprachlicher Wortformen. Zu den Beispielen gehören auch *geh ich*, *guck ich* (ebd.). Der Anteil „umgangssprachlicher“ Wörter ist mit 7,5% aller geäußelter Wörter relativ hoch. Genauere Aussagen zur Schwa-Apokope fehlen bei Bethge et al. leider.

¹⁸ Schon Meinhold (1973, S. 27f.) nennt den Verlust von auslautendem /t/ in einigen lexikalischen Gruppen (darunter auch *nicht* und *ist*) als Beispiel für Lautschwächungen in der deutschen Standardaussprache. Für ihn gehören diese Formen jedoch nicht zur „hohen Formstufe (Ia)“ sondern zur „gemäßigten Formstufe (Ib)“ der deutschen Standardaussprache (ebd. S. 99), mit anderen Worten auf die 2. Stufe seiner vierstufigen Einteilung der gesprochenen Standardsprache.

In Diagramm 7 werden Varianten mit palatalisiertem [s] (also [ʃ] in Stuttgart und Freiburg) nicht berücksichtigt. Mit anderen Worten haben wir es hier ausschließlich mit der überregional gebräuchlichen Nicht-Standard-Form zu tun. Die relativ geringen Werte, die Stuttgart¹⁹ und Freiburg für das Jahr 1961 zeigen, lassen sich auf den zu diesem Zeitpunkt noch stärkeren Gebrauch der regionalen Form mit palatalisiertem [s] zurückführen (vgl. auch Diagramm 3 oben).

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	9	26	7	25	8	56
Mittelwert (in %)	28,5	48,5	10,5	49	11	60,5
Signifikanz	n. s.		***		***	

Tabelle 8: Ergebnisse *nicht* als [nɪç]

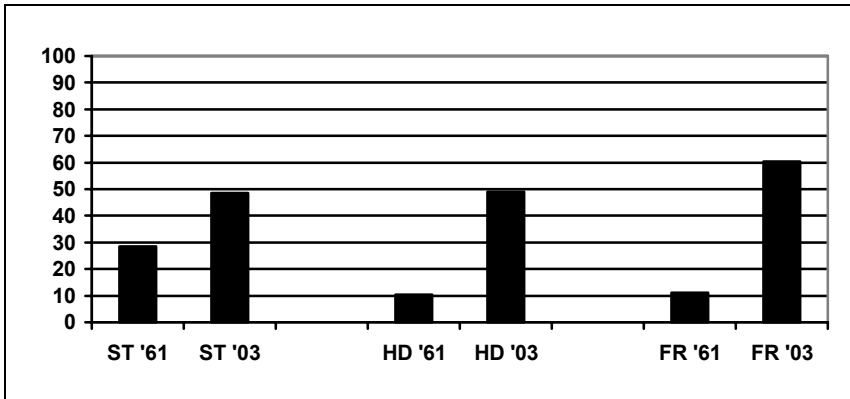


Diagramm 8: prozentuale Häufigkeiten *nicht* als [nɪç]

Auch das überregional gebräuchliche *nich* anstelle von standardsprachlich *nicht* hat wie *is* eine regionale Konkurrenzform, nämlich *net*. Beide Formen

¹⁹ Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ (Eichhoff 2000, Karte 4-64) zeigt, dass [ɪs] in der Alltagssprache die dominierende Variante zu [ɪst] nahezu im ganzen deutschen Sprachgebiet mit Ausnahme des Alemannischen ist. Nur hier dominiert die palatalisierte Variante. Im gesamten restlichen Erhebungsgebiet kommt die Explizitlautung nur punktuell vor, [ɪs] ist also die Regel. Berend (in diesem Band) kommt zu ähnlichen Ergebnissen, wobei allerdings die Unterschiede zwischen Städten im Südwesten (Freiburg: 90% *is*, 10% *isch* – Stuttgart: 20% *is*, 80% *isch* – Offenburg: 100% *isch*) überraschend und wohl nur durch individuelle Sprechgewohnheiten der Probanden zu erklären sind.

nehmen in ihrer Häufigkeit zu (zu *net* siehe Diagramm 12 unten), die Explizitform *nicht* verliert dagegen an Bedeutung.²⁰

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	38	49	29	41	8	67
Mittelwert (in %)	39,5	63,5	49,5	52	31	56
Signifikanz	**		n. s.		*	

Tabelle 9: Ergebnisse klitisches *es*

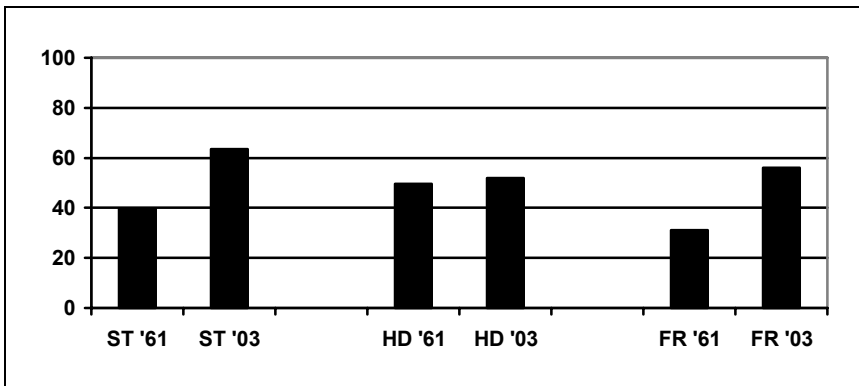


Diagramm 9: prozentuale Häufigkeiten klitisches *es*

Der Gebrauch klitischer Formen nimmt in der Standardsprache in Südwestdeutschland grundsätzlich zu. Als Beispiel lässt sich das Pronomen *es* (z. B. *er hat es* als *er hats*) anführen, das besonders in Freiburg und Stuttgart im Vergleich zwischen 1961 und 2003 deutlich häufiger klitisch verwendet wird. Der Anstieg der Gebrauchshäufigkeit in Heidelberg ist gering und statistisch nicht signifikant.

Die Reduktion unbestimmter Artikel (z. B. *eine* als *ne*) gehört in den neueren Daten zu den häufigsten nicht-regionalen, nicht-standardsprachlichen Merkmalen. I. d. R. werden hier erste Silben der Artikel elidiert, also z. B. *ner* anstelle von *einer*. Die in den Dialekten des Untersuchungsgebietes anzutreffende Reduzierung unter Tilgung der zweiten Silbe oder silbenfinaler Be-

²⁰ Berend (in diesem Band) kommt für den Südwesten in Bezug auf *nicht* zu ähnlichen Ergebnissen. In keiner der sechs von ihr in diesem geographischen Raum untersuchten Städte überwiegt die Explizitform. In Offenburg kommt sie zu 30% (neben 70% *net*), in Stuttgart nur zu 10% (neben 80% *nich* und 10% *net*) vor. In Freiburg (hier überwiegt nach Berend *net* mit 70%) ist sie gar nicht belegt.

standteile (also *ein* als *e*) ist in den Daten kaum belegt und wurde in der Statistik nicht berücksichtigt.²¹

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	49	61	15	29	9	96
Mittelwert (in %)	27,5	61	18	39	8,5	84
Signifikanz	***		**		***	

Tabelle 10: Ergebnisse reduzierte unbestimmte Artikel

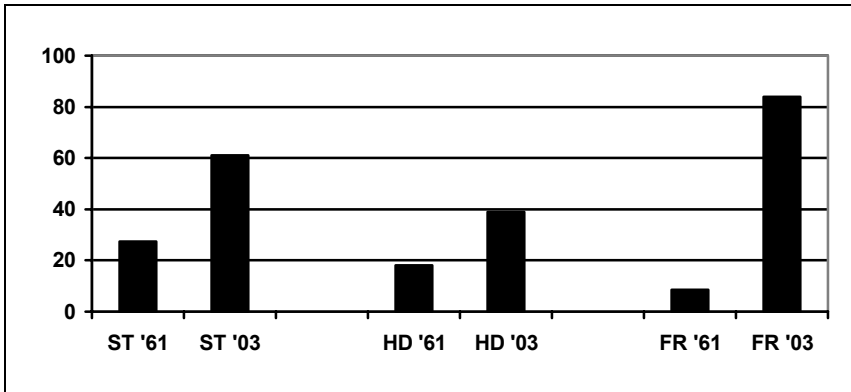


Diagramm 10: prozentuale Häufigkeiten unbestimmte Artikel

Der Gebrauch dieser überregionalen reduzierten Formen hat nach den hier analysierten Daten insbesondere in Freiburg erheblich zugenommen. Günther (1967, S. 119) konnte für die Freiburger Umgangssprache zum Ende der 60-er Jahre noch den vorwiegenden Gebrauch des dialektalen, reduzierten *e* nachweisen. Standardsprachliche Explizitformen kommen in seinen Ergebnissen nur bei Akademikern und Studierenden vor. Heute kommt in der Freiburger Standardsprache praktisch nur die überregionale Reduktionsform vor.

Die Beurteilung der fünf vorgestellten nicht-regionalen, nicht-standardsprachlichen Merkmale fällt zusammenfassend wie folgt aus: Alle zeigen relativ deutlich eine Zunahme in der Gebrauchshäufigkeit im gesprochenen Standard in Südwestdeutschland.

Darauf, dass die Verwendung verkürzter Formen für kommunikative Zwecke nicht nur sinnvoll sondern auch notwendig sein kann, hat bereits

²¹ Nach Berend (in diesem Band) sind im König-Korpus die süddeutschen Dialektvarianten der unbestimmten Artikel (also *e* und Ähnliches) im Südwesten nicht mehr belegbar. Auch in ihren Daten überwiegt die überregionale reduzierte Variante (also z. B. *ne* für *eine*). Gleiches gilt für den Raum Heilbronn, für den Jakob (1985, S. 250) eine Häufigkeit von 88,3% der reduzierten Formen nachweisen kann.

Meinhold (1973, S. 12f.) hingewiesen. Solange die Verständlichkeit von Aussagen nicht durch das „phonetische [...] Degenerationsprodukt“ (ebd.) behindert wird, werden verkürzte Formen gegenüber Explizitlautungen häufig bevorzugt, da sie den Vorteil haben, weniger auffällig zu wirken. Sie behindern in diesem Sinne die Kommunikation nicht, während „hyperkorrekte“ Ausspracheformen dies sehr wohl z. B. im Sinne einer tatsächlich gewollten oder vom Hörer als solche interpretierten sozialen Distanzierung tun können. In diesem Zusammenhang gewinnt die Aufnahmesituation, in der die Interviews geführt wurden, an Bedeutung. Es ließe sich vermuten, dass der seltenere Gebrauch nicht-standardsprachlicher, nicht-regionaler Merkmale in den Aufnahmen des Pfeffer-Korpus auf deren sehr formalen und mit großem technischen Aufwand betriebenen Erhebungen zurück zu führen wäre. Die Interviews des Pfeffer-Korpus wurden i. d. R. technisch durch einen Aufnahmewagen und durch für die Erhebung eingestellte Toningenieure unterstützt (Phonai 28, S. 14), während der technische und personelle Aufwand des Südwest-Standard-Korpus erheblich geringer war.²² Die Arbeitsmethoden der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“, die auch einige der im Pfeffer-Korpus gesammelten Interviews angefertigt hat,²³ sind sehr gut dokumentiert (Ruoff 1973). Der von Ruoff als „Mikrofonbefangenheit“ (ebd., S. 77) beschriebene Einfluss der in den 60-er Jahren sicher noch deutlicher als heute von den Probanden wahrgenommenen Aufnahmesituation wurde von den Exploratoren selbst als gering eingestuft. Zu beobachtende Abweichungen von der Alltagssprache der Gewährsleute führten sie eher auf den unbekannteren Gesprächspartner und weniger auf die Interviewsituation zurück. Ein entsprechender, durch den Gesprächspartner bedingter Einfluss auf die Sprechweise der Probanden ist auch für die Interviews des Südwest-Standard-Korpus anzunehmen, so dass die Unterschiede in den Ergebnissen nicht durch unterschiedlich formale Interviewsituationen zu erklären sind.

Eine Reihe der in vorliegendem Aufsatz behandelten nicht-standardsprachlichen, nicht-regionalen Merkmale wurde auch von Berend (in diesem Band) untersucht. Insgesamt kann man wohl sagen, dass in ihren aus dem König-Korpus entnommenen Daten die Merkmale häufiger vorkommen als in denen des Südwest-Standard-Korpus aus dem Jahr 2003.²⁴ Dies würde gegen die Hypothese sprechen, dass die Häufigkeit der Merkmale im gesprochenen Standard stetig zunimmt. Diese scheinbare Unstimmigkeit erklärt sich allerdings aus der Zusammensetzung der Probandengruppen. Während das Südwest-Standard-Korpus vor allem aus Interviews mit Gewährsleuten im Alter zwischen 50 und 60 Jahren besteht, wurden von König in erster Linie Studierende befragt (vgl. König 1989a, S. 20), die vom Geburtsjahrgang her (vor

²² Die Interviews wurden mit einem transportablen Minidisk-Rekorder mit externem Mikrofon aufgezeichnet. Zu den Aufnahmen, die i. d. R. vor Ort durchgeführt wurden, reiste nur der Interviewer an.

²³ U. a. die hier untersuchten Interviews aus Stuttgart.

²⁴ Auf einzelne Ergebnisse der Untersuchung Berends wurde bereits im Text hingewiesen.

allem 1953 bis 1956, zumindest bei den Interviews der Gewährsleute, die König für seinen Aussprache-Atlas berücksichtigt hat, vgl. ebd., S. 17) jünger sind als die Gewährsleute im Südwest-Standard-Korpus. Die höheren Häufigkeitswerte in den Ergebnissen von Berend hängen also mit dem Faktor Alter/Geburtsjahrgang zusammen.

4.3 Sonderfälle: Zunehmende Dialektmerkmale

In den in der vorliegenden Untersuchung analysierten Korpora kommen bestimmte dialektale Merkmale vor, die die eingangs verworfene These, nach der Dialektmerkmale im gesprochenen Regionalstandard an Bedeutung gewinnen, doch zu bestätigen scheinen. Sowohl für den Artikel bzw. das Demonstrativpronomen *des* als auch für das Negationswort *net* konnte ein ansteigender Gebrauch im südwestdeutschen Standard nachgewiesen werden. Bei *des* fällt dieser Anstieg allerdings deutlicher aus als bei *net*. Beide Merkmale gehören zu den wenigen Ausnahmen, bei denen der Gebrauch regionaler Formen im Vergleich zwischen den beiden hier untersuchten Korpora tatsächlich zunimmt.

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl	43	67	9	17	6	61
Mittelwert (in %)	46	70,5	9	22	23	37
Signifikanz	***		*		n. s.	

Tabelle 11: Ergebnisse *das* als [des]

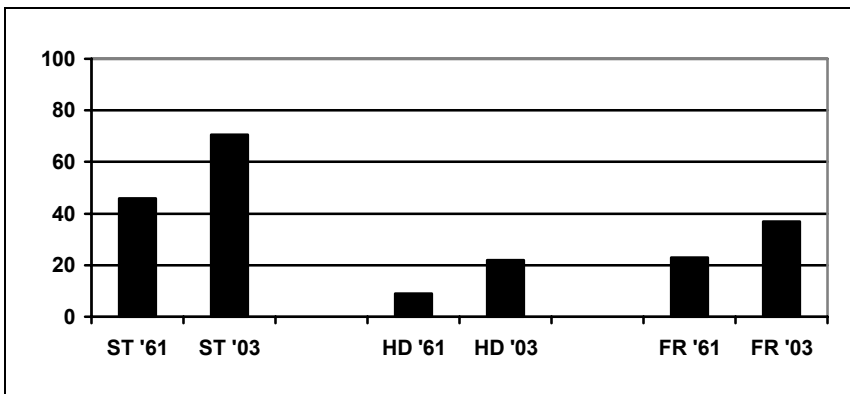
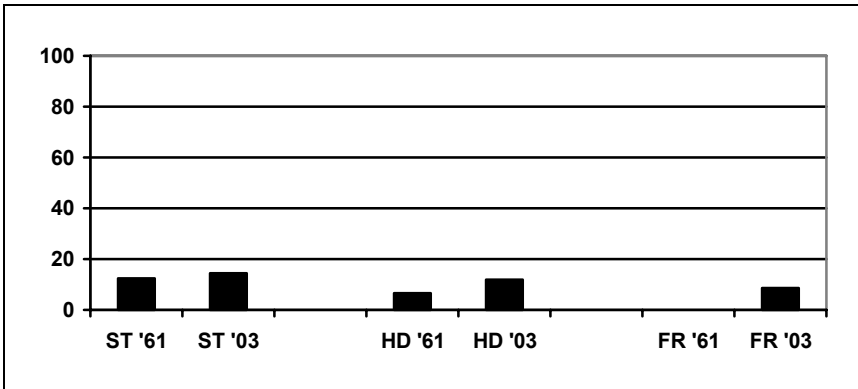


Diagramm 11: prozentuale Häufigkeiten *das* als [des]

Der regionale Hintergrund der beiden Formen steht sicher außer Frage. Ist es dennoch möglich, dass man (dass Sprecher der regionalen Standards) heutzutage die Formen als nicht-regional interpretieren und sie deshalb in einer

	ST '61	ST '03	HD '61	HD '03	FR '61	FR '03
Gesamtzahl Mittelwert (in %)	4 12,5	10 14,5	1 6,5	6 12	0 0	9 8,5
Signifikanz	n. s.		n. s.		*	

Tabelle 12: Ergebnisse *nicht* als [net]Diagramm 12: prozentuale Häufigkeiten *nicht* als [net]

Weise verwenden, die der bei nicht-regionalen, nicht-standardsprachlichen Formen entspricht? Dafür spricht, dass sich beide Formen im gesamten deutschsprachigen Gebiet auszubreiten scheinen. Eichhoff konnte schon 1977 (Karte 116) die Verbreitung von *net*, *ned* in umgangssprachlichen Sprechweisen praktisch im gesamten oberdeutschen und im westlichen Mitteldeutschen nachweisen.²⁵ Auch der Artikel/das Pronomen *des* zeigt eine überregionale Verbreitung. Dies lässt es, um eine erste Erklärungshypothese zu diesem Befund zu formulieren, als nicht unwahrscheinlich erscheinen, dass eine Uminterpretation der beiden Lexeme in nicht-regionale Formen stattgefunden hat bzw. noch stattfindet, die nach der oben formulierten Hypothese 2 die Akzeptanz als standardsprachliche Gebrauchsform erhöhen würde.

5. Zusammenfassung

Der gesprochene Standard in Südwestdeutschland verändert sich. Zum einen finden wir Tendenzen einer Destandardisierung des nationalen Standards, der sich durch den zunehmenden Gebrauch nicht-standardsprachlicher, nicht-regionaler Merkmale auszeichnet, die möglicherweise in Zukunft als Formen

²⁵ Die Variante *nit*, *nid* steht hier oft neben *net*, *ned* und ist im Alemannischen – außer dem Schwäbischen – sogar dominant.

des gesprochenen Standards allgemeine Akzeptanz finden werden. Zum anderen haben wir es mit einer regionalen Standardisierung in dem Sinne zu tun, dass regionalsprachliche Formen zu Gunsten von standardsprachlichen abgebaut werden. Dies gilt im Südwesten der Bundesrepublik insbesondere für relativ kleinräumige, dialektale Merkmale wie die Koronalisierung des *ich*-Lauts oder die Öffnung von /e:/. Merkmale, die im ganzen Südwesten bzw. im ganzen Süden zum regionalsprachlichen Repertoire gehören, werden zum Teil abgebaut (z. B. die Lenisierung), z. T. aber auch stabilisiert (wie der Gebrauch einmoriger Vokal+*r*/-Verbindungen). In diesem Sinn kommt es in der Standardsprache im Südwesten zu einer Standardisierung regionaler Formen.

Die Frage, ob es sich bei der zunehmenden Verwendung nicht-regionaler, nicht-standardsprachlicher Merkmale um einen Sprachwandel handelt, lässt sich abschließend (noch) nicht beantworten. Die Anzeichen sprechen jedoch dafür. Es lässt sich zeigen, dass die besprochenen nicht-standardsprachlichen, nicht-regionalen Merkmale im untersuchten Gebiet eindeutig an Boden gewinnen und in der Häufigkeit zunehmen. Einige der Merkmale (*e*-Apokope, *es*-Klitisierung, nur zum Teil die *t*-Apokope und reduzierte unbestimmte Artikel) sind schon jetzt die im Vergleich zur Explizitform häufigere Variante.²⁶ Zum anderen zeigen Vergleichsuntersuchungen (Eichhoff 1977, 2000, Berend in diesem Band), dass die Merkmale im gesamten deutschen Sprachgebiet an Bedeutung gewinnen. Es handelt sich also offenbar um eine allgemein zu beobachtende, regional nicht begrenzte Entwicklung. Der Sprachwandel wird jedoch erst dann vollendet sein, wenn die alltagssprachliche Variante die alte standardsprachliche vollständig ersetzt hat. Die regionalen Merkmale weisen keine so eindeutig Entwicklungstendenz wie die nicht-regionalen, nicht-standardsprachlichen Merkmale auf, da sich diese in zwei (evtl. noch mehr) Gruppen aufteilen, von denen die erste auf einen Verlust regionalsprachlicher Phänomene, die zweite auf deren Stabilisierung hindeutet. Es ist von daher nicht für die Gesamtheit der regionalen Merkmale von einem allgemeinen Sprachwandel auszugehen.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: de Gruyter.
- Auer, Peter (demn.): Europe's sociolinguistic unity, or: A typology of European dialect/standard constellations. In: Delbecque, Nicole et al. (Hgg.): Perspectives on Variation. Berlin/New York: de Gruyter.
- Babour, Stephen/Stevenson, Patrick (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin/New York: de Gruyter.
- Berend, Nina (in diesem Band): Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? – In diesem Band.

²⁶ Nach dem Labov'schen Sprachwandelmodell (s. o.) befinden wir uns in Phase 2: Eine der miteinander konkurrierenden Varianten beginnt offenbar sich durchzusetzen.

- Berend, Nina/Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.) (2001): Regionale Standards. Budapest/Pécs: Dialóg Campus Kiadó.
- Bethge, Wolfgang/Knetschke, Edeltraud/Sperlbaum, Margret (1975): Sekundäre Mundartmerkmale und umgangssprachliche Typika in Stuttgarter Aufnahmen. In: Engel, Ulrich/Grebe, Paul (Hgg.): Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann. S. 18–48.
- Clyne, Michael (1995): The German language in a changing Europe. Cambridge: Cambridge University Press.
- Dittmar, Norbert (1997): Grundlagen der Soziolinguistik – Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben. Tübingen: Niemeyer. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 57).
- Eichhoff, Jürgen (1977): Wortatlas der deutschen Umgangssprache. 2. Band. Bern/München: Francke.
- Eichhoff, Jürgen (2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprache. 4. Band. Bern/München: K.G. Saur.
- Eichinger, Ludwig M. (2001): Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands. In: Berend, Nina/Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hgg.): Regionale Standards. Budapest, Pécs: Dialóg Campus Kiadó, S. 61–94.
- Günther, Johannes (1967): Die städtische Umgangssprache von Freiburg im Breisgau. Inaugural-Dissertation, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.
- GWDA – Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache (1982). Hg. von Eva-Maria Krech u. a. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Jakob, Karlheinz (1985): Dialekt und Regionalsprache im Raum Heilbronn. Zur Klassifizierung von Dialektmerkmalen in einer dialektgeographischen Übergangslandschaft. 2 Bände. Marburg: Elwert. (= Studien zur Dialektologie in Südwestdeutschland 3).
- Kloss, Heinz (1967): ‚Abstand Languages‘ and ‚Ausbau Languages‘. In: *Anthropological Linguistics* 9 (7), S. 29–41.
- König, Werner (1989a): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bände. Ismaning: Hueber.
- König, Werner (1989b): dtv-Atlas zur deutschen Sprache. 7. Auflage. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Labov, William (1966): Hypercorrection by the lower middleclass as a factor in linguistic change. In: Bright, William (Hg.): *Sociolinguistics*. The Hague: Mouton. S. 84–113.
- Lameli, Alfred (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart: Steiner. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 128).
- Lenz, Alexandra (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart: Steiner. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 125).
- Löffler, Heinrich (1990): Standardsprache und Mundarten in Süddeutschland. In: Stickel, Gerhard (Hg.): *Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 208–217.
- Meinhold, Gottfried (1973): Deutsche Standardaussprache. Lautschwächungen und Formstufen. Jena: Friedrich-Schiller-Universität Jena.
- Pfeffer, Alan/Lohnes, F. Walter (1984): Textkorpora 1. Grunddeutsch – Texte zur gesprochenen deutschen Gegenwartssprache. Überregionale Umgangssprache aus der Bundesrepublik Deutschland, der Deutschen Demokratischen Republik, Österreich und der Schweiz. 3 Bände. Tübingen: Niemeyer. (= Phonai 28–30).
- Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Tübingen: Niemeyer. (= *Idiomatica* 1).
- Schmid, Hans Ulrich (1998): Latenter Dialekt. Dialektale Strukturen in standardsprachlicher Form. In: Hutterer, Claus Jürgen/Pauvitsch, Gertrude (Hgg.): *Beiträge zur Dia-*

- lektologie des oberdeutschen Raumes. Referate der 6. Arbeitstagung für bayrisch-österreichische Dialektologie, 20.–24.9.1995 in Graz. Göppingen: Kümmerle Verlag. S. 113–122.
- Schwitalla, Johannes (1997): *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. Berlin: Schmidt. (= Grundlagen der Germanistik 33).
- Seidelmann, Erich (2000): Fortis und Lenis im Oberdeutschen – kontrastiv. In: Greule, Albrecht et al. (Hgg.): *Vom Sturz der Diphthonge. Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie in Regensburg, September 1998*. Tübingen: Narr. S. 197–205. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 450).
- Siebenhaar, Beat/Wyler, Alfred (1997): *Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz*. 5. Auflage. Zürich: Pro Helvetia, Schweizer Kulturstiftung.
- Siebs, Theodor (2000): *Deutsche Aussprache. Hochsprache – Bühnensprache – Alltagssprache*. Hg. von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. 19. Auflage. Wiesbaden: VMA-Verlag.
- Spiekermann, Helmut (demn.): *Standardsprache zwischen Allegro- und Dialektformen. Zur Beschreibung regionaler Standardsprachen*. In: Eggers, Eckard/Schmidt, Jürgen-Erich/Stellmacher, Dieter (Hgg.): *Moderne Dialektologie, neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD)*, Marburg 5.–8. März 2003.
- SSA – Südwestdeutscher Sprachatlas (1989ff.). Hg. von Hugo Steger, Eugen Gabriel, Volker Schupp, Ulrich Knoop. Marburg: Elwert.
- Stellmacher, Dieter (1981): *Niederdeutsch. Formen und Forschungen*. Tübingen: Niemeyer. (= Reihe Germanistische Linguistik 31).
- Sturtevant, Edgar H. (1947): *An Introduction to Linguistic Science*. New Haven: Yale University Press.

PETER SCHLOBINSKI

Mündlichkeit/Schriftlichkeit in den Neuen Medien

Abstract

Neue Kommunikationstechnologien haben Auswirkungen auf lokale Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften, aber auch globalisierte Kommunikationszusammenhänge. Die digitale Revolution ist in vollem Gange und noch längst nicht abgeschlossen und sie ist nicht die erste Revolution im Hinblick auf mediale Kommunikationstechnologien.

Vor dem Hintergrund der klassischen Medienrevolutionen sind das Internet und das Handy keine ‚neue‘ Medien, sondern Technologien, in der ‚alte‘ Medien integriert sind. So wird zu Recht das Internet als ‚Multimedium‘ oder ‚Hybridmedium‘ bezeichnet. Intermedialität und funktionale Abstimmung unterschiedlicher Einzelmedien bilden das Fundament der Hybridisierung. Dies findet seinen Niederschlag im Konzept von Hypermedia, in dem Bild, Ton und Schrift integral und durch Linkstrukturen vernetzt aufeinander bezogen sein können.

Hypermedia sind Hypertexte in Kombination mit Multimedia. Ein wesentlicher Aspekt von Hypermedia bildet die Hypertexttechnologie, die als Medium der nicht-linearen Organisation von Informationseinheiten ein starkes Potenzial zur Interaktivität und Interaktion aufweist, die partiell synchron erfolgt (Chat-Kommunikation) und die analoge Strukturen von Face-to-Face-Kommunikationen zeigt. Damit verbundene Rückkopplungseffekte von der gesprochenen Sprache auf die Schriftsprache sind die Phänomene, die in linguistischer Perspektive besonders gut untersucht und die Gegenstand breiter Diskussionen in der Öffentlichkeit sind, insofern sie als Sprach- und Kulturverfall wahrgenommen werden: Gegenüber hartnäckig festsitzenden Vorurteilen, die die Folie kulturpessimistischer und sprachpuristischer Haltungen bilden, geben allgemein linguistische und sprachsoziologische Untersuchungen zu durch die digitale Revolution ausgelösten sprachlichen Entwicklungen keine Hinweise auf einen durchgreifenden Sprachverfall.

Allerdings entstehen auf der Folie sprachlicher Variation funktionale Schriftvarianten, die sich in Konkurrenz zu Standardisierungs- und Normierungsprozessen ausbilden: medial und kommunikativ optimiert.

Das Internet gilt als *das* neue Medium schlechthin und ist technisch gesehen zunächst nichts weiter als ein globales Netz von Computern bzw. von dezentralisierten Computernetzwerken. Der Zugang zu diesem weltumspannenden Computernetzwerk erfolgt in der Regel über eine Telefon- oder Glasfaserleitung, neuerdings ist auch der drahtlose Zugang per Mobilfunk möglich. Die Entwicklung des Internets war und ist rasant. Die Anzahl der de-Domains ist exponentiell gewachsen von Null im Jahre 1996 auf über 7 Millionen in diesem Jahr. Und: Waren 1997 6,5% der Deutschen online, sind nach einer re-

präsentativen Studie (Forschungsgruppe Wahlen online¹ und siehe für die Entwicklung auch van Eimeren/Gerhard/Frees 2002) im Jahr 2003 58 Prozent online (vgl. auch Abb. 1). Einsamer Spitzenreiter der Onlinenutzung ist das Versenden und Empfangen von E-Mails (97%), deutlich vor der zielgerichteten Suche (55%) und dem ziellosen Surfen (54%). Unterhaltungsangebote werden von Jugendlichen erheblich stärker genutzt und während nur 27% der Gesamtbevölkerung das Internet für Gesprächsforen, Newsgroups und Chats nutzen, tun dies 59% der 15–19-jährigen.

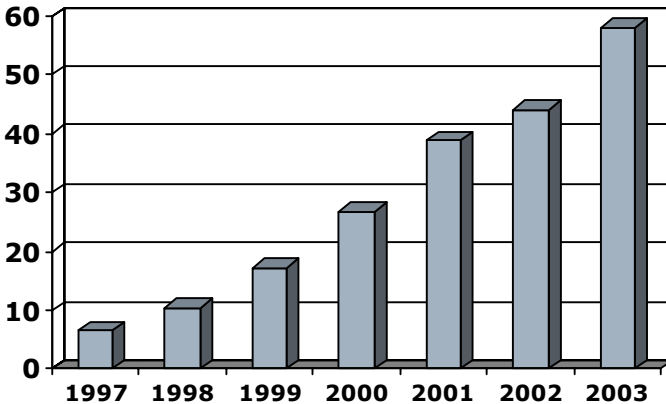


Abb. 1: Onlinenutzer ab 14 Jahre in Deutschland (in %)

Das Internet ist ein Informations- und Kommunikationsmedium, das in den letzten Jahren die modernen Industriegesellschaften verändert hat und noch weiterhin radikal verändern wird. War das Internet ursprünglich ein Netz der Forscher, beschränkt auf einzelne Interaktionszusammenhänge und genutzt von einer funktionalen Elite, so ist das Netz heute ein transnationales Kommunikationsnetz, das seit Mitte der 90er Jahre einer zunehmenden Kommerzialisierung unterliegt.

Noch schneller als das Internet hat sich die mobilfunkbasierte Kommunikationstechnologie durchgesetzt. Das erste ‚echte‘ Handy kam 1987 auf den Markt, doch erst 1992 explodierte der Mobilfunkmarkt mit der Einführung des GSM-Standards. Heute liegt die Zahl der Mobiltelefon-Besitzer derzeit weltweit bei ca. 700 Millionen. In Deutschland entstand 1992 das D-Netz nach dem GSM-Standard und heute sind bereits von den 12- bis 13-jährigen 42 Prozent Handy-Besitzer, bereits 6- bis 7-jährige ABC-Schützen träumen vom eigenen Handy (vgl. *internet world 9/2001*, S. 30). War das Verschicken von Textbotschaften (SMS) zunächst eine kostenfreie Zusatzfunktion, so ist das ‚Simsen‘ oder ‚SMSen‘ heute kostenpflichtig, und im Jahre 2003 wurden allein in Deutschland über 25 Milliarden SMS verschickt.

¹ <<http://www.mediensprache.net/de/news/show.asp?id=547>>

Alte und neue Kommunikationstechnologien integrieren die Welt in globale Netzwerke, die den Einzelnen an einer technokulturell geformten Kommunikationsgemeinschaft teilhaben lassen. Die technologischen Innovationen wie die internetbasierten und mobilfunkbasierten Kommunikations- und Informationstechnologien erzwingen bei ihren Kommunikationsteilnehmern eine Anpassung an die Logik dieser Technologien, an die technischen Voraussetzungen, an ihre voreingestellten textuellen Muster, an ihre Kodierung und Dekodierung. Was dies für Sprach- und Kommunikationsgemeinschaften bedeutet, ist schwer abzuschätzen und Gegenstand breiter Diskussionen in der Öffentlichkeit. Dabei wird nicht selten ein Sprach- und Kulturverfall befürchtet: „Der Trend ist in der Tat auffällig: In zur Veröffentlichung gedachten Texten aller Art stehen immer seltener Kommata zwischen den Satzteilen. Richtige Grammatik ist ebenfalls zur Glückssache geworden, vom orthografischen Durcheinander seit der Rechtschreibreform ganz zu schweigen. Die Handy-Kurzmitteilungen und der E-Mail-Verkehr haben bereits ihre Spuren hinterlassen: Eine eilige, phonetisch gebrauchte Umgangssprache verdrängt die korrekte Schriftsprache.“ (Neue Osnabrücker Zeitung vom 29. 11. 2003)

Im Folgenden nun wird gegenüber Positionen, die einen Sprachverfall durch die Neuen Medien postulieren, und vor dem Hintergrund von Analysen zur Chat- und SMS-Kommunikation argumentiert, dass in den Neuen Medien sich funktionale Schriftvarianten in Konkurrenz zu Standardisierungs- und Normierungsprozessen ausbilden, die medial und kommunikativ optimiert sind.

Chat-Kommunikation

Chatten (engl. *to chat* ‚plaudern, schwatzen‘) ist die „wohl populärste Form der Online-Kommunikation“ (Filinski 1998, S. 23), die im Gegensatz zur E-Mail-Kommunikation synchron erfolgt, d. h. in Echtzeit wie beim Telefonieren oder dem CB-Funk. Während jedoch beim Telefonieren der Anrufer in den Telefonhörer spricht und das Gesprochene nahezu zeitgleich beim Hörer ankommt, schreibt beim Chatten der ‚Gesprächspartner‘ über die Tastatur einen Text, der (ebenfalls nahezu zeitgleich) beim Adressaten auf dem Bildschirm erscheint. Wie beim Telefonieren und beim CB-Funk erfolgt die Interaktion also direkt, quasi-synchron und wechselseitig.

Um Online-Gespräche führen und entsprechende Kontakte knüpfen zu können, gibt es unterschiedliche Zugänge zu sog. Chat-Räumen, in denen die unterschiedlichsten Teilnehmer zu den verschiedensten Themen miteinander kommunizieren. Die schriftsprachliche Form eines Chats reicht von konventioneller Kodifizierung bis hin zu Hybridisierungen sprech- und schriftsprachlicher Elemente (vgl. Beispiel).

Ausschnitt aus einem IRC-Chat² (#berlin)

104. <Pedro> Eine Frage: Wer kommt aus Berlin ??
105. <Joo_Janta> ahhh, sheila is wieda da
106. *** Cirrus--- (ta199@dos02.cipfb13.uni-essen.de) has joined channel #berlin
107. *** Nashorn (Ich@dial1-27.zrz.TU-Berlin.DE) has joined channel #berlin
108. <Xanti> pedro, die Aerzte
109. <Grendel> rbw: was heisst da igitt ?
110. <rbw> xanti *ineen solarplexusklopp* *kicher*
111. <Cirrus---> hallo berlon
112. Cirrus--- ist neu hier
113. <[marcel]> *** berlon No such server
114. <Joo_Janta> sheila, ich hab schon ein paar mal versucht Dir zu sagen, dass Du
115. vulgaer bist :)
116. <|Sheila> jj jau:)) hatte den irc ganz vergesen und nur durch zufall eben das
117. fenster wiedergefunden :)
118. <rbw> grendel ein mann muss maennlich gebaut sein *groehl*
119. <|Sheila> jj was bin ich???
120. *** luckies (icafe@ic1.icafe.spacenet.de) has joined channel #berlin
121. <Grendel> rbw: verstehe
122. <Joo_Janta> sheila: Dich anzupingen is wirklich keene Freude :)
123. <Xanti> rbw, da ist aber nicht der solar plexus *drauf hinweis* *kruemmend zu
124. boden fall*
125. <|Sheila> jj :))) *griiins*
126. <Grendel> rbw: eher so helmut-maessig ?
127. <Joo_Janta> sheila: is wirklich eklich... aender das ma 8)
128. <|Sheila> jj noe
129. <Xanti> *pickel ausquetsch* dass die dinger immer auf der nase wachsen
130. muessen....
131. *** luckies has left channel #berlin
132. <|Sheila> jj was genau kommt den bei dir als meldung?
133. <[marcel]> Xanti: also,was willst du nu wissen? Hat lice ne shitliste? ja..
134. <Joo_Janta> xanti: das wird noch viel schlimmer, wenn Du mal in die Pubertaet
135. kommst

² IRC = Internet Relay Chat.

136. *** BenS (irc@n245-152.berlin.snafu.de) has joined channel #berlin
 137. <Xanti> marcel, das ist ja was fieses....
 138. *** Mode change "+o BenS" on channel #berlin by Joo_Janta
 139. <Xanti> joo, ui, wann faengt die denn an?
 140. *** randal (~frag@izd11.UB.Uni-Mainz.DE) has joined channel
 #berlin
 141. <BenS> re lamerz
 142. *** Xanti has been kicked off channel #berlin by rbw (mach das
 woanders
 143. +*ekel*)

Der IRC-Chat ist für diejenigen, die noch nie gechattet haben, sicherlich undurchsichtig, was nur zum geringsten Teil an der computerspezifischen Lexik (,anpingen‘ in Z. 122) liegt. Es finden sich durch drei Sternchen markierte Statuszeilen. So wird in Zeile 142 angegeben, dass die Teilnehmerin/der Teilnehmer mit dem Namen ‚Xanti‘ aus dem channel ‚gekickt‘ wird, was allen anderen Teilnehmern mitgeteilt wird. Der Name ‚Xanti‘ ist ein Nickname (Pseudonym) ebenso wie ‚rbw‘. „Ein erster Eindruck von den Gesprächspartnern im Chat wird über den selbstgewählten und -kreierten Nicknamen (kurz: Nick) vermittelt, mit dem sich jeder Nutzer vor dem Eintritt in eine Chatumgebung ‚anmelden‘ muss“ (Willand 2002, S. 67). Der Absender eines Chatbeitrages ist durch spitze Klammern markiert und steht grundsätzlich am Anfang des Beitrages, so dass der Sprecher identifiziert werden kann. Die explizite Adressatenspezifizierung folgt meistens der Sprecheridentifizierung. Im Anschluss an die deiktische Verortung steht das, was mitgeteilt werden soll. Einen besonderen Status haben Begrüßungssequenzen, die prototypisch aus einer Begrüßungspartikel und dem Namen des Adressaten bestehen. Die Chatbeiträge sind relativ kurz wie auch die syntaktischen Strukturen. Da die Chatpartner wechselseitig aufeinander Bezug nehmen und die Eingabe per Tastatur zeitaufwendig ist, wird kontextuelle Information in hohem Maße vorausgesetzt, was zum häufigen Gebrauch von Ellipsen und Anakoluten führt, ein typisches Kennzeichen der gesprochenen Sprache (vgl. Rath 1979). Umgangssprachliche Merkmale wie die Tilgungen in ‚nu‘ (Z. 133) oder ‚ne‘ (Z. 133) werden ebenso realisiert wie dialektale, so ‚keene‘ (Z. 122) als berlin-typische Monophthongierung. Unter den graphostilistischen Mitteln ist am auffälligsten der Gebrauch von Ideogrammen, insbesondere von Smileys, z. B. :))))). Die Kleinschreibung wird bevorzugt, Interpunktionszeichen können weggelassen werden. Neben diesen Merkmalen weisen dieser und andere Chats ein sprachliches Phänomen auf, das sich aus den Comics entwickelt hat. Es handelt sich um Ausdrücke wie *kruemmend zu boden fall* (Z. 123), die als Inflektivkonstruktionen (Schlobinski 2001, s. auch Pankow 2003) analysiert worden sind.

Die Analyse der sprachlichen Merkmale ist auf der Folie der Relation von Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu sehen. Dies soll im Folgenden näher aus-

geführt und vor dem Hintergrund schrifttheoretischer Überlegungen diskutiert werden.

Mündlichkeit – Schriftlichkeit

Die Entwicklung der Schrift vor ungefähr 5000 Jahren ist ein äußerst junger, aber dennoch extrem bedeutsamer Schritt in der Geschichte der Sprachentwicklung des Menschen. Mit der Schrift „wird Kommunikation aufbewahrbar“ (Luhmann 1984, S. 127). Dadurch findet ein Entsituationierungsprozess statt: Die Kommunikation wird 1. enttemporalisiert, 2. unabhängig vom Gedächtnis der Interaktionsteilnehmer, 3. unabhängig vom Hier der Interaktionsteilnehmer, ja, 4. unabhängig von der Alter-Ego-Situation. In Bühlerschen Kategorien gefasst: Durch Schrift wird Kommunikation unabhängig von der Sprechsituation und die primäre Origo zu einer virtuellen, sekundären. Dabei wird die Kommunikation „in ihren sozialen Effekten vom Zeitpunkt ihres Erstauftretens, ihrer Formulierung abgelöst“ (ebd., S. 128). Konsequenzen: Man schreibt zukünftige sozial prototypische Situationen, bei denen man nicht anwesend sein braucht. Auf der Folie der Differenzierung in an die Sprechsituation gebundene und entbundene Kommunikation ist das bekannte Schema von Koch/Österreicher (1994) in Nah- und Distanzkommunikation zu sehen (vgl. Abb. 2).

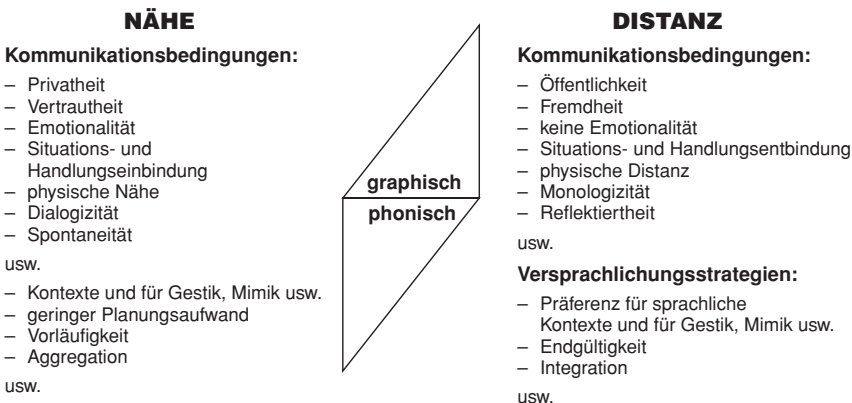


Abb. 2: Nähe/Distanz-Kontinuum nach Koch/Österreicher (aus Bader 2002, S. 26)

Nahkommunikation ist eher konzeptionell mündlich, Distanzkommunikation eher konzeptionell schriftlich. Hinsichtlich der sprachlichen Merkmale von konzeptioneller Mündlichkeit gegenüber konzeptioneller Schriftlichkeit sind nach Sieber (1998, S. 186) v. a. zu nennen: sprechsprachliche lexikalische Spezifika, einfachere Syntax, markierte Wortstellung, unklare Satzgrenzen, mehr Floskeln, variationsärmere Lexik, unscharfe Kohäsionsmittel usw. Je nachdem, wo ein Text zwischen den Polen konzeptioneller Mündlichkeit und

Schriftlichkeit zu lokalisieren ist, werden mehr oder weniger der einzelnen Sprachmerkmale zu erwarten sein.

Eine zweite Dimension ist die mediale Komponente mit der (binären) Differenzierung in Laut- und Schriftkommunikation mit entsprechenden Sprachpraxen. Chat-Kommunikation nun ist medial Schriftkommunikation (digitalisiert) auf der Basis von Grafien – im Deutschen eines orthographischen Systems, weist aber Muster der konzeptionellen Mündlichkeit auf. Indem Schrift zur synchronen, medial vermittelten Interaktion genutzt wird, ergibt sich ein Funktionswandel von Schrift, die normalerweise *nicht* zur – wenn auch vermittelten – Face-to-Face-Kommunikation genutzt wird. Als Effekt der vom Hier entkoppelten, aber im Jetzt verschränkten Origo der Sprachsituation zeigen sich Transferphänomene von der gesprochenen auf die geschriebene Sprache (Rückkopplungseffekte). Dies ist gegenüber Textnormen und der Standardorthographie nicht als Sprachverfall zu begreifen, sondern in der Chat-Kommunikation entstehen funktionale Schriftsprachvarianten, die sich in Konkurrenz zu Standardisierungs- und Normierungsprozessen ausbilden: medial und kommunikativ optimiert.

„Vermündlichte Schriftlichkeit“

Das orthographische System des Deutschen ist die Artikulation des Literaten (vgl. im Einzelnen Maas 2000), seine Strukturen erlauben es, dem Leser Instruktionen für die Interpretation eines Textes zu geben. Nach dem Prinzip ‚Schreib, wie du gelesen werden willst‘, sind nach Maas vier Leseinstruktionen von zentraler Relevanz: (i) Textausgliederung, (ii) logographische Markierungen, (iii) Wortbrechung (am Zeilenende) und (iv) phonographische Repräsentation. Im Hinblick auf die Textausgliederung fällt in der Chat-Kommunikation auf, dass Satzmarkierungen fehlen können oder auch pragmatisch genutzt werden, im Hinblick auf die logographische Markierung, dass Kerne von Nominalgruppen und auch Satzinitialen häufig klein geschrieben werden, Wortbrechungen spielen kaum eine Rolle. Dass in einer Alphabetschrift wie der deutschen phonetische und phonologische Eigenschaften kodifiziert sind, ist eine bekannte Tatsache. In der Chat-Kommunikation wird von der kodifizierten Norm abgewichen, um umgangssprachliche oder auch dialektale Lautungen zu markieren wie auch prosodische Eigenschaften. Charakteristisch ist „eine Kombination typischer lexikalischer, syntaktischer und morphologischer Merkmale gesprochener Sprache und insbesondere Emulation dialektaler Merkmale.“ (Bittner 2003, S. 180–81)

Ein Niederschlag der gesprochenen Sprache und konzeptioneller Mündlichkeit in der Chat-Kommunikation sind Tilgungen (z. B. nich > nicht), Klitisierungen (z. B. wars > war es) und Reduktionen (sehn > sehen) als typische Merkmale der Umgangssprache (vgl. Runkehl/Schlobinski/Siever 1998, S. 102ff.). Wie Burri (2003) zeigt, finden sich stark umgangssprachliche Klitisierungen von Präposition und definitivem Artikel (vgl. Abb. 3).

	auf	für	hinter	über	um	vor
dem (m/n)	aufm auf'm	hinterm		überm		vorm
das (n)		fürs		übers	ums	vors
der (f)	aufer					
den (m)	aufn					

Abb. 3: Umgs. Klitisierungen in der Chat-Kommunikation (nach Burri 2003, S. 10)

Ein weiteres Phänomen ist die Nasalassimilation wie in <ham> für standard-orthographisch <haben> oder auch <hab'n>, die durch einen umgangssprachlichen Allegrettostil motiviert ist. Die Konkurrenzschreibungen lassen sich im Rahmen der Optimalitätstheorie (McCarthy 2002) präziser begreifen. Bei dem Wort ‚haben‘ liegt als orthographischer Input der Stamm <hab> und das Infinitivsuffix <en> vor. Nach dem Prinzip, dass alle Informationen des Lexikons im jeweiligen Kandidaten artikuliert sein sollen (Treuebeziehung: MAX), ist <haben> ein optimaler Kandidat, der nicht gegen die Treuebeziehung verstößt, <hab'n> hingegen in einem Segment und <ham> in drei Segmenten:

hab+en	MAX	PHON hɑ:bən	hɑ:bn	hɑ:bm	hɑ:m	ham
haben			*	**	***	***
hab'n	*	*		*	**	**
ham	***	***	**	*		

Als ein zweites Prinzip wollen wir eine Laut-Graphem-Treuebeziehung postulieren (PHON), die besagt, dass lautliche Realisierung und orthographische Realisierung (ausgehend von standardisierten Normen) korrelieren. Für die Lentoform [hɑ:bən] bildet die Schreibvariante <haben> den optimalen Kandidaten, da die Laut-Buchstaben-Korrespondenz eins-zu-eins ist.³ Im Hinblick auf die Allegrettoform [hɑ:m] hingegen weicht <haben> in drei Laut-Buchstaben-Korrespondenzen ab, während <ham> wiederum in einer Eins-zu-eins-Korrespondenz steht. Die Bewertung der Schreibvarianten nach der Laut-Graphem-Treuebeziehung findet sich in der obigen Tabelle. Je nach Gewichtung der Kriterien gewinnt die eine oder andere Variante. Wenn MAX höher gewichtet wird als PHON, dann ist <haben> die Form, die

³ Wir sehen von der Längung ab. Für die Dehnungsgraphie wäre dies dann allerdings relevant.

braucht werden (*hi, moin* etc.) Zum anderen gibt es lexikalische Einheiten, die als Basislexeme fungieren und syntagmatisch sowie paradigmatisch in der Form variiert werden, z. B. *hi, hi Dan, hi @ll und hi, Hi, hi!!!, hiii, HAI*. Dabei treten *hi* und seine Varianten gegenüber anderen Begrüßungseinheiten mit über 50% besonders häufig auf.

Ein weiterer Effekt ist die Markierung prosodischer Eigenschaften durch spezifische Mittel wie Smileys [z. B. :-)] und andere Graphostilistika. Unter den graphostilistischen Mitteln ist als auffälligstes Merkmal der Gebrauch der Smileys hervorzuheben, jener Ideogramme, die in nahezu jedem Buch und Beitrag aufgelistet werden, das sich mit der Kommunikation im Internet beschäftigt. Während im Deutschen Smileys um 45 Grad rotiert sind, ist dies im Japanischen nicht der Fall (vgl. Abb. 4)

DEUTSCH	JAPANISCH	
:-)	(^o^)(^_^)	fröhlich
:-((:~) (ToT)	traurig
;-)	(^_-)	zwinkernd

Abb. 4: Smileys im Deutschen und Japanischen

In jüngster Zeit werden zunehmend animierte Smileys verwendet, wie z. B. die folgenden, hier aus technischen Gründen nur als Piktogramme dargestellten Smileys aus dem Japanischen:



Smileys werden häufig unter die Kategorie ‚Emoticon‘ subsumiert, im Japanischen als ‚emoji‘ (Bildzeichen) bezeichnet. Da Smileys v.a. Gefühle ausdrücken, werden sie entsprechend klassifiziert, z. B. in „nette und freundliche Smileys“ sowie „ärgerliche und traurige Smileys“ (Filinski 1998, S. 40); ferner in Tiere und Gegenstände bezeichnende Smileys, individuelle Smileys usw.

Unter den vielen graphischen Varianten werden nur wenige systematisch und rekurrent gebraucht, am häufigsten mit 21,6% der Standard-Smiley :-). Die Varianten :) und ;) sind Allographen von :-) bzw. ;-). Durch Iteration der rechtsstehenden Zeichenkomponente – es findet sich keine Variation der Art ;;;-) – wird Emphase markiert. Rosenbaum (1996, S. 22) gibt als Bedeutung für :- (‚traurig‘, für :-((‚sehr traurig‘ und für :-(((‚todtraurig‘ an.

Smileys stehen in der Regel gesprächsschrittfinal; isolierter und noch seltener gesprächsschrittinitialer Gebrauch, wie in den folgenden Beispielen, ist kaum belegt:

(BAMBI) :-)))) Spocki

Manu123: B4, gibts eine alterbegrenzung nach unten im channel?

B4U4git: :-}}}}))))))

Aufgrund der Positionierung erinnert die Verwendung von Smileys an die von speziellen Gesprächspartikeln, da zudem die Bedeutung eines Smileys nicht allein aus dem (ideographischen) Zeicheninhalt gewonnen werden kann.

Zwei grundlegende Funktionen sind mit dem Gebrauch von Smileys verbunden: eine expressive, im Besonderen emotive Funktion, und eine evaluative. Der Schreiber markiert, wie seine Äußerungen hinsichtlich dieser Dimensionen durch den Rezipienten zu interpretieren sind. Neben diesen beiden Funktionen kommt eine weitere hinzu, nämlich eine kommunikativ-regulative Funktion. Insbesondere in Chats privater Anbieter gibt es eine Reihe von Begrüßungssequenzen, die durch einen Smiley markiert sind, ohne dass die Teilnehmer sich weiter kennen müssen:

hi sammi :)

rehi SWolf.....:-))

Julius :-))

Hallo zusammen :-))

Bye :-)

In dieser Form der rituell-phatischen Kommunikation fungieren Smileys als eine spezifische Art von Adressatenhonorifikation, durch die der Kommunikationsmodus als positiv-freundschaftlich markiert wird. Ikonographisch liegt in diesen Fällen immer ein ‚lächelndes Gesicht‘ mit der Zeichenkomponente ‚nach links geöffnete runde Klammer:‘ als Basis zugrunde.

Der Gebrauch der Smileys kann aufgrund seiner kommunikativen Funktionen als eine Kompensationsstrategie für den Gebrauch verbaler und non-verbaler Merkmale in der gesprochenen Sprache begriffen werden. Das, was im Gespräch Gesprächspartikeln und Interjektionen, Prosodie, Mimik und Gestik funktional leisten, wird im Chat durch Smileys und andere Mittel ausgedrückt.

In der syntaktischen Formatierung von Chatsequenzen finden sich einfache Strukturen, häufig Ellipsen – speziell Adjazenzellipsen auf der Folie linearisierter und paariger Turnstrukturen – und Nominalkonstruktionen, was der konzeptionellen Mündlichkeit entsprechen würde. Allerdings ist das Bild nicht einheitlich. Im Hinblick auf Passivkonstruktionen, speziell im Hinblick auf das Rezipientenpassiv, zeigt Vogel (2003), dass die umgangssprachliche *kriegen*-Variante wesentlich seltener vorkommt als die *bekommen*-Variante (vgl. Abb. 5).

Allerdings kann „festgestellt werden, daß *bekommen* entsprechend seinem stilistisch neutralen Charakter (auch) zur Wiedergabe gesprochener Sprache recht häufig benutzt wird“ (Leirbukt 1997, S. 111), mit der Konsequenz, dass

Rezipientenpassiv	Schoenthal (1976, S. 214)	Vogel (2003, S. 154)	Schlobinski (1992, S. 179)
<i>kriegen</i>	11 %	31 %	88 %
<i>bekommen</i>	89 %	69 %	12 %

Abb. 5: Verteilung der suppletiven Verbform beim Rezipientenpassiv

die stark umgangssprachliche *kriegen*-Variante in der Chat-Kommunikation gemieden wird.

SMS-Kommunikation

SMS-Kommunikation besteht aus kurzen Textbotschaften von durchschnittlich 95 Zeichen Länge (vgl. Schlobinski/Watanabe 2003). SMS-Mitteilungen sind zwar mit E-Mails vergleichbar, sie sind aber keine ‚echten‘ Mails, sondern vielmehr ein spezieller Standard zum Austausch von Textbotschaften über das Funktelefon. Die erste SMS wurde im Dezember 1992 in England seitens des Mobilfunkanbieters Vodafone verschickt, 1994 brachte Nokia das erste SMS-Handy auf den Markt und das Verschicken von Kurzmitteilungen war zunächst eine kostenfreie Zusatzfunktion. Heute werden in Deutschland monatlich etwa „2,1 Milliarden SMS verschickt – mit steigender Tendenz“ (*my handy* 2/2003, S. 42). Ohne ‚Hype‘ und Werbung der Anbieter setzte sich das ‚Simsen‘ bzw. ‚SMSen‘ rasant durch und wurde dann kostenpflichtig, allerdings deutlich günstiger als ein Handytelefonat, so dass das Verschicken von Textbotschaften über das Handy besonders von Jugendlichen genutzt wurde und wird.

Zentrales Nutzungsmotiv für die SMS-Kommunikation ist „die gegenseitige Rückversicherung – zu erfahren, was die Freunde oder Partner machen und ob es ihnen gut geht bzw. selbst mitzuteilen, was man macht und wie es einem geht. Am zweitwichtigsten ist die allgemeine Kontaktpflege: man verabredet sich oder schickt Mitteilungen um ihrer selbst willen, einfach weil es Spaß macht [...]. Fast gleichbedeutend ist die Verfügbarkeit des Mediums [...] gepaart mit der ständigen Erreichbarkeit“ (Höflich/Rössler 2000, S. 13). Ähnlich sind auch die Ergebnisse der Online-Studie von *Speedfacts*: „Besonders die ganz junge Schicht der Internetnutzer (14 bis 19 Jahre) verwendet SMS oftmals als Mittel zur Interaktion in Gesprächsform oder um von einer anderen Person ständig (kommunikativ) begleitet zu werden“.⁴ Nach einer Inhaltsanalyse von deutschen SMS-Texten (Krause/Schwitters 2002) sind die wichtigsten Themen ‚Freizeitplanung/Termin‘ und ‚Liebe/Partnerschaft/Freundschaft‘. Hier zeigt sich, „wie wichtig und offenbar besonders praktisch das Verabreden, das Abstimmen von Terminen, Vereinbaren von Ort und

⁴ <www.speedpanel.com/ergebnis/php3>.

Zeit, Verschieben von Zeitpunkten etc. per SMS ist“ (Krause/Schwitters 2002, S. 22).

Wie die Untersuchungen von Schlobinski et al. (2001), Androutsopoulos/Schmidt (2002) und Dürscheid (2002) zeigen, ist die Alltags-SMS-Kommunikation im Sinne von Koch/Österreicher (1994) nahe am Pol ‚konzeptuelle Mündlichkeit‘ zu lokalisieren, auch wenn sie medial schriftlich ist. Die Begründung hierfür liegt in den kommunikativen Funktionen (s. o.).

In der deutschen SMS-Kommunikation treten wortfinale und -initiale Tilgungen (*ne* für *eine* oder *hab* für *habe*) auf sowie Assimilationen (*wars*) und Reduktionen (*sehn*) sowie Substandardvarianten, die – wie bei der Chat-Kommunikation – durch den Einfluss der gesprochenen Umgangssprache zu erklären sind:

ja,hab ich nur gerade nicht dran gedacht.Ich war in Cala Millor ich glaub das ist an der Ostküste [...] (H 36)

Danke! Mir geht´s auch toll [...](OS 11-2)

Hallo! wie wars beim Sport? Bin jetzt aufm Weg zum Elternabend [...]
(OS 30-2)

drückundküss; LG & Fröhliche Weihnachten; De bis am mänti; Häbs schön und vüu spass; Wünsche dir e schöne Obe (Psycher 2004)

Die Transferphänomene von der Umgangssprache auf die SMS-Texte sind als Reflex der kommunikativen Funktionen zu begreifen, die mit dieser spezifischen Kommunikationsform verbunden sind. Technische Faktoren wie das Display oder die Eingabebedingungen, die Darstellung non-verbaler Aspekte der Kommunikation durch Schrift oder Bildsymbole sowie die dyadische Kommunikationssituation erzwingen Sprachhandlungsstrategien, die in hohem Maße prästrukturierend wirken.

Resümee

In der Menschheitsgeschichte ist die Geschichte der technologisch basierten Kommunikationssysteme eine kurze, nichtsdestoweniger bedeutsame Episode. Mit der Entwicklung der Schrift vor ungefähr 5000 Jahren entstanden skriptographische Kommunikationssysteme, in denen Meißel und Stein, Griffel und Ton, Feder und Papyrus die physikalischen Grundlagen bildeten. Mit der Erfindung des Buchdrucks Mitte des 15. Jahrhunderts entwickelte sich ein typographisches Kommunikationssystem, das sich komplex ausdifferenziert hat. Zwischen 1870 und 1900 fanden jene technischen Innovationen statt, die zu phono- und kinematographischen Kommunikationssystemen führten.

Die Entwicklung des digitalen Kommunikationssystems steht erst ganz am Anfang. In ihm sind nicht nur das skriptografische, typografische, phono- und kinematographische Kommunikationssystem vorausgesetzt und integriert (vgl. Abb. 6), sondern es entsteht ein interaktives Multimedien, in dem In-

formations- und Unterhaltungstechnologie zunehmend verschmelzen. Neben dieser Konvergenz, dem sog. ‚media merging‘, lässt sich eine zunehmende Miniaturisierung beobachten, wodurch digitale Medien portabel werden.

skriptographisch	Brief			
typographisch	Brief	Zeitschrift	Buch	
phonographisch			Hörbuch	
kinematographisch				Talkshow
digital	E-Mail	E-Zine	Buch (CD-ROM, Online)	Chat

Abb. 6: Medienrevolutionen und Kommunikationsformen

Der Endpunkt des Weges von eher monomedialen Kulturen zur multimediale Kultur ist sicherlich schwer zu prognostizieren. Aber dass in nicht langer Zeit Multimediastationen in den Wohnzimmern und portable Multimediageräte so selbstverständlich sind wie heute der PC und das Handy, scheint ebenso gewiss wie die Tatsache, dass die neuen Technologien enorme Auswirkungen auf die Kommunikations- und Sprachgemeinschaften haben.

Unter einer größeren historischen Perspektive scheint der Vergleich mit den Folgen des Buchdrucks und der Begriff ‚2. Gutenberg-Revolution‘ nicht unangemessen. Michael Giesecke hat in seiner hervorragenden Arbeit zu den Auswirkungen des Buchdrucks in der frühen Neuzeit gezeigt, dass die im Zeitalter des Buchdrucks in Europa geschaffenen Sprachen sich letztlich als Kodierungsanweisungen für die Informationsspeicherung und -verbreitung in den neuen, nationalen typographischen Systemen erwiesen. Und man bezeichnete die neuen Sprachen „wegen ihrer Zurichtung auf die technischen Parameter denn ja auch zutreffend als ‚Kunstsprachen‘ (Schottel) und in jüngerer Zeit als Standardsprachen“ (Giesecke 1998, S. 489). Giesecke stellt nun die These auf, dass erst im Zuge der Entwicklung einer neueren Generation von technologischen Informations- und Kommunikationssystemen die Standardsprache gegenüber den für die neueren Systeme geschaffenen Computersprachen an Natürlichkeit wiedergewinnt, und er bezeichnet dies als „Renaturalisierung“ (ebd.). Betrachtet man nun internet- und mobilfunkbasierte Schriftkommunikation, so lässt sich eine zweite, andere Art von Renaturalisierung erkennen: Die Standardsprachen als ursprünglich notwendige Standarddruck- bzw. Standarddruckschriftsprachen werden neu und verändert gebraucht in schriftbasierten, aber konzeptionell oralen Kommunikationssystemen. Schriftsprache kommt unter den Druck ‚emulierter‘ Mündlichkeit (vgl. Haase et al. 1997). Es entstehen funktionale Schriftsprachvarianten, die sich in Konkurrenz zu Standardisierungs- und Normierungsprozessen ausbilden und die im Hinblick auf die medialen Bedingungen und kommunikativen Funktionen optimiert sind. Die schriftsprachlichen Varianten in der Chat- oder SMS-Kommunikation sind somit nicht defizitäre Standardschrei-

bungen, sondern adäquater, funktionaler Ausdruck veränderter Schreibpraxen vor dem Hintergrund der computer- und handybasierten Technik einerseits (speziell der Tastaturbedienung) und der sprechsprachlichen Konzeptionalität andererseits. Dies ist die eine Seite der Medaille. Die andere Seite ist die zunehmende Abkehr vom orthographisch fundierten Zeichensystem bei gleichzeitiger Hinwendung zu grafischen Zeichensystemen.

„Spätestens die multimedialen Texte der neuen Medien und des Internet werden zu einer Neudefinition der Funktionen von Schrift und Bild führen: Es ist denkbar, dass in der Mehrheit der informierenden Texte die – auch zukünftig keineswegs überflüssige! – Schrift überwiegend der Darstellung von Vorgängen dienen wird, während Objekte und Verhältnisse in der Welt überwiegend durch Grafiken und Bilder dargestellt werden“ (Bayer 2000, S. 20)

Indem Schriftsprache als standardisierte Sprache derart von zwei Seiten in die Zange genommen wird – durch die gesprochene Sprache sowie Visualisierungstechniken, und das Einfallstor sind hierbei neue Textsorten und Mediengenres der 2. Gutenberg-Revolution wie z. B. die Chat-Kommunikation – unterliegen Sprachnormen einem zunehmenden Druck, der zu sprachlichen Variationen führt und Auslöser für einzelne Sprach- und Schriftwandelprozesse sein kann.

Die medial bedingten Schreibpraxen sind auf der Folie schriftsprachlicher Normierung zu sehen, sie ersetzen nicht das standardisierte Schriftsystem, bilden sich aber in Konkurrenz und quasi als Parallelsysteme aus. Zusammenfassend lassen sich gegenwärtig folgende Tendenzen festhalten:

- Schrift und Bild: In zunehmenden Maße werden Objekte und Verhältnisse in der Welt durch (bewegte) Bilder dargestellt.
- Es entstehen funktionale Schriftvarianten, die sich in Konkurrenz und als Substandard zu Standardisierungs- und Normierungsprozessen ausbilden: medial und kommunikativ optimiert.
- Destandardisierungsphänomene in schriftbasierter Kommunikation durch Rückkopplungseffekte aus der gesprochenen Sprache (Umgangssprachen, Dialekte) nehmen zu. [Zukünftig allerdings ist eine (Re)Standardisierung durch Spracherkennungssysteme (wie z. B. IBM ViaVoice) zu erwarten.]
- Schrift wird gebraucht für quasi-synchrone Interaktion.
- Es entstehen hybride Schriftstrukturen aus Semogrammen und Alphabetschriften (oder auch Silben- bzw. Morphemschriften).

Literatur

- Androutopoulos, Jannis/Schmidt, Gurly (2002): SMS-Kommunikation: Ethnografische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 36, S. 49–79.
- Bader, Jennifer (2002): Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Chat-Kommunikation. Hannover. (= Networx 29, <<http://www.mediensprache.net/de/networx/docs/networx-29.asp>>).

- Bayer, Klaus (2000): Thesen zum Verhältnis von Deutschunterricht und Internet. In: Der Deutschunterricht 1, S. 11–22.
- Bittner, Johannes (2003): Digitalität, Sprache, Kommunikation. Eine Untersuchung zur Medialität von digitalen Kommunikationsformen und Textsorten und deren varietätenlinguistischer Modellierung. Berlin.
- Bolter, Jay David (1997): Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens. In: Mythos Internet. Hrsg. von Stefan Münker und Alexander Roesler. 1997. Frankfurt am Main. S. 37–55.
- Dürscheid, Christa (2002): E-Mail und SMS – ein Vergleich. In: Kommunikationsform E-Mail. Hg. von Anne Ziegler und Christa Dürscheid. Tübingen. S. 93–114.
- Eimeren, Birgit van/Gerhard, Heinz/Frees, Beate (2002): Entwicklung der Onlinenutzung in Deutschland: Mehr Routine, weniger Entdeckerfreude. In: Media Perspektiven 8, S. 346–362.
- Filinski, Peter (1998): Chatten in der Cyber-World. Bonn.
- Giesecke, Michael (1998): Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt am Main.
- Haase, Martin et al. (1998): Internetkommunikation und Sprachwandel. In: Sprachwandel durch Computer. Hg. von Rüdiger Weingarten. Opladen. S. 51–85.
- Höflich, Joachim R./Rössler, Patrick (2000): Forschungsprojekt »Jugendliche und SMS. Gebrauchswesen und Motive«. Zusammenfassung der ersten Ergebnisse. <www.uni-erfurt.de/km/forschung/smsreport.doc> 2001-05-18.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994). Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit. Berlin/New York. S. 587–604.
- Krause, Melanie/Schwitters, Daniela (2002): SMS-Kommunikation – Inhaltsanalyse eines kommunikativen Mediums. Hannover. (= Networx 27, <<http://www.mediensprache.net/de/networx/docs/networx-27.asp>>)
- Leirbukt, Oddleif (1997): Untersuchungen zum *bekommen*-Passiv im heutigen Deutsch. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 177).
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main.
- Maas, Utz (2000): Orthographie. Materialien zu einem erklärenden Handbuch zur Rechtschreibung des Deutschen. Osnabrück.
- McCarthy, John J. (2002): A Thematic Guide to Optimality Theory. Cambridge.
- Pankow, Christiane (2003): Zur Darstellung nonverbalen Verhaltens in deutschen und schwedischen IRC-Chats. Eine Korpusuntersuchung. In: Linguistik online, Nr. 15-3. S. 89–124. <http://www.linguistik-online.de/15_03/pankow.pdf>
- Rath, Rainer (1979): Kommunikationspraxis. Göttingen.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (1998): Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen.
- Rosenbaum, Oliver (1996): Chat-Slang: Lexikon der Internet-Sprache; über 3000 Begriffe verstehen und anwenden. München: Carl Hanser.
- Schlobinski, Peter (1992): Funktionale Grammatik und Sprachbeschreibung. Eine Untersuchung zum gesprochenen Deutsch sowie zum Chinesischen. Opladen.
- Schlobinski, Peter (2001): „*knuddel – zurueckknuddel – dich ganzdollknuddel*. Inflektive und Inflektivkonstruktionen im Deutschen.“ In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 29.2, S. 192–218.
- Schlobinski, Peter/Watanabe, Manabu (2003): SMS-Kommunikation – Deutsch/Japanisch kontrastiv. Eine explorative Studie. Hannover. (= Networx 31, <<http://www.medien-sprache.net/de/networx/docs/networx-31.asp>>)

- Schoenthal, Gisela (1976): Das Passiv in der deutschen Standardsprache. München (= Heutiges Deutsch, Reihe I, 7).
- Siebenhaar, Beat (2003): Sprachgeographische Aspekte der Morphologie und Verschriftung in schweizerdeutschen Chats. In: Linguistik online 15-3, S. 125–139.
- Sieber, Peter (1998): Parlando in Texten. Zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit. Tübingen.
- Spycher (2004): ‚I schribdr de no...‘. Schweizerdeutsche Umgangsformen in der SMS-Kommunikation. Hannover. (= Networx 36, <<http://www.mediensprache.net/de/networx/docs/networx-36.asp> >
- Vogel, Petra M. (2003): „Passiv in deutschsprachigen Chats. Eine Korpusanalyse.“ In: Linguistik online 15-3, S. 141–160.
- Willand, Ilka (2002): Identität und Kommunikation zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. München.

NINA BEREND

Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben?*

Abstract

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, ob es im Deutschen regionale Gebrauchsstandards gibt und wie diese wissenschaftlich zu erforschen und zu beschreiben sind. Im ersten Abschnitt wird kurz der Forschungsstand erläutert und die These vertreten, dass man im Deutschen sprechsprachliche, gewissermaßen schriftferne Sprachgebrauchsstandards annehmen muss und dass man diese zielgerichtet untersuchen und beschreiben sollte. Im zweiten Abschnitt werden einige Beispiele für Merkmale der sprechsprachlichen Standards exemplarisch vorgestellt, um deutlich zu machen, welche Beschreibungsaufgaben sich ergeben. Danach wird die Frage erörtert, wie viele bzw. welche Gebrauchsstandards für das Deutsche in Deutschland unterschieden werden können/müssen – dies auch aufgrund von Anregungen vonseiten der Sprachdidaktik im Bereich Deutsch als Fremdsprache (Abschnitt 3). Im vierten Abschnitt handelt es sich um die Forschungs- und Beschreibungsaufgaben, wie sie in Bezug auf diese Frage im Institut für Deutsche Sprache gesehen werden und wie sich am IDS laufende Vorhaben in den Forschungskontext einfügen.

1. Gibt es regionale Gebrauchsstandards?

Ich möchte diese Frage mit „ja“ beantworten. Ich gehe davon aus, dass im gegenwärtigen Entwicklungsstadium des Deutschen Sprachformen existieren, die als „regionale Gebrauchstandards“ aufgefasst werden können. Darunter sind geographisch definierte Varietäten- und Sprachgebrauchsmuster zu verstehen, die im jeweiligen regionalen Kontext ein entsprechend hohes Prestige tragen und die sowohl im informellen als auch im formellen Sprachgebrauch angemessen sind und akzeptiert werden. Sie weisen auf allen Sprachebenen spezifische regionaltypische Formen auf und unterscheiden sich von Dialekten und Umgangssprachen einerseits und von der kodifizierten Schrift- und Standardsprache andererseits.¹ Diese Gebrauchsstandards sind zunächst

* Dieser Vortrag entstand im Rahmen des IDS-Projekts „Variation des gesprochenen Deutsch“ unter Mitarbeit von Stefan Kleiner und Ralf Knöbl.

¹ Umgangssprache z. B. in der Definition von Mihm (2000), S. 2107; Standardsprache z. B. in der Definition des Duden, vgl. Duden-Aussprachewörterbuch (2000, Vorwort).

in zwei verschiedenen Dimensionen zu sehen: erstens einer geographischen oder horizontalen und zweitens einer vertikalen Dimension. Bezüglich der horizontalen Dimension gehe ich im Anschluss an Wolf (1994)² davon aus, dass das Deutsche in erster Linie weniger als eine plurinationale (Ammon 1995), sondern vielmehr als eine pluriareale Sprache zu betrachten ist und dass auch innerhalb der deutschsprachigen Länder mehrere Sprachlandschaften zu differenzieren und zu untersuchen sind.³ Unter dem Gesichtspunkt der vertikalen Dimension sind die regionalen Gebrauchsstandards im Rahmen der Variations- und Varietätenlinguistik zu sehen. Es herrscht diesbezüglich in der deutschen Sprachwissenschaft ein weit verbreitetes traditionelles Betrachtungsschema, das von einer grundlegenden vertikal ausgerichteten Dichotomie „Hochsprache – Dialekt“ ausgeht, mit einer dazwischen liegenden Schicht, die als Umgangssprache, Regionalsprache oder auch als (neuer) Substandard (Bellmann 1983) angesehen wird; eine typische Veranschaulichung dieses Modells findet sich z. B. im dtv-Atlas (vgl. König 1996).

Man hat sich mit regionaler Variation in der Forschung bisher vorzugsweise mehr oder weniger nur in Bezug auf die „unteren“ Schichten der vertikalen Skala – also mit Dialekten und Umgangssprachen beschäftigt. In der letzten Zeit sind einige Publikationen erschienen, die die regionale Variation explizit in Bezug auf die Standardsprache untersuchen. Besonders im Zusammenhang mit der Diskussion um die Plurizentrität des Deutschen ist die Variation in der Standardsprache etwas mehr in den Blickpunkt der Forschung gerückt (vgl. z. B. Wiesinger 1988; Ammon 1995; Polenz 1999). In der jüngeren Forschung versucht man, die regionale Variation im Rahmen von Gebrauchsstandards zu sehen. So hat Ammon (1995) im Rahmen seines Konzepts der Plurinationalität des Deutschen auch Gebrauchsstandards konzipiert. Er nutzt das Kriterium der Kodifizierung, um den Gebrauchsstandard von der jeweiligen nationalen Standardvarietät abzugrenzen. Die nichtkodifizierten Varianten, die in Modelltexten wie z. B. überregionalen Nachrichtensendungen vorkommen, stellen den „Gebrauchsstandard“ dar. Diese Kennzeichnung soll implizieren, dass bestimmte Formen im Sprachkodex nicht als standardsprachlich ausgewiesen sind. Ammon unterscheidet demnach im Rahmen der Modelltexte verschiedene Schichten des Standards: den kodifi-

² Wolf (1994) schreibt dazu: „Vorerst scheint es mir günstiger und adäquater zu sein, das Deutsche als eine pluriareale Sprache zu bezeichnen“ (S. 74). Er plädiert dafür, auch innerhalb einzelner deutschsprachiger Länder mehrere Sprachlandschaften zu differenzieren.

³ Dies ist gerechtfertigt insbesondere auch in Bezug auf die Sprecherperspektive. Denn auch Ulrich Ammon geht offensichtlich davon aus, dass gegenwärtig das regionale Sprecherbewusstsein (noch?) stärker bzw. wichtiger ist als das nationale (vgl. Ammon 1995, S. 505–511).

zierten Standard (ausgewiesen im Sprachkodex als standardsprachlich) und den nichtkodifizierten Standard (Gebrauchsstandard). Der Gebrauchsstandard umfasst nach Ammon teilweise „Sektoren der Sprache, für die es noch gar keine unumstrittenen nationsweiten Varianten gibt, wo also der Prozess der Standardisierung im Sinne der überregionalen Vereinheitlichung nicht zum Abschluss gebracht ist“ (Ammon 1995, S. 85).

Auer (1997) stellt Überlegungen zur regionalen Variation im Standarddeutschen in Deutschland an und postuliert bestimmte Entwicklungen in Richtung Destandardisierung, die die Existenz regionaler Standards zur Folge haben: „Tatsächlich muss man wohl davon ausgehen, dass es so etwas wie eine bairische, schwäbische oder auch Hamburger Variante des Standarddeutschen gibt, die im jeweiligen regionalen Kontext das höchste Prestige trägt und die in allen offiziellen Situationen angemessen ist. Daneben existiert in Deutschland allerdings auch weiterhin eine diese überspannende allgemeine deutsche normative Hochsprache; in der Phonetik umfasst sie die Orthoepie, also eine Aussprachenorm, die keiner Region zugeordnet werden kann“ (Auer 1997, S. 136). Auer nimmt an, dass die Orthoepie in den letzten Jahren an Bedeutung verloren habe und dass ihre Bedeutung gegenwärtig recht gering sei – „ihr zu folgen, ist eigentlich nur (noch) für Nachrichtensprecher sinn- und prestigevoll, weder für Politiker, Journalisten oder Universitätsprofessoren, noch für Schauspieler“ (S. 136). Da die Regionalstandards durch den orthoepischen Standard (und somit durch die Schriftsprache) immer noch überdacht sind, beschränkt er die Unterschiede zwischen den Regionalstandards und der Orthoepie auf subphonematische Prozesse wie z. B. die Durchführung der Auslautverhärtung, die Verstimmhaltung von Lenes, die Aspiration bzw. auf die Variationsbreite bei der phonetischen Realisierung der einzelnen Phoneme. Die dabei angedeutete Variationsbreite der Regionalstandards umfasst somit in etwa die regionalen Aussprachenormen, die im *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland* beschrieben sind (König 1989).

Eichinger (2001) beschreibt einen regionalen Gebrauchsstandard (am Beispiel des Süddeutschen) explizit nicht als Subsystem (wie z. B. ein Dialekt, aber auf höherer Ebene), sondern als „Varietäten- und Sprachgebrauchsmuster, das sich durch eine spezifische Auswahl aus den Optionen auszeichnet, die im deutschen Sprachraum zur Verfügung stehen“ (2001, S. 62). Er zieht daraus den methodologischen Schluss, dass es bei der Beschreibung von regionalen Gebrauchsstandards nicht darauf ankomme, sie vollständig zu beschreiben, sondern es wäre die Angabe einer Reihe von „auffälligen, salienten Merkmalen“ (S. 62) nötig. In der Phonetik beschränkt er sich bei der Angabe der salienten Merkmale in etwa auf die regionalen Ausspracheformen von König (1989).

Diese Ansätze stellen Versuche dar, die im traditionellen Betrachtungsschema vorausgesetzte, nicht-realistische regionale Homogenität des Standards zu überwinden und dadurch seiner tatsächlichen sprachlichen Realität

näher zu kommen. Insgesamt jedoch kann meines Erachtens festgehalten werden, dass die Autoren in dieser Intention nicht weit genug gehen, und zwar deswegen, weil sie ihren Betrachtungen einen doch immer noch relativ engen, eher schriftsprachorientierten Standardbegriff zugrunde legen und das tatsächlich gesprochene Register der Standardsprache nicht berücksichtigen. Diesem traditionell eng gefassten Standardbegriff entspricht nämlich die gerade im deutschen Sprachraum verbreitete Auffassung, dass alles, was vom schriftsprachlichen Standard abweicht, bereits Umgangssprache – mit reduziertem Prestige versehen – sei.⁴ Nach dieser Auffassung liegt die Umgangssprache außerhalb der akzeptierten Grenzen der Standardvarietät.⁵

Demgegenüber plädiere ich für einen erweiterten Standardbegriff, der es erlaubt, auch verbreiteten bzw. gängigen sogenannten umgangssprachlichen Phänomenen eine normative Geltung, d. h. eine Standardqualität zuzuschreiben. Ich würde es deshalb für sinnvoll halten, auch in Bezug auf das Deutsche von *formellen* und *informellen* Standards zu sprechen, so wie es der englische Germanist Martin Durrell z. B. für das Englische konstatiert und für das Deutsche vorschlägt. Durrell (1998, S. 303) weist auf die äußerst „restriktive Vorstellung von Standardsprache“ im deutschsprachigen Raum hin. Diese würde im krassen Unterschied z. B. zum Englischen oder Französischen stehen. Im Englischen existiere eine „alltägliche britische Sprechsprache“ (Durrell 2003, S. 250), die als „Colloquial English“ bzw. informelles Register auch zum Standardenglischen gehöre; diese Sprachform werde als informeller Sprechstandard selbstverständlich auch im Fremdsprachenunterricht berücksichtigt. Die Lerner werden mit typischen Merkmalen der alltäglichen britischen Sprechsprache in völlig natürlichen Gesprächen konfrontiert und es wird im Unterricht auch konsequent auf relevante Unterschiede zwischen dem formellen und informellen Register des Englischen hingewiesen. So werden auch die in der geschriebenen Sprache verpönten mündlichen Ausdrücke wie z. B. die Konstruktion *have got* gelehrt (Durrell 2003, S. 250). – Im Deutschen dagegen existiere eine ganz andere Einstellung gegenüber der Sprachform, die gelehrt werden muss: Das sollte die Schriftsprache sein oder eine an die Schriftsprache eng angelehnte schriftnahe, schriftabhängige mündliche Form. Die Existenz einer Sprachform wie „Colloquial German“ – oder einer „alltäglichen deutschen Sprechsprache“ – wird im Deutschen nach den Erfahrungen von Martin Durrell und anderen ausländischen Sprachgermanis-

⁴ Diese Meinung ist weit verbreitet. Vgl. z. B. die Anmerkung im Duden-Aussprachewörterbuch (2000, S. 64) bezüglich des Anwendungsbereichs der Umgangslautung: „Die Umgangslautung herrscht ... in der gewöhnlichen Unterhaltung zu Hause, auf der Straße und im Betrieb vor und wird für die Wiedergabe sprachlich und inhaltlich weniger anspruchsvoller Texte verwendet“.

⁵ Vgl. dazu ausführlich Durrell (1995), (1999) und (2003) mit den entsprechenden bibliographischen Angaben zu diesem Problembereich.

ten konsequent verleugnet⁶, zumindest in den Lehrmaterialien Deutsch als Fremdsprache. So vertreten z. B. auch Barbour/Stevenson (1998) folgende Meinung: „Während die von Quirk und Greenbaum verfasste Grammatik des Englischen eine realistische Beschreibung der modernen Sprachform gebildeter Muttersprachler verkörpert, sucht man in deutschen Grammatiken bis heute vergebens nach Verweisen auf bestimmte, auch in der Sprechweise gebildeter Leute anzutreffende Erscheinungen“ (S. 147). Davon, dass diese Auffassungen zutreffen, kann man sich überzeugen, indem man sich beispielsweise einmal die Standarddefinition des Duden-Aussprachewörterbuchs vor Augen führt: Danach wird die Standardlautung als eine überregionale, einheitliche, schriftnahe und deutliche Gebrauchsnorm konzipiert (Duden-Aussprachewörterbuch 2000, Vorwort). Eine solche Einstellung betrachtet Durrell (1993) aus der Sicht des Unterrichts Deutsch als Fremdsprache als ein besonderes Problem, denn das Deutsche wird als eine sehr formelle und variationslose Sprache „ohne anerkannte alltagssprachliche Variation“ dargestellt, „deren Normen mit außerordentlicher Strenge verteidigt wurden“ (S. 424). Das Problem kommt nach seiner Meinung zu selten zur Sprache und wird zu wenig berücksichtigt.

Ich möchte noch einmal kurz zu charakterisieren versuchen, was ich unter „regionalen Gebrauchsstandards“ verstehen will – und zwar aus der Sicht eines Deutschlerner, also einer Perspektive, wie sie Martin Durrell in den zitierten Aufsätzen einnimmt. Wenn sich ein Deutschlerner über die Sprechsprache in Deutschland informieren will, dann stößt er auf Wörterbücher und andere Hilfsmittel, die ihm eine schriftnahe Sprech- bzw. Aussprachenorm anbieten. Zum Beispiel, dass die Artikelform *eine* als [ainə] gesprochen wird. Kommt der Deutschlerner nach Deutschland, erfährt er aber etwas anderes, nämlich, dass die oben angegebene schriftnahe Form *eine* im Alltagsgebrauch nur wenig oder gar nicht verwendet wird. In Norddeutschland mit Ausbreitungstendenz nach Süden wird nämlich nicht [ainə] gesprochen, sondern [nə]. In Bayern wird statt [ainə] noch [a] gesprochen; [nə] und [a] sind somit die tatsächlichen Gebrauchsformen, die aber in den traditionellen Wörterbüchern aufgrund der deutschen Lexikographieggeschichte nicht verzeichnet werden und auch in Lehrbüchern nicht erscheinen.

Diese Auffassung von regionalen Gebrauchsstandards unterscheidet sich von den oben skizzierten Positionen, die alle mit einem relativ engen, schriftsprachorientierten Standardbegriff operieren. Dabei verstehe ich die regionalen Gebrauchsstandards nicht nur als regionale *Aussprachenorm* im Sinne eines sehr formellen Standardbegriffs, sondern auch als Muster, die im sprech-

⁶ Vgl. die Äußerung von Durrell (2003) dazu: „Obwohl charakteristische Merkmale des gesprochenen Registers in einigen Hörverständnisdialogen vorkommen, wird die Existenz dieser Formen effektiv dadurch vertuscht, dass der Lerner diese Texte nicht sieht und dass nicht explizit auf etwaige Unterschiede zur Schrift- und Hochsprache hingewiesen wird“ (S. 251).

sprachlichen nichtformellen Register wirksam sind. Die Sprecher treffen eine standardsprachliche Auswahl aus lautlichen, lexikalischen, morphologischen und syntaktischen Varianten gemäß den regionalen Mustern bzw. Normen in den entsprechenden sprachlichen Situationen.

2. Beispiele für Merkmale von sprechsprachlichen Regionalstandards

Anhand einiger ausgewählter Beispiele und Karten möchte ich im Folgenden das Konzept der regionalen Gebrauchsstandards etwas näher erläutern. Einige prototypische Beispiele der regionalen Gebrauchsstandards sind in den Tabellen 1–3 zusammengestellt.⁷ Diese Beispiele stammen größtenteils⁸ aus einem Korpus, das von Werner König Mitte der 1970er Jahre für die Untersuchung der regionalen Variation im Deutschen erhoben wurde. Im *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*, der 1989 erschienen ist, stellt König für die von ihm analysierte Vorlesesprache Folgendes fest (vgl. König 1989, Bd. 1, S. 122):

„Die Ergebnisse demonstrieren, dass es keine Region in der Bundesrepublik gibt, deren Aussprache den Regularitäten eines der Wörterbücher (auch in den „gemäßigten“ Varianten, „Umgangslautung“) voll entspricht. Das Bild, das die Karten zeigen, ist vielmehr so vielfältig, dass es weiterer intensiver Analysen bedarf zur Klärung der Frage, wo in der Bundesrepublik das beste „Hochdeutsch“ gesprochen wird und welches der Aussprachewörterbücher in seiner Normierung der Realität gebildeter Sprecher am nächsten kommt“.

Die Analysen der regionalen Variation im Standarddeutschen werden gegenwärtig im IDS durchgeführt, indem der spontansprachliche Teil des von König erhobenen flächendeckenden⁹ Korpus im Projekt „Variation des gesprochen Deutsch“ ausgewertet wird.¹⁰ Dieses Korpus besteht aus Gesprächen und Interviews mit Studenten/Akademikern aus 43 verschiedenen Herkunftsorten der (alten) Bundesrepublik Deutschland.¹¹ Analysiert wurden bisher ca. zehnmündige Abschnitte aus jeder Aufnahme (insgesamt etwa 7 Tonbandstunden, ca. 37.000 Tokens), und zwar Merkmale, die eine hohe Gebrauchsfrequenz aufweisen. Um die Signifikanz der regionalen Verteilung zu überprüfen, wurde die Kartiermethode angewendet. Der Vorteil dieses Korpus – z. B. im Vergleich zum Pfeffer-Korpus – besteht darin, dass es sich nicht um in gewisser Weise zufällige Aufnahmen handelt, sondern dass es methodisch

⁷ Die in den Tabellen 1–3 angeführten Beispielsätze sind durchgehend nummeriert.

⁸ Sie enthalten auch einige Beispiele aus dem öffentlichen Sprachgebrauch bekannter Politiker, und zwar die Beispiele (5), (6), (7), (25), (33), (43), (44).

⁹ Nur die frühere Bundesrepublik Deutschland. Die anderen deutschsprachigen Länder Österreich und die Schweiz sowie die frühere DDR wurden leider nicht erfasst.

¹⁰ Zum Projekt s. <http://www.ids-mannheim.de/prag/AusVar/>

¹¹ Zur ausführlichen Darstellung der Erhebung vgl. König (1989) und König (1996).

kontrolliert erhoben wurde und daher einen repräsentativen Schnitt des informellen Registers gebildeter Sprecher dokumentiert.

Ich unterscheide im folgenden zwei Typen von Merkmalen der regionalen Gebrauchsstandards: 1) sprechsprachliche und 2) regionaltypische. Unter sprechsprachlichen Merkmalen sind zunächst zu verstehen sehr verbreitete und allgemein bekannte Merkmale des gesprochenen Deutsch (vgl. Tabelle 1). Dazu gehören u. a. typische Reduktionsformen, die im untersuchten Material besonders häufig vorkommen, wie die schwachen Formen (sog. *weak forms*) von Artikeln, Pronomen, Adverbien, Konjunktionen usw., die in unbetonten Positionen auftreten und verschiedenen Tilgungen bzw. Auslassungen, Apokopen, Elisionen oder Assimilationen unterworfen sind. Man geht im allgemeinen davon aus (so z. B. Kohler 1995), dass solche Phänomene überregionale Merkmale des gesprochenen Deutsch allgemein darstellen. Einige prototypische Beispiele für sprechsprachliche Phänomene sind in der folgenden Tabelle dargestellt.

Tab. 1: Sprechsprachliche Varianten¹²

<i>Beispiele</i>	<i>Variationsphänomene</i>
(1) Freiburg: „Ich mein so Leute aus-m Ruhrgebiet, die ham <i>ne/ne</i> ziemlich harte Sprache“ (2) Augsburg: „So des war <i>a</i> Klass nach uns, glaub ich“	<eine> <i>eine – ne – ale-</i> Variation
(3) Stuttgart: „Also ich ich erinner mich an die Volksschul <i>nich</i> mehr, aber ans Gymnasium auf keinen Fall“ (4) Karlsruhe: „Ich weiß es also wirklich <i>net</i> , wo-s herkommt“ (5) „Du darfscht die Mauer <i>net</i> bauen, du darfscht den Arafat <i>nicht</i> ausweisen“ (K. Kinkel in <i>Phönix</i>) (6) „Wir sollten miteinander reden, und zwar <i>net</i> öffentlich“ (A. Nahles im <i>ZDF</i>) (7) „Ich versteh den Satz <i>net</i> , muss ich ehrlich sagen“ (H. Seehofer bei <i>Christiansen</i>)	<nicht> <i>nicht – nich – net-</i> Variation
(8) Nördlingen: „Mei Mutter <i>is</i> Lehrerin, ja“; Kiel: „Ja, aber bei mir <i>is</i> -es tatsächlich erst die zweite Generation“ (9) Stuttgart: „Und zwar, <i>isch</i> ihnen irgendwas aufgefallen in/an meim Reden, außer dem (...)“	<ist> <i>ist – is – isch</i>
(10) Bayreuth: „Wir sin insgesamt in unserem Jahrgang so – <i>jetz</i> noch hundertzwanzig Studenten, anfangs waren-s hundertzwanzig“	<jetzt>, <und> [t]-Tilgung (<i>jetz, un</i>)

¹² Lexeme, die das fokussierte Variationsphänomen veranschaulichen, sind mit Fett- und Kursivschrift hervorgehoben.

Fortsetzung Tabelle 1

<i>Beispiele</i>	<i>Variationsphänomene</i>
(11) Karlsruhe: „Ich weiß es also wirklich net wo-s herkommt“	<es> e-Elision <i>es – s</i>
(12) Hamburg: „Ah so, da muss ma praktisch seinen Dialekt überwinden lernen“	<man> n-Tilgung <i>man – ma</i>
(13) Fallingb. : „... so hochdeutsch sprechen, dass ma ihnen das nicht anmerkt wo sie herkommen“	
(14) Duisburg: „Ja, das meint ich, ma jetzt wirklich betont zum Beispiel“	<mal> l-Tilgung <i>mal – ma</i>
(15) Deggendorf: „Aber so, also vom Lautlichen her, glaub i, verstehn tun se-s scho “	<schon> n-Tilgung <i>schon – scho</i>
(16) Stuttgart: „Also ich ich erinner mich an die Volkschul nich mehr, aber ans Gymnasium auf keinen Fall“	e-Apokope
(17) Hameln: „Ich muss aber sagen, dass grade wir in Hameln n besseres Hochdeutsch reden, da streit ich mich immer mit meiner Freundin drüber, die kommt aus Hannover“	<-e>-Apokope 1.Sg. (Pron. enklitisch)
(18) Flensburg: „Ich halt mich nich raus.“	<-e>-Apokope (1.Sg.)
(19) Leer: „Ich kenne mich da so in den Sprachen nich aus.“	(Pron. proklitisch)
(20) Würzburg: „Hab ich sicher ne andere Aussprache, als wenn ich-s in-ner höheren Gschwindigkeit vorles. “	<-e>-Apokope (1.Sg.) (Distanzstellung des Pron.)
(21) München: „...dass ich da auch Sachen übernehm “	

Unter regionaltypischen Merkmalen (vgl. Tab. 2) sind dagegen zunächst solche zu verstehen, die nicht als überregionale Merkmale der gesprochenen deutschen Sprache allgemein angesehen werden können, sondern solche, die geographisch bedingt sind. Die Ausprägung dieser Varianten – d. h. zum Beispiel ihre Form und ihr grundsätzlicher arealer Geltungsbereich – sind in der Dialektologie und in der Regionalspracheforschung (Mihm 2000) im Allgemeinen bereits bekannt. Bei der Untersuchung der Regionalstandards kann daher von bestimmten Gebrauchserwartungen in Bezug auf diese Merkmale in bestimmten Regionen ausgegangen werden.

Tab. 2: Regionaltypische Merkmale

<i>Beispiele</i>	<i>Variationsphänomene</i>
(22) Duisburg: „Aber ich hab n Freund, der is aus München, un der lacht also immer da drüber, wenn wir zum Beispiel „ <i>Käse</i> “, wir sprechen das „ <i>ä</i> “ so ganz breit. Das is für uns Hochdeutsch un die sagen „ <i>Keese</i> ““ (23) München: „Erstens mal versteh ich-n [den Augsburger Dialekt] nich/ also relativ/ wenn er so richtig <i>ausgepreegt</i> gesprochen wird – schlecht“	<ä> [e:]/[ɛ:]-Variation
(24) Fallingbostal: „Meistens is ja Ostern, <i>Fingsten</i> , da is-s Semester zu Ende“ (25) „ <i>Flegeversicherungsbeitrag</i> “ [Pflege...] (U.Schmidt); „ <i>Fandflaschen</i> “ [Pfand...] (J. Trittin)	<pf-> [pf]/[f]-Variation
(26) Wittlich: „Immer, wenn <i>isch</i> , wenn <i>isch</i> längere Zeit zu Hause war und komm dann wieder hierhin, ...“ (27) Koblenz: „ <i>Mansche</i> Leute, die <i>gleischen sisch</i> ja so n bissn der Sprache, die hier gesprochen wird, an“	<ch> [ç]/[ʃ] Koronalisierung
(28) Nordhorn: „Und – das waren <i>Marburch</i> , <i>Würzburch</i> , <i>Freiburch</i> . Und die hab ich angeschrieben. Ich bekam aus <i>Marburg</i> eine Zusage, aus <i>Freiburg</i> eine Zusage und, ähm, <i>Würzburg</i> auch“	<-rg> (Spirantisierung) [rk]/[rç]-Variation
(29) Bremerhaven „Ja, ich würd schon sagen, das es hochdeutsch ist mit eim gewissen <i>Einschlach</i> “ (30) Bayreuth: „ <i>hundertzwanzich ... hundertfünfzig</i> “	<-g> Spirantisierung [k]/[x]-[ç]-Variation
(31) Bremen: „Aber das is also sehr <i>ausgepreecht</i> bei manchen Leuten, die zum Beispiel aus Bremen kommen“ (32) Nürnberg: „Ich mein, ich bin runterkommen (und) hab glei eins <i>kricht</i> “ (33) „Mir <i>liecht</i> daran“ (Kanzler Schröder); „Die Sache <i>beweecht</i> mich“ (F. Merz); „... <i>treecht</i> kein Kopftuch“ (M.-L. Beck)	<-gt> [kt]/[xt]-[çt] g-Spirantisierung
(34) Augsburg: „Unser Professoren hier <i>zumindescht</i> strengen sich sehr an“ (35) Offenburg: „Ja, ich mein, bewusst acht ich <i>fascht</i> immer auf meine Sprache“ (36) Stuttgart: „Also ich war mal n <i>Semeschter</i> an der PH un da hab ich ...“	<st> [st]/[ft] s-Palatalisierung
(37) Würzburg: „Hab ich sicher ne andere Aussprache, als wenn ich-s in-ner höheren <i>Gschwindigkeit</i> vorles“ (38) Kempten: „Des Jahr, wenn ich deutsch <i>gsprochen</i> hab, ham die Schüler also am Anfang ganz dumm <i>gschaut</i> , weil die ham einfach den süddeutschen Akzent <i>ghört</i> und da/ des waren sie net <i>gwöhnt</i> “	<ge-> [gə]/[g] e-Synkope

Im Folgenden werden einige Merkmale von regionalen Gebrauchsstandards etwas näher am Beispiel von Sprachkarten erläutert.

Einige Vorbemerkungen zum Verständnis der Karten:

- Links oben ist das Variationsphänomen angegeben, das auf der Karte beschrieben wird: [„eine“, unbest. Artikel] – Gebrauch des unbestimmten Artikels „eine“ im Korpus.
- In dem Kasten rechts oben sind die im Korpus belegten Varianten des Artikels angegeben: *eine* – *ne* – *a/e*. Für jede Variante ist die Vorkommenshäufigkeit (in Prozent) mit Hilfe von „Tortensymbolen“ dargestellt.
- Die Symbole sind farblich folgendermaßen abgestimmt: standard- und schriftnähere Formen („eine“) werden durch helleren Grauton dargestellt; die regional-sprechsprachlichen Varianten sind durch dunklere Grautöne („ne“) bzw. durch schwarze Symbole („a/e“) dargestellt.

Die Karte *eine* (vgl. Abb. 1). beschreibt den Gebrauch des unbestimmten Artikels „eine“. In unserem Korpus sind insgesamt drei Varianten belegt, wie der Legende zu entnehmen ist: die wörterbuchgemäße Artikelform „eine“ und zwei sprechsprachliche Varianten, die in Wörterbüchern nicht vorkommen – die Reduktionsform „ne“ und die vokalische Variante „a“. In Bezug auf die schriftbasierte Form „eine“ ist festzustellen, dass sie eine nur geringe Gebrauchsfrequenz aufweist (insgesamt 25 Prozent der Belege) und daher u. E. nicht als sprechsprachliche Norm angesehen werden kann. In Bezug auf die beiden sprechsprachlichen Formen des Artikels gibt es großräumige regionale Unterschiede im Gebrauch. Die Form „ne“ ist die häufigste und großräumig verwendete im Korpus (sie macht 60 Prozent der Belege aus) und kann daher als sprechsprachliche schriftferne Hauptvariante in diesem Korpus angesehen werden. Sie wird aber in Bayern nicht verwendet (Ausnahmen Nördlingen und Simbach mit je 10 Prozent). In Bayern bzw. im Südosten wird die vokalische Form „a“ für „eine“ verwendet, die dort 80 Prozent der Belege darstellt und somit als stabiles Merkmal des regionalen Standards angesehen werden kann. Die Karte zeigt deutlich, dass keine einheitliche Südnorm bezüglich des Gebrauchs der sprechsprachlichen Varianten existiert. Im *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen* (Eichhoff 2000)¹³ liegt für die Formen „ne“ und „a“ noch eine klare Nord-Süd-Gliederung vor. Belege für „ne“ finden sich bei Eichhoff im Süden nur vereinzelt in Hessen und Baden-Württemberg (Frankfurt und Freiburg), ansonsten ist überall im Süden vokalisches „a“ belegt. Man könnte also nach dem König-Korpus von einer Expansion der Form „ne“ in den südwestlichen Raum sprechen.

¹³ Eichhoff (2000), Karte 4-66, im Satz „Er hat sich eine Wiese gekauft“.

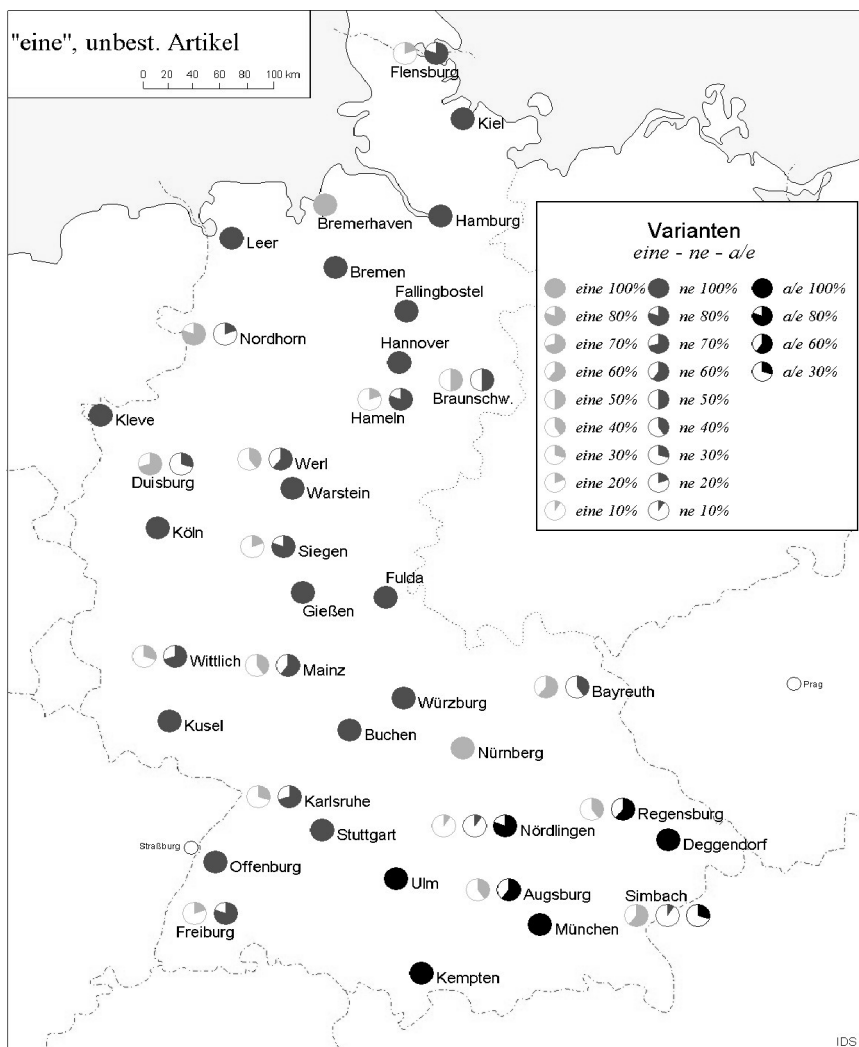


Abb. 1: Gebrauchsvarianten des Artikels *eine*

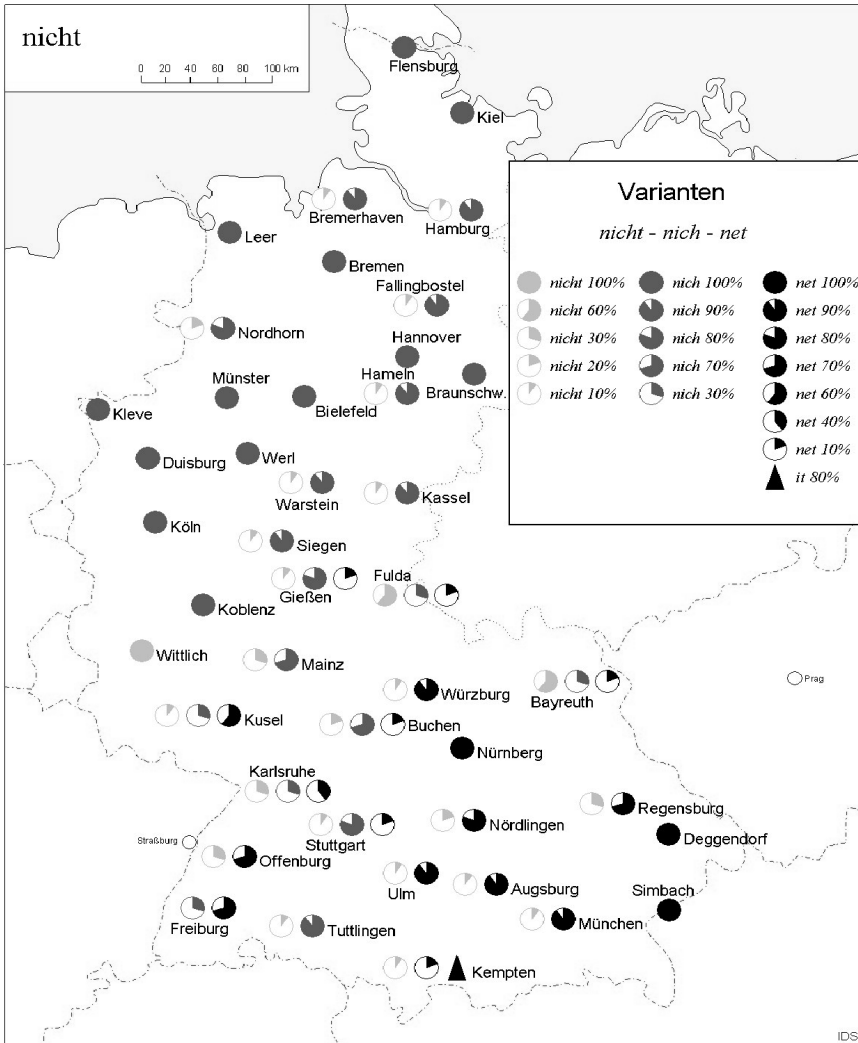
Auf der zweiten Karte geht es um die Formen von „nicht“ (vgl. Abb. 2). In unserem Korpus sind neben der schriftbasierten wörterbuchgemäßen Form „nicht“ noch zwei sprechsprachliche Hauptvarianten belegt: „nich“ (mit getilgtem *t*) und die Variante „net“. Bezüglich der schriftsprachgemäßen Wörterbuchform „nicht“ muss festgehalten werden, dass sie zwar im gesamten Untersuchungsgebiet verstreut vorkommt, aber mit einer sehr geringen Gebrauchsfrequenz (7 Prozent aller Belege) und sie kann daher nicht die sprechsprachliche Norm repräsentieren. In Bezug auf die sprechsprachlichen Varianten „nich“ und „net“ zeigen sich großräumige regionale Unterschiede im

Gebrauch und es existieren offensichtlich zwei Gebrauchsnormen: eine Nordnorm mit „nich“ und eine Südnorm mit „net“. Die Variante „nich“ dominiert in der Nordhälfte und ist – ähnlich wie „ne“ auf der vorherigen Karte – auch im Südwesten gebräuchlich. Sie kommt in 65 Prozent der Gesamtbelege vor. Diese Variante kann als sprechsprachliche, schriftferne Hauptvariante betrachtet werden und sollte auch in Wörterbüchern des Standarddeutschen berücksichtigt werden, wie das z. B. im Englischen der Fall ist, wo die Aussprache von schwachen Formen regelmäßig dokumentiert wird (vgl. z. B. Wells 2000).

Im gesamten Süden (bis zur Nord-Grenze etwa bei Fulda, Gießen und Kassel) ist die Form „net“ belegt. Diese Form scheint besonders im Südosten stabil zu sein, weil sie dort – neben der schriftsprachnahen Form „nicht“ – auch die einzige sprechsprachliche Form darstellt. Im Südwesten ist „net“ hingegen weniger stabil, weil hier auch das aus dem Norden entlehnte „nich“ verwendet wird, wie der Karte zu entnehmen ist. Trotzdem ist „net“ auch hier ein wichtiges Merkmal des regionalen Gebrauchsstandards. Vergleicht man die Nordgrenze der Variante „net“ im König-Korpus mit Eichhoffs Wortatlas, in dem *net*-Formen noch im Raum Köln belegt sind – ist die *net*-Grenze im König-Korpus besonders im Westen etwas nach *Süden* vorgerückt. Vom Gesichtspunkt des kodifizierten schriftsprachnahen Standards erscheint diese Form möglicherweise als dialektal; vom Gesichtspunkt der sprachlichen Realität kann sie u. E. durchaus als eine in gewisser Weise standardisierte Variante eines tatsächlich existierenden großräumigen süddeutschen Gebrauchsstandards klassifiziert werden. Dies wird bestätigt durch einen Blick in den Wenker-Atlas¹⁴ und die dort dokumentierte Vielfalt von tatsächlichen dialektalen Formen für „nicht (z. B. *nich*, *nech*, *nit*, *net*, *nöt*, *niat*, *näit*, *ni*, *it*, *et*). Im Vergleich dazu hat sich die Formenvielfalt im Wortatlas von Eichhoff bereits reduziert; in unserem Korpus sind praktisch nur noch zwei großräumige sprechsprachliche Formen belegt: „nich“ und „net“ (nur in Kempten kommt noch „it“ vor, vgl. Karte 2). Die Variante „net“ ist im Süden auch gegenwärtig noch eine fast genauso gängige und häufig verwendete Form wie die Variante „nich“ im Norden: Sie wird ebenso wie „nich“ auch im öffentlichen – durchaus auch überregionalen – Sprachgebrauch verwendet, wie drei aktuelle Beispiele von bekannten Politikern zeigen:

- aus dem südwestdeutschen Raum (Tab. 1, Satz 5): „Du darfscht die Mauer **net** bauen, du darfscht den Arafat nicht ausweisen“ (K. Kinkel in *Phönix*);
- aus dem südostdeutschen Raum (Tab. 1, Satz 7): „Ich versteh den Satz **net**, muss ich ehrlich sagen“ (H. Seehofer bei *Christiansen*);
- aus dem rheinland-pfälzischen Raum (Tab. 1, Satz 6): „Wir [mit Bezug auf den Kanzler] sollten miteinander reden, und zwar **net** öffentlich“ (A. Nahles im *ZDF*).

¹⁴ DiWA (vgl. Bibliographie)

Abb. 2: Gebrauchsvarianten von *nicht*

Aus den beiden vorgeführten Karten kann bereits abgeleitet werden, dass Bayern allgemein resistenter gegen sprachliche Neuerungen zu sein scheint – was möglicherweise etwas mit der Frage der Zukunft der regionalen Gebrauchsstandards zu tun hat. Es hat zumindest die norddeutsche Sprechform „nich“ nicht übernommen, genauso wie die Artikelform „ne“ (auf der Karte 1), sondern bleibt bei den eigenen, z. T. standardisierten Formen „net“ und „a“. Dies gilt für den Zeitpunkt der Erhebung des König-Korpus, die Mitte der 1970er Jahre stattgefunden hat. Heutzutage hat sich die sprachliche Situation wohl auch in Bayern teilweise verändert. So thematisiert der *För-*

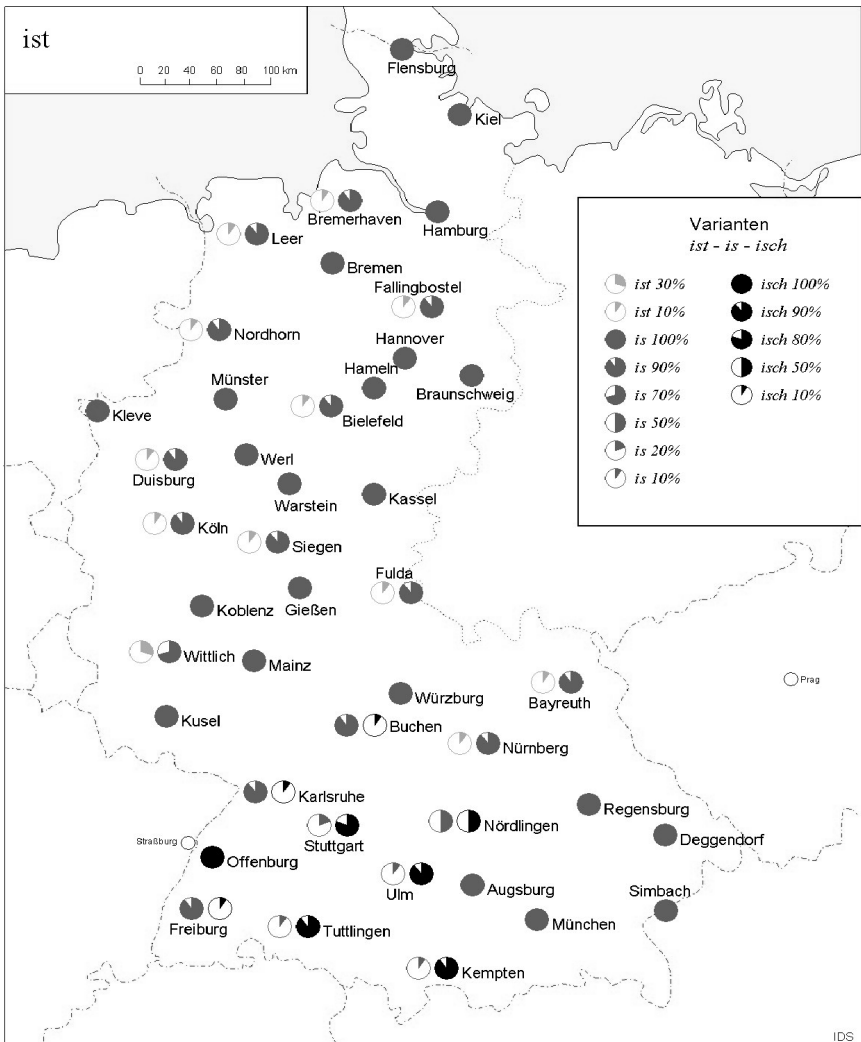


Abb. 3: Gebrauchsvarianten von *ist*

*derverein bairische Sprache und Dialekte*¹⁵ in ganz besonderer Weise die nord-deutschen Formen „nich“ und „ne“, die wohl gegenwärtig zumindest in München häufig zu hören sind.

Die Karte 3 beschreibt die Verwendung von „ist“ im Korpus (Abb. 3). Zwei sprechsprachliche Varianten sind in Deutschland im Gebrauch: „is“ (mit getilgtem *t*) und „isch“ mit *s*-Palatalisierung. Beide Formen erscheinen nicht in

¹⁵ Vgl. im Internet: www.bayerische-sprache.de

Wörterbüchern. Die schriftnahe Wörterbuchform „ist“ (mit Dentalplosiv) zeigt eine äußerst geringe Auftretenshäufigkeit: Sie wurde insgesamt in nur 2 Prozent aller Gebrauchsfälle verwendet und muss so für den Sprechstandard auf der Basis des König-Korpus als nicht repräsentativ angesehen werden. Sie kommt im Süden Deutschlands nicht vor. Die *t*-lose Variante „is“ ist im Südosten genauso wie in Mittel- und Norddeutschland verbreitet. Die Wenker-Karten zeigen ebenfalls fast im ganzen deutschen Sprachgebiet Formen ohne Dentalplosiv.¹⁶ In keinem deutschen Dialekt wurde anscheinend ursprünglich die heutige schriftliche Standardform „ist“ (mit Dentalplosiv) verwendet. Es liegt hier mit „is“ ein Beispiel für eine genuine mündliche sprechsprachliche Form des Deutschen vor, die auch als standardsprachlich gelten könnte, wenn nicht die Form „ist“ schriftsprachgemäß standardisiert worden wäre. Ein großes Gebiet in Südwestdeutschland ist vertreten durch die Variante „isch“, die dort als Gebrauchsstandard angesehen werden kann. Auch Politiker aus Südwestdeutschland (wie Wolfgang Schäuble, Klaus Kinkel oder Erwin Teufel) verwenden diese Form bzw. auch andere Lexeme mit *s*-Palatalisierung im öffentlichen Sprachgebrauch.

Die bisher dargestellten Sprachkarten veranschaulichen die Variationsphänomene der sprechsprachlichen Lautung. Durch ihre hohe Vorkommenshäufigkeit im gesprochenen Deutsch sind sie für die Ausprägung der regionalen Gebrauchsstandards von großer Relevanz. Die nächste Karte (vgl. Abb. 4) beschreibt ein Phänomen, das sich an der Grenze zwischen Phonologie und Morphologie befindet: die *e*-Apokope in der Verbflexion der 1. Person Singular, z. B. „find ich“, „sag ich“, „könnt ich“ usw. An diesem Beispiel zeigt sich die Existenz von eigenen Sprechsprachnormen des gesprochenen Deutsch noch einmal besonders deutlich. Nach Kohler (1995, S. 207) „kann“ die *e*-Elision prä- und enklitisch auftreten. Diese Aussage muss nach den Ergebnissen aus dem König-Korpus nun präzisiert werden. Wir haben 1160 Verwendungsfälle der 1. Pers. Sg. in vier verschiedenen Kontexten analysiert: a) mit vor- und b) mit nachgestelltem Personalpronomen, c) mit Pronomen in Distanzstellung und d) die Apokope im Verb „haben“ (z. B. „ich hab“ bzw. „hab ich“). Es hat sich gezeigt, dass z. B. bei nachgestelltem Pronomen unabhängig von regionalsprachlichen Faktoren fast immer (in 98,8 Prozent) Apokope eintritt. Hier könnte also bereits eine neue sprechsprachliche Regel formuliert werden, die den Gebrauch der Personalendung in der Verbflexion der 1. Sg. in der Sprechsprache beschreibt. In einigen Grammatiken wird zwar auf die Variabilität als solche hingewiesen¹⁷, aber in keiner Grammatik des Deutschen findet sich diese fast zu 100 Prozent gültige Regel des gesprochenen Deutsch, die folglich auch im DaF-Unterricht berücksichtigt werden sollte.

¹⁶ DiWA (vgl. Bibliographie)

¹⁷ Eine ausführliche Übersicht dazu s. Eisenberg (1998), S. 182.

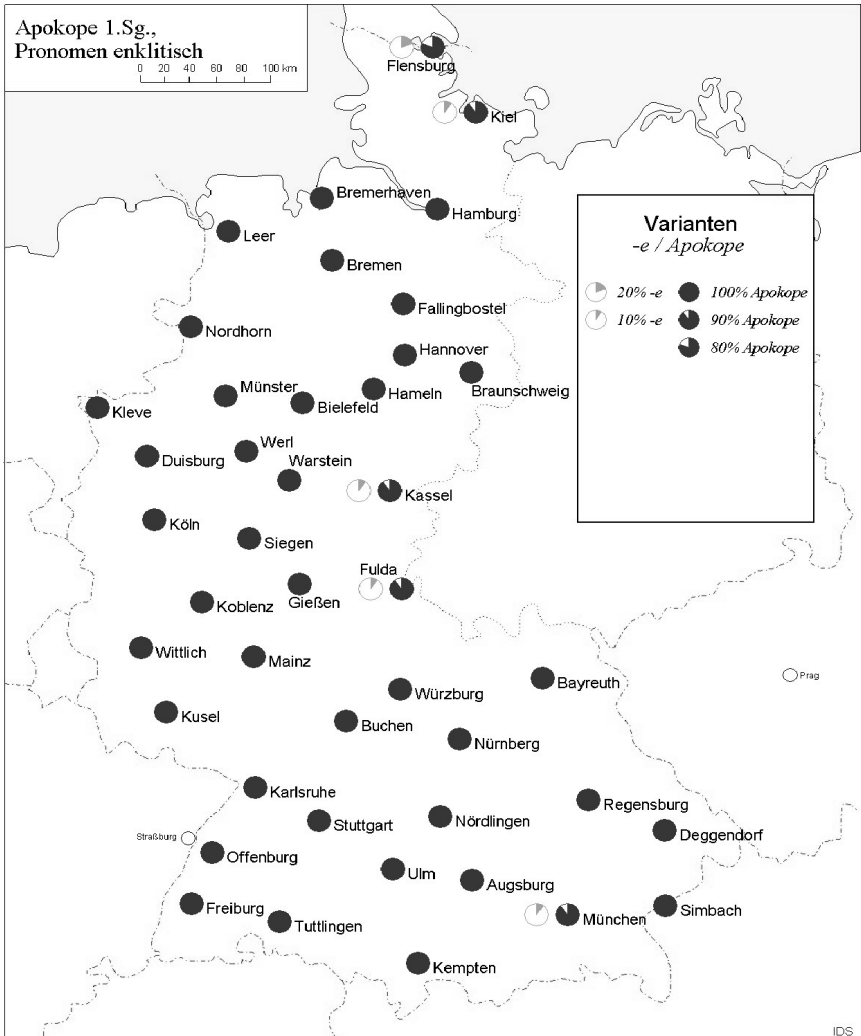


Abb. 4: e-Apokope bei nachgestelltem Pronomen (*sag ich, mach ich* u. a.)

Im Folgenden werden noch zwei Beispiele für typische regionale Merkmale der Gebrauchsstandards veranschaulicht. Die nächste Karte (Abb. 5) beschreibt die *g*-Spirantisierung vor Plosiv wie z. B. in Wörtern *trägt* [tre:çt] und *bewegt* [bøve:çt]. In der vorgelesenen Sprache kommen diese Varianten so gut wie nicht vor, wie der Ausspracheatlas von König (1989, Bd. II, S. 305) zeigt. In der Spontansprache dagegen ist die Variante häufig belegt und es zeigen sich großräumige regionale Unterschiede zwischen Norden und Süden: Spirantisierte Varianten (nicht-normgerechte nach kodifizierten Regeln) kommen im Norden großräumig vor; nichtspirantisierte Varianten, d.h. normgerechte – nur im Süden. Am stärksten variabel im Gebrauch (bezüglich

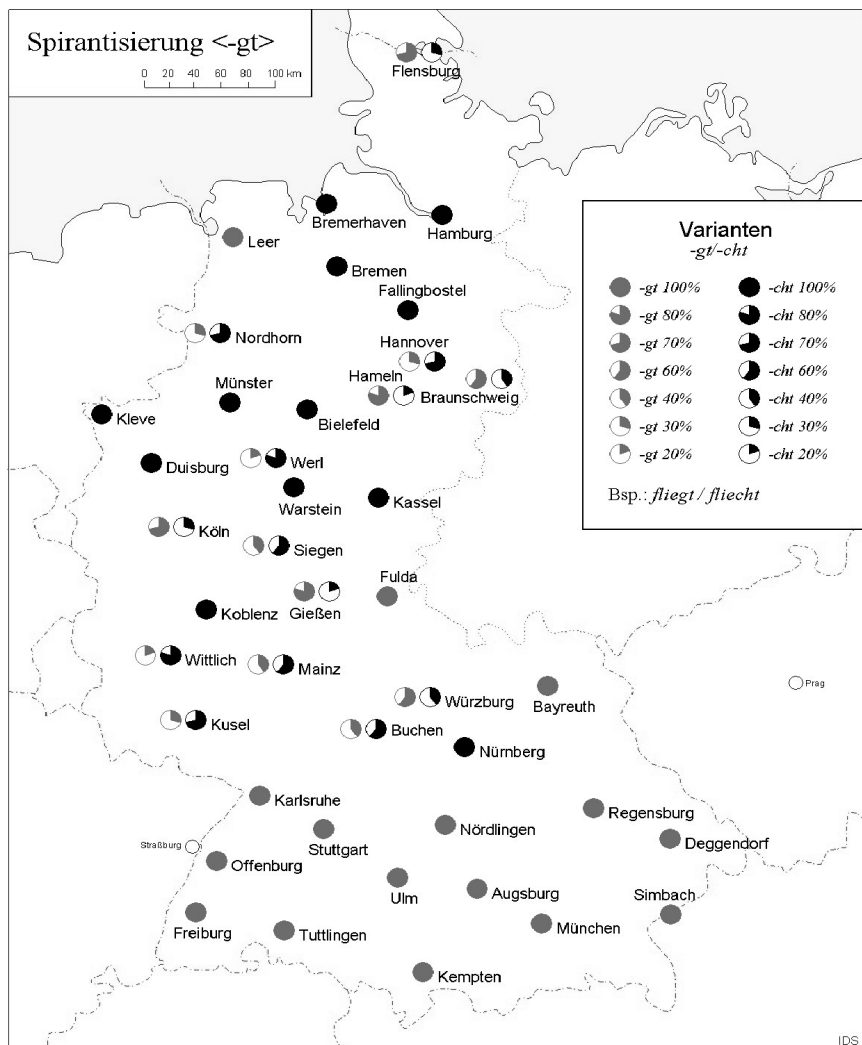


Abb. 5: Gebrauchsvarianten -gt/-cht

dieses Phänomens) ist der westmitteldeutsche Raum. Das Merkmal wird gewöhnlich als norddeutsches Schibboleth, also als typisches Kennzeichen mit hohem regionalen Symptomwert angesehen, ist aber nach den Daten des von uns untersuchten König-Korpus – wie die markierten Symbole auf der Karte 5 zeigen – auch in Mitteldeutschland und Ostfranken ein häufig belegtes Merkmal des gesprochenen Standards.

Die nächste Karte (Abb. 6) beschreibt schließlich ein weiteres großräumiges regionales Merkmal: die *e*-Synkope im schriftsprachlichen Präfix *ge-* (Tilgung des Vokals in der Vorsilbe *ge-*). Auch hier ist kein Vergleich zur Vorlesesprache (König 1989) möglich, da dieses Phänomen ein typisch spontansprachliches

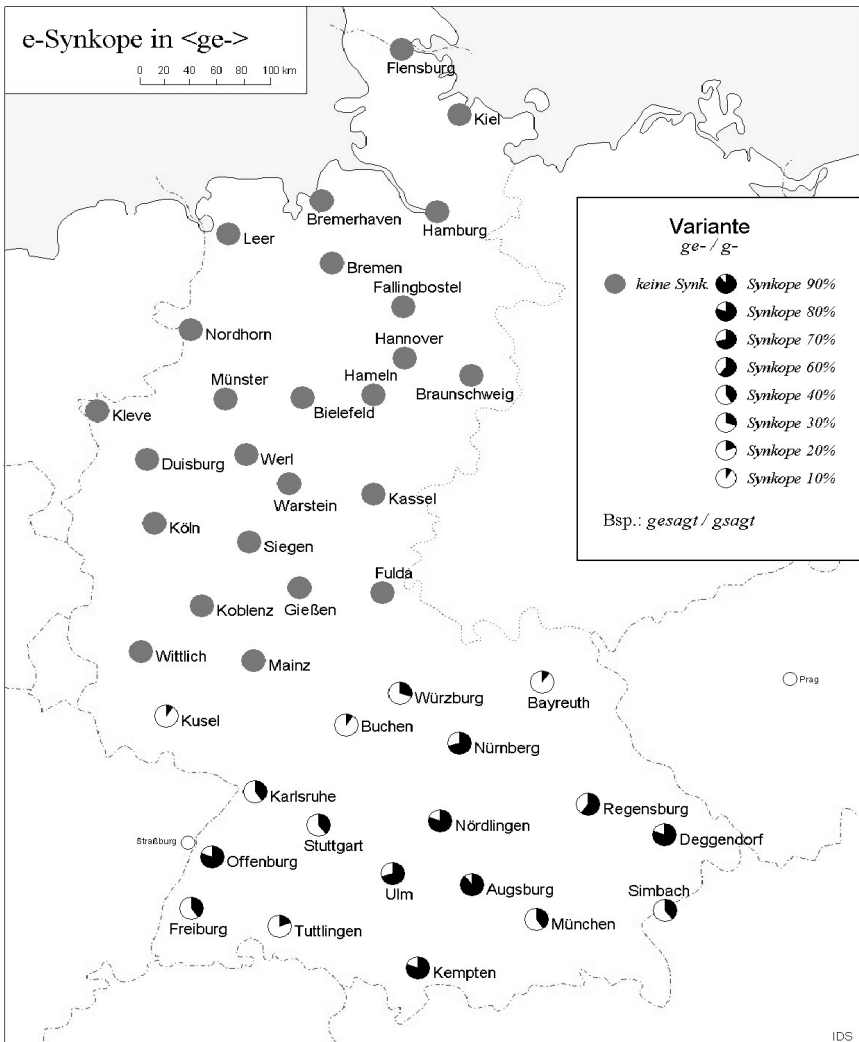


Abb. 6: ge-Synkope

ist und in der Vorlesesprache in der Regel nicht vorkommt. Die e-Synkope ist im Korpus sowohl bei Verbalpräfix belegt als auch bei Adjektiven und Substantiven. Die Karte zeigt großräumige regionale Unterschiede und eine eindeutige Nord-Süd-Zweigliederung: die Synkope wird nur im südlichen Teil des Untersuchungsgebiets vorgenommen.¹⁸ Die synkopierte süddeutsche Variante fällt im öffentlichen Sprachgebrauch mehr auf als z. B. die norddeutsche Spirantisierung. Das hängt vermutlich damit zusammen, dass süddeutsche Merkmale grundsätzlich weniger als standardsprachgemäß ange-

¹⁸ Ein Beispiel aus dem König-Korpus (vgl. Tabelle 2, Satz 38).

sehen werden und deswegen mehr als regionale Abweichungen auffallen.¹⁹ Das Duden Aussprachewörterbuch z. B. erwähnt die Spirantisierung (und andere norddeutsche Merkmale) zumindest als „Umgangslautung“ in der Einleitung²⁰; die *e*-Synkope wird dagegen nicht als Umgangslautung beschrieben, d. h. sie wird von vornherein als dialektal eingestuft.²¹

Bisher wurden nur Beispiele aus dem lautlichen Bereich dargestellt. Darauf beschränkt sich aber das Konzept der Gebrauchsstandards nicht, wie ich bereits angedeutet habe. Regionaltypisch-sprechsprachliche Merkmale sind im Gesprächsteil des König-Korpus auf allen Sprachebenen belegt; allerdings wurde die Variation im syntaktisch-grammatischen Bereich bisher von uns noch nicht näher untersucht. Einige prototypische Beispiele sind in der Tabelle 3 zur Illustration dargestellt.

Tab. 3: Einige syntaktische, morphologische und lexikalische Varianten des König-Korpus

<i>Beispiele</i>	<i>Variationsphänomene</i>
(39) Hannover: „ Da kommt ma(n) ja jetzt nich ma(l) mehr in der Zwischenprüfung mit durch“	Distanzstellung bei Pronominaladverbien <i>dabei, dafür, dazu, damit, womit</i> usw.
(40) Gießen: „Ich schieb-s ein bisschen auf das Wetter vielleicht, wo man doch oft Pech mit hat in Norddeutschland“	
(41) Werl: „Also diese Schweine hab ich nie viel für über gehabt“	
(42) Siegen: „Das Geld, was man nich als Steuer zahlen muss, da kann man ja mit arbeiten, ne?“	
(43) „Es geht nich, nur dazu zu sagen, wo man gegen is, sondern auch wo man für is“ (J. Rüttgers)	
(44) „ Da bin ich nun wirklich weit von entfernt (Kanzler Schröder)“ „ Da gehe ich keinen Millimeter von ab“ (R. Völler)	
(45) Bremen: „Ja, in Norddeutschland is-es eigentlich kaum der Fall, weil Plattdeutsch wird sowieso nich mehr gesprochen“	Hauptsatz-Wortstellung nach <i>weil</i>
(46) Werl: „Ich hab da auch nich den absoluten Durchblick, weil ich hab mich jetzt zum dritten Mal beworben und ich rück weder vor noch irgendwie zurück auf der Warteliste, ne?“	

¹⁹ Vgl. dazu auch die detaillierten Ausführungen von König (1996).

²⁰ Duden-Aussprachewörterbuch (2000), S. 66.

²¹ Dazu ein Beispiel: Bayerns Ministerpräsident Stoiber verwendet gelegentlich bei Interviews im Bayerischen Rundfunk die synkopierte Variante, überregional aber weitgehend nicht, sondern dafür volles *ge*. Kanzler Schröder dagegen spirantisiert auch in höchsten Kontextstilen, die keineswegs als umgangssprachlich charakterisiert werden können, z. B. in Regierungserklärungen.

Fortsetzung Tabelle 3

<i>Beispiele</i>	<i>Variationsphänomene</i>
(47) Karlsruhe: „Von Hannover explizit noch nich, nein, hab ich noch nie so ghört ghabt “	Tempusgebrauch (Doppelperfekt)
(48) Augsburg: „Was haben sie denn da so gelernt, das tät mich mal interessieren “ [Int.]	<i>tun</i> -Konjunktiv
(49) Werl: „Nein, ich fund das sogar, als ich hier nach Freiburg kam , fund ich das unheimliches Hochdeutsch, was ich da sprach .“	Formenpräferenz Präteritum
(50) Karlsruhe: „Weil also verschiedene Bundesländer doch einige Anforderungen mehr stellen in Pädagogik wie z.B. Baden-Württemberg“	Komparativpartikel <i>wie – als</i>
(51) Ulm: „Dann hat sich des quasi a bissle erhalte“	(-chen,-lein)
(52) Nördlingen: „ Nee! “[...] „ Naa, naa! “	<nein>
(53) Kusel: „Ach nee , (ich) weiß net, s is halt so.“ – „ Nein , danke!“	<i>nein – nee – naa – 'a'a</i>
(54) Werl: „Und dann ham-wer-s uns überleecht, ob-wer doch nich hierhin könnten“	<i>hierhin – hierher</i> Lexempräferenz

Das sind in der Syntax Wortstellungsregularitäten wie die Distanzstellung bei Pronominaladverbien *davon*, *damit*, *dagegen*, *dafür* usw. (Beispielsätze 39–44). Diese syntaktische Variante breitet sich gegenwärtig aus, wird insgesamt aber als typisch norddeutsch betrachtet (Stellmacher 2001, S. 28). Sie ist auch für Politiker im öffentlichen Sprachgebrauch typisch (Beispiele 43–44). In der Morphologie sind das besondere Formen des Plusquamperfekts (die Variante Doppelperfekt im Beispiel 47). Die Konjunktiv-Variante mit dem Verb *tun* ist durch ein Beispiel aus Augsburg dargestellt (Satz 48). Regionale Unterschiede bestehen auch bei Gebrauchspräferenzen, z. B. von Präteritum im Norden gegenüber einer vermehrten Verwendung des Perfekts im Süden (Beispiel 49). Trotz des eingeschränkten Umfangs des untersuchten Test-Korpus lassen sich auch einige lexikalische Unterschiede feststellen, die eine signifikante regionale Verteilung des Wortschatzes in den Sprachgebrauchsstandards bestätigen.

3. Wie viele regionale Gebrauchsstandards müsste/könnte man unterscheiden und lehren?

Zu Beginn des dritten Abschnitts möchte ich noch einmal kurz auf die Position von Durrell (2003 u. a.) in Bezug auf das Englische verweisen. Er stellt für das Englische einen sprechsprachlichen Gebrauchsstandard fest, der sich durch bestimmte Sprachmerkmale auszeichnet und der realistischerweise

auch im Fremdsprachenunterricht gelehrt werden muss. Etwas Analoges fordert er für das Deutsche, und zwar nicht zuletzt deshalb, um Deutschlernern ein realistisches Bild von der Sprachgebrauchssituation in Deutschland zu vermitteln. Ich schließe mich der Einschätzung Durrells grundsätzlich an. Wir brauchen auch für das Deutsche eine Beschreibung des sprechsprachlichen schriftfernen Standards. Allerdings ist dieser sprechsprachliche Standard regional geprägt – was jedoch nicht gleichzusetzen ist mit dialektal, wie die oben erläuterten Beispiele verdeutlicht haben. Ich widme mich im Folgenden der Frage, wie viele regionale Gebrauchsstandards man im gegenwärtigen Deutschen denn differenzieren müsste bzw. könnte.²²

Es gibt nach unserem Material sicherlich einen großräumigen norddeutschen Gebrauchsstandard.²³ Er ist relativ einheitlich und auch relativ nah zum Schriftdeutschen und weist insgesamt keine große Variationsvielfalt auf. Im Vergleich zum *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen* von Eichhoff scheint die südliche Grenze dieses Raumes teilweise nach Süden vorgerückt zu sein. Berücksichtigt man die Expansion der norddeutschen Varianten in das Mittel- und Südwestdeutsche, seine relative Nähe zum Schriftdeutschen und die vergleichsweise geringe, aber konsequent ausgeprägte Variation, dann ist nach unserem jetzigen Kenntnisstand in diesem Raum ein Sprechstandard mit einer norddeutschen Gebrauchsnorm („Nordnorm“) feststellbar.

Anders als im Norden, stellt sich das Oberdeutsche beim regionalen Gebrauchsstandard nicht als einheitlicher Raum dar. Von einer „Südnorm“ kann nur bedingt gesprochen werden, denn es ist im Süden eine Ost/West-Differenzierung zu erkennen. Es lassen sich hier zwei Sprechstandards feststellen.

a) Im Südosten, ungefähr auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Bayern, zeichnet sich nach den Daten bezüglich der untersuchten Merkmale ein ziemlich einheitlicher bayerischer Gebrauchsstandard ab. Franken und Bayerische Schwaben sind bekanntlich keine sprachlichen, sondern politische Bayern – weil sie nach administrativer Einteilung zum Land Bayern gehören, jedoch eine von Altbayern deutlich abweichende dialektale Basis aufweisen. Dieser sprachliche Unterschied lässt sich im Standardsprachgebrauch nach vorliegenden Daten nicht in dieser Konsequenz beobachten. Es entsteht der Eindruck, dass die Sprecher aus diesen Regionen einen gemeinsamen Sprachkonservatismus zeigen, der sich vielleicht auch aus der gemeinsamen Identität als „Staatsbayern“ ergibt.²⁴ Unter *Sprachkonservatismus* verstehen wir hier die Tatsache, dass der Raum vergleichsweise ver-

²² Der Vorschlag zur regionalen Differenzierung des bundesdeutschen Raumes basiert auf den bisher vorliegenden Untersuchungsergebnissen (Analysen und Karten) des König-Korpus. Stand: März 2004.

²³ Vgl. dazu auch Stellmacher (1997) und Stellmacher (2001).

²⁴ Zum Einfluss des Bairischen auf die Sprache Bayerisch-Schwabens vgl. jetzt Kleiner (2003).

geschlossen ist gegenüber sprachlichen Neuerungen aus dem Norden. Der bayerische Gebrauchsstandard ist auch aus diesem Grunde schriftferner als in Norddeutschland.

- b) Obwohl das Schwäbisch-Alemannische im südwestlichen Teil nach den Daten des König-Korpus teilweise instabil erscheint, nehmen wir auch hier einen eigenen Gebrauchsstandard an, der sich ungefähr mit dem Gebiet des Bundeslandes Baden-Württemberg deckt. (Dies ist im übrigen auch der Sprachraum, für den der Werbeslogan *Wir können alles – außer Hochdeutsch* das Vorhandensein eines regional geprägten Standards geradezu als Markenzeichen in Anspruch nimmt.) Die Besonderheit dieses Raumes äußert sich in einer spezifischen Kombination einerseits von eigenen und andererseits von außen übernommenen sprachlichen Merkmalen. Darin besteht die Eigenständigkeit oder auch die Dynamik (bzw. Instabilität) der südwestdeutschen Norm, wodurch die Sprachregion variantenreicher erscheint als z. B. der Südosten. Als Gründe für die „Aufnahmefreudigkeit“ des Südwestens für standardnähere (und damit in der Regel norddeutsche) Formen ist möglicherweise ein Sprachbewusstsein zu nennen, das schon viel früher als in Bayern eine Tendenz zur Aufgabe regionalsprachlicher Merkmale aufgewiesen hat. Das hat offensichtlich zur Folge, dass der Gebrauchsstandard in Südwestdeutschland eine merkliche Annäherung an das Standarddeutsche erfahren hat, ganz im Gegensatz zu Bayern, wo man mit dem Slogan *Mir san mir* die regionale Identität häufig auch mit entsprechenden sprachlichen Mitteln zu untermauern pflegt.

Schwieriger ist es, einen eigenständigen mitteldeutschen Gebrauchsstandard anzunehmen. Immer wieder begegnet in den Kartenbildern ein Nord/Süd-Kontrast, der aber im Gegensatz zur Lautverschiebungslinie, die das Niederdeutsche vom Mitteldeutschen trennt, viel weiter südlich anzusetzen ist. Dieser Kontrast lässt sich an einem Linienbündel feststellen, das sich nördlich und südlich der Mainlinie staffelt und maximal zwischen Fulda und Gießen im Norden und Nürnberg und Karlsruhe im Süden pendelt. Die Besonderheit des mitteldeutschen Raumes besteht nach den vorliegenden Daten vor allem darin, dass der Sprachgebrauch sich je nach Merkmal entweder nach der Nordnorm oder nach der Südnorm richtet.²⁵ Große Teile des traditionellen Mitteldeutschen, z. B. Mainz, Koblenz, Köln gehen mit dem Norden, d. h. ihr regionaler Gebrauchsstandard unterscheidet sich in den bisher von uns untersuchten Merkmalen nicht von dem des Nordens. Nach Süden reicht dieser Interferenzraum besonders im Ostfränkischen in das Oberdeutsche hinein (Buchen, Würzburg, Nürnberg, Bayreuth). In dem von uns untersuchten Material zeigt sich zwar eine deutliche Tendenz zum Norden, aber als norddeutscher Standard im oben beschriebenen Sinn kann der traditionelle mitteldeutsche Raum jedoch nach dem jetzigen Kenntnisstand nicht klassifi-

²⁵ Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Dingeldein (2001), S. 47.

ziert werden. Der mitteldeutsche Raum bedarf also besonders einer weiteren Untersuchung und Beschreibung, um Aufschlüsse über seinen Status als eigenständiger Gebrauchsstandard zu erhalten. Vorläufig kann man angesichts der Datenlage zumindest davon ausgehen, dass im mitteldeutschen Raum – gerade weil er als breites Interferenzgebiet zwischen nördlichen und südlichen Formen fungiert – ein eigenständiger, regional differenzierter Gebrauchsstandard existiert.

Auf der Grundlage der Ausführungen würde ich somit vorläufig vier regionale Gebrauchsstandards für das Deutsche (in der alten Bundesrepublik Deutschland) differenzieren, wie sie auf der Karte (Abb. 7) zu sehen ist: 1) einen sicheren, relativ schriftfernen Gebrauchsstandard in der Nordhälfte Deutschlands; 2) einen stabilen, schriftfernen Gebrauchsstandard im Südosten Deutschlands; 3) einen labilen, neuerungsfreudigen Gebrauchsstandard im Südwesten Deutschlands; 4) einen regional differenzierten, wenig eigenständigen Gebrauchsstandard in einem Interferenzraum in der südlichen Mitte Deutschlands.

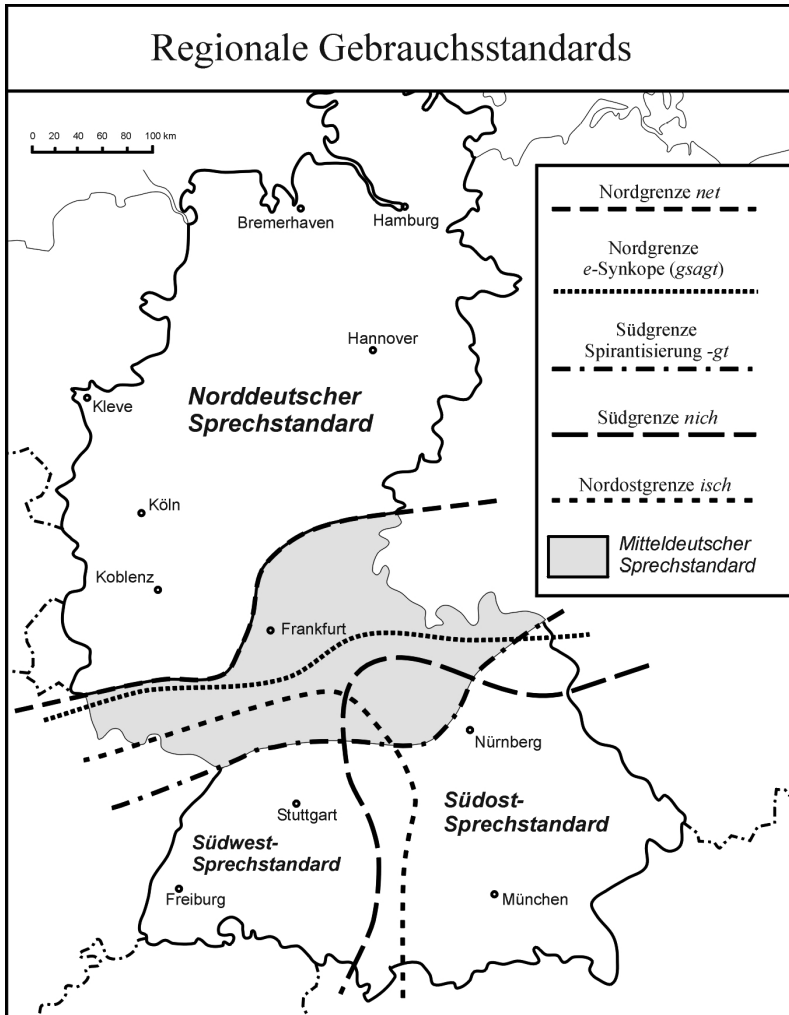


Abb. 7: Regionale Gebrauchsstandards

Anmerkung zur Karte: Diese Karte basiert auf den spontansprachlichen Daten des König-Korpus und stellt eine grobe Einteilung der regionalen Gebrauchsstandards des Deutschen dar. Diese Einteilung ergibt sich durch die Isoglossen einiger großräumiger Varianten, die im Text ausführlich erläutert wurden, und weiterer sprechsprachlicher Phänomene, die in Tabelle 1–3 zusammengefasst sind. Nicht berücksichtigt sind die von König (1989) beschriebenen Merkmale der Aussprache des Schriftdeutschen, weil diese Merkmale allein nicht zur arealen Definition regionaler Gebrauchsstandards ausreichen. Deren Isoglossen decken sich jedoch in vielen Fällen mit den hier dargestellten. Für ein differenzierteres Bild sind weitere Analysen notwendig.

4. Forschungs- und Beschreibungsaufgaben

Angeregt durch Sprachbeschreibungen, die für das britische Englisch existieren,²⁶ muss auch für das Deutsche eine Sprachschicht konzipiert und beschrieben werden, die relativ schriftsprachfern ist und dennoch die Dialekte und dialektgeprägten Umgangssprachen überlagert. Diese Sprachschicht kann als schriftferner, informeller, sprechsprachlicher Standard charakterisiert werden. Das entspräche dem Konzept des „colloquial english“, also: „colloquial german“. Ich schlage den Ausdruck „deutscher Sprechstandard“ vor. Im Unterschied zum Englischen kann man allerdings bezüglich des Deutschen nicht von einem völlig überregionalen „colloquial german“ sprechen. Man muss vielmehr großräumige regionale Unterschiede annehmen, wie die oben angeführte Beispiele auf den Sprachkarten zeigen. Es handelt sich also um „regionale Gebrauchsstandards“.

Es gibt verschiedene Gründe, die großräumigen regionalen Gebrauchsstandards zu erforschen und zu beschreiben. Zwei dieser Gründe sind:

a) Die herkömmlichen und bis heute tradierten Konzepte über die Sprachverhältnisse im Deutschen entsprechen einfach nicht mehr den Sprachgebrauchsrealitäten, d. h. es gibt Unzulänglichkeiten in der Beschreibung des heutigen Deutsch. Im traditionellen Betrachtungsschema der Variation (vgl. Abschnitt 1) wird auf oberster Ebene ein schriftsprachlich orientierter Standard, gewissermaßen eine Hochsprache, angenommen. Dann – auf der zweiten Ebene – folgen regionale Umgangssprachen. Mihm (2000) skizziert aufgrund der Forschungslage in der Umgangs- und Regionalspracheforschung allein fast fünfzig verschiedenartige groß- und kleinräumige Umgangssprachen. Dieses Bild ergibt sich aus regionalen Einzelforschungen, die bekanntlich sowohl empirisch als auch theoretisch sehr unterschiedlich ausgerichtet waren.

b) Neben den theoretisch-wissenschaftlichen Defiziten muss vor allem auf die Sprachlehrsituation hingewiesen werden: Es ist realitätsfern und deshalb ineffektiv, wenn Deutschlernende mit Standards bzw. Normen konfrontiert werden, die nicht den sprachlichen Realitäten in Deutschland entsprechen, sondern lediglich eine idealisierte Norm wiedergeben. Der deutsche Sprechstandard ist die Sprachform, die u. E. in Zukunft im Bereich „Deutsch als Fremdsprache“ gelehrt werden muss. Es ist dann auch die Sprachform, die in den gängigen Wörterbüchern des Deutschen zunehmend deutlich beschrieben werden sollte. Dies wird auch von v. Polenz (1998) hervorgehoben, wenn er schreibt:

„Da Standardsprache heute nicht mehr nur am Schreibstil und der Sprechstandard nicht mehr am Vorbild von Pastoren, Festrednern, Schauspielern und traditionellen Nach-

²⁶ Durrell (2003) führt das Beispiel eines 2000 erschienenen englischen Lehrbuchs für Anfänger an, in dem „der Lerner mit typischen Merkmalen der alltäglichen britischen Sprechsprache in völlig natürlichen Gesprächen konfrontiert wird“ (Hinweis bei Durrell 2003, S. 250, Fußnote 26).

richtensprechern orientiert ist, muss das Vorkommen umgangssprachlicher Merkmale in öffentlicher Rede als teilweise Annäherung der Standardsprache an die Umgangssprache, zumindest als Entstehung eines sozial nicht mehr diskriminierten Substandards erklärt werden. Dieser Substandard steht textsorten- und situationsspezifisch Allen wahlweise zur Verfügung, erscheint oft funktional angemessener und sollte deshalb auch in Deutsch als Fremdsprache gelehrt werden“ (S. 358).

Gegenwärtig arbeiten wir an der Sammlung und systematischen Bearbeitung von Sprachdaten zu den regionalen Gebrauchsstandards.²⁷ Unser Ziel ist es, ganz praktische Vorschläge zu machen, wie man in die marktgängigen (etablierten) Wörterbücher und auch Unterrichtsmaterialien Informationen einfügt über den tatsächlichen deutschen Sprechstandard. Als Vorbild könnten manche Lehr- und Wörterbücher der englischen Sprache dienen, die ihr Ziel darin sehen, nicht nur eine starre formelle Standardsprache darzustellen und zu lehren, wie z. B. das *Longman Pronunciation Dictionary* (LPD, s. Wells 2000). Vergleicht man einmal die Darstellungsziele des LPD mit denen des Duden-Aussprachewörterbuchs, so wird der grundlegende Unterschied zwischen beiden Herangehensweisen deutlich: Während das Duden-Wörterbuch im Vorwort ankündigt, dass die Varianten ausgeblendet werden oder auf ein Mindestmaß beschränkt, sieht das LPD geradezu seine Aufgabe darin, Varianten („*alternative pronunciations*“) anzugeben, die im modernen Sprachgebrauch des Englischen vorkommen. Unser größeres Ziel ist, ein Textkorpus im IDS aufzubauen, das eine weitere empirische Grundlage für die Beschreibung von regionalen Sprechstandards bieten kann. Wir denken an punktuelle Aufnahmen von Sprechereignissen, die die Charakteristik und Verteilung von sprechsprachlichen Standards im deutschländischen Deutsch zeigen. Dabei gehen wir davon aus, dass das deutschländische Deutsch nur dann adäquat und angemessen beschrieben werden kann, wenn die regionalen Standardvarietäten, die es konstituieren, berücksichtigt werden. So betrachtet auch von Polenz (1996, S. 217) die Erforschung von regionalen Gebrauchsstandards, wie wir sie vorschlagen, als umfassendes Forschungsdesiderat und Fernziel: „Wenn hierbei Regionalismen einbezogen werden, müssen neben norddeutschen gleichermaßen auch süddeutsche, rheinische, hessische, sächsische usw. berücksichtigt werden“.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin.
- Auer, Peter (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? In: Mattheier, K.J./E. Radtke (Hrsg.): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt/Main. S. 129–161.

²⁷ Siehe dazu auch Berend (2003).

- Barbour, Stephen/Patrick Stevenson (1998): *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin/New York.
- Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Aspekte der Dialekttheorie*. Tübingen. S. 105–130.
- Berend, Nina (2003): Aussprachevarianten des Deutschen. Überlegungen zur Gestaltung einer korpusbasierten Datenbank. In: Androutopoulos, Jannis K./Evelyn Ziegler (Hrsg.): „Standardfragen“. *Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation*. Frankfurt/Main. S. 235–249.
- Dingeldein, Heinrich J. (1997): Sprachvarietäten in „Mitteldeutschland“. Gebrauch und Räumlichkeiten. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*. Berlin/New York. S. 109–141.
- Dingeldein, Heinrich (2001): Zum heute gesprochenen Deutsch im mittleren Deutschland. In: Knipf-Komlosi, E./N. Berend (Hrsg.): *Regionale Standards*. Budapest. S. 41–60.
- DiWA (= Digitaler Wenker-Atlas), Marburg. <http://www.diwa.info/>
- Duden-Aussprachewörterbuch. 4. Aufl. Bd. 6, 2000.
- Durrell, Martin (2003): *Using German. A guide to contemporary usage*. 2. Aufl. Cambridge.
- Durrell, Martin (1995): Sprachliche Variation als Kommunikationsbarriere. In: Popp, Hei-drun (Hrsg.): *Deutsch als Fremdsprache. An den Quellen eines Faches. Festschrift für Gerhard Helbig zum 65. Geburtstag*. München. S. 417–428.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: *ZGL* 27, 5, S. 261–284.
- Durrell, Martin (2003): Register, Variation und Fremdsprachenvermittlung. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Deutsch von außen*. Berlin. S. 239–258.
- Eichinger, Ludwig M. (2001): Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands. Konturen eines süddeutschen Gebrauchsstandards. In: Knipf-Komlosi, E./N. Berend (Hrsg.): *Regionale Standards*. Budapest. S. 61–94.
- Eichhoff, Jürgen (1977/2000): *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. Band 1–4. Bern/München.
- Eisenberg, Peter (1998): *Grundriss der deutschen Grammatik*. Bd. 1: *Das Wort*. Stuttgart.
- Götz, Ursula (1995): Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 20, S. 222–238.
- Kleiner, Stefan (2003): Bairisches in der Regionalsprache Bayerisch-Schwabens: Die Übernahme des Flexionssuffixes (-ts) für die 2. Person Plural. In: Funk, Edith/Stefan Kleiner/Manfred Renn/Bernadette Wecker (Hrsg.): *Sprachgeschichten. Ein Lesebuch für Werner König zum 60. Geburtstag*. Heidelberg. S. 137–151.
- Kohler, Klaus J. (1995): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. 2., neu bearbeitete Auflage. Berlin. (= Grundlagen der Germanistik 20).
- König, Werner (1989): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. Ismaning.
- König, Werner (1996): *dtv-Atlas zur deutschen Sprache*. München.
- König, Werner (1997): Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“? In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*. Berlin/New York. S. 246–270.
- Mattheier, Klaus/Edgar Radtke (Hrsg.) (1997): *Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen*. Frankfurt/Main.
- Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner/Betten, Anne/Reichmann, Oskar/Sonderegger, S. (Hrsg.): *Sprachgeschichte*. 2. Aufl. Berlin/New York. S. 2107–2137.

- Polenz, Peter v. (1996): Österreichisches, schweizerisches, deutschländisches und teutonisches Deutsch. In: ZGL 24, S. 205–220.
- Polenz, Peter v. (1999): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band III. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin.
- Renn, Manfred (1999): Das Allgäuer Dialektbuch. Augsburg.
- Stellmacher, Dieter (1997): Sprachsituation in Norddeutschland. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York. S. 18–40.
- Stellmacher, Dieter (2001): Die deutsche Sprache in Norddeutschland. In: Knipf-Komlosi, E./N. Berend (Hrsg.): Regionale Standards. Budapest. S. 18–40.
- Wells, J. C. (2000): Longman Pronunciation Dictionary. Harlow.
- Wiesinger, Peter (Hrsg.) (1988): Das österreichische Deutsch. (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich, Bd. 12). Wien.
- Wolf, Norbert Richard (1994): Österreichisches zum österreichischen Deutsch. Aus Anlass des Erscheinens von Wolfgang Pollak: Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? In: ZDL 61, S. 66–76.

JANNIS ANDROUTSOPOULOS

... und jetzt gehe ich chillen: Jugend- und Szenesprachen als lexikalische Erneuerungsquellen des Standards

Abstract

Jugend- und Szenesprachen sind wichtige Ressourcen für den lexikalischen Wandel der Standardsprache „von unten“, dessen letzte Etappe der Eingang in ein gesamtsprachiges Wörterbuch ist. Ziele dieses Beitrags sind es, den Verbreitungsprozess jugendsprachlicher lexikalischer Innovationen zu modellieren und die Rolle der Massenmedien im lexikalischen Wandel von unten zu klären. Die Diskussion verbindet die Mikroperspektive der soziolinguistischen Akkomodations- und Netzwerktheorie mit der Makroperspektive der Massenmedien als Indikatoren der gesellschaftlichen Reichweite sprachlicher Innovationen. Drei analytische Dimensionen werden aufeinander bezogen. Zunächst wird versucht, innovationsfreudige lexikalische Kategorien zu identifizieren. Der zweite Schritt gilt der sozialen Verbreitung lexikalischer Innovationen, wobei die individuelle sprachliche Akkomodation und Imitation genauso angesprochen wird wie die Rolle der Massenmedien im Verbreitungsprozess. Auf dieser Grundlage werden „Karrieren“ jugendsprachlicher Ausdrücke in der öffentlichen Kommunikation quantitativ und qualitativ untersucht. Die zunehmende Erscheinungshäufigkeit ausgewählter lexikalischer Einheiten wird im Zeitungskorpus des IDS verfolgt. Am Beispiel *chillen* wird ein Entwicklungspfad herausgearbeitet, der von der metasprachlichen Thematisierung über den Gebrauch als Zitat bis hin zum Eingang des Ausdrucks in die Eigenperspektive der Journalisten führt.

1. Einleitung

Im Frühjahr 2002 hat Thomas Gottschalk den Medienpreis für Sprachkultur in der Sparte Rundfunk erhalten. Sein virtuoser Umgang mit sprachlichen Varietäten mache die Vielfältigkeit der deutschen Sprache sichtbar, so die Begründung der gastgebenden Gesellschaft für deutsche Sprache. In seiner Dankesrede bezeichnete sich Gottschalk als sprachlichen Vermittler zwischen sozialen Gruppen, der in der Lage ist, Pubertierende genauso zu verstehen wie ihre Großeltern. An einem Vergleichsbeispiel zeigte er dann auf, wie die Sprechstile der Generationen auseinander gehen. Als Beispiel für Jugendsprache zitierte er dabei seinen 12-jährigen Sohn mit einem Satz, der sich in etwa so anhörte: *Ich war voll lang im Internet und jetzt gehe ich chillen*. Damit führte Gottschalk dem erwachsenen Publikum ein Stück aktueller Jugendsprache vor. Was er vermutlich nicht wissen konnte: Sein Beispiel macht auch ein Stück aktuellen Sprachwandels sichtbar. *Chillen* (bzw. *auschillen*) und *Chill-out* hörte man in Deutschland zum ersten Mal im Zuge der aufkom-

menden HipHop- und Techno-Kultur gegen Ende der 1980-er Jahre. Das Verb *chillen* (auch *aus-* oder *abchillen*) bezeichnete damals einen Zustand fauler Geselligkeit auf oder nach einer Party, das Sich-Zurückziehen nach wildem Tanzen, um Kräfte zu sammeln; das Substantiv *Chill-out* bezeichnet die einschlägige Räumlichkeit. In weniger als 15 Jahren hat *chillen* die Grenzen der Musikszene überschritten und Eingang in die Umgangssprache Jugendlicher gefunden – eine „Karriere“, die von Erweiterung der Wortbedeutung, morphologischer Integration und lexikalischer Produktivität¹ begleitet und durch die Aufnahme von *auschillen* in die neueste Ausgabe des Duden Universalwörterbuchs (2003) bestätigt wird.² Gegenwärtig liefern die Massenmedien Anzeichen dafür, dass *chillen* im Begriff ist, in die altersunabhängige Umgangssprache einzugehen, ohne dabei vom ursprünglichen Nutzerkreis zu verschwinden. Die soziale Verbreitung des Ausdrucks spiegelt den Wandel bestimmter Kulturpraktiken von der Subkultur zum populären Lebensstil wider; die Art und Weise seines Gebrauchs durch Gottschalk ist ein Beispiel für Jugendsprache als Ressource für Standardvariation.

Gegenstand dieses Beitrags ist der lexikalische Wandel der Standardsprache „von unten“ – die Verbreitung sprachlicher Innovationen von jugendkulturellen Szenen in die gesamte Sprachgemeinschaft, von der Jugendsprache in den kolloquialen Standard. Mein Ausgangspunkt für die Untersuchung von Standardvariation durch Sprachwandel *in statu nascendi*³ ist ein pragmatischer, gebrauchorientierter Standardbegriff mit zwei Hauptkomponenten: gesamtgesellschaftliche Reichweite und Angemessenheit in formellen bzw. öffentlichen Situationen (vgl. Barbour/Stevenson 1998). Standardsprachlich ist also zum einen der allgemein verständliche, nicht mundartlich oder schichtenspezifisch eingeschränkte Wortschatz, zum anderen der für bestimmte Rollen und Situationstypen, insbesondere in der öffentlichen Kommunikation angemessene Wortschatz. Ein gebrauch- und situationsbezogenes Standardverständnis ermöglicht es, die soziolinguistische Verbreitung von Innovationen an ihrem Vorkommen in bestimmten Situationen bzw. Textsorten festzumachen.

Standardvariation als Ergebnis lexikalischen Wandels von unten ist ein vielschichtiger Prozess, und jeder Versuch, ihn auch ansatzweise zu erfassen, muss m.E. auch analytisch vielschichtig vorgehen. In diesem Beitrag werden drei analytische Dimensionen aufeinander bezogen. Am Anfang steht die inner-sprachliche Dimension mit dem Ziel, innovationsfreudige lexikalische Kate-

¹ Neben den Verbformen *chillen* und *auschillen* liegen mehrere Nominal- und Verbal-komposita sowie eine Adjektivbildung (*chillig*) vor.

² Der DUW-Eintrag lautet: „aus[*chill*]en [engl. to chill out= sich entspannen] (Jugendspr.): *sich* [nach einer Anstrengung] entspannen, erholen; *ausruhen*: die Bar ist perfekt zum a. und abhängen.“

³ Mattheier (1998, S. 825) betont die Relevanz der Forschung über „Sprachwandel, der sich in der Gegenwart ‚in statu nascendi‘ beobachten lässt, der aber (noch) nicht zur ‚Geschichte‘ der Sprache gerechnet werden kann.“

gorien zu identifizieren, deren Realisierungen immer wieder den Weg von den Jugend- und Szenesprachen in die Allgemeinsprache finden (Kap. 3). In einem zweiten Schritt wird die soziale Verbreitung lexikalischer Innovationen diskutiert. Prozesse der individuellen sprachlichen Akkomodation und Imitation werden dabei genauso angesprochen wie die Rolle der Massenmedien im Verbreitungsprozess. Ich unterscheide zwischen Medien als Quellen für Sprachmoden einerseits und Medien als Indikatoren für die gesellschaftliche Verbreitung soziolektal markierten Wortschatzes andererseits (Kap. 4). Auf dieser Grundlage werden „Karrieren“ jugendsprachlicher Ausdrücke in der öffentlichen Kommunikation quantitativ und qualitativ untersucht (Kap. 5). Quantitativ gilt es, die Zunahme der Erscheinungshäufigkeit ausgewählter lexikalischer Einheiten im Zeitungskorpus des IDS zu verfolgen. Qualitativ wird am Beispiel *chillen* ein Entwicklungspfad herausgearbeitet, der von der metasprachlichen Thematisierung über den Gebrauch als Zitat bis hin zum Eingang in die Eigenperspektive der Journalisten führt.

2. Jugendsprache und Sprachwandel

Wortkarrieren wie die von *chillen* sind nur ein Teilaspekt der Beziehung zwischen Jugendsprache und Sprachwandel. In der Soziolinguistik gilt als etabliert, dass dem Sprachgebrauch der Jugend eine wichtige Rolle im Sprachwandel von unten zukommt:⁴ „Adolescents are the linguistic movers and shakers, at least in western industrialized societies, and, as such, a prime source of information about linguistic change and the role of language in social practice.“ (Eckert 1997a, S. 52). In den letzten Jahren setzt sich die Erkenntnis zunehmend durch, dass die Rolle des Jugendalters im Sprachwandel wichtiger ist als bisher angenommen.⁵ Kotsinas (1997) unterscheidet vier Innovationstypen im Sprachgebrauch Jugendlicher, die sich auf die ganze Sprachgemeinschaft ausbreiten können: (a) lexikalische Innovation (Kreation eines besonderen Wortschatzes), (b) Lautwandel (Kreation oder häufigere Verwendung neuer phonologischer Varianten), (c) Grammatikalisierungsprozesse, (d) Entstehung oder Konsolidierung neuer Koiné- oder Kontaktvarietäten.

Für die Schwerpunktsetzung des vorliegenden Beitrags auf der lexikalischen Ebene sprechen korpustechnische Vorteile, die historische Tiefe des Phänomens im Kontext der deutschsprachigen Forschung und die öffentliche

⁴ Vgl. Eckert (1997a, 1997b), Kerswill (1996), Kotsinas (1997), Labov (2001). Jugend ist „the time when linguistic change from below is advanced“ (Eckert 1997b, S. 163); „teenage language (...) is where linguistic innovations and new trends tend to make their first appearance, some of them even entering and becoming part of the standard language“ (Stenström 1996, S. 146).

⁵ Vgl. Cheshire (1987), Eckert (2000), Kerswill (1996); „the role of young people in the process of language change on the whole is underestimated and should be looked into at greater length“ (Kotsinas 1997, S. 131).

Wahrnehmung des jugendsprachlich initiierten Wortschatzwandels. In ihren Untersuchungen zur historischen deutschen Studentensprache haben Helmut Henne und seine Mitarbeiter nachgewiesen, dass manche studentischen Begriffe des 18. und 19. Jahrhunderts (z. B. *flott*, *Kneipe*) heute zur Alltagssprache gehören.⁶ Schon seit damals ist die Beziehung zwischen Jugendsprache und Standard ambivalent, indem Jugendsprache einerseits als Erneuerung, andererseits als Bedrohung der Gemeinsprache gilt (Neuland 1994).

Die Jugendsprachenforschung hat sich von der Vorstellung von Jugendsprache als einer homogenen Varietät verabschiedet. Jugendsprache wird als Sammelbegriff für sprachlich-kommunikative Muster verstanden, die in der Jugendphase habituell verwendet und in der Regel auch von der Gemeinschaft als solche erkannt werden (Androutsopoulos 2001a, in Druck). Speziell in Bezug auf den Wortschatz benutze ich im Folgenden Jugendsprache als Oberbegriff für den allgemein gebräuchlichen, überregionalen, gruppen- und szenenübergreifenden Wortschatz Jugendlicher, dessen Grenze zur altersunabhängigen Umgangssprache unscharf ist. Selbstverständlich gibt es keinen einheitlichen jugendsprachlichen Wortschatz, sondern eine Vielzahl von jugendlichen Sprechstilen mit jeweils lokalen Besonderheiten, aber auch bestimmten gemeinsamen Konturen. Freilich steht der nachweisbare „gemeinsame Kern“ des Jugendwortschatzes in keinem Widerspruch zu ebenso nachweisbaren kleinräumigen gruppenspezifischen Besonderheiten (vgl. Androutsopoulos 1998, S. 462–467 mit Bezug auf Steger 1988). Von der so verstandenen „Gesamtjugendsprache“ (Jakob 1988) sind sozial eingeschränkte Szenesprachen zu unterscheiden. Unter Szenesprache verstehe ich sozial identifizierte Konfigurationen von Merkmalen aus verschiedenen sprachlichen Ebenen, die sich spezifischen jugendkulturellen Praxisgemeinschaften zuordnen lassen (beispielsweise Musik-, Fußball- oder Computerspielfans). Szenen sind lokale Netzwerke mit überregionalen, mitunter globalen Verbindungen und Vorbildern, die sich in ihrem Wortschatz widerspiegeln. Im weiteren Verlauf werde ich die Begriffe Jugend- und Szenesprache in ein Inklusionsverhältnis zueinander setzen: Viele lexikalische Innovationen setzen in jugendkulturellen Szenen an und verbreiten sich von dort aus in die überregionale, szenenübergreifende Jugendsprache. Innersprachlich lässt sich die Trennlinie zwischen Jugend- und Szenewortschatz an ihren unterschiedlichen Semantiken im Sinne von Steger (1988, 2000) ziehen. So lassen sich Jugendsprachen primär als Alltagssemantiken auffassen, Szenesprachen primär als Fachsemantiken bzw. Fachjargons, die Steger als eine „Verzahnung von fachsprachlichen Semantiken“ mit „sozietaeren konnotathaltigen Gruppensprachen“ definiert (Steger 2000, S. 360). Prototypisch für Jugendsprache in diesem Sinne wären Wörter wie *cool*, *abchecken* und *abhängen*, während Wörter wie *Piece* („Groß-Graffiti“), *Tag* („hingekritzelte Unterschrift“) und *Toys* (abwertend für „Anfänger“) einer bestimmten Szenesprache, die der Graffiti-Writer, angehören.

⁶ Vgl. Henne (1984), ähnlich Neuland (1994) zur Studentensprache des späten 19. Jhs.

Der Beitrag von Jugend- und Szenesprachen zur lexikalischen Erneuerung der Gemeinsprache wird in der alltäglichen Sprachkultur wie in den Massenmedien recht häufig thematisiert: „inzwischen sogar in Manager-Kreisen salonfähig“, merkt der Mannheimer Morgen 1989 zum Wort *ausflippen* an.⁷ Die üblichen analytischen Zugänge zum Erneuerungsprozess sind die Untersuchung der lexikografischen Praxis und die Untersuchung von „Wortkarrieren“ im öffentlichen Sprachgebrauch (vgl. Herberg 2001, 2002; Jung 1994; Linke 2000, 2003). Neuland (1994) hat eine vermehrte Aufnahme jugendsprachlicher Bezeichnungen und Bedeutungsvarianten in allgemeinsprachigen Wörterbüchern der späten 1980-er und frühen 1990-er Jahre nachgewiesen, wobei manche Neuzugänge nach einigen Jahren die diasystematische Markierung „nach oben“ wechseln. Auch die Alltagserfahrung zeigt: Was in den 1980-ern in Jugendsprache-Lexika stand, findet sich heute in jeder Zeitung oder auch in Werbekommunikaten für die gesamte Sprachgemeinschaft. Beispiele hierfür sind die Bewertungen *cool* und *geil*: So konnte man Anfang 2004 das Wort *cool* in der Sprache eines Bundesministers belegen, und zwar im Zusammenhang mit einer durchaus ernsten Angelegenheit: *man kann ja cool herangehen*.⁸ Wenige Tage später konnte man im Radio die Behauptung hören, *dass manche Börsianer es prima fanden, wie das Toll collect-Konsortium super cool reagiert hätte*.⁹ Bereits einige Jahre früher war *cool* in der politischen Werbung für die Bundestagswahlen 1998 zu verzeichnen (Abbildung 1). Im bekannten Slogan des Medienmarktes Saturn erscheint *geil* als „Stimme“ des Unternehmens, die nicht nur Jugendliche, sondern jedermann adressiert (Abbildung 2). Vor der Folie eines gebrauchsbefindlichen Standardbegriffs stellt sich hier die Frage, ob derartige Wortverwendungen nicht den Eingang eines Ausdrucks zum altersunabhängigen kolloquialen Standard markieren.

Allerdings wäre der Schluss verfehlt, Jugendsprache laufe stets auf eine Erneuerung des Standards hinaus. Zimmermann (2003, S. 34) weist darauf hin, dass der Eingang in die altersunabhängige Umgangssprache nicht der Regelfall, sondern nur ein spezifischer Teilprozess des jugendsprachlichen Wandels ist, vielleicht sogar eine Ausnahme.¹⁰ Selbst dann ist nach Zimmermann „eine Sicht der Übernahme durch die gesamte Sprachgemeinschaft unsinnig“ (2003, S. 32), sondern Innovationen verbreiten sich immer bis zu einem gewissen Grad. Liegt jedoch eine Entwicklung hin zum Standard vor, so gilt es, sie im tatsächlichen Sprachgebrauch nachzuzeichnen:

⁷ Mannheimer Morgen, 05.05.1989, Feuilleton.

⁸ Bundesverkehrsminister Manfred Stolpe in einem Fernsehinterview über die LKW-Mautgebühren (RTL Nachtjournal, 11.2. 2004).

⁹ Radionachrichten über dasselbe Thema (Deutschlandfunk, 18.2.2004).

¹⁰ Wie im Sprachwandel generell sind die meisten empirisch feststellbaren lexikalischen Varianten „nie in irgend einem dauerhaften Sprachwandelprozess involviert“ (Mattheier 1998, S. 826; vgl. auch Fritz 1998).



Abb. 1: Werbeplakat zu den Bundestags-
wahlen 1998



Abb. 2: Saturn-Werbeslogan (2002)

„In die Standardsprache eingehen‘ heißt nicht, dass das Element selbständig die Grenzen überschreitet oder dass ein Gremium den Gebrauch in der anderen Varietät, der Standardsprache erlaubt, sondern dass die Sprecher das Element in formelleren Situationen (und ohne diskursive oder metakommunikative Distanzierung oder Auszeichnung) gebrauchen und somit die gegebene *Markierung* eines Elementes als *jugendlich* implizit aufheben“ (Zimmermann 2003, S. 34, Hervorhebungen im Original).

Um der Aufhebung soziolektaler Markierungen im Sprachgebrauch nachzugehen, reicht m.E. die Methode des lexikografischen Vergleichs nicht aus. Ein Wort kann *de facto* dem kolloquialen Standard angehören, lange bevor es lexikografisch verzeichnet bzw. seine diasystematische Markierung entsprechend angepasst wird, wie es Linke (2003) am Beispiel der Kollokation *Spaß haben* nachgewiesen hat¹¹ Daher ist die Untersuchung des lexikalischen Wan-

¹¹ Nach Linke (2003, S. 66) müssen bestimmte Wörter aufgrund ihrer häufigen Verwen-

dels von unten neben der lexikografischen Analyse auf die Auswertung von Korpora öffentlicher Kommunikation, neuerdings auch des Internets angewiesen.¹²

3. „Verbreitungskandidaten“

Die Null-Hypothese könnte lauten: Der Beitrag von Jugend- und Szenesprachen zur lexikalischen Erneuerung der Gegenwartssprache beschränkt sich auf eine Reihe von Einzelausdrücken, deren Auswahl vollkommen von außersprachlichen Faktoren abhängt.¹³ Die Frage nach möglichen innersprachlichen Regelmäßigkeiten stellt sich sowohl in Bezug auf Lexikalisierung (Aufkommen neuer lexikalischer Einheiten oder neuer Sememe im kolloquialen Standard) als auch auf Grammatikalisierung (Entstehung oder Verfestigung einer Wortbildungsstruktur oder grammatischen Konstruktion).

Im lexikalisch-phraseologischen Bereich gehe ich von der Unterscheidung zwischen referenzieller und expressiver Motivation von Innovationen aus: Lexikalischer Wandel von unten betrifft sowohl Einheiten, die einem primären Benennungsbedürfnis entsprechen, als auch solchen, die als Ausdrucksvarianten fungieren. Referenziell notwendige Innovationen entstammen oft Szenesprachen und Fachjargons und verbreiten sich als Funktion technologischen und soziokulturellen Wandels. Kategorisierungen für neue Gruppen- und Musikstile zum Beispiel verbreiten sich in die Allgemeinsprache insofern, als die bezeichneten Stile ein gewisses Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder sogar für breitere gesellschaftliche Kreise attraktiv erscheinen. So sind Kategorisierungen wie *Raver*, *Punker* oder *Hacker* wohl der gesamten Sprachgemeinschaft ein Begriff, dies gilt für *Speedmetaller*, *Doomies*, *Crusties* oder *Geeks* jedoch nicht. Im Gegensatz dazu lexikalisieren Ausdrucksvarianten ein bereits vorhandenes Denotat neu, freilich mit konnotativen Besonderheiten durch neue Bildspenderbereiche, intertextuelle Bezüge usw. Die Geschichte der Umgangssprache (Sornig 1990) zeigt, dass Basiskonzepte der Alltagssemantik besonders gerne und schnell erneuert werden. Durch die Erneuerung der lexikalischen Oberfläche erhoffen sich Sprecher zusätzliche Expressivität, d.h. Aufmerksamkeit auf die sprachliche Form, eine in den Jugendsprachen wie im Standard ausschlaggebende Motivation für sprachliche Innovationen (Kotsinas 1997, S. 130). Durch Verbindung mit

dung in Massenmedien und „trotz des fehlenden Wörterbucheintrags für das unmittelbare Gegenwartsdeutsch als lexikalisiert betrachtet werden“. Zu den Einschränkungen der Exzerption soziolektaler Lexik in der Lexikografie vgl. Kunkel-Razum (2003).

¹² Vgl. Bauer (1994), Jung (1994). Nach Bickel (2000, S. 122) können Suchmaschinen-Ergebnisse „als Hinweise auf Frequenz und Vorkommen eines Wortes (...) wesentliche Zusatzinformationen zu Verbreitung und Vorkommen“ lexikalischer Einheiten liefern; zum Einsatz von Suchmaschinen in der Lexikografie vgl. Kunkel-Razum (2003, S. 280).

¹³ So spricht Neuland (1994, S. 83) über „einzelne, besonders auffällige lexikalische und phraseologische Elemente jugendlicher Sprachstile mit einem vielleicht besonders hohen sozialen Distinktionswert“.

prestigereichen Gruppen oder Trends können Ausdrucksvarianten einen zusätzlichen „Schwung“ bekommen. Das mit Anglizismen generell verbundene Prestige scheint die Verbreitungschance jugendsprachlicher Varianten englischen Ursprungs zu erhöhen.

Eine praktische Möglichkeit, erfolgreiche Ausdrucksvarianten der Jugendsprache zu überprüfen, ist die Untersuchung der Markierung ‚jugendsprachlich‘ in der lexikografischen Praxis (Neuland 1994). Die so markierten Wörter haben sich in der Regel¹⁴ als „Gesamtjugendsprache“ etabliert und können von dort aus in die Allgemeinsprache eingehen. Sortiert man die Ergebnisse von Neuland (1994) nach semantisch-funktionalen Kriterien, fällt die Frequenz von Bewertungen und Personenbezeichnungen sofort auf: Sie machen fast vier Fünftel des Bestandes aus (Tabelle 1). Ein ähnliches Bild zeigt die Auswertung der aktuellen DUW-Ausgabe von 2003 (Tabelle 2). Aus einer Gesamtsumme von 70 Einträgen sind 27% Bewertungen, 26% Personenbezeichnungen und 14% Ausdrücke der Befindlichkeit (Wahrnehmung bzw. Gefühle). Die weiteren 33% (23 Einheiten) gehören anderen semantisch-funktionalen Kategorien zu, darunter die Gesprächswörter *hey*, *logo*, *klaro*.

Dass jugendsprachliche Bewertungen in den allgemeinsprachigen Wörterbüchern so stark vertreten sind, ist freilich kein Zufall. Bewertungen sind ein äußerst produktiver Wortschatzbereich der Jugendsprache und werden in der Öffentlichkeit als Jugendsprache-Stereotype wahrgenommen.¹⁵ Der lexikografische Vergleich zeigt, dass in den letzten Jahrzehnten Bewertungen wie *irre*,

	Bewertungen	Kategorisierungen	Rest
Wahrig 1986/91	cool * geil +	Prolo *	Zoff *
Duden 1989	abgefuckt ätzend + geil	Braut Macker Torte	tote Hose
Paul 1992	ätzend * cool * geil + 42 %	Prolo * Schnalle + Torte + 37 %	abfahren * anmachen + 21 %
* = Neuaufnahme im Vergleich zur jeweils vorangehenden Ausgabe. + = Veränderung der Markierung zu ‚jugendsprachlich‘ im Vergleich zur vorangehenden Ausgabe.			

Tabelle 1: Als ‚jugendsprachlich‘ markierte Lexeme in drei allgemeinsprachigen Wörterbüchern (Quelle: Neuland 1994)

¹⁴ Bis auf Einträge veralteter Jugendsprache (z. B. *Zahn*).

¹⁵ Vgl. Androutsopoulos (1998), Jakob (1988), Kunkel-Razum (2003, S. 282).

Bewertungen (19)	Kategorisierungen (18)	Befindlichkeit (9)	Rest (23)
affengeil	Alte	beeumeln	abchecken
astrein	Bluse	beölen	angefuckt
ätzend	Boy	blicken	aufklatschen
brutal	Braut	Bock	auschillen
bringen	Eule	bocken	ficken
fett	Eumel	eumeln	klatschen
fetzig	Fass	losmachen	schwallen
geil	Macker	schaben	zuschwallen
Härte	Oma	stehen	-----
tote Hose	Opa		Bambule
krass	Perle		Date
lässig	Scheich		Gas
Maximum	Torte		heavy
Schaffe	Wuchtbrumme		Joint
schlaff	Zahn		Kutte
steil	-----		Schau
uncool	Gruftie		Seher
Wahnsinn	Normalo		Stuhl
zombig	Proлло		Teil

			pogen
			Rave

			hey
			logo
			null

Tabelle 2: Als ‚jugendsprachlich‘ markierte Einträge in der aktuellen DUW-Ausgabe (52003)

der Hammer, *super*, *lässig*, *astrein*, *tierisch*, *cool* von der Jugend- in die Allgemeinsprache aufgestiegen sind.¹⁶ Die Tatsache, dass es sich hier fast ausnahmslos um positive Bewertungen handelt, ist vermutlich als Teil einer allgemeineren Tendenz zu werten, Tabuwortschatz der Lexikografie auszuschließen.

Erfolgreiche „Aufsteiger“ finden sich auch unter den Gesprächswörtern. Ein gutes Beispiel ist *hallo*: Im WDU ist es als *Halbwüchsigensprache* verzeichnet und auf die 1950-er datiert,¹⁷ im DUW (1989) und Weinrich (1993) noch als ‚jugendsprachlich‘ markiert. Sein Aufstieg in den 1990-er Jahren, den die Markierungsveränderung im DUW ratifiziert (52003 ‚ugs.‘), wird erkennbar u. a. in der Verwendung in Talkshows (*hallo und herzlich willkommen*) so wie in der Werbung. In Werbeanzeigen der Computerbranche zum Beispiel

¹⁶ Hier ist vor allem WDU (1987) eine wertvolle Quelle.

¹⁷ Dort mit dem Zusatz „gerne *engl* ausgesprochen“, was heute freilich nicht mehr gilt.

erscheint *hallo* als Teil der beruflichen Kommunikation und lässt sich ohne weiteres mit Nachnamen und *Sie*-Anrede kombinieren. Sicherlich ist hier auch das Verhältnis zwischen Erneuerung der lexikalischen Oberfläche und Wandel der Umgangsformen relevant. *Hallo* ist Teil eines gesellschaftlichen Wandelprozesses, der die sprachliche Markierung von Hierarchie abschwächt (vgl. auch Linke 2000).

Die jugendsprachlich markierten Personenbezeichnungen im DUW sind teils Ausdrucksvarianten für das Denotat ‚junge Frau/junger Mann‘ (*Torte, Schnalle, Boy, Tussi* u. a.), teils Kategorisierungen für in den 1970-ern und 1980-ern aufgekommene soziale Typen bzw. Mentalitäten (*Freak, Chaot, Softi, Grufti, Normalo*). *Typ* ist hier ein Beispiel für eine mittlerweile in die Allgemeinsprache verbreitete Ausdrucksvariante. Erkennbare lexikologische Regelmäßigkeiten in diesem Bereich sind der hohe Anglizismenanteil¹⁸ und die Nutzung innovativer Wortbildungsmuster, u. a. Ableitungen auf *-i* und *-o* (vgl. Androutsopoulos 1998, S. 169 ff., 431 ff.).

Rekurrente Innovationen von unten sind weiterhin im Übergangsbereich zwischen Lexikalisierung und Grammatikalisierung zu verorten. Ein Beispiel sind verstärkende Erstglieder vom Typ *Killer-, Bomben-, Spitzen-* und reihenbildende Zweitglieder vom Typ *-fan, -freak, -fuzzi, -junkie, -sau*. Die lexikalische Belegung dieser Wortbildungsstrukturen wird kontinuierlich erneuert durch neue Einheiten aus der Umgangssprache oder verschiedenen Jargons (Androutsopoulos 1998, 2000). Im gegenwärtigen Zeitungsdeutsch zeigen *-freak* und *-junkie* typische Merkmale eines frühen Grammatikalisierungsstadiums: semantische Abschwächung (von ‚heroinsüchtig‘ zu ‚leidenschaftlich interessiert‘), erweiterte Distribution (von Bestimmungswörtern, die Suchtsubstanzen bezeichnen zu Bestimmungswörtern aus ganz verschiedenen semantischen Feldern, vgl. *Schokoladenjunkie, Telefonjunkie, Angeljunkies, Esoterikjunkies, Wissensjunkies*) und Vorkommen fast nur noch in Komposita.¹⁹

Jugend- und Szenesprachen tragen schließlich zur Produktivität und Verfestigung bestimmter Grammatikalisierungsprozesse bei.²⁰ Im diskurspragmatischen Bereich sind die Einleitung von Redeerwähnungen durch die Partikel *so* (*und ich so: cool!*) und die Verbstämme zur Beschreibung von Handlungen und Einstellungen (*gähn, kotz, laber laber, schäm* usw.) zu nennen. In der Syntax sind das Negationswort *null* als undekliniertes Negationsadjektiv und als Negationsadverb (*null Kohle, null interessant, ich blick das null*) sowie die Intensivierung der definiten Nominalphrase (*Sie ist voll die gute Lehrerin* ‚eine voll gute Lehrerin‘) anzuführen. In der Wortbildung sind die Suffixe *-i* und *-o*, denominalen Konversionen (Typ *kult*) sowie die Produktivität

¹⁸ Zum Stellenwert von Anglizismen-Neologismen in der Gegenwartssprache vgl. Herberg (2001).

¹⁹ Daten aus der Analyse des IDS-Zeitungskorpus (vgl. Kap. 5).

²⁰ Vgl. ausführlich Androutsopoulos (1998, 2000) sowie Günthner (in diesem Band).

der Kurzwortbildung zu erwähnen.²¹ Diese produktiven Muster sind Teil der „Gesamtjugendsprache“, einige ihrer Realisierungen bereits in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen.

Hervorzuheben ist die „Kluft“ zwischen dem unter Jugendlichen belegten Gebrauch der genannten Innovationen und ihrer massenmedialen Verwendung bzw. lexikografischen Dokumentation. Neuland (1994, 2001) zeigt an Personenbezeichnungen wie *Penner*, *Proll* und *Tussi*, dass die lexikografische Erfassung jugendsprachlicher Varianten oft mit semantischen oder Distributionsunterschieden gegenüber dem unter Jugendlichen dokumentierten Gebrauch einhergeht. Das Gleiche gilt für polyseme Ausdrücke aus anderen Wortschatzbereichen: Viele Bewertungen haben eine enge, charakterisierende und eine weite, unspezifisch-evaluative Bedeutung;²² Verben wie *ausflippen* und *sich etw. einfahren* haben eine engere und eine weitere, daraus abgeleitete Bedeutung;²³ bei *Passé partout*-Verben wie *abchecken* ist nur ein Teil des Bedeutungsspektrums lexikografisch belegt. Insgesamt wird in der öffentlichen Kommunikation oft nur ein Ausschnitt aus dem semantischen bzw. kombinatorischen Spektrum jugendsprachlicher Innovationen realisiert. Wie sich die Polysemie von *chillen* – die enge Bedeutung versteht sich als Verbalform von *Chill-out* (,Ausruhen auf oder nach einer Party‘), die weite Bedeutung lexikalisiert ein zentrales Konzept der Alltagssemantik (,ausruhen‘, ,entspannen‘) – im öffentlichen Diskurs manifestiert, wird in Kap. 5.2. dargestellt.

4. Verbreitungsprozesse

4.1 Ein Stufenmodell der Verbreitung sprachlicher Innovationen

Die soziale Verbreitung dieser und anderer Innovationen über die Jugendsprache hinaus kann aus einer Makro- wie aus einer Mikroperspektive betrachtet werden. Als makroperspektivischen Rahmen stelle ich zunächst ein Stufenmodell der Verbreitung sprachlicher Innovationen der schwedischen Soziolinguistin Ulla-Britt Kotsinas (1997) vor. Kotsinas (1997) modelliert die Verbreitung jugendsprachlicher Innovationen als einen sechsstufigen Prozess

²¹ Vgl. Androutsopoulos (1998) sowie Albrecht (1990, S. 105 f): „Ein weiteres Charakteristikum des Substandards auf lexikalischem Gebiet ist die vergleichsweise größere Häufigkeit von Wortkürzungen und Wortdeformationen [, die] nur selten Aufnahme in die formellsten Sprachstile [finden ...] Im Deutschen scheinen Apokopen ähnlich wie im Italienischen vor allem im Bereich der Jugendsprache aufzutreten“.

²² Vgl. u. a. *abgefahren* (,außergewöhnlich‘, sehr gut‘), *flippig* (,unkonventionell‘, ,hektisch‘/ ,gut‘), *genial* (,intellektuell hervorragend‘, sehr gut‘), *cool* (,lässig‘, ,überlegen‘, sehr gut‘), *easy* (,leicht, problemlos‘, sehr gut‘) (Androutsopoulos 1998, S. 386ff., 440f.).

²³ Vgl. *ausflippen*: „a. sich einem Druck durch Drogenkonsum entziehen; b. sich außerhalb der gesellschaftlichen Norm stellen; c. die Nerven verlieren; d. vor Freude außer sich geraten“ (DUW 2003); *sich etw. einfahren*: „a. Drogen einnehmen; b. etw. erleben“ (Androutsopoulos 1998, S. 290, 390).

(Abbildung 3). Innovationen, die durch Normverletzung oder durch das Bemühen um Originalität entstehen (Stufe 1), können sich in einzelnen Gruppensprachen etablieren (Stufe 2), anschließend auf neue Benutzerkreise ausbreiten (Stufe 3) und in die „Gesamtjugendsprache“ eingehen (Stufe 4). Von dort aus können sie zum Teil eines bestimmten Soziolektes werden oder als markierte Varianten in die altersunabhängige Umgangssprache eingehen (Stufe 5). Im Extremfall finden sie schließlich Eingang in den Standard (Stufe 6). Die „Standardisierung“ jugendsprachlicher Innovationen ist der letzte Schritt eines Diffusionsprozesses, der sich größtenteils im Nonstandardbereich abspielt.

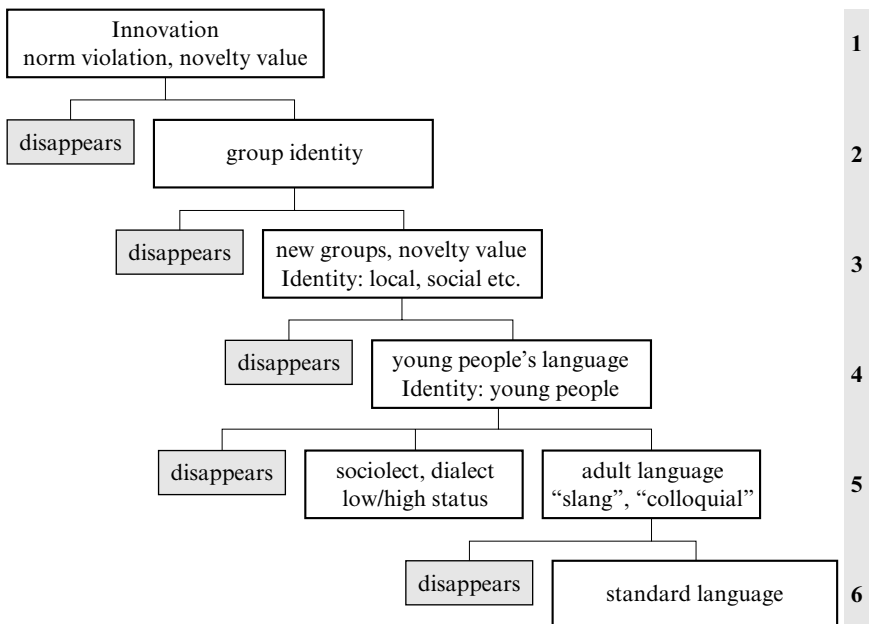


Abbildung 3: Ein Stufenmodell der Verbreitung sprachlicher Innovationen (Kotsinas 1997)

Das Modell kann am Beispiel *chillen* veranschaulicht werden. Als kontakt-induzierte Innovation sind *chillen* und *Chill-out* keine Produkte spontaner Interaktion, sondern betreten den deutschsprachigen Raum (Stufe 1) durch die Rezeption angloamerikanischer Populärkultur (House- und Ravekultur, Rapmusik) in den späten 1980-er Jahren. Ihr Aufstieg in die „Gesamtjugendsprache“ (Stufe 4) scheint sich von den späten 1980-ern bis zu den späten 1990-ern abgespielt zu haben. *Chillen* hat sich vermutlich zuerst unter den frühen Aktivisten der Technokultur in Deutschland verbreitet. Die erste Love Parade fand 1989 mit nur 150 Teilnehmern statt, 1991 war die Technokultur noch auf einzelne Großstädte eingeschränkt (Berlin, Frankfurt, München, Ruhrgebiet). In diesen Szene-Kernen, aus denen später die Organisationselite

der bundesweiten Technoszene entstanden ist, etabliert sich das Wort vermutlich zuerst (Stufe 2). Mit der Popularisierung der einschlägigen Kulturpraktiken und der Entstehung lokaler Szenen in den frühen und mittleren 1990-ern kommt der Übergang zur überregionalen Szenesprache (Stufe 3). Bereits hier sind *chillen* und *Chill-out* Schlagworte der Musikindustrie und werden in Szenemedien gebraucht. 1999 nimmt der Große Duden den Ausdruck *Chill-Out-Room* („Erholungsraum für Raver“) auf.

Der Übergang von Stufe (3) zu (4) erfolgt durch die direkte und mediale Diffusion symbolischen Materials von einzelnen Szenen in den Mainstream der Jugendkultur und von älteren an jüngere Jugendliche. Spätestens Ende der 1990-er Jahre erreicht *chillen* eine gruppen- und szenenübergreifende Bekanntheit, und zwar vor allem in der erweiterten Bedeutung ‚entspannen, ausruhen‘. Diese Bekanntheit spiegeln das eingangs genannte Zitat Gottschalks und die Aufnahme von *auschillen* in das DUW wider (die Variante *auschillen* ist allerdings weniger gebräuchlich).

Manche Innovationen beenden ihre „Karriere“ auf Stufe (3) oder (4), die Verbreitung in die altersunabhängige Umgangssprache ist nicht als Regelfall zu betrachten. Doch ist *chillen* im Zeitungskorpus des IDS ab 1996, ab 2000 sogar verstärkt belegt (vgl. Kap. 5.2). Ausschlagend hierfür ist vermutlich das Prestige, das *chillen* und die damit verbundenen Praktiken in der Popkultur genießen. Um die Jahrhundertwende entdecken Veranstaltungen aller Art das Konzept für sich. Der sprachliche Niederschlag dieses Trends ist die Verbreitung des Ausdrucks in den öffentlichen Diskurs, die parallel zu seiner weiteren Verwendung in den Musikszene bzw. unter Jugendlichen generell stattfindet. Wie schnell der Übergang von Stufe (4) zu (5) stattfinden kann, belegt das Beispiel *kultig*: Bereits Anfang der 1990-er Jahre war der Bewerber in Musikszene populär (Androutsopoulos 1998), 1997 wird er als neuer jugendsprachlicher Ausdruck verzeichnet (Neuland/Heinemann 1997). Doch finden sich bereits 1997 im IDS-Zeitungskorpus mehrere Belege für *kultig* in der Bedeutung ‚beachtenswert, komisch‘. 1998 wird das Wort in der Werbekampagne eines Telekommunikationskonzerns verwendet, die man auf Stufe (5) ansiedeln kann. Die wissenschaftliche Dokumentation als „jugendsprachlich“ und die massenmediale Verwendung finden in diesem Fall nahezu gleichzeitig statt.

Die Endstufe des Modells, den Eingang in die Standardsprache (Kotsinas 1997) bzw. den „Gebrauch durch Erwachsene in mehr oder weniger formellen Situationen“ (Zimmermann 2003) hat *chillen* noch nicht erreicht – bei vielen Wörtern ist es fraglich, ob sie je erreicht wird.²⁴ Der oben erwähnte Gebrauch von *cool* durch einen Bundesminister in einem offiziellen Kontext legt nahe,

²⁴ Ähnlich Mattheier (1998, S. 834): „Den Endpunkt, der vielfach nicht erreicht wird, bildet ein Sprachzeichen, dessen Verwendungsmöglichkeiten nicht mehr in irgendeiner Weise eingeschränkt sind“.

dass *cool* nun auch Stufe (6) erreicht, was jedoch das Wort von der Umgangssprache Jugendlicher (Stufe 4) nicht automatisch verschwinden lässt.

4.2 Akkomodation, Imitation und „Mitnahme“ ins Erwachsenenalter

Wie hat man sich den Übergang von Stufe (3) bzw. (4) zur Stufe (5) aus der Mikroperspektive der individuellen Sprecherinnen und Sprecher vorzustellen? Hier greife ich eine Unterscheidung von Zimmermann (2003, S. 34) auf und verbinde sie mit einschlägigen soziolinguistischen Ansätzen. Zimmermanns erste Option – „Übernahme durch Erwachsene, die beruflich mit Jugendlichen zu tun haben in der Kommunikation mit diesen oder über Jugendthemen“ – entspricht der Theorie der sprachlichen Akkomodation.²⁵ Zimmermanns zweite Option – Übernahme „durch Erwachsene in der ungezwungenen Umgangssprache, etwa um sich ‚jugendlich zu geben‘“ – entspricht dem Konzept der sprachlichen Identitätsakte (*acts of identity*). Schließlich ist der Fall zu berücksichtigen, dass Jugendsprache von den Jugendlichen selbst ins Erwachsenenalter mitgenommen wird.

In ihrer Studie über Akkomodation Erwachsener an Jugendliche hat Augenstein (1998) intergenerationelle Dialoge in drei verschiedenen Konstellationen untersucht: Mutter-Tochter-Gespräche, Gespräche Jugendlicher mit Radio-Moderatoren sowie mit Sozialarbeitern in einem Jugendzentrum. Akkomodation findet in allen drei Konstellationen statt, allerdings in unterschiedlicher Art und Weise. Typisch für die Radiomoderatoren ist der Versuch, „blödelnd und frotzelnd auf eine Wellenlänge mit den Jugendlichen zu kommen“ (1998, S. 260). Die Mütter setzen jugendsprachliche Abtönungen und Bewerter in emphatische Perspektivenübernahmen ein, die auf die Position der Töchter verweisen sollen. Generell kommt Jugendsprache im Munde Erwachsener aus der Fremdperspektive – sie referiert „auf die Wertvorstellungen, Einstellungen und Gefühle der Jugendlichen, als dass die *eigenen* Wertvorstellungen (...) mittels Jugendsprache ausgedrückt werden“ (1998, S. 261). Weiterhin stellt Augenstein fest: „Offenbar gebrauchen Erwachsene Jugendsprache so, wie sie sie wahrnehmen: als sozialen Marker.“ (1998, S. 260) Auffallend ist dabei, dass stark markierte Formen vermieden werden, z. B. kommen Lautwörter, bestimmte Bewertungen und die Intensivierung der definiten Nominalphrase (*voll die gute Lehrerin*) bei keinem erwachsenen Gesprächspartner in Augensteins Daten vor.

Ob solche kurzfristigen Konvergenzen im intergenerationellen Dialog den Ausgangspunkt für langfristige sprachliche Akkomodation seitens der Er-

²⁵ Die Akkomodationstheorie unterscheidet zwischen kurzfristiger (*short-term*) und langfristiger (*long-term*) sprachlicher Akkomodation. Bei der kurzfristigen Akkomodation findet eine ein- oder beidseitige Annäherung zwischen Sprechern im aktuellen Gespräch statt. Werden die übernommenen Varianten auch in anderen Gesprächen und Situationen ohne Anwesenheit der ursprünglichen Modellsprecher gebraucht, kann man von langfristiger Akkomodation sprechen (Giles/Coupland/Coupland 1991; Trudgill 1986).

wachsenen bilden können, lässt Augenstein mangels empirischer Daten offen. Sie weist jedoch auf die Selbsteinschätzung der befragten Sozialarbeiter hin, „die auch im Gespräch mit Nicht-Jugendlichen eine bereits routiniert von ihnen vorgenommene jugendsprachliche Redeweise beobachten“ (1998, S. 260). Hier lässt sich zumindest die Vermutung formulieren, dass in bestimmten Berufsgruppen, die intensive Kontakte zu Jugendlichen und Jugendzonen pflegen, langfristige Akkomodation möglich ist.²⁶ Ich denke an Lehrer, Redakteure von Jugendmedien, Moderatoren, Werbetexter, Musiker, Mitarbeiter im Musikvertrieb, Clubbetreiber und -mitarbeiter, Event-Organisatoren – ein weites Feld, das in empirischen Studien sicherlich feiner zu differenzieren wäre. Diese Erwachsenen haben ausreichende Gelegenheiten, neue sprachliche Trends der Jugendkulturen zu verfolgen, und – im Falle langfristiger Akkomodation – diese Trends in den eigenen Sprachgebrauch einzusetzen, sei es unter sich oder im Gespräch mit anderen Erwachsenen, die über fortwährende Kontakte zu Jugendkulturen und Szenen nicht verfügen. Unter langfristig akkomodierenden Erwachsenen wird man also die Sprecher vermuten, die im Sinne des soziolinguistischen Netzwerkansatzes Elemente jugendlicher Sprechstile in Netzwerke Erwachsener übertragen.²⁷ Allerdings liegen hierzu meines Wissens keine empirischen Erkenntnisse vor.

Ein anderes Szenario für die Übernahme von Jugendsprache durch Erwachsene bietet das Konzept der Identitätsakte (*acts of identity*) von Le Page/Tabouret-Keller (1985) an. Demnach übernimmt man sprachliche Muster (in unserem Falle: Jugendvokabeln), um sich mit bestimmten Aspekten der Bezugs- oder Modellgruppe (z. B. Jugendlichkeit oder bestimmte Trends) zu identifizieren. Bedingungen hierfür sind nach Le Page u. a. der Zugang zur Modellgruppe und ihrer Sprache sowie die Fähigkeit, den eigenen Sprachgebrauch zu verändern. Bereits die langfristige Akkomodation durch direkten Kontakt stellt einen sprachlichen Identitätsakt dar. Doch erfasst das *acts of identity*-Konzept ein weiteres Phänomenspektrum, einschließlich der Orientierung an soziolinguistischen Stereotypen und massenmedialen Vorbildern. In einer kritischen Übersicht neuerer Studien stellt Auer fest, dass selbst in

²⁶ Schlobinski et al. (1993, S. 194) dokumentieren den Fall eines Vaters, der einen Plattenladen führt und nach Auskunft der Tochter „immer nur so“ (d. h. jugendsprachlich) spricht, wobei nicht klar hervorgeht, ob dies nur Jugendlichen oder auch Erwachsenen gegenüber der Fall ist.

²⁷ Zum soziolinguistischen Netzwerkansatz vgl. Milroy (1992), Croft (2000), Labov (2001). Croft betont: „repeated interactions with other members of one or both networks leads to the transfer of a lingueme [...] from one social network to the other“ (2000, S. 180). Dem Netzwerkansatz zufolge wird der Transfer von Individuen initiiert, die „weak ties“ (schwache Bindungen) zu beiden beteiligten Netzwerken unterhalten. Die Innovationen müssen allerdings von den Kernmitgliedern des Nehmer-Netzwerkes adoptiert werden, um sich auf weitere Netzwerkmitglieder zu verbreiten. Zu beachten ist die Unterscheidung zwischen dem Netzwerkkonzept Milroys (1992), wonach der Transfer von Individuen mit schwachen Bindungen zu mehreren Netzwerken geleistet wird, und dem Labovs (2001), das Individuen mit hohem Prestige in ihrer Gemeinschaft und Kontakten außerhalb dieser hervorhebt.

Fällen vermeintlicher Akkomodation an den aktuellen Gesprächspartner in Wirklichkeit eine Orientierung an Stereotypen (typischen Vertretern einer sozialen Gruppe) stattfindet.²⁸ Das Konzept der *acts of identity* kommt auch Überlegungen über die Verbindung soziologischer Milieuthorien mit der Sprachwandelforschung entgegen. Eichinger (2001) stellt die Vermutung an, dass bestimmte Erwachsenenmilieus symbolische Anleihen bei den dynamisch orientierten jüngeren Stilen aufnehmen. Der Rückgriff auf symbolische Ressourcen der Jugendkulturen mit dem Wunsch, „sich ‚jugendlich zu geben“ (Zimmermann 2003, S. 34), schöpft nicht nur aus direkten Kontakten mit Jugendlichen, sondern auch aus massenmedialen Stereotypen jugendlicher Sprechweisen. Im Extremfall können die symbolischen Anleihen der Erwachsenenmilieus auch den in Fachkreisen gern kritisierten Jugendsprache-Lexika entstammen (vgl. Januschek 1989, Neuland 1994).

Neben der sprachlichen Akkomodation und Imitation Erwachsener ist damit zu rechnen, dass Jugendliche selbst durch Kontinuität in ihrer Sprachbiografie zur Erneuerung des standardsprachlichen Repertoires in bestimmten lexikalischen Bereichen beitragen. Kotsinas (1997, S. 129) führt diese „Mitnahme“ als eine Möglichkeit des Übergangs von Stufe (4) zu (5) an. Dies ist nicht selbstverständlich, zumal Jugendsprache in der Variationslinguistik als altersspezifischer Soziolekt aufgefasst wird, den Sprecher hinter sich lassen (Löffler 1994). Nach Chambers (1995) findet beim Übergang von der Jugend ins frühe Erwachsenenalter eine Bewegung zu standardorientierteren Sprechstilen statt. Der Grund hierfür ist der Standardisierungsdruck, der mit dem Einstieg in den Arbeitsmarkt einhergeht (Chambers 1995, S. 178). Dementsprechend ist zu erwarten (und anekdotisch beobachtbar), dass die Auftretenshäufigkeit jugendsprachlicher Marker in Wortschatz, Syntax und Gesprächsformeln im frühen Erwachsenenalter kontinuierlich abnimmt. Allerdings gibt es offensichtlich Ausnahmen, indem die SprecherInnen bestimmte „angesagte“ bzw. Lieblingsvokabeln ihrer Jugend beibehalten. Darunter wären auch Vertreter der oben diskutierten innovationsfreudigen Kategorien (Bewertungen, Kategorisierungen, Gesprächswörter) zu erwarten. Die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz, ja geradezu Umarmung von Jugendlichkeit und Allem, was damit zusammenhängt, erleichtert nicht nur diese Mitnahme, sondern alle angeführten Akkomodations- und Imitationsprozesse.

4.3 Die Rolle der Massenmedien im Diffusionsprozess

Festzuhalten ist, dass sprachliche Identitätsakte sowohl auf direkte Netzwerkkontakte als auch auf medial vermittelte soziolinguistische Stereotype zurückgreifen können. Die Massenmedien bieten genau das, was für Identi-

²⁸ „Several findings suggest that the driving force behind change in the individual and also in the community is not imitation of the (perceived) language of one’s interlocutor, but rather an attempt to assimilate one’s language to the possibly stereotyped characteristics of a group one wants to be part of, or resemble“. (Auer o. J., S. 14).

tätsakte generell erforderlich ist: „some (possibly limited, or even mistaken) knowledge of the language of the model group“ oder auch „an abstract image of the group“, an dem sich imitierende Sprecher orientieren können (Auer o. J.). In Werbung, Talkshows und anderen Mediengattungen werden zahlreiche Konstruktionen jugendlicher Sprechstile dargeboten, die sich Rezipienten als stilistisches Modell aneignen können.

Die Vorbehalte der soziolinguistischen Theorie gegen Massenmedien als eine Einflussgröße im Sprachwandel fasst Labov folgendermaßen zusammen: „all of the evidence (...) points to the conclusion that language is not systematically affected by the mass media, and is influenced primarily in face-to-face interaction with peers“ (2001, S. 228). Die soziale Verbreitung sprachlicher Innovationen kann sich aus der Sicht der variationistischen Soziolinguistik nur durch kurz- und langfristige Akkomodation in der direkten Kommunikation vollziehen (Trudgill 1986, S. 40). Allerdings wird Massenmedien eine Rolle in der Verbreitung von lexikalischen und phraseologischen Innovationen eingeräumt, und zwar nicht durch *Akkomodation*, sondern durch *Imitation* (Trudgill 1986, Chambers 1998).²⁹ In der germanistischen Diskussion weisen Holly/Püschel (1993) auf vier mögliche Effekte von Fernsehkommunikation auf die Gegenwartssprache hin, die den Wortschatz einschließen: Popularisierung der Standardvarietät, Erweiterung der passiven Varietätenkompetenz, Förderung von Normtoleranz im Standard, Multiplikation und Verstärkung von Sprachtrends.

Das Verhältnis zwischen Medien und lexikalischem Wandel kann verschiedene Formen annehmen. Wichtig scheint mir an dieser Stelle die Unterscheidung zwischen *langfristigem lexikalischem Wandel* einerseits, *Sprachmoden* andererseits. Als Beispiel für den ersten Fall nennt Trudgill (1986, S. 41) ein massives Eindringen lexikalischer Varianten vom Amerikanischen ins Britische Englisch, das er auf Medienkontakte zurückführt. Man könnte dies mit der Rolle der Massenmedien bei der Popularisierung der Standardvarietät und der Aufnahme hochdeutschen Wortschatzes in Dialekte vergleichen (Holly/Püschel 1993).³⁰ Sprachmoden hingegen sind per Definitionem kurzfristig und werden nach einer kurzen Popularitätsphase oft obsolet. Sie betreffen nicht nur lexikalische Einheiten, sondern auch Formeln oder vorgefertigte Äußerungen. Nach Chambers (1998) haben Mediensprüche ephemeren Charakter und sind oft Gegenstand von Sprachbewusstheit:³¹

„Beyond a doubt, mass communication diffuses catch-phrases (...) Such catch-phrases are more ephemeral than slang, and more self-conscious than etiquette. They belong to

²⁹ „Certain highly salient linguistic features, such as new words and idioms, or fashionable pronunciations of individual words, may be *imitated* or *copied* from television or radio (rather than *accomodated* to).“ (Trudgill 1986, S. 40f., Hervorhebung im Original)

³⁰ Vgl. Muhr (2003) und weitere Beiträge in Herring (2003).

³¹ Bezeichnenderweise stammen Chambers Beispiele für Mediensprüche aus der Jugendkultur.

the moment of their currency to the most superficial linguistic level. (...) lexical changes based on the media are akin to affectations. People notice them when others use them, and they know their source“ (Chambers 1998, S. 126)

Dem aufmerksamen Beobachter bieten sich mehrere aktuelle Beispiele für Sprachmoden in Deutschland. An dieser Stelle seien drei Fälle angeführt: Erstens, „Kultsprüche“ wie *Ich habe fertig* des italienischen Fußballtrainers Trapattoni, ursprünglich Schlusswort einer Pressekonferenz,³² und *Da werden Sie geholfen* von Verona Feldbusch, ursprünglich Werbeslogan für eine Telekommunikationsfirma. Zweitens, das „Weichei-Fieber“ (Beeh et al. 2000). 1999 hat ein Radio-Wettbewerb zu einer Welle lexikalischer Kreativität im Bereich der sozialen Kategorisierungen nach dem Muster von *Weichei* und *Warmduscher* geführt. Die teilweise recht komplexen Nominalkomposita sind meistens ironisch bzw. abwertend und semantisch oder syntaktisch restriktionsverletzend, beispielsweise *Die-Frau-fürs-Leben-gefunden-Haber* und *Wie war ich?–Frager*. Drittens, der Fall „Kanaksprak“ bzw. „Türkendeutsch“: Um die Jahrhundertwende arbeiteten Comedy und Film mit Stilisierungen von Migrantenjugendlichen, einige Wörter und Wendungen wurden in der Mehrheitsgesellschaft populär (Androutsopoulos 2001b).

Dass mediale Sprachmoden kein Phänomen der 1990-er Jahre sind, belegt der Fall Rainer Brandt: Der Synchronsprecher war in den 1960-ern und 1970-ern für die Eindeutschung verschiedener TV-Serien verantwortlich, u. a. die Serie „Die Zwei“ (1971/72), wo er die Stimme von Tony Curtis war. Brandts freche Sprüche sollen nicht nur zum Erfolg der Serie in Deutschland wesentlich beigetragen haben, sondern wurden (nach eigenen Angaben) von den Zuschauern begeistert übernommen. Auf Brandt soll auch die unter Jugendlichen verbreitete und in Jugendsprache-Lexika verzeichnete Variante *tshüssi-kovski* zurückgehen.³³

Trotz ihrer Kurzlebigkeit sind Sprachmoden als Quellen für Standardvariation in mehrfacher Hinsicht interessant. Einzelne Modenwörter können im weiteren Verlauf ihrer Karriere in den neutralen gemeinsprachlichen Wortschatz eingehen. Andersson/Trudgill (1990) modellieren einen Teil des lexikalischen Wandels als einen Prozess, der vom Slang zu Modewörtern (*vogue words*) und dann zum „neutralen Vokabular“ führt. Beispielsweise ist die „Warmduscher-Welle“ schon vorbei, hat jedoch einige „erfolgreiche“ Ausdrücke hinterlassen (Beispiel *Frauenversther*). Ähnlich könnten nach der „Kanaksprak-Welle“ einzelne Ausdrücke bzw. Kollokationen wie *voll krass*

³² Trapattonis „Kult-Rede“ steht im Internet in Ton und Bild zur Verfügung: www.fsv-witten.de/fertig.htm (letzter Zugriff: 12. 11. 2004).

³³ Quelle: „40 Jahre ZDF: Die Zwei“ (www.zdf.de/ZDFde/inhalt/5/0,1872,2039621,00.html; letzter Zugriff: 12. 11. 2004). Dort heißt es u. a.: „Beim Sender war man zunächst einigermaßen skeptisch. Als aber das überragend fantastische Echo der Zuschauer sich nicht nur in der Sehbeteiligung niederschlug, sondern die abends gelaufenen neuen Sprüche morgens im Bus oder der Bahn zu hören waren, hatten wir es geschafft.“ Zu *tshüssi-kovski* vgl. Androutsopoulos (1998, S. 472).

dauerhaft in die Umgangssprache eingehen. Das Fernsehen ist vermutlich das Medium mit der größten potenziellen Vorbildwirkung für Sprachmoden. Instruktiv ist hier das Beispiel *Warmduscher* – ein Wort, das den Radiomachern zufolge von Harald Schmidt „erfunden wurde“ (Beeh et al. 2000). Vermutlich war *Warmduscher* (genauso wie *Weichei*) in der Umgangssprache bereits da, Harald Schmidt hat erst seine öffentliche Karriere losgetreten. Generell kann die Verwendung von Kultsprüchen und Modewörtern aus dem Munde Prominenter ihre Verfestigung im allgemeinen Sprachschatz fördern. Die Rezipienten können dieses symbolische Material in ihre Alltagskommunikation aufnehmen und weiter verarbeiten. Kultsprüche und Modewörter werden in Primär- oder Sekundärthematisierungen (vgl. Holly et al. 2001) angeeignet, ihr Status wird in Anschlussinteraktionen fortdauernd ausgehandelt. Der Fluss medienvermittelter Modewörter konstituiert den öffentlichen Diskurs mit und trägt zur symbolischen Reproduktion einer Sprach- bzw. Nationalgemeinschaft bei (Spitulnik 1997). Durch die Teilnahme an Sprachmoden, könnte man sagen, bestätigen wir unsere Mitgliedschaft an der gleichen Gemeinschaft.

Selbst wenn man den sprachlichen Einfluss der Massenmedien bestreiten oder auf kurzfristige Sprachmoden beschränken mag: Die Aufnahme von Innovationen in die öffentliche Kommunikation ist an sich ein bedeutsamer Schritt im lexikalischen Wandelprozess. Ein zunehmendes Vorkommen in den Massenmedien indiziert eine fortschreitende Kenntnis bzw. Verbreitung in der gesamten Sprachgemeinschaft und trägt zur Weiterverbreitung des fraglichen Ausdrucks bei. Die Konsolidierung einer Innovation auf Stufe (5) des Kotlinskas-Modells ist in der Tat ohne die Massenmedien kaum vorstellbar, genauso wie auf einer niedrigeren Stufe die Verbreitung szenespezifischer Innovationen und die Konstitution einer Gesamtjugendsprache auf die Vermittlungsfunktion der Jugendmedien angewiesen ist.³⁴ Um es frei nach Luhmann (1996, S. 10) zu formulieren: Was die Dudenredaktion über den lexikalischen Wandel der Gegenwartssprache weiß, weiß sie durch die Massenmedien. Der (sozial-stilistischen) Legitimierung durch die Aufnahme in das Wörterbuch geht eine Legitimierung durch die Aufnahme in Modelltexte voraus. Der Begriff Modelltexte (Ammon 1995) erfasst Massenmedien als normsetzende Instanzen. Ihre Bedeutung besteht nicht (nur) darin, als „personale Modelle“ zu dienen, sondern auch darin, dass sie von anderen normsetzenden Instanzen als mustergültig anerkannt sind (vgl. auch Ammon, in diesem Band). In ihrer Wechselwirkung mit Kodizes, Sprachexperten und anderen Normautoritäten bestimmen Massenmedien mit, was bereits zum Standardwortschatz gehört oder (noch) im unscharfen Übergangsraum zwischen Standard und Nonstandard anzusiedeln ist.

³⁴ Jakob (1988, S. 320f.) hebt hervor, dass erst die professionellen Organisationsstrukturen der Jugendkultur, darunter die jugendspezifischen Medien, „die Herausbildung einer Gesamtjugendsprache“ bewirken können.

Das massenmediale Aufkommen einer sprachlichen Innovation hat eine qualitative und eine quantitative Dimension. Die quantitative Dimension ist die Häufigkeitszunahme, wobei zu unterscheiden gilt zwischen einer abrupten Ab- und Zunahme, die Modewörter kennzeichnet, und einer ständigen Zunahme (vgl. Linke 2003). Die qualitative Dimension ist die Pragmatik des Ausdrucks im öffentlichen Diskurs. Die Erscheinung in den Massenmedien ist notwendig, aber nicht ausreichend für die symbolische Akzeptanz in den Standard. Vielmehr geht es darum, ob und wie Modelltext-AutorInnen die lexikalischen Innovationen von unten als „fremde“ oder „eigene Stimme“ einsetzen, die Bindung der Innovationen an ihre ursprünglichen Träger und Gebrauchskontexte aufrechterhalten oder aufheben.

Der Übergang von der „fremden“ zur „eigenen“ Stimme scheint bereits in der langfristigen Akkomodation in direkter Kommunikation (vgl. Kap. 4.2) eine Rolle zu spielen.³⁵ Jugendsprache im Munde Erwachsener kommt vermutlich zuerst aus der Fremdperspektive, bevor sie dauerhaft angeeignet wird. Zumindest die Frühphase des intergenerationellen Transfers dürfte durch *Polyphonie* gekennzeichnet sein, indem neue Varianten nicht automatisch in die Rede der akkomodierenden bzw. imitierenden Erwachsenen aufgenommen, sondern zuerst als Zitate verwendet oder auf andere Weise metasprachlich hervorgehoben werden. Ein Beispiel aus dem Bereich der Massenmedien bietet Scholz (2000). In Anlehnung an das oben diskutierte Stufenmodell von Kotsinas rekonstruiert er die Karriere einer sozialen Kategorisierung vom lokalen Argot von Bologna (Italien) bis zu einer überregionalen Zeitung. Eine italienische Rap-Gruppe übernimmt den Argot-Ausdruck *ballotta* („Clique“) und setzt ihn in ihren Texten als Selbstbezeichnung ein. Das Wort taucht daraufhin in einem Szenemagazin auf, zuerst im Interview mit der Gruppe, dann auch im Diskurs der Redakteure selbst. Schließlich taucht *ballotta* in der Musikbeilage einer überregionalen italienischen Tageszeitung auf, allerdings als Wortzitat. Während damit das Wort zum ersten Mal von einem überregionalen Publikum rezipiert wird und eine gesamtgesellschaftliche Reichweite erreicht, wird es nicht als Teil der Zeitungssprache ratifiziert, sondern durch die Zitatmarkierung als Element der Szenesprache zur Schau gestellt. Ein Ziel der empirischen Untersuchung von jugendsprachlichen Wortkarrieren im öffentlichen Diskurs liegt darin, den Moment aufzuspüren, in dem solche Distanzmarkierungen wegfallen (vgl. Zimmermann 2003).³⁶

³⁵ Zur Polyphonie in Alltagsinteraktionen vgl. Günthner (2002).

³⁶ Diese Fragestellung wird im Neologismenprojekt des IDS nicht verfolgt (vgl. Herberg 2001, 2002).

5. Verbreitungskarrieren

Das IDS-Korpussystem Cosmas-II bietet die Möglichkeit, das umfangreiche Korpus geschriebener Sprache des IDS auf die Vorkommenshäufigkeit lexikalischer Einheiten und Kollokationen zu untersuchen.³⁷ Ähnlich wie bei einer neueren Untersuchung von *Spaß* und *Spaß haben* in der Zeitungssprache (Linke 2003) wird im Folgenden eine Kombination quantitativer und qualitativer Analyse durchgeführt. Überprüft wurden rund 25 jugendsprachliche Wörter, Kollokationen und Konstruktionen, u. a. *abgefahren*, *ausgeflippt*, *chillen*, *cool*, *dissen*, *fett*, *Freak*, *geil* (und intensivierte Formen), *Junkie*, *krass*, *null Bock*, *Proll*.³⁸ Mehrere davon kommen in Mengen von weniger als 100 Tokens vor.³⁹ Bei Wörtern mit höheren Belegzahlen wurde das Vorkommen im kompletten IDS-Bestand dreier Zeitungen ausgewertet: TAZ (1986–2002), Mannheimer Morgen (1994–2002) und Zeit (1994–1999). Die quantitative Auswertung liefert recht verlässliche Hinweise auf die Verbreitung einer Innovation in der Zeitungssprache, differenziert nach Jahrgang und Zeitung.⁴⁰ Die qualitative Analyse des Fallbeispiels *chillen* zieht mehrere Kriterien in Betracht: Sein Vorkommen als Zitat oder Motto, in der Überschrift oder im Fließtext; das Thema und die soziale Kategorie des Sprechers (z. B. Schüler, Raver, HipHopper); schließlich die Gesprächsrolle des Subjekts und die morphologische Form des Verbs (Infinitiv, nominalisierter Infinitiv, Deklination, syntaktische Ergänzungen, Kollokationen).⁴¹

5.1 Zunahme der Vorkommenshäufigkeit: *cool*, *geil*, *chillen*

Die Recherche im gesamten Korpus geschriebener Sprache des IDS zeigt eine zunehmende Vorkommenshäufigkeit für mehrere bewertende Adjektive.⁴² Die beiden nachfolgenden Grafiken zeigen die Ergebnisse für *geil* und *cool* in den drei ausgewählten Zeitungen. Da die Korpora pro Jahrgang unterschiedlich groß sind,⁴³ wurde das durchschnittliche Vorkommen pro Million Wörter berechnet.

³⁷ Zum Cosmas-II vgl. <http://www.ids-mannheim.de/cosmas2>

³⁸ Aus praktischen Gründen liegt den Recherchen teilweise das online zugängliche, teilweise das umfangreichere interne Korpus zugrunde; die genaue Quelle wird wo nötig als *public* bzw. *intern* angegeben.

³⁹ Beispielsweise kommt *chillen*: 68 und *dissen*: 48 Mal im *public*-Korpus vor.

⁴⁰ Durch ein manuelles Pre- und Postediting wurden Eigennamen, Titel und irrelevante Sememe oder Wortkombinationen aussortiert.

⁴¹ Textsorten lassen sich im Cosmas II nicht eindeutig identifizieren, daher wird Textsortenvariation (die sehr wohl zu erwarten ist) nicht systematisch berücksichtigt.

⁴² Neben *cool* und *geil* vgl. *kultig* (1995: ein Beleg, 1998: 19 Belege) und *hip* (1992: drei Belege, 1999: 127 Belege).

⁴³ Das TAZ-Korpus beläuft sich auf insgesamt 237 Millionen Wörter, was einem Durchschnitt von 17 Mio. Wörtern pro Jahr entspricht. Der Mannheimer Morgen ist im IDS-Zeitungskorpus mit 137 Mio., die Zeit mit 24 Mio. Wörtern vertreten.

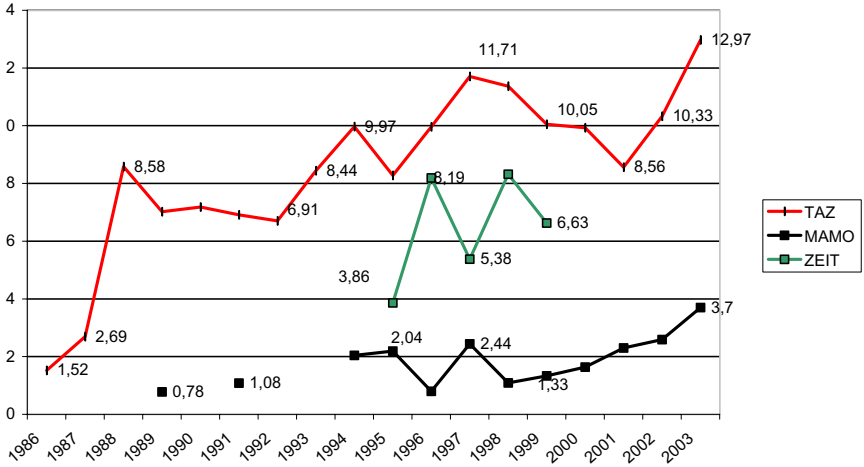


Abb. 4: *geil* im IDS-Zeitungskorpus (Vorkommen in Mio. Wörtern)

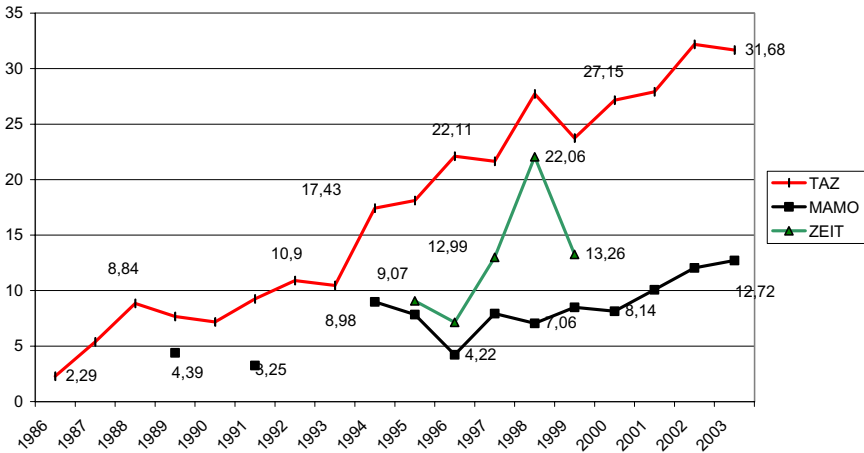


Abb. 5: *cool* im IDS-Zeitungskorpus (Vorkommen in Mio. Wörtern)

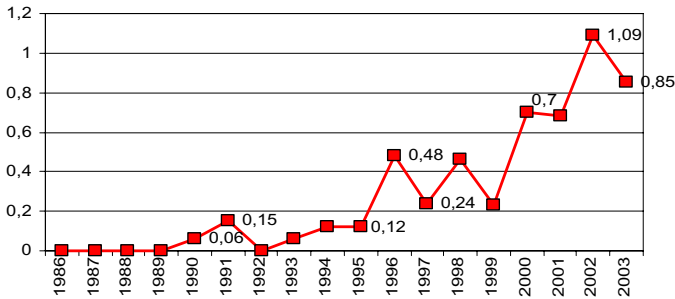


Abb. 6: *chillen* in der TAZ (Vorkommen in Mio. Wörtern)

Die Grafik für *geil* (Abbildung 4) zeigt, dass die Vorkommenshäufigkeit des Ausdrucks in der Tageszeitung innerhalb von 17 Jahren um rund das Achtfache gestiegen ist. Von durchschnittlich eineinhalb Vorkommen pro Million Wörter (pMW) im Jahr 1986 wird ab 1988 ein Durchschnitt von zwischen 6,5 und 8,5 Vorkommen erreicht. Dieses steigt ab 1996 auf über 10 Vorkommen an, 2002 waren es 10,3 Vorkommen pMW. (Bei einem Korpus von Rund 17 Mio. Wörtern für 2002 sind dies 189 Vorkommen.) Im Mannheimer Morgen ist ein Anstieg von weniger als einem Vorkommen 1989 zu 3,7 Vorkommen pMW im Jahr 2003 zu verzeichnen. Eine mittlere Position nimmt die ZEIT ein. Von 1995 zu 1999 zeigt sich ein Anstieg von ca. 70%, zwischendurch werden noch höhere Werte erreicht.

Das Muster für *cool* ist ähnlich, allerdings mit wesentlich größeren absoluten Zahlen (Abbildung 5). In der Tageszeitung steigt die Häufigkeit des Ausdrucks von 2,2 Vorkommen pMW im Jahr 1986 zu mehr als 31 Vorkommen ab 2002 – eine Verfünfzefachung, und in absoluten Zahlen dreimal häufiger als *geil*. Im Mannheimer Morgen beträgt das Vorkommen 4,3 im Jahr 1989 und mehr als 10 ab 2001. In der ZEIT steigen die Werte von 9 (1995) zu 13 (1999), mit einer Spitze von 22 Vorkommen pMW für 1998.

Die Daten für *chillen* zeigen eine viel geringere Frequenz in einer kleineren Zeitspanne (1996–2001).⁴⁴ Aufgrund der geringen absoluten Zahlen ist eine Auszählung nur im TAZ-Korpus ergiebig (Abbildung 6). Die Werte steigen ab 1996 allmählich an, 2001 wird eine Spitze von knapp einem Vorkommen pMW erreicht, die in etwa dem Vorkommen von *geil* im Jahr 1986 entspricht. (Allerdings kommen Bewertungen generell viel häufiger vor als Inhaltswortschatz.) In der nachfolgenden qualitativen Analyse werden alle 68 Belege für *chillen* (in allen Wortformen) in neun Zeitungen berücksichtigt.⁴⁵

5.2 Von der Fremd- zur Eigenperspektive: die „Karriere“ von *chillen*

Die 68 Vorkommen von *chillen* im IDS-Zeitungskorpus von 1996–2003 werden in drei Kategorien klassifiziert: Thematisierung, Fremd- und Eigenperspektive (Abbildung 7). Die Karriere lexikalischer Innovationen im öffentlichen Diskurs beginnt mit ihrer metasprachlichen Thematisierung, wobei Zeitungstexte teils als Vermittler, teils als Sprachkritiker fungieren. Die Fremdperspektive ist durch die formale Distanzmarkierung (Anführungszeichen) und dem spezifischen Themenzusammenhang gekennzeichnet und lässt sich in Zitate, Mottos und Parodien einteilen. Der Übergang in die Eigenperspektive der Journalisten ist durch das Fehlen von Anführungszeichen oder metasprachlichen Kommentaren gekennzeichnet. Diese Belege lassen sich weiter nach dem Themenbezug, dem Übergang von der Referenz- in die Sprecherrolle und nach dem Vorkommen metaphorischer Übertragungen unterteilen.

⁴⁴ Im Gesamtkorpus liegt außerdem ein frühes Vorkommen im Jahr 1990 vor.

⁴⁵ Die Häufigkeit steigt von drei Belegen 1996 zu 25 im Jahr 2000 und sinkt wieder auf zehn Belege im Jahr 2001.

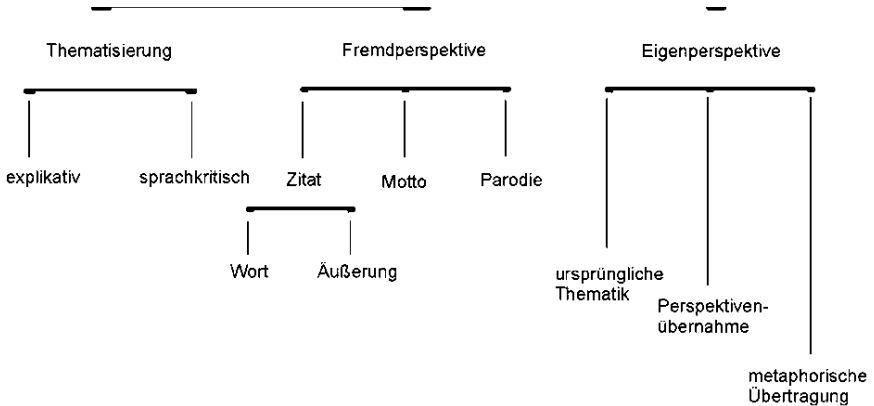


Abb. 7. Gebrauchswesen von *chillen* im IDS-Zeitungskorpus (N=68)

5.2.1 Thematisierung

Medien als Vermittler greifen das in kleinerer Reichweite längst Übliche auf und stellen es einem größeren Rezipientenkreis als neu und „exotisch“ vor. Zeitungsberichte über (vermeintliche) Sprachtrends stellen den heutigen Innovationen der Jugendsprache (z. B. *chillen*) frühere gegenüber (z. B. *ausflippen*) und tragen so zur Domestizierung des Exotischen bei. Die Häufung soziolektaler Ausdrücke, der Rückgriff auf beliebte „Zitiervokabel“⁴⁶ und ihre Einbettung in eine klischeehafte Skizze jugendkulturellen Lebensgefühls sind typisch für explikative Thematisierungen. So erläutert der Mannheimer Morgen (Beispiel 1) *chillen* in seinem „authentischen“ Zusammenhang, neben lebensweltlich verwandten Begriffen wie *Rave*, begleitet von Stimmen der Beteiligten, die weitere als szenetypische gerahmte Ausdrücke enthalten (vgl. den letzten Satz). In einem Sprachbericht greift die Berliner Zeitung auf den Topos von Jugendsprache als Sondersprache zurück und rahmt *chillen* als aktuelle Ausprägung dieses Topos (Beispiel 2). Im Gegensatz dazu setzt die sprachkritische Thematisierung eine größere Verbreitung des fraglichen Ausdrucks in der Sprachgemeinschaft voraus und ist daher typisch für spätere Stadien des Diffusionsprozesses. Dabei geht es nicht um die Sprache der Jugendlichen selbst, sondern um den Rückgriff von Unternehmen und Institutionen auf soziolinguistische Stereotype von Jugend und Szenen.⁴⁷ Unter anderem wird *voll geil* als Beispiel für „krampfhaft jugendlich[en]“ Ton in der

⁴⁶ Henne (1986, S. 197) beschreibt *null Bock* in den späten 1970-er Jahren als beliebte „Zitiervokabel der Medien, wenn es um Jugendsprache geht“.

⁴⁷ Das IDS-Korpus liefert mehrere Beispiele hierfür, beispielsweise erscheint *voll krass* als Name eines Schülerprojekts und im folgenden Titel des Schülerwettbewerbs: *Rauschdrogen contra Verkehrssicherheit – Voll krass und mega was?*.

Jugendliteratur genannt und der Gebrauch von *voll fett* im „Bibellesebund-Magazin für Adoleszente“ kritisiert. Die TAZ druckt eine an Clubgänger gerichtete Werbekampagne der Bierbrauer ab, „die an ranschmeißerischem Irrsinn ihresgleichen sucht“ (Beispiel 3). *Chillen* erscheint dort neben weiteren Markern eines vermeintlichen Szenestils wie dem englischen Phrasem *that's it*.

1. „Meditation“ wollte als Titel des Raves, so der Szene-Ausdruck für Techno-Partys, nicht recht passen, denn die Atmosphäre war alles andere als besinnlich: Ein Drittel der Walzmühle verwandelte sich nach und nach in eine riesige Tanzfläche, auf der man sich dichtgedrängt und schweißgebadet bis in die frühen Morgenstunden bewegte. Die restlichen zwei Drittel hätten wahrscheinlich Möglichkeit zum „**Chillen**“ (**Szene-Jargon für Ausruhen**) bieten sollen, waren aber ähnlich überfüllt wie die Tanzfläche, was allgemein Unmut erregte. Trotzdem hätten die meisten sicher dem Fazit von Bernd, einem 22jährigen aus Basel, der nur für die „Meditation“ nach Ludwigshafen gekommen war, beigeplichtet: „Echt korrekt zum Abfahren hier.“ (Mannheimer Morgen, 19. 03. 1996, Feuilleton)
2. Dass es zu allen Zeiten eigenständige Jugendsprachen gibt, weiß jeder, der sich dazu bekennt, einmal jung gewesen zu sein. Die PONS-Autoren heben wiederkehrende Muster hervor: unter anderem die willkürlich geänderten Wort-Bedeutungen. Erklärt der DUDEN das Wort „krass“ noch als „besonders extrem“, bedeutet es unter Jugendlichen „gut“ oder „sehr gut“. Beim Wort „fett“ denkt der über Dreißigjährige an Cholesterin und störende Rettungsringe um die Hüfte. Dabei ist es für Jugendliche ein Ausdruck des Lobes: „ne fette Party“ etwa. Immer wieder bilden englische Wörter neue deutsche Hybridformen. Waren es einst „ausflippen“ oder „antörnen“, sind es heute **Worte wie „chillen“ (sich ausruhen, von: to chill)** oder „cruisen“ (ziellos umherfahren, von: to cruise). Das Buch nennt auch „dissen“ (sich abfällig äußern, von: to dish). (Berliner Zeitung, 20. 12. 2001, Feuilleton)
3. Die deutschen Brauer müssen verrückt sein. Unter der Überschrift „The best of what germans do best: Deutsche Bierbraukunst“ schalten sie zur Love Parade in Szeneheften eine Werbekampagne, die an ranschmeißerischem Irrsinn ihresgleichen sucht. „Zwölf Uhr morgens, die Party geht ihrem Ende zu, und du bist fix und fertig. **Chillen ist nun angesagt**. Wohin? Auf keinen Fall nach Hause, sondern besser mit den Freunden ab zum nächsten Biergarten und Spaß haben. Ein gepflegtes Bierchen in angenehmer Runde hat noch nie geschadet und hebt die Laune. Frische Luft einsaugen und Sonne tanken, that's it.“ (TAZ, 12. 07. 1999, Ressort Aktuelles)

5.2.2 Fremdperspektive

In Verwendungen aus der Fremdperspektive erscheint *chillen* in zitierten Äußerungen (Beispiele 5–6), als Wortzitat (Beispiel 7), in Mottos (Beispiel 8) und Parodien (Beispiel 9) und bleibt dabei durchgehend mit seinem ursprünglichen sozialen Kontext verbunden: Es geht um die fremden Lebenswelten der Musikszene und andere jugendkulturelle Veranstaltungen, außerdem um schulische Themen, Computer und Hobbys. Dabei kommen sowohl die enge als auch die weite Bedeutung des Verbs vor. Seine Kollokationen und Ergänzungen unterscheiden sich stark von denen des semantisch verwandten

relaxen (z. B. *relaxen bei gutem Wein und Musik*). Recht typisch für jugendsprachliche Äußerungszitate generell ist die Häufung mehrerer Bewertungen, hier in einem Bericht über die „Love Parade“ (Beispiel 4). In Beispiel (5) erscheint *chillen* in der Stimme eines Schülers, in Beispiel (6) in der Stimme eines interviewten Rap-Musikers und wird im journalistischen Kommentar als dessen Lieblingswort markiert. In beiden Fällen liegt die weite Bedeutungsvariante vor, und zwar mit präpositionalen Ergänzungen (*miteinander chillen, mit Freunden chillen*). Eine seltenere Sonderform der Verwendung aus der Fremdperspektive ist die Parodie. Beispiel (9) erinnert an das berühmte „Disco-Deutsch“, eine Zeitungsglosse vom Jahre 1979, die vom Fachdiskurs aufgegriffen und sogar Eingang in Schulbücher gefunden hat.⁴⁸ Typisch für Zeitungsparodien dieser Art ist ein inflationärer Einsatz markierter lexikalischer Varianten, die jede für sich zwar belegt ist, aber in der überladenen Zusammensetzung komisch wirken. Für komische Wirkung sorgen weiterhin die unübliche Kombination schriftlicher Syntax und mündlicher Lexik, Rahmenbrüche (*ganz oldschoool ins Theater zu sneaken*) und unübliche lexikalische Varianten in variationsfreudigen Konstruktionen (... *und anderer Suck*).

4. Für Peter G. (21) aus Stuttgart ist Berlin „top Sahne, einfach geil, hier geht es ab (...)“ (Berliner Morgenpost, 14.07.1996)
5. Hector-Petersen-Oberschule, Kreuzberg, 13.20 Uhr: „Ich geh lieber **mit meinen Leuten chillen**“, meint Skater Carsten (17). Die Demo sei doch uncool. (TAZ, 10. 11. 2000, Ressort Berlin Aktuell)
6. „Mit denen haben wir eigentlich nicht viel am Hut“, will Samy abwiegeln. „**Das wird immer so dargestellt, als würden wir hier die ganze Zeit miteinander chillen**, als wären ständig DJ Rabauke von Fettes Brot, Tobi und Bo hier.“ Der Noch-Zivildienstleistende legt großen Wert darauf, daß alles ganz eigenständig abläuft: „Jeder von uns hat seinen eigenen Stil. [...] Was ihm noch am HipHop gefällt? „Das ganze ruhige Ding, **mit Freunden chillen**“ – da ist es wieder, sein Lieblingswort. Einfach in Ruhe gelassen werden und sein Ding machen. (TAZ, 04.08.1998, Ressort Kultur)
7. Wer sich selbst noch bewegen will, den erwartet im Keller die Tanzfläche, **doch auch hier kann man nirgendwo „chillen“**. (Mannheimer Morgen, 23.04.2001, Ressort Kultur)
8. So schmeckt der Sommer: „**Chillen und Grillen**“ **lautet die griffige Szene-Umschreibung** für die Verbindung von dutzendmal gewendeten Bratwürstchen und entspannten HipHop-Beats. (Berliner Zeitung, 08.07.1999, Ressort Lokales)
9. Mal was anderes als Crack
Sommerferien in Berlin: Ich saß mit meinen Homies am Zoo, unser Crack war alle und das Runterkommen abtunnend. Weder wahllos Leute anpöbeln noch unsere Tags überall hinschmieren wollte uns so richtig kicken. Also überlegten wir uns, mal was ganz Abgedrehtes zu starten, so was wie in den Zoo zu freaken **oder im Schwimmbad**

⁴⁸ Ursprünglich in der FAZ v. 4. 1. 1979, zitiert u. a. in Henne (1986, S. 197).

zu chillen. Wir steigerten uns richtig rein in Filme, wie uns mal mit 'nem klassischen Konzert zu beraten oder ganz oldschool ins Theater zu sneaken. Aber da das alles noch teurer als Crack war, beschlossen wir doch, den Ball weiter flach zu halten und unseren Dealer anzuhauen. Da der leider auch nicht auf Tasche war, drückte er uns methadonmäßig einen Flyer in die Hand, den „Super-Ferienpaß“ vom JugendKulturService. Wir dachten schon: „Shit Alter, Flashback!“, als wir das Teil mal checkten: Über 200 Angebote für Motherfucker in den Ferien – kostenloser Zoobesuch, freier Eintritt in Schwimmbäder, Theaterermäßigung und anderer Suck. ... (TAZ, 31.07.1998, Ressort Berlin Aktuell)

Innovationen aus der Fremdperspektive erlangen zwar maximale gesellschaftliche Sichtbarkeit, behalten aber ihre soziolektale Markierung bei. Dieses Gebrauchsmuster kann sich in den Zeitungstexten über Jahre fortsetzen und dauert für bestimmte Wörter länger an als für andere, selbst innerhalb derselben lexikalischen Kategorie. Im IDS-Korpus kommt *chillen* zu 20% in Zitaten und Mottos vor, doch liegt dieser Anteil bei den Kollokationen aus *geil* und *Intensivierer* viel höher: *Voll geil* (ab 1988 nachweisbar) taucht fast immer als Zitat von Kindern, Jugendlichen und Schülern auf. *Voll fett* (ab 1997) erscheint speziell als Stimme von Ravern und Rappern, *voll krass* (ab 1999) bleibt der stilisierten „Kanaksprak“ und der Comedy verhaftet.

5.2.3 Eigenperspektive

Der allmähliche Eingang von *chillen* in das Repertoire der Modellschreiber wird durch „kreative Formen der Wortverwendung“ (Jung 1994, S. 208) angezeigt. Dabei bleibt die Einschränkung auf die ursprüngliche Thematik zum Teil noch bestehen. Musterhaft hierfür ist Beispiel (10) aus der österreichischen Neuen Kronen Zeitung, das einen prototypischen Handlungskontext beschreibt (Clubbing auf Ibiza) und sich zudem explizit an die jugendlichen Zeitungsleser richtet (Untertitel: *Gewinnt eure Matura-Reise!*). Der Unterschied zum Gebrauch aus der Fremdperspektive liegt darin, dass das Wort nun von den Journalisten variiert und als Ressource für Ausdrucksvariation herangezogen wird. So handelt Beispiel (11) von einem jugendkulturellen Ereignis (Love Parade 1997), doch die reflexive Präfixbildung *sich einchillen*, eine nicht-lexikalisierte Variante mit der spezifischen Kontextbedeutung ‚sich einstimmen‘, ist als journalistische Leistung anzusehen. In einem Party-Bericht der Berliner Zeitung (Beispiel 12) werden *chillen* und *crowd* (im darauf folgenden Satz) ganz im Sinne der journalistischen Maxime der Ausdrucksvariation von ihren gemeinsprachlichen Quasi-Äquivalenten begleitet – eine sprachliche Vermittlungsleistung für manche Rezipienten, eine Demonstration stilistischer Versiertheit für den Journalisten.

10. Aus ganz Europa kommen junge Leute, um so richtig die Sau rauszulassen. Viele der Bars und Clubs in Ibiza rund um San Antonio Road sind im Sommer die angesagtesten Night-Spots Europas. Einige Tips: Cafe' del Mar, **hier chillen die Clubber beim Sonnenuntergang**, bevor es auf die Piste geht. Gut, um herauszufinden, wo nachts am meisten abgeht. Ku, einer der In-Clubs mit Top-DJs. House-, Techno- und Euro-

Dance bestimmen die Tanzfläche. Immer voll. (Neue Kronen Zeitung, 19.01.1997, Reise-Hot-Spot: Ibiza)

11. Seit drei Wochen steigt die bpm-Zahl in den Straßenlautsprechern ständig, niemand kann sich dem Fieber entziehen. Bereits seit zwei Tagen ist es selbst für Hyperskater unmöglich, zwischen den versammelten Individualisten hindurchzuflitzen. **Überall chillen sich junge Neonhäutige und glühende Dancemaniacs ein.** Und jetzt zucken nackte Frauenbeine auf halbmeterhohen Plateausohlen. (TAZ, 11.07.1997, Ressort Kultur)
12. Als Erste sind die Kreuzberger Breakdancer „Lost in madness“ am Start. Die fünf Jungs und zwei Mädchen brauchen zwar einen Moment, um ihre Nervosität abzulegen. Doch dann gibt es lauten Beifall für Drehungen auf dem Kopf und wildes Wirbeln über die Schulterblätter zu den Bässen des Klassikers „Africa Bambaata“. Die Gruppe „Jot“ versucht auf dieser Atmosphäre zu gleiten. „Ihr könnt auch aufstehen, wenn ihr wollt“, ruft ein Rapper dem Publikum im großen Saal der Volksbühne zwischen zwei Liedern zu. Doch die Angesprochenen fläzen sich in den Sitzen: **Das Volk chillt.** Keine Chance, die crowd, oder das Publikum, zum Bewegen zu animieren. (Berliner Zeitung, 18.01.2001, Ressort Lokales)

Die Äußerung *Das Volk chillt* (Beispiel 12) scheint mir symptomatisch für den Wandel der Lebensstile, der den Übergang von *chillen* zur Eigenperspektive der Modellschreiber verhilft. Immer mehr Institutionen und Events eignen sich die Schlagworte *chillen* bzw. *Chillout* an, und sofern Zeitungen darüber berichten, kommt das Wort in neuen thematischen Zusammenhängen vor, beispielsweise in einem Messebericht (Beispiel 13). Auch hier wird *chillen* durch *ausruhen* paraphrasiert, wodurch journalistische Abwechslung und eine gewisse Vermittlungsleistung entsteht. Andererseits sind es die Journalisten selbst, die „kreative Überschreitungen der ursprünglichen Verwendungsbedingungen“ (Jung 1994, S. 210) vollziehen. So referiert *chillen* auf erwachsene Interviewpartner, Fußballspieler, die Polizei oder Erlebnisse der Journalisten (Beispiele 14–16). Dies geht mit einem Wechsel in der Gesprächsrolle des Subjekts einher, indem die Referenzrolle, die Rede über „die“ Szenen, durch die Sprecherrolle, das „Wir“ der Journalisten bzw. der Schreiber-Leser-Gemeinschaft, abgelöst wird. In Beispiel (16) ist der thematische Rahmen zwar einmal wieder die Technokultur, doch jetzt *chillen* wir Zuschauer.

13. **In Halle 1 wurde man von einer Mobilfunkfirma schon zum Chillen eingeladen,** doch wovon sollte ich mich gleich nach dem Betreten der ersten Halle schon ausruhen? Also ging es weiter mit einem Tanzkurs einer Krankenkasse. Und danach schaute man kurz bei der gewöhnungsbedürftigen Unterwäschekollektion der BVG vorbei. Aber was will uns ein öffentliches Verkehrsunternehmen mit Boxershorts des Modells „Jungfernheide“ mitteilen? (Berliner Zeitung, 16.10.2000, Feuilleton)
14. **Wann kommt Lodda zum Chillen?** Eine Party jagt die nächste. Geburtstagssause mit Maren. Gestern dann die große Kick-off-Party der Metros in NYC. Bar-Tender Lodda wirds gefallen haben. Er mag ja die Nähe zu den paar Fans, die in Übersee wissen, dass man einen Ball auch mit dem Fuß bewegen kann. (TAZ, 22.03.2000, Ressort Leibesübungen)

15. Martin van Doren: **Er chillt! Ein relaxter Mittvierziger, der seinen Kindern beim Größerwerden zuschaut**, Möbel sammelt und Palmen züchtet. Irgendwann ist man halt draußen. Hin und wieder geht er noch mal in die Firma und kontrolliert die Farbe der Shorts-Nähte. Acht Jahre lang hat er alles allein entworfen, jetzt überläßt er jüngeren Leuten die kreative Linie und hält sich im Hintergrund. (TAZ, 21.05.1997, Ressort Spezial)
16. So viel Techno war im Kino jedenfalls noch nie. **Innerhalb weniger Wochen chillten wir mit „Kevin und Perry“ in Ibiza**, erfuhren wir durch den amerikanischen Raverfilm „Groove“, wie kuschelig es bei Warehouse Parties in San Francisco zugeht, tanzten wir „Fandango“ mit Nicolette Krebitz und Moritz Bleibtreu und kommen nun dank „Sorted“ (ab heute im Kino) auch ohne langes Schlangestehen und 15 Pfund Eintritt in quasi zwei Mütter der Londoner Club- und Barszene, ins Ministry of Sound und Café de Paris. (TAZ, 14.12.2000, Ressort Kultur)
17. Auf der Körperwelten-Website kann man Bilder von der letzten Love Parade ansehen, unter dem Motto „Technoider Totentanz – Plastinate raven mit“. 5,4 Millionen Deutsche haben bisher auch mitgeraved. Beim Chillen können sie sich nun fragen, ob sie sich nicht ein kleines bisschen schämen müssen. (Die Zeit, 5/22.01.2004, S. 37, Thomas E. Schmidt, „Party der Plastinate“)

In den Beispielen (13)–(16) wird die weite Verbbedeutung (,ausruhen, entspannen‘) realisiert. Die ursprüngliche Bedeutung taucht in metaphorischen Übertragungen auf, wobei der Handlungsrahmen „raven – chillen“ auf einen gesamtgesellschaftlich relevanten Zusammenhang übertragen wird. In einem der beiden einschlägigen Belege (Beispiel 17) handelt es sich um einen kritischen Kommentar zur umstrittenen Ausstellung „Körperwelten“. Ganz am Ende des Kommentars wird der Auftritt der dort ausgestellten Leichen („Plastinate“) auf der Love Parade angesprochen. Dabei wird das Paar *raven* und *chillen* als Metapher für den Handlungsrahmen „die Ausstellung besuchen – darüber nachdenken“ eingesetzt. Metaphorische Übertragungen dieser Art sind quantitativ zwar eine Ausnahme, dafür qualitativ bedeutsam. Mit Jung (1994) können sie als sicheres Zeichen der gesellschaftlichen Verbreitung einer Innovation angesehen werden:

„Metaphorisierungen, Anspielungen und andere kreativen Formen der Wortverwendung ist (...) gemeinsam, daß sie erst dann auftreten können, wenn die zugrundeliegenden Elemente zumindest Tagesaktualität besitzen und somit teillexikalisiert sind. (...) Dieses Phänomen mag zeitlich sehr begrenzt sein oder auch eher ‚Insider‘-Charakter haben, es bleibt aber unzweifelhaft fortgeschrittenen Stadien des sprachlichen Wandels vorbehalten und kann als besonders typisch für die Medienkommunikation angesehen werden.“ (Jung 1994, S. 208)

Chillen befindet sich noch am Anfang seiner „Karriere“ in der Allgemesprache. Selbst nach einer fast zehnjährigen Präsenz im öffentlichen Diskurs ist es vielen Mitgliedern der Sprachgemeinschaft vermutlich noch unbekannt, und einige der hier als Eigenperspektive eingestuftten Verwendungen könnten immer noch fremd wirken. Das Bild wäre sicherlich ein anderes, wäre ein bekannteres Wort wie z. B. *cool* für die qualitative Analyse herangezogen wor-

den. Doch wenn es darum geht, den Moment aufzuspüren, in dem Distanzmarkierungen zu fallen beginnen (vgl. Zimmermann 2003 und Kap. 4.4), scheint *chillen* gerade aufgrund seiner Aktualität eine gute Wahl.

5.3 Standardvariation im Spiegel der Zeitungssprache

Die qualitative Analyse von *chillen* hat zwei Hauptmuster von Jugendsprache als Ressource für Standardvariation aufgezeigt: Modelltexte inkorporieren jugendsprachliche Varianten als fremde Stimmen und bringen dadurch Polyphonie in den öffentlichen Diskurs ein (Fremdperspektive). Die Innovationen sind willkommene, ja unverzichtbare Ressourcen, um über gesellschaftliche Nischen zu berichten. Sie verleihen der Journalistenstimme Glaubwürdigkeit, bleiben von ihr jedoch getrennt. Diese Grenze wird verwischt durch eine kreative Leistung der Modellschreiber, die sich das Wort aneignen und auf neue Referenzbereiche übertragen (Eigenperspektive). „Die Erweiterung der Palette der Einsatzmöglichkeiten per Metaphorisierung und Anspielung garantiert das Weiterleben eines Wortes im öffentlichen Sprachgebrauch, wenn brisanter Charakter und kommunikative Relevanz des ursprünglichen Ausdrucks geschwunden sind“ (Jung 1994, S. 210).

Der allmähliche Übergang einer lexikalischen Innovation in die Eigenperspektive der Modellschreiber lässt sich korpusanalytisch nachweisen. Verwendungen aus der Fremdperspektive nehmen im Laufe der Zeit ab, solche aus der Eigenperspektive zu. Je neuer die Innovation im Kontext öffentlicher Kommunikation, desto enger die Bindung an die ursprünglichen Kontexte, desto seltener die Übertragung auf neue Referenzbereiche. Trotz der recht kleinen Datenbasis wird diese modellhafte Skizze vom Fall *chillen* unterstützt. Spätere Vorkommen sind in der Tendenz unmarkierter als die früheren. Thematisierungen kommen nur ganz früh, der Übergang in die Eigenperspektive findet meistens ab dem Jahr 2000 statt.⁴⁹ Vier der fünf Vorkommen von *chillen* in Überschriften, was angenommene Kenntnis seitens der Leser voraussetzt, stammen aus den Jahren 2000 und 2001. Freilich gibt es kreative Übertragungen schon recht früh, doch werden sie im Laufe der Zeit häufiger und kommen in mehr Zeitungen vor.

Der Zeitungsvergleich lässt erkennen, dass der Übergang zur Eigenperspektive nicht bei allen Zeitungen zur gleichen Zeit stattfindet. Auch innerhalb des Mediensystems gibt es „early adopters“, die Innovationen früher und häufiger aufnehmen und kreative Wortverwendungen früher wagen. Die Vorreiterrolle der TAZ (vgl. auch Linke 2003) ist hier sicherlich kein Zufall, sondern durch die Zielgruppe und die ideologische Orientierung des Mediums zu

⁴⁹ Sieben der 13 Belege, die sich nicht auf Techno, Hip-Hop, Club, Party, Musik und Events beziehen, kommen 2000 und 2001 vor, weitere drei im Jahr 1999, noch drei in den Jahren 1997/1998.

erklären.⁵⁰ Welche Kontexte innerhalb der Zeitung die Aufnahme von Innovationen und ihren Übergang in die Eigenperspektive der Journalisten fördern, muss unbeantwortet bleiben. Nahe liegend scheint jedoch, dass bestimmte Textsorten und Ressorts sich mehr Variation, mehr Sprachspiel und Vielstimmigkeit leisten können als andere. Der Lokalteil, Kommentare, Glossen und andere Textsorten geringerer Relevanz mit einem Hang zur Unterhaltung sind die Kontexte, in denen Modewörter und Innovationen von unten zuerst zu erwarten sind.⁵¹

Doch bei aller Innovationsfreudigkeit einzelner Zeitungen – der Eingang in den öffentlichen Sprachgebrauch braucht Zeit. Für manche Innovationen der 1960-er und 1970-er Jahre scheint der Übergang auf Stufe (5) des Kotsinas-Modells nahezu abgeschlossen, für Innovationen der 1990-er wie *chillen* ist er noch in vollem Gange. Wörter wie *ausflippen*, *cool*, *-freak* (als Zweitglied), *hip* und *Typ* sind Beispiele für erfolgreiche Aufwertung. Sie sind seit mehr als 15 Jahren im IDS-Korpus erfasst und ihr Gebrauch zeigt eine fortschreitende sozialstilistische Neutralisierung, allerdings nicht in allen Bedeutungsvarianten: *ausflippen* erscheint im IDS-Korpus in geschichtlich späteren Bedeutungen,⁵² während frühere, subkulturell verankerte Bedeutungen⁵³ im heutigen öffentlichen Sprachgebrauch kaum eine Rolle spielen. Die öffentliche Karriere von *cool* betrifft vor allem die enge, charakterisierende Bedeutung, während die weite, unspezifisch-evaluative Bedeutung nur zitathaft, also aus der Fremdperspektive realisiert wird. Jugendsprache-Lexika der 1980-er Jahre (Schönefeldt 1986) schreiben diesen Wörtern schon seit den späten 1970-er Jahren eine unscharfe Grenze zur allgemeinen Umgangssprache zu. Allerdings geht die dauerhafte Präsenz im Zeitungsdeutsch nicht zwingend mit einer stilistischen Neutralisierung bzw. Aufnahme in die Eigenperspektive der Journalisten einher, wie der Fall des vorwiegend in Redeerwähnungen verwendeten *geil* zeigt. Außerdem bleibt die soziale Wertigkeit der aufgewerteten Ausdrücke ambivalent. Im gegenwärtigen öffentlichen Diskurs liest und hört

⁵⁰ Ungeklärt bleibt die Eignung von Zeitungen als Vermittler von Neologismen im Vergleich zu anderen Medientypen. Beispielsweise sind die oben genannten „Kultsprüche“ von den IDS-Zeitungskorpora nahezu abwesend, im Internet jedoch reichlich vorhanden. Am 26. 2. 2004 verzeichnete die Suchmaschine google.de 5730 Treffer für *ich habe fertig* und weitere 48 Treffer mit der Schreibweise *fertich* (IDS-Korpus: sieben Vorkommen) sowie 13400 Treffer für *hier werden sie geholfen* (im IDS-Korpus nicht belegt); *Warmduscher* und *Weichei*, in DUW (2003) als „ugs. abw.“ verzeichnet, kommen im IDS-Korpus jeweils einmal vor, während google.de 31000 bzw. 27300 Treffer liefert. Meiner Vermutung zufolge kommen in Zeitungskorpora aufsteigende Ausdrücke mit einer bereits erreichten Verbreitung vor, ganz neue Modewörter und als ‚vulgär‘ empfundene Ausdrücke hingegen kaum.

⁵¹ Taucht zum Beispiel das undeklinierte Negationsadjektiv *null* im Mannheimer Morgen auf, dann vor allem im Lokalteil bzw. in betont unterhaltsamen Zusammenhängen.

⁵² DUW: ‚die Nerven verlieren‘, ‚vor Freude außer sich geraten‘.

⁵³ DUW: ‚sich einem Druck durch Drogenkonsum entziehen‘, ‚sich bewusst außerhalb der gesellschaftlichen Norm stellen‘.

man das Wort *cool* einmal aus dem Munde Erwachsener in einem formellen Kontext, einmal in Konstruktionen von Jugendsprache,⁵⁴ allerdings nicht in der gleichen Bedeutungsnuance. *Cool* in der Rede des Bundesministers (vgl. Kap. 2) hat die enge, charakterisierende Bedeutung, in der Konstruktion einer jugendlichen Stimme im Werbespot wird hingegen die weite, unspezifische Bedeutung realisiert. Auch hier gilt, dass der Aufstieg in standardnahe Register nicht die volle Bandbreite der umgangssprachlichen Verwendung betrifft (vgl. Kap. 3). Deutlich wird, dass die Vorstellung eines abrupten Varietätenwechsels bei gleichzeitiger Aufgabe im ursprünglichen Nutzerkreis⁵⁵ nicht haltbar ist. Die Popularisierung und Kommodifizierung jugendsprachlicher Ausdrücke führt nicht „automatisch“ zu ihrer Aufgabe in den einschlägigen Szenen oder unter den Jugendlichen generell. Auszugehen ist im Gegenteil von einem Wortgebrauch, der sich gleichzeitig auf zwei oder mehrere Stufen des Kotsinas-Modells erstreckt.

6. Schluss

Die Standardsprache muss sich kontinuierlich erneuern, um den Anschluss an die gesprochene Alltagssprache nicht zu verlieren.⁵⁶ Die Verbreitung lexikalischer Einheiten aus den Jugend- und Szenesprachen in die Allgemeinsprache ist Teil dieser Erneuerungsspirale. In diesem Beitrag hoffe ich gezeigt zu haben, dass eine mehrperspektivische Analyse Einsichten in einen Prozess bieten kann, der soziolektal markierte Einheiten zum allgemeinsprachigen Wortschatz verwandelt und den faktischen Gebrauchsstandard in massenmedialen Modelltexten erneuert. Die Ergebnisse der drei Analyseschritte werden abschließend zusammengefasst.

Die Verbreitung von scene- und jugendsprachlichen Innovationen in die Allgemeinsprache ist nicht nur vom Prestige der Jugendlichkeit oder der Attraktivität einzelner Szenen abhängig, sondern folgt bestimmten semantisch-funktionalen Richtlinien. Vor allem Bewertungen, Kategorisierungen, Gruß- und Abschiedswörter finden immer wieder Eingang in den kolloquialen Standard, teilweise mit Distributions- oder semantischen Einschränkungen gegenüber ihrer jugendsprachlichen Verwendung. Das Expressivitätspotenzial, die Zugehörigkeit zu erneuerungsfreudigen Teilbereichen des Lexikons sowie das mit Anglizismen verbundene Prestige erhöhen die Verbreitungsschance jugendsprachlicher Innovationen.

⁵⁴ So in einem Februar 2004 ausgestrahlten Werbespot für Internet-Sicherheitssysteme, in dem die Tochter des Fachmanns ein Virus ins System zulässt, indem sie von seinem Rechner aus ein Videospiel herunterlädt, welches sie so bewertet: *ist echt cool!*

⁵⁵ So vermutet Neuland, „daß aus der Sicht der Jugendsprache bzw. der jugendlichen Sprechstile der Prozeß der Übernahme in die Standardsprache gerade mit einem Verlust der besonderen soziolektalen Dimensionen des jugendsprachlichen Wortgebrauchs verbunden ist“ (1994, S. 83).

⁵⁶ So Peter Auer im Rahmen der IDS-Jahrestagung 2004.

Das Stufenmodell von Kotsinas (1997) erweist sich als geeigneter Ausgangspunkt für die Untersuchung der Verbreitung lexikalischer Innovationen, muss allerdings mit weiteren soziolinguistischen und interaktionsanalytischen Ansätzen kombiniert werden. Es zeigt sich, dass die Verbreitung von Innovationen als Synergie zwischen mehreren Faktoren aufzufassen ist. Die sprachliche Akkomodation Erwachsener an Jugendliche, die Imitation massenmedialer Stereotype und die Mitnahme jugendsprachlicher Varianten ins Erwachsenenalter schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern sind als parallel wirksame Prozesse anzunehmen.

Durch die Auswertung eines umfangreichen Zeitungskorpus der 1980-er und 1990-er Jahre wurden Karrieren jugendsprachlicher Ausdrücke in der öffentlichen Kommunikation quantitativ und qualitativ untersucht. Am Beispiel *cool* und *geil* wurde gezeigt, dass die Frequenz jugendsprachlicher Wörter im öffentlichen Sprachgebrauch zunimmt, und zwar in demselben Zeitraum, in dem die Wörter auch nach anderen Quellen zunehmend populär geworden sind. *Cool* und *geil* sind im Zeitungsdiskurs keine Modewörter, sondern verzeichnen eine ständige Zunahme. Dabei kommt *cool* häufiger vor, und steigt stärker an – es breitet sich „dynamischer“ durch den öffentlichen Diskurs aus. Am Beispiel *chillen* wurde ein „Gebrauchspfad“ gezeichnet, der den allmählichen Abbau von Distanzmarkierungen, die Erweiterung bzw. den Wechsel des thematischen Bezugsrahmens, den Perspektivenwechsel und die metaphorische Übertragung auf gesamtgesellschaftlich relevante Zusammenhänge mit einschließt. Diese Resultate hegen Zweifel an der Ansicht Labovs, „linguistic changes from below are reflected in the mass media only faintly, and long after they are absorbed by the general population“ (Labov 2001, S. 385). Massenmedien machen bestimmte lexikalische Innovationen der Bevölkerung erst zugänglich, indem sie sie erklären und als soziolinguistische Stereotype kommentieren. Daher erscheint die Frage angemessen, ob und wie Massenmedien als Quelle neuer Varianten bzw. als Ressourcen für Sprachmoden im soziolinguistischen Netzwerkansatz repräsentiert werden können. Wenn z. B. Milroy (1992, S. 15) sagt, sprachliche Innovation „spreads from a central point upwards and downwards through a speech community“, so stellt sich die Frage, inwiefern dieser „central point“ nicht im Medienangebot zu suchen ist. Denn die Massenmedien machen bestimmte sprachliche Varianten einer sehr großen Anzahl von Sprechern gleichzeitig und unabhängig voneinander verfügbar. Insofern sind sie vielleicht mit „weak ties“ vergleichbar – virtuelle periphere Mitglieder, deren „Angebote“ erst dann weiter verbreitet werden können, wenn sie von zentralen Mitgliedern einer Rezipientengemeinschaft angenommen werden.⁵⁷

⁵⁷ Mein Dank gilt Daniel Kraft für seine Mitarbeit an den Korpusanalysen und Janet Spreckels für kritische Hinweise. *This paper is dedicated to Ulla-Britt Kotsinas – for drawing the big picture.*

Literatur

- Albrecht, Jörn (1990): ‚Substandard‘ und ‚Subnorm‘. Die nicht-exemplarischen Ausprägungen der ‚Historischen Sprache‘ aus varietätenlinguistischer Sicht. In: Holtus, G./Radtke, E. (Hg.) (1990): Sprachlicher Substandard III, S. 44–127.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Andersson, Lars/Trudgill Peter (1990): Bad Language. Oxford.
- Androutsopoulos, Jannis K. (1998): Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. Frankfurt a.M.
- Androutsopoulos, Jannis K. (2000): Grammaticalization in Young People’s Language: The Case of German. In: Belgian Journal of Linguistics 13, S. 155–176.
- Androutsopoulos, Jannis (2001a): Von *fett* zu *fabelhaft*: Jugendsprache in der Sprachbiographie. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 62, S. 55–78.
- Androutsopoulos, Jannis (2001b): *Ultra korregd Alder!* Zur medialen Stilisierung und Popularisierung von ‚Türkendeutsch‘. In: Deutsche Sprache, S. 321–339.
- Androutsopoulos, Jannis K. (in Druck): Research on Youth Language. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Peter Trudgill, Sociolinguistics. 2. Auflage. Berlin/New York.
- Auer, Peter (o. J.): The role of interpersonal accommodation in a theory of language change. Erscheint in: Auer, Peter/Hinskens, Frans/Kerswill, Paul (Hg.): Dialect Change. The Convergence and Divergence of Dialects in Contemporary Societies. Cambridge.
- Augenstein, Susanne (1998): Funktionen von Jugendsprache. Tübingen.
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin/New York.
- Bauer, Laurie (1994): Watching English change. London.
- Beeh, Marc/Berdrow, Chris/Rummel, Doris (2000): Die FFH-Weichei-Hits. Das offizielle Handbuch. Frankfurt am Main.
- Bickel, Hans (2000): Das Internet als Quelle für die Variationslinguistik. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.) (2000): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Tübingen. S. 111–124.
- Chambers, Jack K. (1995): Sociolinguistic theory: linguistic variation and its social significance. Oxford.
- Chambers, Jack K. (1998): TV makes people sound the same. In: Bauer, Laurie/Trudgill, Peter (Hg.) (1998): Language Myths. London. S. 123–131.
- Cheshire, Jenny (1987): Age- and Generation-Specific Use of Language. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1987): Soziolinguistik. Teilbd. 1. Berlin/New York. S. 761–780.
- Croft, William (2000): Explaining Language Change. An Evolutionary Approach. Harlow.
- DUW = Duden Universalwörterbuch (2003). Hg. vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 5., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim.
- Eckert, Penelope (1997a): Why Ethnography?. In: Kotsinas, Ulla-Brit et al. (Hg.) (1997): Ungdomsspråk i Norden. Stockholm. S. 52–62.
- Eckert, Penelope (1997b): Age as a sociolinguistic variable. In: Coulmas, F. (1997): The Handbook of Sociolinguistics. Oxford. S. 151–167.
- Eckert, Penelope (2000): Linguistic Variation as Social Practice. The Linguistic Construction of Identity in Belten High. Oxford.
- Eichinger, Ludwig M. (2001): Spricht die Jugend von heute das Deutsch von morgen?. In: Text & Kontext, 23:2, S. 332–352.
- Fritz, Gerd (1998): Ansätze zu einer Theorie des Sprachwandels auf lexikalischer Ebene.

- In: Besch, Werner et al. (Hg.), (1998): Sprachgeschichte. 2. Aufl., 1. Teilbd. Berlin/New York. S. 860–874.
- Giles, Howard/Coupland, Nikolas/Coupland, Justine (1991): Contexts of Accomodation. Cambridge, Paris.
- Günthner, Susanne (2002): Stimmenvielfalt im Diskurs. Formen der Stilisierung und Ästhetisierung in der Redewiedergabe. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion, 3, S. 59–80. (www.gespraechsforschung-ozs.de)
- Henne, Helmut (1984): Historische Studenten- und Schülersprache – heute. In: Henne, Helmut et al. (Hg.) (2001): Historische Studenten- und Schülersprache. Band 1. S. 1–31. Berlin/New York.
- Henne, Helmut (1986): Jugend und ihre Sprache. Berlin/New York.
- Herberg, Dieter (2001): Neologismen der Neunzigerjahre. In: Stickel, Gerhard (Hg.) (2001): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin/New York. S. 89–104. (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2000).
- Herberg, Dieter (2002): Der lange Weg zur Stichwortliste. Aspekte der Stichwortselektion für ein allgemeinsprachliches Neologismenwörterbuch. In: Haß-Zumkehr, Ulrike/Kallmeyer, Werner/Zifonun, Gisela (Hg.) (2002): Ansichten der deutschen Sprache. Tübingen. S. 237–250.
- Herring, Susan C. (Hg.) (2003): Media and language change. Special issue of Journal of Historical Pragmatics, 4:1.
- Holly, Werner et al. (Hg.) (2001): Der sprechende Zuschauer: wie wir uns Fernsehen kommunikativ aneignen. Wiesbaden.
- Holly, Werner/Püschel, Ulrich (1993): Sprache und Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Biere, Bernd U./Henne, Helmut (Hg.) (1993): Sprache in den Medien nach 1945. Tübingen. S. 128–157.
- Jakob, Karl-Heinz (1988): Jugendkultur und Jugendsprache. In: Deutsche Sprache 16, S. 320–350.
- Januschek, Franz (1989): Die Erfindung der Jugendsprache. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 41, S. 125–146.
- Jung, Matthias (1994): Öffentlichkeit und Sprachwandel. Opladen.
- Kerswill, Paul (1996): Children, adolescents and language change. In: Language Variation and Change 8.2, S. 177–202.
- Kotsinas, Ulla-Britt (1997): Young people's language. Norm, variation and language change. In: Stockholm Studies in Modern Philology, New Series 11, S. 109–132.
- Kunkel-Razum, Kathrin (2003): Jugendsprache im Duden-Universalwörterbuch. In: Neuland (Hg.) (2003), S. 277–284.
- Labov, William (2001): Principles of Linguistic Change, Vol. 2 External Factors. Oxford.
- Le Page, Robert B./Tabouret-Keller, André (1985): Acts of identity: Creole-based approaches to language and ethnicity. Cambridge.
- Linke, Angelika (2000): Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung? Sprach(gebrauch)s-wandel als Indikator soziokultureller Entwicklungen. In: Der Deutschunterricht 3, S. 66–77.
- Linke, Angelika (2003): Spaß haben. Ein Zeitgefühl. In: Androutsopoulos Jannis K./Ziegler, Evelyn (Hg.) (2003): „Standardfragen“: Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt am Main. S. 63–79.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. 2. Aufl. Opladen.
- Löffler, Heinrich (1994): Germanistische Soziolinguistik. Berlin.
- Mattheier, Klaus (1998): Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch,

- Werner et al. (Hg.) (1998): Sprachgeschichte. 2. Aufl., 1. Teilbd. Berlin/New York. S. 824–836.
- Milroy, James (1992): Linguistic variation and change. Oxford, Cambridge.
- Muhr, Rudolf (2003): Language change via satellite: The influence of German television broadcasting on Austrian German. In: Herring (Hg.). S. 103–127.
- Neuland, Eva (1994): Jugendsprache und Standardsprache. Zum Wechselverhältnis von Stilwandel und Sprachwandel. In: Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge 1, S. 78–98.
- Neuland, Eva/Heinemann, Margot (1997): ‚Tussis‘: hüben und drüben? Vergleichende Beobachtungen zur Entwicklung von Jugendsprachen in Ost und West. In: Der Deutschunterricht 1, S. 70–76.
- Neuland, Eva (Hg.) (2003): Jugendsprachen – Spiegel der Zeit. Frankfurt.
- Schlobinski, Peter/Kohl, Gaby/Ludewigt, Irmgard (1993): Jugendsprache. Fiktion und Wirklichkeit. Opladen.
- Scholz, Arno (2000): *Uso e norma della «lingua dei giovani» in base a tipi di testo informali*. In: Italienisch 44, S. 66–83.
- Schönefeld, Elke (1986): Abgefahren – eingefahren. Ein Wörterbuch der Jugend- und Knastsprache. Straelen.
- Sornig, Karl (1990): Umgangssprache: Zwischen Standardnorm und Intim-Variante. In: International Journal of the Sociology of Language 83, S. 83–105.
- Spitulnik, Debra (1997): The Social Circulation of Media Discourse and the Mediation of Communities. In: Duranti, Alessandro (Hg.), 1997, Linguistic Anthropology. A Reader. Oxford. S. 95–118. (Original in: Journal of Linguistic Anthropology 6:2, S. 161–187.)
- Steger, Hugo (1988): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. ‚Alltagssprache‘ – ‚Fachsprache‘ – ‚Standardsprache‘ – ‚Dialekt‘ und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache 16, S. 289–318.
- Steger, Hugo (2000): Funktionale Sprachvarietäten und Semantik. In: Häcki Buhofer, Annelies (Hg.) (2000): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Tübingen/Basel. S. 355–366.
- Stenström, Anna-Brita/Andersen, Gisle/Hasund, Ingrid Kristine (2002): Trends in Teenage Talk. Corpus compilation, analysis and findings. Amsterdam, Philadelphia.
- Trudgill, Peter (1986): Dialects in contact. Oxford.
- WDU = Küpper, Heinz (1987): Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Stuttgart.
- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim (u. a.).
- Zimmermann, Klaus (2003): Jugendsprache, Generationenidentität und Sprachwandel. In: Neuland (Hg.), S. 27–42.

ULRICH BUSSE

Toll Collect ['tɔl..., engl. 'təʊl... oder 'to:l...] – ein Fall fürs Tollhaus oder den Duden?

Standard und Variation bei der Aussprache von Anglizismen
im Deutschen¹

Abstract

Das Motto der diesjährigen Jahrestagung lautet „Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?“ Gerade Entlehnungen aus anderen Sprachen werfen in diesem Zusammenhang zum Beispiel bezüglich ihrer Aussprache das Problem auf, welche Merkmale zugrunde gelegt werden sollen, die der abgebenden oder die der aufnehmenden Sprache, und wie der tatsächlich im täglichen Sprachgebrauch vorherrschenden und zum Teil erheblichen Variationsbreite Rechnung getragen werden kann bzw. soll. Anhand der in den letzten Jahrzehnten vermehrt im Deutschen verwendeten Anglizismen, also Entlehnungen aus dem angloamerikanischen Sprachraum, möchte ich im Folgenden einige Aspekte aufzeigen, die mit der lautlichen Integration von Anglizismen im Deutschen einhergehen. Zunächst wird die einschlägige Forschungsliteratur zum Thema kurz referiert, um dann die wichtigsten phonetischen und phonologischen Unterschiede zwischen dem Englischen und dem Deutschen zu beleuchten. Vor diesem Hintergrund soll dann der Frage nachgegangen werden, welche Rolle eine akzeptable oder „normgerechte“ Aussprache von Anglizismen im öffentlichen Sprachgebrauch spielt. Da Wörterbücher auch hier einen nicht unerheblichen normierenden Einfluss ausüben, soll abschließend die Frage beantwortet werden, ob es für die Ausspracheangaben von Anglizismen in deutschen Wörterbüchern einen Standard oder eher eine Variationsbreite zu dokumentieren gilt.

1. Einleitung: So „englisch“ oder so „deutsch“ wie möglich?

Um auf die Probleme aufmerksam zu machen, die bei der Aussprache von Anglizismen im Deutschen entstehen können, möchte ich meinen Vortrag mit einem Sketch und einigen unsystematisch im Laufe der letzten Jahre im Rundfunk gesammelten Hörbelegen beginnen.

Viele von Ihnen kennen sicherlich den Klassiker von Lorient², in dem Evelyn Hamann als Ansagerin die undankbare Aufgabe hat, vor dem Beginn einer

¹ Für kritische Hinweise und Kommentare danke ich Annemarie Hindorf, Dietmar Schneider und Anne Schröder.

² Titel 13: „Inhaltsangabe“ auf der CD *Lorient's Klassiker*, Deutsche Grammophon 427 431-2.

englischen Fernsehserie für die Zuschauer das bisherige Geschehen zusammenzufassen. Der Text mit seiner übertriebenen Häufung von *th*-Lauten ist natürlich bewusst so konstruiert, um die belustigende Wirkung auszulösen; er zeigt aber andererseits durchaus ernsthaft, dass die Ansagerin das Phänomen übergeneralisiert, indem die *th*-Laute auch auf die *s*-Laute übergreifen. Als schließlich auch noch die englische Artikulation des /r/ auf die deutschen Wörter durchschlägt, verhaspelt sie sich völlig. Hier wird deutlich, dass ein dauernder Wechsel zwischen zwei unterschiedlichen phonologischen Systemen und phonotaktischen Regeln zu Verwirrung führen kann, wenn nicht mehr klar ist, welche Sprache die Artikulationsbasis liefert.

Auf der anderen Seite kann die „deutsche“ Aussprache von Anglizismen auch zu Missverständnissen führen, wie in dem folgenden Witz:

Mißverständnis

„Karl, komm mal her, hier werden Klappsessel geliefert. Hast du die bestellt?“

„Nein, Schatz, das warst du. Das kommt davon, weil du ‚Clubsessel‘ immer unbedingt Englisch aussprechen muß!“ (Neue Osnabrücker Zeitung, 1. 5. 1999, o. S.).

Zunächst erscheint es nicht unbedingt plausibel, dass jemand den Vokal in *Club* englisch ausspricht, aber Auslautverhärtung zeigt. Andererseits wird dieses fiktive Beispiel glaubhafter, wenn man bedenkt, dass vielen deutschen Sprechern die Auslautverhärtung gar nicht bewusst ist. Wie dem auch sei, dieses Beispiel macht mit der Entstehung neuer Minimalpaare auf die generelle Problematik aufmerksam.

Länger habe ich selbst gebraucht, um anhand der Hörfunkwerbung herauszufinden, wer oder was [ʔɔtset] ist. Erst nachdem ich auf Plakatwänden das Schriftbild *Oddset* gesehen hatte, wurde mir klar, dass sich hinter der Sportwette die englischen Wörter *odds* und *set* verbergen, die in dieser Kombination in englischen Wörterbüchern allerdings nicht belegt sind.

Ein weiteres Beispiel, das wochenlang in nahezu jeder Nachrichtensendung des deutschen Fernsehens erwähnt wurde, ist der Name des Betreiberkonsortiums für die LKW-Maut *Toll Collect*, wobei die Aussprache nahezu einheitlich so wie die des deutschen Adjektivs *toll* erfolgte. Obgleich *Toll Collect* bisher alles andere als „toll“ funktioniert, entsteht auf diese Weise ein Homophonpaar, das für unfreiwillige Komik sorgt.

Englische und deutsche Aussprache können aber auch ganz bewusst nebeneinander zur Erzielung sprachspielerischer Effekte eingesetzt werden, wie z. B. in folgendem Hörbeleg: „Sie *brausen* gerne [Duschgeräusche], dann *browsen* [mit englisch artikuliertem /r/] Sie doch mal im Internet“ (WDR 2, 8. 8. 2001, Telekom Werbung).

Andererseits kann deutsche Aussprache durch Homophonie zu indigenen Wörtern merkwürdige Assoziationen hervorrufen, wenn es etwa heißt, die deutschen Tennisdamen haben in Dresden die russische Mannschaft im *Fed-cup* [ʔetkɒp] besiegt (MDR Radio Info, 29. 4. 2002). Durch den Gleichklang mit *Fett* wird nicht deutlich, dass es sich um die Kurzform von *Federation Cup* handelt.

Mit der Einführung des *Euro(s)* besteht im täglichen Zahlungsverkehr auch die Notwendigkeit, sich auf eine Aussprache der kleinen Münzeinheit *Cent* festzulegen. Bekommt man also nun fortan von der netten Bäckersfrau [sent] oder [tsent] als Wechselgeld zurück? Im ZDF lief im Januar 2002 eine Umfrage dazu, die sowohl im Internet als auch im Videotext durchgeführt wurde und zu sehr unterschiedlichen und soziolinguistisch aufschlussreichen Ergebnissen führte, indem nämlich im Videotext nahezu 70% der Anrufer die Variante mit [ts] bevorzugten und das Ergebnis im Internet genau entgegengesetzt dazu ausfiel. Wenn die Annahme richtig ist, dass das Internet überwiegend von jüngeren Nutzern und der Videotext hingegen eher von älteren Menschen genutzt wird, könnte man daraus folgern, dass die Aussprache in diesem Fall vom Alter der Sprachverwender und deren Englischkenntnissen abhängig ist.

Derartige Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen; als Einstimmung auf das Thema „Standard und Variation“ mögen sie jedoch genügen.

2. Stand der Forschung

Die Arbeiten, die sich mit den theoretischen oder praktischen Problemen der Aussprache von Anglizismen im Deutschen beschäftigen, sind meines Wissens bislang nicht sehr zahlreich. Die ausführliche Bibliographie des *Anglizismen-Wörterbuches* (AWB 1993) verzeichnet nur wenige Werke zu diesem Problem. Stellvertretend seien drei Studien mit unterschiedlichem methodischen Ansatzpunkt kurz referiert:

1) Neubert (1962) behandelt die Aussprache der haupttonigen Vokale englischer Wörter wie *Derby* und *Manager*, die im Deutschen verwendet werden, indem er die charakteristischen Unterschiede zwischen dem englischen und dem deutschen Vokalsystem herausarbeitet. Er legt dabei überzeugend dar, dass die Aussprache englischer Wörter im Deutschen sich nicht an der von englischen Informanten oder der in englischen Wörterbüchern kodifizierten Aussprache orientieren kann, weil der Verweis auf eine derartige Berufungsinstanz nur eine Scheinlösung des Problems darstellt und an der Existenz zweier unterschiedlicher Lautsysteme vorbeigeht. Den 20 im *English Pronouncing Dictionary* aufgeführten Vokalen werden die deutschen lautlichen Entsprechungen zugeordnet mit dem Ergebnis, dass die Lautentsprechungen bzw. -substitutionen sich in drei Gruppen einteilen lassen, und zwar

- Lautsubstitution nach dem Gehör,
- Lautsubstitution nach dem Schriftbild sowie
- Verwendung eines annähernd gleichen Lautes (s. Neubert 1962, S. 623).

Dabei erfahren mehr als die Hälfte der Vokale, nämlich 58%, eine annähernd herkunftstreuere Wiedergabe mit nur geringen artikulatorischen Änderungen, aber 42% weisen in Bezug auf ihre phonetische Realisierung erhebliche Unterschiede zum englischen Vorbild *Received Pronunciation* auf.

- 2) Fink (1980) hat eine umfassende Studie „Zur Aussprache von Angloamerikanischem im Deutschen“ auf empirischer Grundlage vorgelegt. Er unterscheidet darin zwischen drei prinzipiell möglichen Aussprachevarianten, nämlich einer
- annehmbaren englischen Aussprache, die er in der vollen Realisierung der englischen Vokal- und Diphthong-Phoneme erfüllt sieht,
 - einer deutschen Aussprache, ausgerichtet an der für das Deutsche gültigen Graphem-Phonem-Relation und
 - einer gemischten Aussprache, die aus Mischungen von englischen und nicht-englischen bzw. nicht genau identifizierbaren Phonemen besteht.
- 3) Hansen (1986) analysiert die Unterschiede im Phoneminventar und in den phonotaktischen Regeln des Englischen und des Deutschen. Sein besonderes Augenmerk gilt dabei der Realisierung lautlich vergleichbarer Phoneme in beiden Sprachen. Das entscheidende Problem bei der Darstellung der Aussprache von aus dem Englischen entlehnten Lexemen ergibt sich dabei aus der Tatsache, dass die Entlehnungen einer mehr oder minder starken lautlichen Angleichung an das phonologische System der deutschen Sprache unterliegen, „die vor allem durch die Unterschiede zwischen der Ursprungssprache und der Muttersprache in der Artikulationsbasis und in der phonologischen Struktur sowie die damit gegebenen Möglichkeiten der Interferenz bedingt ist“ (1986, S. 89).

In jüngerer Zeit sind von Elmar Ternes im Rahmen von Studien zur kommerziellen deutschen Lexikographie u. a. die Ausspracheangaben in den Wörterbüchern zu Deutsch als Fremdsprache und im *Großen Wörterbuch der deutschen Sprache* (GwDS) untersucht worden (s. Ternes 2002 und Ternes im Druck),³ und zur Konzeption von speziellen Anglizismenwörterbüchern wurden einige systematische Vorüberlegungen zur Repräsentation der Aussprache angestellt (s. AWB 1993, S. 80*–86*, Busse 1994, 1996, Busse/Görlach 2002 und Busse im Druck a, b), auf die ich später ausführlicher eingehen werde.

3. Systematische Vorüberlegungen

Das phonologische System sowie die Artikulation einzelner Laute unterscheiden sich zwischen den beiden Sprachen Englisch und Deutsch z. T. erheblich. Innerhalb des Inventars der Konsonanten fehlen im Deutschen die (inter-)dentalen Frikative /θ, ð/. Sie werden häufig durch unterschiedliche Laute, oft durch /s, z/, seltener durch /t/ oder /d/, wiedergegeben. Ebenso fehlt

³ Eine immer noch lesenswerte ältere Arbeit ist Pawlowski (1986), der in einem ausführlichen Rezensionssatz die phonetischen Angaben in einsprachigen Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache anhand von *Brockhaus/Wahrig* (1980–1984), *Das große Wörterbuch der deutschen Sprache* (1976) und *Mackensen* (1982) behandelt. Er geht darin u. a. auch auf die Transkription von Anglizismen ein.

die stimmhafte palato-alveolare Affrikate /dʒ/. Ihr stimmloses Gegenstück /tʃ/ hat im Deutschen eine andere Distribution, indem es z. B. außer in Fremdwörtern nicht im Wortanlaut vorkommt. Des Weiteren fehlt der bilabiale Halbvokal /w/.

Das deutsche Graphem <w> steht für den Laut /v/, wohingegen <v> sowohl /f/ als auch /v/ repräsentiert. Da der Laut /w/ im deutschen Phonemsystem nicht vorhanden ist, wird er häufig als /v/ wiedergegeben.

Im Bereich des Vokalsystems fehlen im Deutschen bei den Monophthongen insbesondere die Phoneme /æ/ wie in engl. *cat*, /ʌ/ wie in engl. *cut*, /ɔ:/ wie in engl. *caught* und /ɜ:/ wie in engl. *curt* (s. Kortmann 1999, S. 147). „Lücken im deutschen Vokalinventar gibt es in erster Linie im Bereich der Diphthonge: Von den insgesamt acht Diphthongen des Englischen besitzt das Deutsche lediglich die drei geschlossenen Diphthonge /aɪ/, /ɔɪ/ und /aʊ/“ (ebd.). Aber auch bezüglich der Vokalphoneme, die in beiden Sprachen vorkommen, gibt es qualitative Unterschiede, indem die englischen Vokale in der Regel offener als ihre deutschen Gegenstücke sind, weil sie mit einer niedrigeren Zungenstellung als im Deutschen gebildet werden.

Neben Unterschieden im Phoneminventar der beiden Sprachen und phonologischen Unterschieden wie z. B. der starken Aspiration der stimmlosen Plosive /p, t, k/, die zwar für die Aussprache von Anglizismen im Deutschen kaum von Bedeutung ist, aber umgekehrt zu einem deutschen Akzent im Englischen beiträgt,⁴ gibt es auch zahlreiche phonotaktische Unterschiede (s. Busse/Görlach 2002, S. 21), die sich auf die Aussprache von Anglizismen im Deutschen auswirken (können):

- 1) Im Deutschen werden Obstruenten, d. h. Plosive und Frikative, am Wortende regelmäßig stimmlos realisiert, so dass /d/ und /t/, /b/ und /p/ sowie /g/ und /k/ zusammenfallen. Dadurch wird z. B. *Gag* nahezu homophon zu *Geck*.
- 2) Englische Morphemkombinationen, die mit /s-/ beginnen, entsprechen häufig jenen, die im Deutschen auf /ʃ-/ anlauten. Dies betrifft tendenziell Lehnwörter, die auf /sl-, sm-, sn-, sp-, st- und sw-/ anlauten wie z. B. *Slang*, *Smog*, *Snob*, *Spray*, *Steak* und *Swimmingpool*, insbesondere jedoch /sp-, st-/.

Beim Wortakzent sind die Unterschiede zwischen beiden Sprachen nicht sehr groß, allerdings liegt im Deutschen der Hauptakzent bei Komposita stets auf dem ersten Bestandteil, „während es im Englischen vielfach so ist, dass mehr als ein Bestandteil betont wird und der Hauptakzent sogar auf der zweiten oder dritten Konstituente liegen kann (sog. *level stress*, z. B. '*washing 'machine*, '*front 'door*, '*apple 'pie*, '*waste 'paper*)“ (Kortmann 1999, S. 149).

⁴ Eine Zusammenstellung von „typisch deutschen“ Fehlern bei der Aussprache von englischen Wörtern durch deutsche Schüler findet sich bei (Siegrist 2003).

Bei Komposita wie *Pullover* und substantivischen Wortverbänden wie *Make up* legen viele deutsche Sprecher entgegen dem englischen Vorbild /' - / den Hauptton auf die Partikel, sodass sich folgendes Betonungsmuster ergibt /- ' - / (s. Hengstenberg 1984).

Was die Artikulation einzelner Laute anbelangt, so gibt es im Hochdeutschen keine Allophonie zwischen dem hellen und dem dunklen /l/ (vgl. engl. *lord* [l] vs. *all* [ɫ]) und die Artikulation des /r/ ist regional unterschiedlich. Diese subphonemischen Unterschiede beeinflussen jedoch nicht den Entlehnungs- sowie den Integrationsprozess von Anglizismen; sie stellen aber gleichwohl ein Problem für den Fremdsprachenunterricht dar. Die Übernahme der englischen Aussprache im Deutschen wird in jenen Fällen weithin als Zeichen affektierten Sprechens aufgefasst.

Das Alter der Entlehnung ist ebenfalls ein entscheidender Faktor. Häufig ist es so, dass ältere Anglizismen voll assimiliert sind, indem englische Phoneme durch ihre nächsten deutschen Entsprechungen ersetzt worden sind. Jüngere Entlehnungen, insbesondere wenn sie aus Fach- oder Sondersprachen stammen, behalten häufig weitgehend ihre englische Aussprache bei. Wenn z. B. *Laser* mit [eɪ] ausgesprochen wird, im Unterschied zu *Leser* [e:] und *Code* mit dem Diphthong [əʊ] im Gegensatz zu *Kot* [o:] gesprochen wird, so entstehen neue Minimalpaare und damit werden /eɪ/ und /əʊ/ neue periphere Phoneme im Deutschen.

Ältere, d. h. im 19. Jahrhundert oder noch früher aus dem Englischen entlehnte Wörter weisen häufig wenigstens eines der folgenden Merkmale auf (s. Busse/Görlach 2002, S. 21 f.):

- 1) Der Anglizismus wurde auf schriftsprachlichem Wege entlehnt und die Aussprache folgt deutschen Regeln, wie z. B. in *Puck* ‚Kobold‘ oder *Humbug* [u].
- 2) Die englische Lautstruktur stimmt mit der im Deutschen weitgehend überein, so dass keine Schwierigkeiten entstehen, wie z. B. bei engl. *test* [e] und dt. *Test* [ɛ].
- 3) Bei geringen Unterschieden werden die englischen Phoneme häufig automatisch mit ihren nächsten Entsprechungen identifiziert, wie z. B. in engl. *hot* /ɒ/ und dt. *hot* /ɔ/. Die Aussprache von aus dem Englischen entlehnten Wörtern im Deutschen und in anderen aufnehmenden Sprachen vollzieht sich als Ergebnis eines Transphonemisationsprozesses (s. Filipović 1960, S. 12 und Posthumus 1995, S. 446), bei dem ein englisches Phonem jeweils durch das muttersprachliche Phonem ersetzt wird, das als seine nächste Entsprechung angesehen wird.
- 4) Im Deutschen unübliche Lautkombinationen werden häufig deutschen Konventionen angepasst, was sich oft auch in der Schreibung niederschlägt, wie z. B. *Schlips*, ältere Schreibung *Shlips* aus engl. *slip* (s); *Schal*, ältere Schreibung *Shawl* aus engl. *Shawl*; *Keks*, ältere Schreibung *Cakes* aus engl. *cakes* oder *Koks*, ältere Schreibung *Kohks* aus engl. *coke*.

- 5) Die Affrikate /dʒ/ am Wortanfang wird unterschiedlich realisiert als [dʒ], [ʒ] [tʃ] oder [ʃ] bzw. der Schreibung folgend als [j] wie häufig in *Jockey* oder *Joker*.
- 6) Neben der o. g. Auslautverhärtung bei /b, d, g/ wird auch /dʒ/ häufig stimmlos. In einigen älteren Entlehnungen manifestiert sich dieser Prozess ebenfalls in der Schreibung. Deutsche Wörterbücher verzeichnen z. B. sowohl *Dredge* ‚Schleppnetz‘ als auch *Dredsche*.⁵
- 7) Einige Anglizismen, so genannte Sekundärentlehnungen, sind über die Vermittlung des Französischen ins Deutsche gelangt, was sich an ihrer Aussprache zeigt, wie z. B. bei *Beefsteak* (früher /œ/), *Budget*, *Jury*, *Riding coat* bzw. *Redingote*, *Tunnel* bzw. *Tunell* und *Waggon* (s. Viereck et al. 2002, S. 250).

Nachdem gesprochenes Englisch im Laufe des 20. Jahrhunderts, insbesondere nach 1945, für viele (west-) deutsche Sprecher leichter zugänglich war, wurde manch ältere Aussprache als Fehler aufgefasst und durch eine näher am Englischen liegende ersetzt, wie z. B. bei *Clown* [o:] zu [au] oder der berühmten *Worcestersoße* ['vʊstəʁ...]. Andererseits haben sich ältere Aussprachen, wie z. B. bei *Bowle* mit langem [o:], bis heute erhalten. Das Gleiche gilt übrigens auch für die deutlich jüngere Entlehnung *klonen*, die nach Ausweis des AWB seit 1978 im Deutschen belegt ist. In den gesellschaftlichen Diskursen um die ethischen Belange des therapeutischen bzw. reproduktiven Klonens wird das Wort stets mit langem [o:] und nicht mit englischem Diphthong [əʊ] ausgesprochen.

Die Tatsache, dass Deutschland erst 1871 eine staatliche Einheit fand, zwischen 1949 und 1990 mit der alten Bundesrepublik und der DDR zwei Staaten bestanden und Deutsch darüber hinaus in Österreich und in Teilen der Schweiz, Liechtensteins, Luxemburgs und Belgiens gesprochen wird, hat dazu geführt, dass sich die Anglizismen nicht gleichförmig im deutschen Sprachgebiet verteilt haben.

Ogleich die meisten Wörterbücher eine überregional verbreitete Aussprache angeben, ist deutlich, dass das deutsche Sprachgebiet keineswegs einheitliche Ausspracheformen aufweist, sondern sich Einflüsse der Dialekte auch bei der Aussprache von Anglizismen zeigen. So wird man etwa in Norddeutschland andere Aussprachen der Konsonantengruppen /st-/ vs. /ʃt-/ hören als in anderen Teilen des deutschen Sprachgebietes; das Gleiche gilt auch für /sp-/ vs. /ʃp-/.

Bei der Schwankung zwischen stimmhafter bzw. stimmloser Konsonanz im Wortanlaut von Wörtern wie *Sexshop* und *Sound* werden möglicherweise

⁵ Neben der Erklärung als Auslautverhärtung mit durch Schreibung verursachtem späteren Suffix ist es auch möglich, dass es sich hier wie auch im Falle von *Plunger* ‚Tauchkolben‘ (zu *Plunsher*) „nur“ um den üblichen medialen Ersatz durch /tʃ/ handelt.

regionale Eigenheiten von anderen soziolinguistischen Variablen, wie z.B. Englischkenntnissen, überlagert.⁶

4. *Standard English* als Richtschnur für die Aussprache von Anglizismen im Deutschen?

Während unter Sprachwissenschaftlern weitgehend Konsens darüber herrscht, was unter *Standardisierung* zu verstehen ist und welche Teilprozesse darin enthalten sind (vgl. etwa Haugen 1994), wird bei der Definition dessen, was unter *Standard English* zu verstehen sei, sehr schnell klar, dass es sich um einen ideologisch aufgeladenen Begriff handelt.

Als Minimaldefinition für *Standard English* ließe sich vielleicht dennoch formulieren, dass es sich dabei um die Varietät handelt, die in Schulen unterrichtet, in den Medien verwendet, in Wörterbüchern und Grammatiken kodifiziert ist und die meist mit gebildeten Sprechern in Verbindung gebracht wird.

Milroy/Milroy machen allerdings deutlich, dass es sich dabei keinesfalls um ein gegebenes Faktum, sondern um eine ideologisch bedingte (Auseinander-)Setzung handelt: „Standard English remains something of an ideal. An imaginary form of English that is often rhetorically appealed to but never clearly identified. Standardization is thus not simply a linguistic fact but an ongoing process and an ideological struggle“ (1985, S. 24).

Bezüglich der einzelnen Ebenen des Sprachsystems ist in Bezug auf das heutige *Standard English* bzw. – genauer gesagt – die nationalen *Standard Englishes* festzustellen, dass man für Vokabular und Grammatik durchaus von einem internationalen Standard sprechen kann, wobei die Grammatik des Standards noch homogener als der Wortschatz ist. Im Wortschatz gibt es zwar Besonderheiten des britischen, amerikanischen, australischen etc. Englisch, diese sind jedoch im Vergleich zu den Gemeinsamkeiten weitaus geringer. Die Unterschiede in der geschriebenen Sprache sind ebenfalls relativ gering. Bezüglich der Orthographie können das britische Englisch und das amerikanische Englisch als Leitvarietäten betrachtet werden, an denen sich weltweit der Gebrauch orientiert.

Im Unterschied zu diesen drei Bereichen erkennt man die Sprecher der nationalen Varietäten sofort an ihren unterschiedlichen Aussprachen. Im Gegensatz zu früher wird heute jedoch von Sprachwissenschaftlern keiner dieser Aussprachestandards als besser oder schlechter betrachtet. Uneinigkeit herrscht aber über das, was gemeinhin als *Standard English* bezeichnet wird. Das Problem beginnt bereits bei der Frage, ob *Standard* groß oder klein zu schreiben sei. Trudgill (1999) versucht, den Begriff *ex negativo* zu definieren, indem er die vier folgenden Behauptungen aufstellt:

⁶ Der das gesamte deutsche Sprachgebiet umfassende *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen* (1978, 1993, 2000) von Jürgen Eichhoff erfasst leider (ohne Ausspracheangaben) nur die folgenden Anglizismen: *Blue Jeans, Broiler, Grapefruit, Mumps, Plastik, Schlips, Tram(way)* und *Tunnel*, so dass die Aussagekraft nur begrenzt ist.

- 1) *Standard English* ist keine Sprache,
- 2) *Standard English* ist kein Akzent,
- 3) *Standard English* ist kein Stil,
- 4) *Standard English* ist kein Register.

Für unsere Fragestellung ist die zweite Behauptung von besonderem Interesse. Laut Trudgill besteht aus britischer Perspektive Konsens darüber, dass *Standard English* nichts mit Akzent zu tun hat, dass es aber gleichwohl für England eine Varietät mit hohem Sozialprestige gibt, nämlich *Received Pronunciation*, diese allerdings von lediglich 3–5% der englischen Bevölkerung gesprochen wird.

So kann man zwar behaupten, dass alle *Received Pronunciation*-Sprecher *Standard English* sprechen, aber der Umkehrschluss ist nicht zulässig. Zirka 9–12% der britischen Bevölkerung sprechen *Standard English* mit einem regionalen Akzent.⁷ Martin Durrell weist zu Recht darauf hin, dass im Unterschied zur Praxis in den angelsächsischen Ländern in Deutschland die Aussprache sehr wohl in die Standardisierung einbezogen wird: „Hier sind die Unterschiede zum Deutschen ganz wesentlich, denn dort gilt es als selbstverständlich, daß, so gut es geht, in der Schule Aussprachenormen unterrichtet werden“ (1999, S. 292).

Diese Aussagen belegen, dass, was die Situation von Englisch als Muttersprache anbelangt, die Aussprache eher nicht zum Kriterium dessen erhoben wird, was als *Standard English* gelten soll. Darüber hinaus wird für die unterschiedlichen muttersprachlichen Varietäten ein eher gleichberechtigtes Nebeneinander konstatiert.

Für die Territorien, in denen Englisch als zweite Sprache neben englischsprachigen Kreolvarianten und indigenen Sprachen vorkommt, ist sicher nicht von der Hand zu weisen, dass englische *Received Pronunciation* neben lokalem Standard als exonormative Varietät nach wie vor hohes Sozialprestige trägt.

Dies gilt auch nach wie vor für den Fremdsprachenunterricht im sekundären und tertiären Bildungssektor in Deutschland und anderswo.

Meines Erachtens gilt diese Maxime jedoch nicht unbedingt für den Gebrauch von Englisch als *lingua franca* und schon gar nicht für den Gebrauch von Anglizismen, d. h. einzelnen Lexemen angloamerikanischer Provenienz, die in einem ansonsten durchgängig auf allen sprachlichen Ebenen nach deutschen Regeln verschriftlichten bzw. gesprochenen Text vorkommen.

Wenn also einige deutsche Wörterbücher neben einer deutschen Aussprache mit dem Zusatz *engl.* auf „die“ englische Aussprache hinweisen, greift

⁷ David Crystal kommt in dieser Hinsicht zu folgendem Befund: „We may define the Standard English of an English-speaking country as a minority variety (identified chiefly by its vocabulary, grammar, and orthography) which carries most prestige and is most widely understood“ (1995, S. 110).

dies eigentlich zu kurz, so dass bei der Selektion eines muttersprachlichen Vorbildes zu klären wäre, ob britisches, nordamerikanisches etc. Englisch als Grundlage dienen soll, denn dies hätte u. a. eine Auswirkung auf den Referenzpunkt für die Aussprache von Wörtern wie *Bodybuilder* (BrE /ɒ/ oder AmE /ɑː/ oder *Breakdance* (BrE /ɑː/ oder AmE /æ/, da den drei Vokalen /ɒ/, ɑː/ und /æ/ der *Received Pronunciation* im nordamerikanischen Englisch lediglich zwei, nämlich /ɑː/ und /æ/ gegenüberstehen, was bei Einbeziehung des Kriteriums der Rhotizität zu komplexen Verteilungsmustern führt (s. Trudgill/Hannah 2002, S. 36 f.).

Wenn es denn richtig ist, dass seit Jahren, wenn nicht seit Jahrzehnten der amerikanische Sprach- und Kulturraum den größten Einfluss auf das Deutsche und andere europäische Sprachen ausübt, dann läge *General American* als muttersprachliche Norm eigentlich näher als *Received Pronunciation*.

Darüber hinaus stimme ich aber Neubert (1962) zu, dass ein derartiger Hinweis an der Existenz zweier Lautsysteme, die, wie gezeigt, einige systematische Unterschiede im Phonemsystem und den phonologischen sowie phonotaktischen Regeln aufweisen, vorbeigeht und damit letztlich keine muttersprachliche Varietät als Standard für die Aussprache englischer Wörter im Deutschen geeignet ist. Ebenso vertritt Posthumus (1995, S. 447f.) bei seiner Beschreibung der Aussprache englischer Wörter im Niederländischen sehr dezidiert die Ansicht, dass eine authentische englische Aussprache dort keine Berechtigung habe. Ein solches Codeswitching sei lediglich in besonderen Situationen angebracht, wenn beispielsweise ein Sprecher ein längeres englisches Zitat verwende oder die englische Herkunft eines relativ unbekanntem Ausdrucks hervorheben wolle. In allen anderen Fällen sei ein allzu perfekter englischer Akzent unangebracht und könne höchstens dazu führen, dass der Sprecher nicht verstanden werde.

Ferner haben viele deutsche Sprecher kaum Zugang zu einem akzeptablen oder gar „korrekten“ muttersprachlichen Modell, an dem sie sich orientieren könnten.

Welche Instanzen können dann in Zweifelsfragen bei der Aussprache von Anglizismen eine Richtschnur für die Sprachverwender liefern? Um diese Frage zu beantworten, sollen im Folgenden der Grad der Sprachbewusstheit in Nachrichtensendungen des Fernsehens, die Rolle der Sprachberatung und die Praxis ausgewählter Wörterbücher betrachtet werden.

5. Die Aussprache von Anglizismen in Hörfunk und Fernsehen

Da deutsche Sprachteilhaber in erster Linie durch die Medien mit Anglizismen konfrontiert werden und da eine in Hörfunk und Fernsehen verbreitete Aussprache sowohl für den öffentlichen Sprachgebrauch als auch für die einzelnen Sprachteilhaber richtungweisend sein kann, habe ich im Vorfeld dieser Tagung folgende Anfrage an die Nachrichtenredaktionen der einzelnen Sendeanstalten gerichtet:

- 1) Spielt in Ihrer täglichen Arbeit die Frage nach der „korrekten“ Aussprache von Anglizismen im Deutschen eine (große) Rolle?
- 2) Falls ja, gibt es so etwas wie „Richtlinien“ für die Aussprache englischer Wörter?

Die wesentlichen Ergebnisse dieser Anfrage lauten wie folgt: Für Nachrichten- und Informationssendungen der Öffentlich-Rechtlichen-Rundfunkanstalten gilt als oberstes Gebot neben den journalistischen Kriterien und Handwerksregeln das Prinzip der Verständlichkeit. Weitergehende „Richtlinien“ gibt es nicht. Für sprachliche Zweifelsfälle steht den Journalisten die Aussprachedatenbank der ARD zur Verfügung, auf die alle Funkhäuser online Zugriff haben. Diese Datenbank wird vom Hessischen Rundfunk betreut. Darüber hinaus richtet man sich nach der Sprachregelung der ARD-Tagesschau.

Zu den Prinzipien der ARD-Aussprachedatenbank und zur Sprachregelung der ARD-Tagesschau möchte ich zwei Antworten, die ich auf meine elektronische Anfrage erhalten habe, zitieren:

Eine wichtige Grundlage unserer Präsentatoren vor Kamera und Mikrofon ist die „Aussprachedatenbank“ der ARD, auf die alle Funkhäuser online Zugriff haben.

Das Prinzip für die Erfassung darin lautet „So original wie möglich – so deutsch wie nötig“, wobei wir uns immer öfter der Frage stellen müssen, ob unser gutes Deutsch allmählich einem „Denglisch“ weichen muß. Aus lautlicher Sicht gibt es einige deutliche Unterschiede, bei denen wir im Zweifelsfall zu Gunsten einer deutschen Aussprache entscheiden.

Wie beim Französischen etwa auch versuchen wir, fremdsprachige Wörter für Hörer/Zuschauer „hörgerecht“ zu machen, damit sie beispielsweise beim Nachlesen in der Presse rasch mit dem gehörten Begriff identifiziert werden können.

Englische Abkürzungen werden bei uns deutsch ausgesprochen – die internationale Raumstation ISS wird beispielsweise nicht zur „Ai-es-es“. Es ist also aus meiner Sicht nichts dagegen einzuwenden, wenn englische Wörter gewissermaßen „deutsch“ klingen. Die Firma *Toll Collect* besteht sogar ausdrücklich auf einer deutschen Aussprache, obwohl „Toll“ dann wie das Adjektiv „toll“ klingt.

Sie sehen also, wir machen uns – zumindest in den Öffentlich-Rechtlichen Rundfunkanstalten – durchaus Gedanken über die Aussprache, auch wenn gerade das Englische inzwischen eine historisch, kulturell und auch politisch begründete hohe Akzeptanz im deutschen Sprachraum hat.

(Andreas Rupniak, SWR Stuttgart, Programmservice Hörfunk/Fernsehen, Leitung Sprecherteam; E-Mail vom 12. Februar 2004).

Jo Brauner, der Chefsprecher der Tagesschau, schreibt in einer E-Mail vom 13. Februar 2004 Folgendes:

Zunächst sei mir prinzipiell die Anmerkung gestattet, dass wir in den Sendungen von ARD-aktuell versuchen, der Flut von (oft unberechtigten [Anglizismen], weil analog gleichbedeutend deutsche Wörter vorhanden sind), entgegenzutreten. Im Umgangssprachgebrauch, in Printmedien, in der Werbung und anderswo werden englische Wörter in einer Unzahl verwendet, die zu Recht die verschiedenen Institutionen zur Pflege der deutschen Sprache auf den Plan rufen.

Im Computerbereich gibt es einen fast ausschließlich englischen Wortschatz, dem sich dadurch niemand verschließen kann. Andere Anglizismen (allerdings nur wenige) sind den deutschen Ausspracheregeln unterworfen worden, zum Beispiel *Derby*. Die englische Aussprache wird hier vermieden.

In den meisten Fällen richten wir uns nach den Vorgaben des Aussprache-Duden. Er gestattet eine „deutsche Pronunciation“, wenn dieser Anglizismus seit langem im Deutschen gebraucht wird. Bei neu aus dem Englischen aufgenommenen Wörtern wird in den meisten Fällen die englische Aussprache vorgezogen. Durch diverse Lexika wird in den meisten Fällen die Aussprache und Bedeutung des Wortes quasi „analytisch“ betrachtet.

Eine Rolle spielt das Thema schon, da die Aussprache fremder Wörter (wenn sie denn nicht in der Form geschah, die ein Zuhörer erwartete, weil er die Sprache beherrscht) sehr oft Anlass zu Beschwerden gibt.

Leider haben wir Deutschen es irgendwann einmal versäumt, fremde Wörter – vor allem Eigennamen – unseren Ausspracheregeln zu unterwerfen; so, wie es die Engländer und Franzosen in den meisten Fällen machen.

6. Welche Haltung vertritt die Sprachberatung?

Analog zu meiner Anfrage an die Nachrichtenredaktionen habe ich auch eine Anfrage an die Sprachberatung der Universität Halle und an die *Gesellschaft für deutsche Sprache* und ihren Redaktionsstab beim Deutschen Bundestag gerichtet. Hier lauteten meine Fragen:

- 1) Spielt die Aussprache von Anglizismen bei Ihrer Beratungstätigkeit eine (große) Rolle?
- 2) Falls ja, welchen Rat erteilen Sie den Fragenden?

Das Germanistische Institut der Universität Halle unterhält seit Februar 1993 eine Sprachberatungsstelle. Dort spielt die Aussprache von Anglizismen im Deutschen über die letzten Jahre hinweg im Kreis der Rat- und Auskunftsuchenden nur eine untergeordnete Rolle. Laut Auskunft der Mitarbeiterin Frau Gisela Hartung bezogen sich die Anfragen

fast ausschließlich auf die Schreibung, Anpassung an die deutsche Rechtschreibung, Bedeutung, Synonymie (Formulierungsfragen, eventuelle Äquivalenzen), Fachsprachliches, Modewörter, Jugendsprache und viel Kritisches zum wahllosen, übertriebenen Gebrauch von Anglizismen. Wir hatten eher den Eindruck, dass die Fragenden der korrekten Aussprache keine große Rolle beimaßen, weil sie glaubten, darin sicher zu sein. Wir müssen aber hinzufügen, dass die überwiegende Zahl der Anfragen in letzter Zeit über E-Mail an uns gerichtet wird und Aussprache-Probleme dann dezidiert hätten formuliert werden müssen. [...] In der Vergangenheit gab es Fälle von Unsicherheiten bei der Aussprache englischer Termini und bei Namen. Wir verfügen hier über größere Wörterbücher, schauen also unter Umständen selbst nach oder befragen Fachkollegen. Letzteres gilt für viele Fragen fachterminologischer Art.

(Gisela Hartung, Sprachberatung Universität Halle; E-Mail vom 23. Februar 2004.)

Für den Redaktionsstab der *Gesellschaft für deutsche Sprache* beim Bundestag spielen Anfragen zur Aussprache nur eine untergeordnete Rolle, weil die Fachsprache der Bundesgesetzgebung und -verwaltung Anglizismen weitgehend meidet. Wenn es dennoch Fragen zur Aussprache gibt, so wird nach der „richtigen“ Aussprache gefragt.

Beispiel: Vor einiger Zeit erkundigte sich ein höherer Verwaltungsbeamter nach der Aussprache (und Bedeutung sowie Herkunft) des ihm unbekanntes und nur schriftlich vorliegenden Wortes *Mentee*. Unsere Auskunft [menˈti:] trug dabei nicht den Charakter einer normativen Empfehlung, sondern versuchte schlicht, den Realitäten Rechnung zu tragen, denn der Fragesteller soll sich ja mit unserer Auskunft sicherer bewegen können. Ob uns das Wort so gefällt oder nicht, ist in diesem Zusammenhang natürlich vollkommen belanglos. Sollte es verschiedene gleichermaßen akzeptierte Aussprachevarianten geben, würden wir uns nicht ohne Not auf eine Variante festlegen. Mit anderen Worten: Wir verstehen uns als Dienstleister, nicht als Norminstanz.
(Michael Solf, GfdS Redaktionsstab beim Deutschen Bundestag; E-Mail vom 20. Februar 2004.)

Aus diesen Antworten lassen sich folgende Schlussfolgerungen ziehen:

- 1) Bei den einschlägigen Stellen zur Sprachberatung spielen Fragen zur korrekten oder akzeptablen Aussprache nur eine untergeordnete Rolle, weil entweder das Sprachbewusstsein bezüglich der Aussprache von Anglizismen bei den Durchschnittssprachverwendern nicht besonders ausgeprägt ist oder weil sie die „richtige“ Aussprache zu kennen glauben.
- 2) Für den gepflegten öffentlichen Sprachgebrauch in Hörfunk und Fernsehen wird die Aussprache von Anglizismen reflektiert und in der Regel bei älteren Übernahmen einer dem Deutschen angenäherten Aussprache der Vorzug gegeben, wohingegen bei neueren Übernahmen eher die englische Aussprache gewählt wird.
- 3) Eigennamen und Fachtermini werden als besondere Gruppe betrachtet.
- 4) Als Berufungsinstanz spielen (Fach-) Wörterbücher und hier insbesondere das *Duden-Aussprachewörterbuch* eine nicht unerhebliche Rolle. Deshalb soll, auf unser Rahmenthema „Standard und Variation“ bezogen, nun die quasi-normierende Funktion von deskriptiven Wörterbüchern untersucht werden.

7. Die Ausspracheangaben zu Anglizismen in ausgewählten Wörterbüchern

In einer empirischen Untersuchung habe ich 2002 (Busse, im Druck b) die Angaben zur Aussprache von Anglizismen in verschiedenen Wörterbuchtypen untersucht, und zwar anhand des *Duden Aussprachewörterbuchs* (DA), des *Rechtschreibdudens* (DR), des *Großen Wörterbuchs der deutschen Sprache* (GWDS) sowie der beiden Anglizismenwörterbücher (AWB, DEA).

7.1 Hinweise in den Benutzerangaben der Wörterbücher

Bei den o.g. Wörterbüchern handelt es sich um ganz unterschiedliche Wörterbuchtypen, die sich bezüglich ihres Umfangs und Adressatenkreises deutlich unterscheiden und dem entsprechend fallen auch die Hinweise für die Benutzer hinsichtlich der Ausspracheangaben sehr verschieden aus.

Das DA macht seiner Funktion als Aussprachewörterbuch der deutschen Standardlautung entsprechend die ausführlichsten Angaben für die Benutzer.

Standardlautung wird darin als überregional einheitlich, schriftnah und deutlich definiert: „Sie ist eine Gebrauchsnorm, die der Sprachwirklichkeit nahe kommt. Sie erhebt jedoch keinen Anspruch darauf, die vielfältigen Schattierungen der gesprochenen Sprache vollständig widerzuspiegeln“ (DA 2000, S. 34).

Das Wörterbuch basiert auf der internationalen Lautschrift IPA in der revidierten Form von 1989. Die Lautschriftzeichen(-kombinationen), wie sie bei deutscher und fremdsprachlicher Aussprache vorkommen, werden in zwei verschiedenen Tabellen erläutert. Dabei beschränken sich die zahlreichen englischen Beispiele jedoch ausschließlich auf Eigennamen. Deutlich wird dies z. B. bei *Rugby* ‚Spiel‘ mit der Transkription [ˈrakbi] und *Rugby* als ‚Name einer engl. Stadt‘ erscheint als [ˈrʌɡbi].

Bezüglich der Wiedergabe deutscher und fremdsprachiger Phoneme geht das DA wie folgt vor:

- „Steht zwischen dem Stichwort und seiner Lautschrift keine Sprachangabe, dann gibt die Lautschrift die deutsche Aussprache an“ (DA 2000, S. 23). Dies trifft für das Gros der untersuchten Anglizismen zu.
- „Wird der eine Teil des Stichwortes deutsch, der andere aber fremdsprachlich ausgesprochen, so steht zwischen den Sprachangaben ein Bindestrich. Beispiel: *Farthing* dt.-engl. [ˈfaːɐ̯ðɪŋ]; [ð] ist englisch, [aːɐ̯] deutsch, der Rest sowohl englisch als auch deutsch“ (ebd.).
- „Steht zwischen einem Stichwort und seiner Lautschrift eine Sprachangabe [...], dann gibt die Lautschrift die Aussprache in der betreffenden Sprache an“ (ebd.).

DR bemerkt, dass im Unterschied zum DA „mehr fremdsprachliche Aussprachen möglichst vermieden und als solche nicht besonders gekennzeichnet [wurden]“ (DR 2000, S. 13).

Die Ausspracheangaben erfolgen ebenfalls in der IPA-Umschrift. Der Maxime folgend, fremdsprachliche Aussprache nicht besonders zu kennzeichnen, wird auch nur eine Tabelle mit Zeichen der Lautschrift, Beispielen und Umschreibung angeführt. Unter den 53 Lautschriftzeichen und erläuternden Beispielen finden sich allerdings nicht weniger als 21 Wörter englischer Herkunft.

In der Einleitung zum Gwds wird vermerkt, dass Angaben zur Lautschrift in den meisten Fällen jenen Stichwörtern vorbehalten sind, „die aus einer Fremdsprache stammen, und deren Aussprache noch mit der in ihrer Ursprungssprache identisch oder stark an sie angelehnt ist“ (1999, S. 29). Neben einer Tabelle von Lautzeichen(-kombinationen), die im Wörterbuch zur Angabe der Aussprache verwendet werden, findet sich auch eine gesonderte Liste, die für die Ausspracheangaben von Anglizismen und englischen Eigennamen angewandt wird. Diese enthält die Laute [ɑ:, æ, ʌ, θ, ð, w] jeweils mit einem Beispiel in Orthographie und Lautschrift. Anders als im Gwds und im DA wurde im AWB darauf verzichtet, getrennt aufgeführte Zeichen für deut-

sche und fremdsprachliche Aussprache zu verwenden (vgl. dazu S. 12*f. und 80*-85*).

Das DEa gibt zur Behandlung der Ausspracheangaben in seiner Einleitung nur kurze Hinweise (s. S. xxiii), und zwar:

- = E[nglisch], wenn die Aussprache mit der des englischen Etymons nahezu identisch ist.
- Wenn die Aussprache anhand der Schreibung nicht vorhersehbar ist und zudem von der englischen abweicht, wird eine phonetische Umschrift nach IPA gegeben.
- Wenn die Aussprache anhand der Schreibung vorhersehbar ist, erfolgt hingegen keine Angabe.

Eine Liste mit dem verwendeten Inventar an Lautzeichen(-kombinationen) fehlt allerdings.

7.2 Präskriptive oder deskriptive Ausspracheangaben – englische, deutsche oder gemischte Aussprache?

Für die Lexikographen ist es häufig schwierig zu entscheiden, inwieweit sich die Aussprache von im Deutschen verwendeten Wörtern englischer Herkunft von der englischen Aussprache entfernt und sich an das deutsche Lautsystem angeglichen hat, da dieser Vorgang sich in einem zeitlichen Kontinuum vollzieht und insbesondere bei jüngeren Übernahmen eher ein dynamischer Prozess denn ein abgeschlossener Zustand ist. So ist sich beispielsweise das AWB der Tatsache bewusst, dass der Grad der Integration englischen Wortmaterials in der Aussprache in Abhängigkeit von Alter, Bildungsgrad, Dialekt und besonders den Englischkenntnissen der individuellen Sprecher sehr unterschiedlich sein kann und eine erhebliche Variationsbreite zulässt.

Sicher ist, daß eine reine englische Aussprache nur in den seltensten Fällen anzutreffen ist, und deutlich ist auch, daß häufig Laute realisiert werden, die bezogen auf die charakteristischen phonetischen Merkmale der beiden Sprachen einen „Kompromiß“ zwischen einer englischen und einer deutschen Aussprache darstellen (AWB 1993, S. 81*⁸).

In den beiden 1980 und 1983 in Paderborn im Rahmen des Forschungsprojektes zum AWB durchgeführten Kolloquien sind u. a. auch die Ausspracheangaben problematisiert worden. Die Frage, ob das AWB deskriptiv die unterschiedlichen Aussprachemöglichkeiten dokumentieren und damit als Alternativen betrachten oder ob es als präskriptives Wörterbuch entweder die nach dem englischen Vorbild oder die nach der deutschen Standardaussprache „korrekte“ Aussprache angeben soll, ist 1980 relativ zum angesprochenen Benutzerkreis beantwortet worden, für den das Wörterbuch konzipiert werden sollte. Während der sprachinteressierte Laie eher die Normaussprache er-

⁸ Das Prinzip eines „phonetic compromise“ bei der Aussprache von Entlehnungen ist schon von Filipović (1958) postuliert worden. Dieses Modell ist jedoch nicht unwidersprochen geblieben (s. Posthumus 1995, S. 447 und insbesondere Fußnote 4, S. 452).

wartet, hofft der wissenschaftliche Benutzer „eher eine deskriptive Dokumentation der Realisationstypen“ vorzufinden (Reichmann/Wiegand 1980, S. 338). Aus diesen Gründen wurde die Angabe der englischen Normaussprache für das deutsche Sprachzeichen als nicht angemessen erachtet.

7.3 Transkription ausgewählter Vokal- und Konsonantenphoneme

In der o.g. Studie (Busse im Druck b) wurde in sechs Wörterbüchern die Transkription ausgewählter Vokal- und Konsonantenphoneme mit folgendem Ergebnis untersucht:

Gemeinsam ist allen Wörterbüchern, dass sie eine überregionale Aussprache angeben. Regional und dialektal bedingte Aussprachevarianten von Anglizismen, die wie heimische Wörter den jeweils dialektal bedingten Ausspracheregeln folgen, bleiben unberücksichtigt, geographische Besonderheiten, die sich ausschließlich auf Anglizismen beziehen, werden hingegen erfasst. Beispiele dafür sind z. B. süddeutsche bzw. österreichische Besonderheiten bei *Bluff*, *Cottage* und *Junper*.

Hinsichtlich ihrer Nähe zur englischen Ursprungssprache bzw. zur deutschen Standardsprache werden jedoch deutliche Unterschiede zwischen den Wörterbüchern sichtbar (s. Tabellen 1–5 im Anhang). Obwohl es sich bei DA und AWB um zwei ganz unterschiedliche Wörterbuchtypen handelt, weisen beide doch große Gemeinsamkeiten auf, denn sie gehen bei der Wiedergabe der englischen Vokalphoneme relativ konsequent vor, indem sie einen hohen Grad an lautlicher Integration zugrunde legen und bei der Transkription entsprechend berücksichtigen, wobei gewisse Regelmäßigkeiten systematisch gehandhabt werden.⁹ Dabei versteht sich das AWB bewusst nicht als Norm – vielen Sprechern ist die Norm und demzufolge auch ein Normverstoß gar nicht klar. Nicht ausgeschlossen werden kann jedoch, dass das AWB entgegen seiner Intention als deskriptives Wörterbuch möglicherweise auch präskriptiv-normativ wirken könnte.

Dieser Praxis, Prinzipien – oder vorsichtiger gesagt Tendenzen – der phonologischen Assimilation bei der Transkription systematisch zu berücksichtigen, steht die Vorgehensweise in den anderen untersuchten Wörterbüchern gegenüber, indem sie – wenn auch in unterschiedlich ausgeprägtem Grad – Einzelfallentscheidungen treffen. Dabei orientiert sich das GWDS im Vergleich zu den anderen Wörterbüchern am engsten am englischen Vorbild.

Auf der einen Seite illustriert dieses Vorgehen die bereits angesprochene Dynamik des Integrationsprozesses sehr deutlich. Auf der anderen Seite ist eine Verfahrensweise nicht unproblematisch, die z. B. Komposita anders als

⁹ Dieses Ergebnis stimmt im Wesentlichen mit dem älteren Befund von Michael Clyne für die siebziger Jahre überein, denn er hatte festgestellt, dass bei Anglizismen das *Duden-Aussprachewörterbuch* und der *Rechtschreibduden* dazu neigen, eine phonologisch integrierte Form oder zwei Aussprachevarianten anzuführen, *Wahrig* jedoch eher unintegrierte Formen bevorzugt (s. 1984, S. 112).

Simplizia behandelt, und dabei aber auch nicht immer ein „System“ erkennen lässt, nach dem etwa häufige Wörter anders als Exotismen oder Neologismen behandelt werden.

8. Zusammenfassung

- 1) Die Aussprache englischer Wörter im Deutschen ist von vielen Faktoren wie Alter der Entlehnung, Bekanntheitsgrad, Integration in das Laut- und/oder Schriftsystem der deutschen Sprache sowie von soziolinguistischen Variablen, insbesondere den Englischkenntnissen und dem Alter der Sprecher, abhängig. Die Frage, ob ein Anglizismus schriftlich oder mündlich vermittelt worden ist, scheint ebenfalls von Belang zu sein, denn eine ein- oder mehrmalig gehörte Aussprache kann Vorbildcharakter entwickeln und sich bei den Sprechern eventuell verfestigen. Andererseits konnte sich insbesondere in früheren Zeiten, in denen ein weitgehend authentisches Lautbild für die meisten Sprecher kaum verfügbar war, eine auf dem Schriftbild beruhende selbst erschlossene Leseaussprache erhalten.
- 2) Für diejenigen deutschen Sprachverwender, die über eine akzeptable oder gar gute mündliche Kompetenz im Englischen verfügen, stellt sich – vorausgesetzt die Aussprache einzelner Anglizismen bewegt sich oberhalb der Bewusstseinschwelle – die Frage, ob und bis zu welchem Grade Anpassungen an das deutsche Lautsystem vorgenommen werden, wobei neben der Möglichkeit, die eigenen Englischkenntnisse auch im Deutschen durchblicken zu lassen (oder eben auch nicht), die jeweiligen Adressaten oder auch das Thema wichtige Kriterien für die Auswahl sein können.
- 3) Der geringe Stellenwert, den offenbar Anfragen zur Aussprache von Anglizismen bei den Sprachberatungsstellen ausmachen, lässt zwei Schlüsse zu, nämlich, dass einerseits kein Problembewusstsein der Sprachverwender in Bezug auf eine Norm vorliegt und „Normverstöße“ daher gar nicht erst registriert werden oder dass mit welcher Sicherheit oder aus welchem Selbstverständnis heraus auch immer eine Aussprache einfach vorgenommen wird.
- 4) Im Gegensatz dazu wird in den Nachrichten- und Informationssendungen in Hörfunk und Fernsehen (im Rahmen dieser Studie konnten andere Programmbereiche wie z. B. die Werbung nicht berücksichtigt werden)¹⁰ die Aussprache von Anglizismen kritisch reflektiert, und es werden Entscheidungen hinsichtlich einer eher am Deutschen orientierten Aussprache bzw. umgekehrt getroffen. Dabei spielt die Kodifizierung der Aussprache in Wörterbüchern eine große Rolle.
- 5) Die untersuchten Wörterbücher handhaben dies jedoch sehr unterschiedlich, indem einerseits Prinzipien oder wenigstens Tendenzen bei der laut-

¹⁰ Zur Aussprache von Anglizismen im deutschen Werbefernsehen vgl. Steinbach (1984, S. 228–236).

lichen Integration der Anglizismen zugrunde gelegt werden, wie im *Duden-Aussprachewörterbuch* oder im AWB bzw. andererseits, z. B. im GWDS, nur die Stichwörter eine phonetische Umschrift erhalten, die nach dem Ermessen der Bearbeiter noch dicht am Englischen liegen und dann auch dementsprechend transkribiert werden.

- 6) Für den sprachlichen Durchschnittsverwender bringen diese Vorgehensweisen zwei Probleme mit sich – ein eher praktisches, indem phonetische Kenntnisse bei den meisten Wörterbuchverwendern oftmals eingeschränkt sind und phonetische Umschrift daher ohne entsprechende Vorkenntnisse kaum fehlerfrei „gelesen“ werden kann. Dieses Problem ließe sich umgehen, indem man die technischen Möglichkeiten elektronischer Wörterbücher nutzt und ein kontextfreies und ein kontextualisiertes Hörbeispiel liefert. Diesen Weg haben inzwischen alle Lernerwörterbücher des Englischen und für das Deutsche nun auch das *Duden Universalwörterbuch* in seiner neuesten Auflage (2003) beschritten. Aber auch hier stellt sich die Frage, ob es dann nur eine Aussprache geben soll, und wenn ja – welche? Und falls nicht – wie viele Varianten? Das zweite Problem ist hingegen grundlegender Natur, indem die möglicherweise zufällig beim Nachschlagen in einem Wörterbuch vorgefundene Praxis als Standard betrachtet wird.
- 7) Die Frage des Standards bei Ausspracheangaben stellt sich jedoch nicht nur für die deutschen, sondern gleichfalls auch für die englischen Wörterbücher, denn die in (Aussprache-) Wörterbüchern vermittelte Aussprachennorm und die Sprachwirklichkeit sind längst nicht in allen Fällen kongruent. Die den englischen Wörterbüchern in der Regel als Basis dienende *Received Pronunciation* ist ein äußerst prestigeträchtiger Minderheitenakzent, der allerdings nach wie vor im englischen Englisch und insbesondere in der Fremdsprachenlehre etwa im Vergleich zum *General American* oder weiteren nationalen Varietäten ein höheres Ansehen genießt. Die normative Funktion der *Received Pronunciation* ist in jüngster Zeit selbst im britisch-englischen Sprachraum nicht unwidersprochen geblieben.
- 8) Gute Ansätze, die tatsächlichen Ausspracheverhältnisse auch im Wörterbuch zu berücksichtigen, finden sich m.E. im *Longman Pronunciation Dictionary*, das bei zahlreichen Einträgen die Aussprachevarianten mit den Ergebnissen einer repräsentativen Umfrage (*British English poll panel preference*) versieht. Diese Überlegungen ließen sich möglicherweise auch auf die deutschen (Aussprache-) Wörterbücher übertragen.

Literatur

1. Wörterbücher

- AWB = Anglizismen-Wörterbuch. Der Einfluß des Englischen auf den deutschen Wortschatz nach 1945 (1993–1996): Begründet von Broder Carstensen, fortgeführt von Ulrich Busse unter Mitarbeit von Regina Schmude. 3 Bde. Berlin.
- DA = Wörterbuch der deutschen Standardausprache (2000): Bearbeitet von Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. 4. Aufl. Mannheim. (Der Duden in 12 Bänden, Bd. 6).
- DEA = Görlach, Manfred (Hg.) (2001): Dictionary of European Anglicisms. Oxford.
- DR = Duden. Die deutsche Rechtschreibung (2000): Herausgegeben von der Dudenredaktion auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln. 22. Aufl. Mannheim. (Der Duden in 12 Bänden, Bd. 1).
- GWDS = Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden (1999): Herausgegeben und bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat und den Mitarbeitern der Dudenredaktion. Mannheim.
- LPD = Wells, John C. (1990): Longman Pronunciation Dictionary. 2. Aufl. 2000. Harlow.

2. Sekundärliteratur

- Busse, Ulrich (1993): Anglizismen im Duden. Eine Untersuchung zur Darstellung englischen Wortguts in den Ausgaben des Rechtschreibdudens von 1880–1986. Tübingen. (Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 139).
- (1994): Wenn die *Kötterin* mit dem *Baddibuilder*. Ergebnisse einer Informantenbefragung zur Aussprache englischer Wörter im Deutschen. Halwachs, Dieter et al. (Hgg.) (1994): Sprache – Sprechen – Handeln. Akten des 28. Linguistischen Kolloquiums, Graz 1993. Niemeyer, S. 23–30. (Linguistische Arbeiten 320, Bd. 1).
- (1996): Probleme der Aussprache englischer Wörter im Deutschen und ihre Behandlung im Anglizismen-Wörterbuch. Zettersten, Arne/Pedersen, Viggo Hjørnager (Hgg.) (1996): Symposium on Lexicography VII. Proceedings of the Seventh International Symposium on Lexicography May 5–6, 1994 at the University of Copenhagen. Tübingen, S. 83–92. (Lexicographica. Series Maior, Bd. 76).
- (2004): Was ist eigentlich *Standard English*? Vortragsmanuskript der Antrittsvorlesung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (28. 01. 2004).
- (im Druck a): Anglizismen im Gwds. Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Untersuchungen zur kommerziellen deutschen Lexikographie der Gegenwartssprache II. „Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden“ Print- und CD-ROM-Version. Tübingen. (Lexicographica. Series Maior).
- (im Druck b): Beobachtungen und Überlegungen zur Aussprache englischer Wörter im Deutschen und ihrer Repräsentation in ausgewählten Wörterbüchern. Mogensen, Jens Erik/Gottlieb, Henrik (Hgg.): Symposium on Lexicography XII. Proceedings of the Twelfth International Symposium on Lexicography May 2–4, 2002 at the University of Copenhagen. Tübingen. (Lexicographica. Series Maior).
- Busse, Ulrich/Görlach, Manfred (2002): German. Görlach, Manfred (Hg.) (2002): English in Europe. Oxford, S. 13–36.
- Clyne, Michael (1984): Language and Society in the German-speaking Countries. Cambridge.
- Crystal, David (1995): The Cambridge Encyclopedia of the English Language. Cambridge.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 27, S. 285–308.
- Eichhoff, Jürgen (1978, 1993, 2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. München.

- Filipović, Rudolf (1958): The Phonetic Compromise. In: *Studia Romanica et Anglicae Zagrabiensia* 5, S. 77–88.
- (1960): The Phonemic Analysis of English Loan-words in Croatian. Zagreb. (Acta Instituti Phonetici 8).
- Fink, Hermann (1980): Zur Aussprache von Angloamerikanischem im Deutschen. Viereck, Wolfgang (Hg.) (1980): *Studien zum Einfluß der englischen Sprache auf das Deutsche. Studies on the Influence of the English Language on German*. Tübingen, S. 109–183. (Tübinger Beiträge zur Linguistik, Bd. 132).
- Hansen, Klaus (1986): Zur Aussprache englischer Wörter und Namen im Deutschen. Stiller, Hans (Hg.) (1986): *Der angloamerikanische Einfluß auf die deutsche Sprache der Gegenwart in der DDR. Dem Wirken Martin Lehnerts gewidmet*. Berlin, S. 89–102.
- Haugen, Einar (1994): Standardization. Asher, R. E. (Hg.) (1994): *The Encyclopedia of Language and Linguistics*. 12 Bde. Oxford, Bd. 8, S. 4340–4342.
- Hengstenberg, Peter (1984): Stress-patterns of English Phrasal Nouns of the Type *Make-up* in German. In: *Papers and Studies in Contrastive Linguistics* 18, S. 111–121.
- Kortmann, Bernd (1999): *Linguistik. Essentials – Anglistik Amerikanistik*. Berlin.
- Milroy, James/Milroy, Lesley (1985): *Authority in Language. Investigating Language Prescription and Standardisation*. 3. Aufl. 1998. London.
- Neubert, Albrecht (1962): Linguistische Betrachtungen zur Aussprache englischer Wörter im Deutschen (haupttonige Vokale). In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig* 11, S. 621–626.
- Pawlowski, Klaus (1986): Die phonetischen Angaben in einsprachigen Wörterbüchern der deutschen Gegenwartssprache. Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (1986): *Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie VI, 1. Teilbd.* Hildesheim, S. 279–326. (Germanistische Linguistik, Bd. 84–86).
- Posthumus, Jan (1995): Describing the Pronunciation of Loanwords from English. Windsor Lewis, Jack (Hg.) (1995): *Studies in General and English Phonetics. Essays in Honour of Professor J. D. O'Connor*. London, S. 445–453.
- Reichmann, Oskar/Wiegand, Herbert Ernst (1980): Wörterbuch der Anglizismen im heutigen Deutsch. Kolloquium vom 14. bis 16. Februar 1980 an der Universität-GH-Paderborn. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 8, S. 328–343.
- Siegrist, Ottmar K. (2003): *Wörterbuch der englischen Falschaussprachen durch Deutschsprachige*. Heidelberg.
- Steinbach, Horst-Ralf (1984): *Englisches im deutschen Werbefernsehen. Interlinguale Interferenzen in einer werbesprachlichen Textsorte*. Paderborn. (Schriften der Gesamthochschule Paderborn. Reihe Sprach- und Literaturwissenschaften, Bd. 2).
- Ternes, Elmar (1989): Die phonetischen Angaben im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. Hausmann, Franz Josef et al. (Hgg.) (1989): *Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin, S. 508–518. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 5.1).
- Ternes, Elmar (2002): Die phonetischen Angaben im de Gruyter Wörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Wiegand, Herbert Ernst (Hg.) (2002): *Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen II. Untersuchungen anhand des de Gruyter Wörterbuchs Deutsch als Fremdsprache*. Tübingen, S. 125–135. (Lexicographica. Series Maior, Bd. 110).
- Ternes, Elmar (im Druck): Die phonetischen Angaben im Gwds. Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Untersuchungen zur kommerziellen deutschen Lexikographie der Gegenwartssprache II. „Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache in zehn Bänden“ Print- und CD-ROM-Version*. Tübingen. (Lexicographica. Series Maior).

- Trudgill, Peter (1999): Standard English. What it isn't. Bex, Tony/Watts, Richard J. (Hgg.) (1999): Standard English. The Widening Debate. London, S. 117–128.
- Trudgill, Peter/Hannah, Jean (2002): International English. A Guide to the Varieties of Standard English. 4. Aufl. London.
- Viereck, Wolfgang/Viereck, Karin/Ramisch, Heinrich (2002): dtv-Atlas Englische Sprache. München.

Anhang. Phonetische Angaben zu Anglizismen in ausgewählten Wörterbüchern

	DA	DR ²²	GWDS ³	AWB	DEA
Baby	[e:]	[e:]	[e:, engl. eɪ]	[e:]	[e:]
Bluebaby	[e:]	–*	[eɪ]	[e:]	[=E]*
break	[e:]	[e:]	[eɪ]	[e:]	[e:]
Laser	[e:]	[e: auch a:]	[e: auch a:, engl. eɪ]	[e:]	[e:]
Make up	[e:]	[e:]	[eɪ]	[e:]	[e:]
Pay-TV	[e:]	[e:]	[eɪ]	[e:]	[=E]
Remake	[e:]	[e:]	[eɪ]	[e:]	[e:]
Spray	[e:]	[e:]	[e:, engl. eɪ]	[e:]	[e:]
Steak	[e:]	[e:]	[e:]	[e:]	[e:]
Trailer	[e:]	[e:]	[eɪ]	[e:]	[e:]
Trainer	[ɛ:, e:]	[ɛ: auch e:]	[ɛ:, e:]	[ɛ:, e:]	[e:]
Wafer	[e:]	[e:]	[eɪ]	[e:]	–*

–* = kein Eintrag
[=E] = mit der englischen Aussprache (nahezu) identisch

Tabelle 1: Der verengende englische Diphthong [eɪ]

	DA	DR ²²	GWDS ³	AWB	DEA
Boatpeople	[o:]	[o:]	[ou]	[o:]	[=E]
Folk	[o:]	[o:]	[ou]	[o:]	[=E]
Goal (-getter)	[o:]	[o:]	[o:]	[o:]	[o:]
Golden Goal	–	[o:]	[ou] [ou]	–	–
Go-slow	[o:]	[o:]	[ou] [ou]	[o:]	[=E]
Nobody	[o:]	k.A.*	[ou]	[o:]	[o:]
no comment(s)	–	–	–	[o:]	[o:]
no future	[o:]	[o:]	[ou]	[o:]	[=E]
Poster	[o:]	[auch ou]	[engl. ou]	[o:]	[o:]
Roadie	[o:]	[o:]	[ou]	[o:]	[o:]
Roadster	[o:]	[o:]	[ou]	[o:]	[o:]
Show	[o:]	[o:]	[ou]	[o:]	[o:/ou]
Showdown	[o:]	[o:]	[...]*	[o:]	[=E]
Soul	[o:]	[o:]	[ou]	[o:]	[o:]

k.A.* = keine Ausspracheangabe für die entsprechende Silbe
[...] = erster Bestandteil des Kompositums mit der Aussprache des Simplex identisch

Tabelle 2: Der verengende englische Diphthong [əʊ]

	DA	DR ²²	GWDS ³	AWB	DEA
Band	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ, engl. æ]	[ɛ]	[ɛ]
Big Band	[ɛ]	[ɛ]	[æ]	[ɛ]	[ɛ]
Bigbang	[ɛ]	[ɛ]	[æ]	[ɛ]	[=E]
Camp	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]
Campus	[a, auch ɛ]	[auch ɛ]	[a, engl. æ]	[a]	[a]
Gang	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]
Gangster	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]	[ɛ]
Grandslam	[ɛ]	[ɛ]	[æ] [æ]	[ɛ]	[ɛ]
Jam Session	[ɛ]	[ɛ]	[æ]	[ɛ]	[=E]
Tramp	[ɛ, auch a]	[ɛ]	[ɛ, älter a]	[ɛ]	[ɛ]
Uncle Sam	[engl. æ]	[ɛ]	[æ]	[ɛ]	[=E]

Tabelle 3: Der englische Vokal [æ]

	DA	DR ²²	GWDS ³	AWB	DEA
Gangway	[v]	[v]	[w]	[v]	[w]
Lambswool	[v]	[v]	[w]	[v]	[v]
Swing	[v]	k.A.	k.A.	[v]	[v]
Walkie-Talkie	[v]	[w]	[w]	[v]	[=E]
Walkman	[v]	[w]	[w]	[v]	[v]
Waterproof	[v]	[w]	[w]	[v]	[v]
Weekend	[v]	[w]	[w]	[v]	[v]
Westend	[v, engl. w]	k.A.	k.A.	[v]	[v]
Western	[v, engl. w]	k.A.	k.A.	[v]	[v]
Westover	[v]	–	k.A.	[v]	–
Whirlpool	[v]	[v]	[w]	[v]	[v]
Whisk(e)y	[v]	[v]	[...]	[v]	[v]
Whist	[v]	[v]	k.A.	–	[v]
Wildcard	[v]	[v]	[w]	[v]	[=E]
Windsurfen	[v]	k.A.	k.A.	[v]	[v]
Workaholic	[v]	[v]	[w]	[v]	[v]
Workshop	[v]	[v]	[w]	[v]	[v]

Tabelle 4: Der englische Halbvokal [w]

	DA	DR²²	GWDS³	AWB	DEA
Service	[z]	[z]	[s]	[s]	[s]
Sex	[z]	k.A.	[z, s]	[s]	[s, z]
Sex and Crime	[z]	–	[s]	[s]	[=E]
Soft-	[z]	[...]	[s]	[s]	[s]/[=E]
Song	[z]	[...]	[s]	[s]	[=E]
Sound	[z]	[s]	[s]	[s]	[z]
Spleen	[[p, <i>auch</i> sp]	[[p, sp]	[[p, <i>selten</i> sp]	[[p, sp]	[[p]
Spoiler	[[p, sp]	[[p, <i>auch</i> sp]	k.A.	[sp, f]p]	[[p]
Spray	[[p, sp]	[[p, <i>auch</i> sp]	[[p, sp]	[[p, sp]	[[p]
Sprint	[[p]	k.A.	k.A.	[[p, sp]	[[p]
Spurt	[[p]	k.A.	k.A.	[[p]	[[p]
Steak	[st, f]t]	[st]	[st, <i>selten</i> f]t]	[[f, st]	[[f]
Stewardess	[st, f]t]	[st]	[st]	[st, f]t]	[[f]
Shortstory	[st]	k.A.	[st]	–	[=E]
Story	[st, f]t]	[st]	[st]	[st, f]t]	[[f]
Strap(s)	[[f, st]	k.A.	[[f, st]	[[f]	[[f]
Streik	[[f]	k.A.	k.A.	[[f]	[[f]
Stress	[[f, st]	k.A.	[[f, <i>auch</i> st]	[[f, st]	[[f]

Tabelle 5: Der englische Konsonant [s] im Wortanlaut

RICHARD SCHRODT

Kongruenzprobleme im Numerus bei Subjekt und Prädikat: Die Termqualität geht vor

Abstract

Numerusinkongruenzen bei Subjekt und Prädikat sind im Deutschen von pragmatischen und diskurssemantischen Faktoren motiviert. Das kann man u.a. dadurch zeigen, dass hier auch bestimmte Verbkategorien wie Wahrnehmungsverben und Modalisierungskontexte wirksam sind. Solche Fälle können zu den Inkongruenzerscheinungen gehören, welche von den normbezogenen Werken als falsch bezeichnet werden. Tatsächlich zeigen sich aber in diesen Erscheinungen sprachübergreifende Sprechstrategien mit dem Anspruch auf universalgrammatische Geltung. Unter dem Gesichtspunkt, dass hier eigentlich Themakongruenz vorliegt und die Termqualität im Subjektsbereich als entscheidender Faktor wirkt, sollte die Frage der sprachlichen Norm auf diesem Bereich neu überdacht werden.

Wenn von sprachlicher Variation die Rede sein soll, dann gehört der Bereich der Kongruenzprobleme zweifellos zu einem wichtigen und damit auch oft diskutierten Gebiet. Das zeigt sich schon an den sehr unterschiedlichen Darstellungen der Kongruenznormen, wie sie besonders übersichtlich Jaeger (1992) zusammengefasst hat. Inkongruenzerscheinungen werden meist als „constructio ad sensum“ bzw. „Synesis“ bezeichnet und als Konfliktfälle zwischen Form und Inhalt gedeutet. Am bekanntesten sind Kongruenzprobleme bei singularischem Mengenbegriff wie *eine Menge, die Hälfte, ein Dutzend, eine Reihe* usw., wo die Konstruktion nach dem Sinn heute ebenfalls als korrekt gilt (*die Hälfte meiner Gedanken waren immer bei ihr* Grass D 517), während anderswo ähnliche Konstruktionen mit singularischem Bezug bei pluralischem Subjekt als alltags- oder umgangssprachlich gelten (*1,5 ml des Serums wurde vernichtet* D 521). Ich gebe zunächst eine kurze Übersicht über die wichtigsten sprachlichen Gebiete der Kongruenzproblematik.

1. Inkongruenzklassen

Bei der Frage nach der Korrektheit bzw. Grammatikalität von Kongruenzabweichungen sollen zunächst alle parole-Fehler ausgeschlossen werden, also z. B. solche Fehler, die bei mangelnder Konzentration vorkommen oder dann auftreten, wenn sich während des Satzes die Satzplanung oder Ausdrucksabsicht ändert. Im Einzelfall sind natürlich auch parole-Fehler für die Erkenntnis der grammatischen Funktion von Kongruenzerscheinungen wichtig

und man wird gut daran tun, solche „Fehler“ für eine vollständige syntaktische Beschreibung auszuwerten. Ebenso verhält es sich übrigens beim Satzbruch. Deshalb will ich diese Fehlergruppe nicht von vornherein als „okkasionelle“ Fehler bezeichnen, denn diese Fehler sind sehr oft semantisch, syntaktisch oder in der Satzplanung motiviert. Dass selbst der Ausdruck „Fehler“ nur mit größter Vorsicht verwendet werden darf, muss nicht näher erläutert werden. Daher ist es wohl am besten, nur einen Bereich von „Performanzfehlern“ auszuschließen, also sprachliche Formen, die der Sprecher bei bewusster Gestaltung seiner Rede nicht verwenden und die er selbst korrigieren würde.

1.1 Okkasionelle Inkongruenzfälle

Als im engeren Sinn okkasionelle Inkongruenzerscheinungen bleiben dann jene Fälle übrig, die als Varianten zu den häufigeren Ausdrucksweisen beim spontanen Sprechen/Schreiben erscheinen. Dazu gehören etwa Inkongruenzen in einem und demselben Text (nach Van de Velde 1988, S. 175) wie:

- (1) da etwa 60 bis 70 Prozent der seewärtigen Ausfuhr auf Rohöl entfiel (V 175/Die Niederlande, 118)
- (2) von Tankern, mit denen etwa 95 Prozent des in Europa verarbeiteten Rohöls (vor allem aus Nahost und Afrika) importiert werden (V 175/Die Niederlande, 111)
- (3) während eine 100 km lange Pipeline Europoort mit Antwerpen und eine Rohölfernleitung, die Rotterdam-Rhein-Pipeline, Rotterdam mit Raffinerien im Rhein-Main-Gebiet verbinden (V 175/Die Niederlande, 112)
- (4) dass der Flugplatz beseitigt und das große Grundstück für den Bau von Wohnungen benutzt wird (V 175/Die Niederlande, 117)

Der Singular in (1) gilt als umgangssprachlich. Zu (4) wird in den normativen Grammatiken und Sprachratgebern wenig gesagt (vgl. Jaeger 1992, S. 173f.), doch scheint der Plural als korrekt zu gelten. Wenn die Sätze (2) und (3) den Normalfall in diesem Text repräsentieren (was noch am Korpus zu belegen wäre), dann sind (1) und (4) okkasionelle Inkongruenzen. Sie machen den Hauptteil der Beispiele in normativen Darstellungen aus, die mit Bewertungen wie *in der Regel, kommt auch vor, steht im Allgemeinen, besteht (in der Alltags- und Umgangssprache) die Neigung, kann stehen, sind in gleicher Weise möglich* usw. versehen sind.

1.2 Nicht-okkasionelle Inkongruenzfälle

Von den okkasionellen Inkongruenzen ist schließlich der Bereich des Nicht-Okkasionellen zu unterscheiden. Hier wirken Faktoren in der grammatischen Struktur in grundsätzlich zwei verschiedenen Gebieten:

1. Konstruktionsprobleme: Entweder das Ausdrucksinventar ist so beschaffen, dass die formale Bezeichnung der Numeruskongruenz Schwierigkeiten macht oder unmöglich ist, oder es ergibt sich ein Konflikt in der sprachlichen

Abbildung des gemeinten Sachverhalts. Das ist der Bereich der „Löcher in der Grammatik“, die nur durch Notlösungen „geflickt“ werden können (Reis 1979, S. 11). Hier kann man übrigens nicht von „Fehlern“ sprechen, denn es gibt hier keine Bereiche des Falschen und des Richtigen – das führt auch dazu, dass sehr oft auf Vermeidungsstrategien zurückgegriffen wird. Ein bekanntes Beispiel dafür sind Prädikativkonstruktionen wie

(5) Das Beweismaterial ist/sind drei Tonbänder. (R 9/15a)

Solche Fälle beschreibt Urbas (1993) als „Sortenkonflikt“.

2. Syntaktische, oder methodisch genauer gesagt: oberflächensyntaktische Gegebenheiten, die den Bezug zum kongruierenden Kern der Subjektsphrase stören. Dazu gehören:

2.1. das Nachbarprinzip: Das Verb kongruiert mit dem nächsten Substantiv aus dem Subjektbereich. Dieses Substantiv kann z. B. ein Attribut des Kernnomens sein oder aus dem Bereich des Attributs oder einer Apposition stammen; die Fügungen werden normativ unterschiedlich bewertet:

(6) Ein Fünftel der Leute ist/sind krank. (B 504.2)

(7) Die Mannschaft, vorrangig die Stürmer, ist/sind zu loben. (B 507.2)

(8) ?Drei Fünftel des Stroms wird atomar erzeugt. (B 504.3 „umgangssprachlich“)

(9) *Die Konkretisierung dieser Maßnahmen blieben allerdings etwas bloss. (V 47)

2.2. das Distanzprinzip: Der Kern des Subjekts ist vom Verb durch ein längeres Attribut getrennt. Dieses Prinzip wirkt oft bei Nebensätzen:

(10) *die beiden einzigen Grammatikfehler in ca. 250 Arbeiten, die unbezweifelbar eine defiziente Kompetenz widerspiegeln, findet sich in Beispiel (1) ... und im Beispiel (7). (V 107)

(11) *die Kongruenzregel, die sich in seiner Grammatik findet, und die er an normalen Fällen wie ... gelernt hat, reichen zur Bewältigung dieser Fälle nicht aus. (V 108)

2.3. Fälle, in denen die Subjektsrolle nicht deutlich ist, wie in passivischen Fügungen

(12) *das waren Meinungen, die uns erlaubt wurden zu äußern. (V 19)

und bei vorangestelltem Verb:

(13) *da war wieder einmal das schwache Herz, die Kopfschmerzen, die Unmöglichkeit, es eine Nacht im Coupé auszuhalten. (F 128/3.19)

Solche Fälle gibt es schon im Althochdeutschen bei Otfried:

(14) ist uns hiar gizeinot ... unserero zuhto dati O H.117

(15) sliumo floz tharuz sar bluat inti wazar O 4.33.31

Referenziell-indefinite Subjekte weisen auch in anderen Sprachen Abweichungen von der normalen Numerus-Kongruenz auf (vgl. dazu Givón 1984, S. 379f., 1990, S. 743f.; vgl. zu weiteren sprachspezifischen Inkongruenzfaktoren z. B. Farkas/Ojeda 1983, S. 663ff. und Barlow 1992, S. 52). Auf mögliche diachronische Erklärungen gehe ich hier nicht ein (wenig überzeugend Ortman 1992, S. 7). In der Norm sind diese Fälle verschieden geregelt. So ist das Nachbarprinzip nur bei Maß- und Mengenangaben und in schwächerem Maß bei Bruch-, Dezimal- und Prozentangaben akzeptiert. Es könnte sich aber prinzipiell auch hier die normative Einschätzung ändern. Die Varianz ist hier also syntaktisch begründet und normativ verschieden bewertet.

2. Inkongruenz und Norm

Ich beschränke mich hier auf einen besonders auffälligen Problembereich der okkasionellen Inkongruenzen. Probleme gibt es dann, wenn 1. das Subjekt formal im Singular steht, inhaltlich aber die Vorstellung einer Vielheit vorhanden ist, und 2. das Subjekt formal im Plural steht, inhaltlich aber die Vorstellung einer Einheit vorhanden ist. Die Duden-Grammatik (§ 1291ff.) erläutert den Problembereich Nr. 1 in zehn Abschnitten, den Problembereich Nr. 2 in acht Abschnitten. Aus dem Bereich Nr. 1 zitiere ich die zwei ersten Abschnitte:

1. Folgt einer singularischen (Maß)angabe wie etwa *1 Pfund/Gramm/Kilo[gramm]* die Stoffbezeichnung im Singular, dann steht das Finitum ebenfalls im Singular. Steht die Stoffbezeichnung im Plural, ist – streng grammatisch gesehen – das Finitum eigentlich ebenfalls in den Singular zu setzen; doch findet sich gelegentlich (vor allem wenn die Stoffbezeichnung im gleichen Fall wie das Bezugswort steht) auch der Plural des Finitums (Konstruktion nach dem Sinn):

Ein Gramm Pfeffer wurde gekauft. Ein Kilogramm Linsen reicht (gelegentlich: *reichen*) aus für die Suppe. *Ein Pfund dieser schönen Erbsen kostet* (selten: *kosten*) 4,20 DM.

2. Wenn einer Mengenangabe im Singular, die keine genaue Zahl ausdrückt (z. B. *Anzahl, Bande, Gruppe, Hälfte, Haufen, Heer, Herde, Kreis, Masse, Mehrzahl, Menge, Reigen, Reihe, Schar, Teil, Trupp, Unmasse, Volk, Zahl*), das Gezählte im Plural folgt, dann müsste – streng grammatisch gesehen – das Finitum im Singular stehen:

Eine Menge fauler Äpfel lag unter dem Baum. *Eine Menge* von faulen Äpfeln *lag* unter dem Baum. *Eine Menge* faule Äpfel *lag* unter dem Baum. Es *war eine Menge* Leute da.

Doch findet sich in solchen Fällen auch in der Standardsprache statt des Singulars häufig der Plural des Finitums (Konstruktion nach dem Sinn). Das gilt vor allem dann, wenn das Gezählte und die Mengenangabe im Kasus übereinstimmen:

... wo *eine Menge* sonderbare Sachen *herumliegen* (Th. Mann). *Eine Menge* Freundschaften *waren* geschlossen (Hesse). Es *waren eine Menge* Leute da. *Eine Unmasse* Familien *geraten* ins Elend (H. Mann). ... *schreiten eine Anzahl* Pilger (Nigg). *Eine Reihe* von edlen und nüchternen Geistern *haben* den Rauchtobak verabscheut (Th. Mann). *Die Hälfte* meiner Gedanken *waren* immer bei ihr (Grass). ... darum erzählt sie aller Welt von der *Unmasse unbeheizter Pracht*, die sich hinter der zehn Zimmer kleinen Fürstenwohnung in St. Emmeran, dem Schloss in Regensburg, tagelang abwandern *ließen* (Der Spiegel).

Allerdings kommt der Plural des Finitums nur selten dann vor, wenn nach einer Mengenangabe das Gezählte nicht genannt wird:

Gewiss *würden eine Menge* die Gelegenheit benutzen (A. Zweig).

Häufig wiederum ist die Konstruktion nach dem Sinn bei Verbindung eines Subjekts mit einem prädikativen Nominativ (Gleichsetzungsnominativ) im Singular:

... *eine Reihe von Studierenden war* (neben: *waren*) bereits Parteimitglied.

Hingegen ist nur der Plural des Finitums möglich, wenn der Gleichsetzungsnominativ im Plural steht (vgl. 1297):

... *eine Reihe von Studierenden waren* bereits Parteimitglieder. *Ein Drittel der Arbeitnehmer dieser Stadt sind* Angestellte des Renz-Konzerns.

Die Grenzen der normativen Kasuistik zeigen sich schon in der Ausdrucksweise: Darf man nun sagen oder schreiben *Ein Kilogramm Linsen reichen aus, ein Pfund Erbsen kosten 2,10€?* Das wird aus dem Text nicht deutlich. Das Grundproblem liegt offensichtlich darin, dass grammatische Einheit und semantische Vielheit zusammen vorhanden sein können und umgekehrt. Dieses Problem liegt auch dann vor, wenn mehrere Subjektteile vorhanden sind. Aus dem § 1294f. zitiere ich die Abschnitte für Subjekte ohne Konjunktion oder mit *und*:

Grundsätzlich gilt:

- (a) Wenn das Subjekt aus nebengeordneten Teilen ohne Konjunktion oder mit *und* besteht, wird das Finitum in den Plural gesetzt. Das gilt insbesondere bei Plural beider Subjektteile oder eines Subjektteils:

(Ohne Konjunktion:) ... *mein Hals, meine Brust, mein Kopf waren* entzündet (Weiss). Eine unfehlbare *Sicherheit* des Geschmacks, eine lächelnde, gleitende *Überlegenheit machen* uns vibrieren (Tucholsky). (Mit *und*:) *Schwarz und Weiß werden* noch auf lange Zeit Probleme miteinander haben. *Sie und er hätten* Freunde werden können. (Pluralische Subjektteile:) *Bund, Länder und Gemeinden haben* zu wenig Mittel.

- (b) Stehen die Subjektteile im Singular, so kommt (seltener) beim Finitum auch der Singular vor, vor allem bei Abstrakta in Subjektposition:

Der Hass, die Gewalttätigkeit nützte nichts mehr (Weiss). *Die Korruption und die Verkenntung der Lage fraß* nach unten weiter (Tucholsky). ... da sich in ihrem Haushalt noch *ih 14-jähriger Sohn und ihre 10-jährige Tochter befinden* (seltener: *befindet*).

Diese Regel gilt unabhängig davon, ob das Subjekt – wie in den vorangehenden Beispielen – dem Finitum vorangeht oder ob es ihm – wie in den nachstehenden – folgt:

(Üblich Plural des Prädikats:) Unmittelbar *darauf sprachen der Außenminister und der Verteidigungsminister*. Bei keinem anderen Teilproblem ... *wirkten sich Mangel an Sachkunde und technische Naivität der Bonner Plänemacher* so katastrophal aus (Der Spiegel). (Seltener Singular des Prädikats:) ... *wetteiferte Bürgerschaft und ein Teil irgeleiteter So-*

zialisten ... (Tucholsky). Zwischen die drei Deutschen *hatte* sich nur *der Schwede Kjell Sjöberg und der Russe Iwannikow* geschoben (Olympische Spiele 1964).

[...]

Eine besonders starke Tendenz (gegen die in 1294 formulierte Grundregel), das Finitum in den Singular zu setzen, besteht in folgenden Fällen:

1. Das Finitum wird auf einen singularischen Subjektteil bezogen, der den anderen Subjektteil inhaltlich einschließt:

Er und alle Welt redet darüber schon seit Wochen. *Die Mitschüler und jedermann gab* zu ... (Hesse).

Gelegentlich wird auch durch Wörter wie *damit*, *somit*, *mithin* u. a., die dem *und* beigefügt sind, eine enge inhaltliche Kopplung des zweiten Subjektteils mit dem ersten angedeutet. In diesen Fällen sind Singular und Plural des Finitums möglich:

Die Arbeit in der EU *und damit (somit) auch die Vertretung* der Interessen der deutschen Wirtschaft *stellen* (neben: *stellt*) hohe Ansprüche an die deutsche Delegation. Da sich zudem durch höhere Umdrehungszahl ... *die Luft-Anströmungsgeschwindigkeit* an den Rotorpaddeln *und mithin der Auftrieb* noch beträchtlich steigern *lässt*, dürften...

2. Bei formelhaften Subjekten, die oft aus Teilen ohne Artikel u. a. bestehen, steht das Finitum im Singular, wenn das Subjekt als Einheit aufgefasst wird. Der Plural ist zu setzen, wenn die Vorstellung einer Mehrheit ausgedrückt werden soll:

Singular: *Grund und Boden darf nicht* zum Objekt wilder Spekulationen werden. *Groß und Klein* (= jedermann) *aß* davon. *Zeit und Geld fehlt* uns. *Krankheit und Müdigkeit macht* auch Bauern fein (Kafka). *Positives und Negatives ist* zu beachten. *Barsänger und Sportsmann* (gleichzeitig, das) *verträgt* sich nicht. Plural: ... die verdrehten Vorstellungen, die *Freund und Feind* sich von diesem Lande *machen* (Koeppen). *Unaufhaltsam wachsen...* *Missmut und Unbehagen* (Der Spiegel),

Die weiteren Fallgruppen (Ersparungen, Apposition im Singular, koordinierte Nominalgruppen in einem Titel, gereimte Infinitive, vorangestelltes *kein, jeder, mancher*) sind syntaktisch motiviert. Dazu kommt noch der inhaltliche Einschluss eines weiteren Subjektteils. Von diesen Fällen soll hier nicht die Rede sein. Es bleiben also als wichtigste Motive der Inkongruenz „Singular statt Plural“ Abstrakta und formelhafte Subjekte.

3. Problematische Inkongruenzfälle

Doch diese Beschreibung reicht nicht aus, wenn man sich die Belege unvoreingenommen ansieht. Ich zitiere hier die von Findreng (1976) gesammelten Belege ohne vorangestelltes Verb und ohne die in der Duden-Grammatik beschriebenen Bedingungen, die Findreng als Erklärungen für die Inkongruenz wertet. Es bleiben also nur jene Belege, zu denen Findreng keine Erklärung angibt.

3.1 Konkrete Subjekte

- (16) der Hindu und der Buddhist gilt unseren Theologen als Heide gleich. (F 137/25.89)
- (17) Nicht einmal Mann und Weib lässt sich unterscheiden. (F 138/52.54)
- (18) Die Folge war ein Nahkampf und Durcheinander, in dem Freund und Feind unkenntlich durcheinander geschüttelt wurde. (F 138/53.406)
- (19) ... da sich dort sogar der Kolchosbauer, der Fabrikarbeiter und einfache Büroangestellte sein politisches Heil von den Schriftstellern erwartet. (F 138/68.46)
- (20) Kurfürst Johann schenkte das Gebäude, in dem nur noch Luther und der letzte Prior wohnte, seinem Doktor. (F 138/W.10.8.67.8)
- (21) Jetzt wo der Mann und seine Familie noch nicht weiß, dass wir ihn in Verdacht haben... (F 143/21.288)
- (22) ... um dessentwillen Eleni und ihre Basenschaft grollt. (F 143/23.159)
- (23) ... denn den heiligen Abend hielt die Konsulin fest in Besitz, und zwar für die ganze Familie, so dass am Spätnachmittage den 24. die gesamte Donnerstagstafelrunde, und dazu noch Jürgen Kroger aus Wismar sowie Therese Weichbrodt mit Madame Kethelsen, im Landschaftszimmer zusammentrat. (F 143/36.360)
- (24) Ihre Frau und sonstige Familie geht mit. (F 143/53.83)
- (25) Er und seine Gemeinde lebt jetzt, ... (F 143/53.554)
- (26) Eine Organisation und eine Leitung wurde ... (F 143/73.142)
- (27) Die ostpreußische Stadt Königsberg und ihr Hinterland wurde den Sowjets zur Verwaltung zugesprochen. (F 148/72.311)

Ein bekanntes Motiv für den verbalen Singular ist die „inhaltliche Nähe“ der einzelnen koordinierten Subjekte (von Juul 1975, S. 188 „Quasi-Komposition“ genannt), doch muss diese Nähe noch genauer gefasst werden. Es können natürlich noch andere Faktoren vorhanden sein, sodass man nicht davon ausgehen darf, dass in allen Fällen die gleichen Erscheinungen zutreffen. Klare Fälle sind (21), (24) und (25): Hier handelt es sich um das Verhältnis von Hyperonym zu Hyponym, d. h. ein Begriff ist in einem anderen Begriff enthalten. Zur Menge der Individuen, die die *Familie* ausmachen, gehören auch der *Mann* (21) und die *Frau* (24); zur *Gemeinde* gehört sicher auch das Individuum, welches durch das Pronomen *er* bezeichnet ist (25). In anderen Fällen sind nur die Elemente der Menge genannt; der Mengenbegriff selbst würde das Hyperonym sein, aber er wird nicht formal realisiert. Es geht aber in allen diesen Fällen eben weniger um die einzelnen Elemente als um die ihnen übergeordnete Menge. Das trifft für (16), (19) und (20) zu. In vielen Fällen lässt sich ein Hyperonym wenigstens inhaltlich rekonstruieren, in (16) ist es sogar ausbuchstabiert (*Heide*). In (19) ist die gesamte Menge der arbeitenden Bevölkerung gemeint, in (20) die gesamte Menge der restlichen Bewohner. In einigen weiteren Fällen ist ein Lexem auf der Ebene der gemeinten Sachverhalte eine Art inhaltliche Erweiterung aus einem anderen Lexem. Es gibt also

ein Kernlexem mit einem Satelliten; beide Lexeme bilden auf diese Weise ein „Begriffsfeld“. Das trifft zu für (22), (23), (26) und (27). Eine unspezifizierte „inhaltliche Nähe“ zeigt sich in (17) und (18): Hier wird die semantische Nähe durch den sachlogischen Zusammenhang vermittelt: Ein *Nahkampf* ist kaum ohne *Durcheinander* denkbar (18). Ein Sonderfall mag (17) sein: Hier wäre es gerade wichtig *Mann* und *Weib* zu unterscheiden und sie als getrennte Individuen auch sprachlich darzustellen. Doch ist hier die Nähe zu den in der Duden-Grammatik genannten formelhaften Subjekten sehr deutlich.

3.2 Abstrakte Subjekte

Der Inkongruenzfall „Singular statt Plural“ ist besonders häufig im Bereich der abstrakten Subjekte belegt (zu ähnlichen Fällen im Englischen vgl. Juul 1975, S.189f.). In diesem Bereich zitiere ich die vollständigen Belege mit der Konjunktion *und* nach Findreng, wieder mit den im ersten Teil der Beleg-sammlung gemachten Einschränkungen:

Plural:

- (28) Aber Ruhe und Einfalt waren in den still arbeitenden Händen. (F 185/5.123)
- (29) Beruf und Tätigkeit standen für mich schon seit dem siebzehnten Lebensjahr fest. (F 185/8.194)
- (30) Das freut Sie, nicht wahr, wenn Unordnung und Unsauberkeit vertilgt werden. (F 185/22.96)
- (31) Gefahr und Angst mögen uns dankbar stimmen. (F 185/24.267)
- (32) Genugtuung und Freude sind allein bei jenen, die ... (F 185/25.165)
- (33) Aber Widerspruchsgeist und Verneinung waren nicht stark im Landtage. (F 185/38.25)
- (34) Krieg und Krankheit haben Lilian ... um ihr Leben betrogen. (F 185/44.5)
- (35) Lachen und Schluchzen gerieten durcheinander. (F 185/52.155)
- (36) Leiden und Schuldgefühl peinigten seine Seele. (F 185/53.595)
- (37) Scham und Stolz verbieten es ihm, ... (F 185/54.229)
- (38) Wissenschaft und Erkenntnis schritten stetig vorwärts. (F 185/66.19)
- (39) Rheinlandbesetzung und Aufrüstung hatten Handlungsfreiheit nach außen geschaffen. (F 185/69.144)
- (40) Wirklichkeit und Wunschtraum durchdringen sich ständig. (F 185/FAZ.25.11.68.24)

Singular:

- (41) Er presste sie in sich zusammen, bis Kraft und Ruhe daraus wurde. (F 186/1.90)
- (42) „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“, sagte er zuweilen. (F 186/23.15)
- (43) Ruf und Gegenruf schallt auf. (F 186/24.254)

- (44) Hier zeigte sich aber, was Zorn und Missgunst vermag. (F 186/29.111)
- (45) Zahl und Schwere seiner Sünden schien ihm beträchtlich. (F 186/30.155)
- (46) Nein, Sauberkeit und Offenheit muss herrschen. (F 186/36.269)
- (47) Liebe und Anerkennung lag darin. (F 186/38.58)
- (48) Frieden und Fröhlichkeit lag über Amerika. (F 186/52.198)
- (49) Küstenschiffahrt und Fischerei in englischen Gewässern ist fremden Schiffen verboten. (F 186/70.92)
- (50) ... und Geistliches und Weltliches durchtränkte sich unaufhörlich. (F 186/72.86)
- (51) Plattdeutsch und Friesisch wird noch viel gesprochen. (F 186/74.100)
- (52) Nach dem Nein ... wird sich mancher fragen, was denn nun Wahrheit und Dichtung in den Berichten gewesen ist. (F 186/FAZ.25.11.68.13)
- (53) Tradition und Fortschritt vereint das Kurzentrum. (F 186/W.28.7.67.1)

Der Plural wird dort gesetzt, wo die beiden Subjektsbegriffe im deutlichen Gegensatz zueinander stehen. Das ist bei den Belegen (35) und (40) besonders deutlich, wo gerade der Gegensatz zum Sinn der Aussage beiträgt. In den anderen Fällen sind zwei Begriffsfelder genannt, die sich gegenseitig ergänzen und erst zusammen als Agens die Verbalhandlung bewirken. In den singularischen Belegen wirken deutlich die in der vorher erläuterten Gruppe genannten Motive. Das zeigt sich am Kontrast zwischen den Belegen (40) und (50): Wenn sich etwas *durchdringt*, dann kann es sich um zwei ursprünglich und wohl auch nachher getrennte Elemente handeln; wenn sich etwas *durchtränkt*, dann sind die beiden Elemente nach Abschluss des Vorgangs unauflöslich miteinander verbunden. Auffällig ist bei der Singular-Gruppe weiters der deutliche Anteil von modalisierenden Ausdrucksweisen (44, 45, 46, 49; im Singular nur 31 und 37). Sehr deutlich ist das implizite Hyperonym in (52). Problematisch ist der Beleg (53): Wer vereint hier was? Hier ist wohl doch das *Kurzentrum* Agens und damit das Subjekt.

3.3 Attributive Verbindungen

In einer letzten Gruppe stelle ich die Belege zusammen, die Findreng als Beispiele für die Verbindung von beiden Subjektsnomen und attributiven Wörtern anführt. Der Unterschied dieser Beleggruppe zu den nicht attributiv erweiterten Substantiven ist nicht sonderlich groß, sodass man keine großen Unterschiede in den Inkongruenzbedingungen erwartet. Wenn hingegen nur das erste Einzelsubjekt attributiv erweitert ist, überwiegen die Belege für den Singular (61 : 221). Daher wird man diese Gruppe als syntaktisch motiviert ansehen können und sie sei aus dem Vergleich ausgeschlossen.

Plural:

- (54) Der Jahresumsatz und der Reingewinn hielten sich auf einer soliden mittleren Höhe, ... (F 186/1.122)

- (55) Die schlaflose Nacht und das Unglück ... hatten ihn jetzt in einen sonderbaren Zustand der Dünnhäutigkeit versetzt. (F 186/4.568)
- (56) Mein Stottern und mein nervöses Zucken wirken nicht nur attraktiv ... (F 186/8.255)
- (57) ... die Trauer und die Sorge um seine Lebensgefährtin überwogen. (F 186/21.318)
- (58) Und derselbe Hass und dieselbe Verachtung lagen auch in seinem Tonfall. (F 186/31.26)
- (59) ... ihre Haltung und ihr Schweigen ließen keinen Zweifel darüber. (F 186/35.64)
- (60) ... und wieder sah sie mit Erstaunen und Rührung, dass diese Angst und dieses Flehen ehrlich und ungeheuchelt waren. (F 187/36.158)
- (61) Flackerndes Licht und ungeheurer Lärm herrschten da draußen. (F 187/38.267)
- (62) Bei Bernadette Soubriens handelt es sich kaum um eine Erkrankung des nervösen Systems, zu der die Katalepsie und die Hysterie zu rechnen sind. (F 187/54.115)
- (63) Das milde Klima und die geschützte Lage begünstigen in hohem Maße das Wachstum der Pflanzen. (F 187/63.327)
- (64) Diese Weiterentwicklung ... und ihre Anpassung ... sind bemerkenswert. (F 187/FAZ.28.11.68.2)
- (65) Doch auch ein starker Stadtratsspruch und ein mächtiges Ministerwort reichen nicht aus. (F 187/W. 31.1.69.19)

Singular:

- (66) Das Gelächter und der Stimmenlärm auf Deck der „Van Swoll“ wurde undurchdringlich. (F 187/2.251)
- (67) ... und sein Hass und seine Wut hatte all seine Sanftheit fortgespült. (F 187/18.121)
- (68) Das Atmen der Männer und das Rieseln von Kalk wurde hörbar. (F 187/41.51)
- (69) Die Inbrunst und die Innigkeit eures Strebens zu Gott hat mein Herz mit Freude erfüllt. (F 187/53.472)
- (70) Nur die Notdurft und die Entbehrung ist dazu verdammt. (F 187/54.188)
- (71) Kein Traum und keine Ahnung kündigte ihn an. (F 187/58.146)
- (72) Die soziale Gesetzgebung und ihr Ausbau in späteren Jahren hat dem deutschen Volke unermesslichen Segen gebracht. (F 187/70.207)
- (73) Die Eroberung Serbiens und der Eintritt Bulgariens in den Krieg stellte Ende 1915 die direkte Verbindung zwischen Berlin und Istanbul her, ... (F 187/72.247)
- (74) Der Ehrgeiz und die Rivalität gegenüber dem einstigen Hetz-Schützling ... ließ den Mannheimer nicht ruhen. (F 187/FAZ.21.4.69.10)

- (75) ... die nationale Einheit und die territoriale Integrität Spaniens wird im Auftrag der Vereinten Nationen hergestellt. (F 187/W.11.9.67.3)
- (76) Die Erschließung neuer Märkte und der Absatz von Angebotspitzen soll den Fachhandelsorganisationen ... überlassen werden. (F 187/W.8.8.68.14)

Nicht immer sind die Inkongruenzmotive deutlich, doch in den meisten Fällen zeigt es sich, dass die Substantive im Subjektsbereich bei pluralischem Verb auf sachlichem Gebiet kategoriell verschieden sind (54–56, 59–63, 65), während bei den singularischen Verbformen die beiden Substantive inhaltlichen Bereichen entsprechen, die entweder sachlogisch zusammen vorkommen (66, 67, 69, 70) oder in einer sachlogischen Folge- oder Kausalbeziehung stehen (71–75). (68) ist ohne Kontext schwer deutbar – hier mag die thematische Einheit beim Passivsubjekt von Wahrnehmungsverben gewirkt haben. Ähnlich ist vielleicht auch (76) zu deuten.

4. Ergänzende Belege

Die Beispiele aus Findreng sind der Belletristik und der Gebrauchsliteratur entnommen. Man kann daher annehmen, dass sie sprachlich bewusst gestaltet wurden, meist von professionellen Schreibern und Schreiberinnen stammen und auch meist von Lektoren und/oder Korrektoren bearbeitet wurden. Als Ergänzung dieser Belegsammlung wäre es sinnvoll, spontan geschriebene Texte heranzuziehen. Eine solche Textsammlung fehlt m.W. Ich habe daher ein kleines Korpus von Schularbeitstexten aus Schularbeiten einer 7. Klasse AHS [s] und Maturaarbeiten des Jahrgangs 2004 [m] untersucht. Dort kommen folgende Fälle von Inkongruenzen vor:

- (77) ... weil Religion und Glaube durch die eigene Familie vermittelt **wird**. [s]
- (78) Im Mittelpunkt **stand** vielmehr die Natur, die Freiheit, das Genie und das Gefühl. [s]
- (79) Die Literatur und die Natur **war** zu der Zeit sehr wichtig. [s]
- (80) V.a. die Interpretation und das Zeigen konkreter Zusammenhänge zwischen dem Autor, der Epoche und dem Werk durch den Lehrer **war** sehr interessant. [s]
- (81) Glauben Sie, eine Couch, eine Art Küchentisch und ein Schreibtisch **macht** uns das Stück verständlich? [s]
- (82) Der Teil, wo das Buch „Faust“ von Goethe und die Biographie von Goethe vorgestellt worden **ist**, war ... verständlich. [s]
- (83) Denn wir sehen in den Medien wieder nur das Gute, denn sie **ist** unsere Tür zur Außenwelt. [m]
- (84) Ungehorsam und Gehorsam **spielt** auch in der Religion eine wichtige Rolle. [m]
- (85) ... und auch aus dem eigenen Erfahrungsbereich habe ich gelernt[,] was Gehorsam und Ungehorsam **bedeutet**. [m]

- (86) Dieses heißt, dass die südamerikanische Bevölkerung zu Christen erzogen **wurden**, auch wenn sie dieses nicht **wollten**. [m]
 (87) Weil leider **zählt** Leistung und Erfolg sehr viel! [m]

In (78) und (87) wirkt das vorangestellte Verb, in (77), (79–80), (84–85) und zusätzlich zur Verb-Voranstellung in (87) sind Abstrakta vorhanden, die als inhaltliche Einheiten verstanden werden können. In (83) und (86) ist wohl die syntaktische Nähe zu einem Nomen, das als Sinnträger verstanden werden kann, für die Kongruenzabweichungen verantwortlich. Auffällig ist freilich (83), denn hier kann das Pronomen nur pluralisch gedeutet werden und bezieht sich damit eindeutig auf die *Medien*. So weit entsprechen diese Belege dem, was aus der Belegsammlung von Findreng entnommen werden kann. Bei (81) und (82) könnte man ein implizites Hyperonym annehmen, etwa bei (81) *Zimmereinrichtung* oder *Möblierung*, bei (82) vielleicht das Nomen *Goethe* als Gesamtbegriff für Leben und Werk.

5. Inkongruenz und Termqualität

Das vorläufige Ergebnis: Für die Numeruskongruenz von Subjekt und Prädikat ist es nicht entscheidend, wie viele abzählbare Elemente welcher Art auch immer vom Subjekt bezeichnet werden, sondern ob das Subjekt eine begriffliche Einheit meint oder nicht. Begriffliche Einheiten entstehen dadurch, dass eine den Elementen übergeordnete Ganzheit sprachwirksam ist. Diese übergeordnete Ganzheit stellt sich besonders leicht bei abstrakten Begriffen ein, also dort, wo man sich ohnedies mit dem Zählen schwer tut. Wenn mehrere Begriffe zu einem Ganzen vereint sind, kommt es da meist eben auf diese Ganzheit an. *Das Schreiben und das Lesen ist nie mein Fall gewesen*: Schon der Singular im Prädikatsnomen zeigt diese Einheit an, es geht um eine einzelne Fähigkeit mit zwei Ausformungen. Wo es sich um einzelne Fertigkeiten handelt, steht wieder der Plural: *Schreiben und Lesen waren (in der Schule) meine liebsten Gegenstände*. Dem Zigeunerbaron ist etwas wichtiger, nämlich *Borstenvieh und Schweinespeck*. Er hätte vielleicht gesagt: *Borstenvieh und Schweinespeck sind meine wichtigsten Handelsgüter*, sein Wahlspruch ist aber: *Borstenvieh und Schweinespeck ist mein idealer Lebenszweck*. Es gibt eben nur einen Lebenszweck, denn der lebenswürdige Zigeunerbaron ist nun einmal keine faustische Natur (Johann Strauß möge mir diese leichte Textveränderung verzeihen). Zum verbalen Plural kommt man eben nicht durch mechanisches Zählen von Nominalphrasen im Subjektsbereich, sondern durch Analyse der abstrakten Mengenbeziehungen. Das sieht sehr nach Hokus-Pokus-Linguistik aus. Es gibt aber eine einfache Methode einer solchen Analyse, die bekannte Ersatzprobe: Wenn das Subjekt durch ein referenzidentisches singuläres Pronomen ersetzt werden kann, steht auch das Prädikat im Singular und umgekehrt. (82): *Glauben Sie, das macht uns das Stück verständlich?* (83): *Der Teil, wo das vorgestellt worden ist, ...* Nicht möglich oder weniger gut ist dieser Ersatz bei den Beispielen im Plural. Manchmal sind beide Ersatzformen

möglich, weil der/die Sprecher/SchreiberIn sowohl die übergeordnete Gesamtheit als auch die Einzelsubjekte meinen kann.

Es ist an dieser Stelle sinnvoll, für diese übergeordnete Ganzheit ein eigenes Fachwort einzuführen. Da es um eine begriffliche Einheit geht, liegt es nahe, das Wort „Term“ zu verwenden, wie es die Grammatik des Instituts für Deutsche Sprache einführt (Zifonun/Hoffmann/Strecker 1997, S. 986 ff., 2387 ff.): Terme denotieren Charakteristiken, also Mengen von Eigenschaften. Zu diesen Eigenschaften gehört auch die begriffliche Einheit, die syntaktisch (z. B. durch entsprechende Konnektoren), semantisch (z. B. Abstrakta) und morphologisch begründet sein kann. Ein Term steht immer mit dem verbalen Singular, so müsste dann die grammatische Regel lauten. Doch für die gemeinte Ganzheit steht eben nicht immer ein passender Ausdruck zur Verfügung. Für das Nicht-Einzelne, das Allgemeine wird bei pluralischem Subjekt im Deutschen nach der grammatischen Norm der Plural gebraucht. Bezeichnet ein solcher Plural eine Term-Qualität, könnte man erwarten, dass das Verb im Singular steht. Ich höre schon den Aufschrei der SchulgrammatikerInnen, aber manchmal ist doch die Sprache stärker. Mein kleines Korpus von Belegstellen enthält tatsächlich einen solchen Fall:

(88) ... da sonst die Handlungen der Personen nicht klar **wird**.

Nach der grammatischen Norm, wie sie in den normsetzenden und normbezogenen Werken dargestellt wird, mag das ein eindeutiger Verstoß sein. In der Ersatzprobe stellt sich aber die Sachlage anders dar: *da sonst das nicht klar wird*, mit Umstellung *da das sonst nicht klar wird* – unmöglich? *da sonst die nicht klar werden* – *da sonst die nicht klar werden* – möglich? Eher umgekehrt! Also ist vielleicht (88) nicht ganz so falsch, wie es zunächst aussieht. In Wahrheit geht es eben nicht um einzelne Handlungen, sondern um die Gesamtmenge als theaterpraktische Einheit, also um einen Term. Schulgrammatisch mag (88) falsch sein, systemgrammatisch ist (88) aber in Ordnung. Ein weiteres Beispiel ist

(89) Das war die Lehre, die nicht Saddam, sondern uns allen erteilt werden sollte: die Lehre, dass unser Tun und Trachten nichtig **sind**. (Karl-Markus Gauss, „Der Mythos vom Sachzwang“, Der Standard 24.–26. 12. 2003, S. 31)

Man hat hier den Eindruck, dass der Plural hier geradezu falsch ist.

Es bleibt natürlich die Frage, wie man die Termqualität von Subjektsphrasen eindeutig erkennen kann. Zunächst muss man davon ausgehen, dass in weiten Bereichen tatsächlich Variation vorhanden ist: Die Entscheidung zwischen verbalem Singular und Plural ist durch die Ausdrucksabsicht des Sprechers/der Sprecherin bestimmt. Es handelt sich damit in diesen Bereichen um eine subjektive grammatische Kategorie, die für jeden grammatischen Normset-

zungsprozess eine Herausforderung darstellt. Vielleicht kann man dieser Herausforderung durch die Beschreibung von „Termqualitätskontexten“ begegnen, ein Verfahren, das die IDS-Grammatik bei der Beschreibung der Verwendungsweisen des Konjunktivs sehr erfolgreich eingeführt hat. Zu diesen Termqualitätskontexten könnten auch solche innersprachlichen Einflussfaktoren wie der Unterschied zwischen belebten und nicht-belebten Subjekten gehören (Jaeger 1992, S. 35ff.). Nach meinen Beobachtungen könnten hier auch bestimmte Verbkategorien wie Wahrnehmungsverben und Modalisierungskontexte wirksam sein. Die *das*-Probe selbst weist darauf hin, dass das Verb nicht eigentlich mit dem grammatischen Subjekt, sondern mit dem Thema kongruiert (Givón 1975, S. 151). Zwei koordinierte Nominalphrasen können zusammen eine Subjektsphrase bilden, die das Thema eines Satzes ausmacht. In diesem Fall trifft die Formulierung von Fourquet (1970, S. 119) zu: „Nicht das Substantiv, sondern die Substantivgruppe hat die Funktion des Subjekts.“ Ein ähnlicher Hinweis findet sich schon bei Behaghel (1928, S. 30); s. dazu Jaeger (1992, S. 12) und Van de Velde (1988, S. 189).

6. Wie viel Variation ist möglich?

Ich komme zum Schluss auf das Thema unserer Jahrestagung, auf die Frage, wie viel Variation die deutsche Standardsprache bezüglich der Numeruskongruenz verträgt. Ich will hier nichts zur Problematik und zur Begrifflichkeit von „Standardsprache“ sagen. Man kann diese Frage sowohl von der Seite der Norm als auch von der Seite des Sprachgebrauchs her zu beantworten versuchen. Von der Seite der Norm her gesehen kann man es sich sehr einfach machen, abgesehen von der Kodifizierungsproblematik der grammatischen Norm des Deutschen: Die deutsche Sprache verträgt genau so viel Variation, wie sie in den normsetzenden Werken beschrieben und festgelegt ist. Problematisch ist hier, dass es unterschiedliche Beschreibungen und Festlegungen gibt und dass es uns die Ausdrucksweise in manchen Grammatiken schwer macht, diesen Werken eindeutige Entscheidungen zu entnehmen. Solche Probleme kann man oft praktisch lösen, etwa indem wir uns mit entsprechender Argumentation auf ein Referenzwerk einigen (z. B. auf den „Wahrig-Zweifelsfälle“, also auf Dittmann et al. 2003). Was allerdings den Sprachgebrauch betrifft, so wird eine mögliche Antwort sehr viel komplexer zu argumentieren sein. Marga Reis hat schon in ihrem Aufsatz von 1979 aus ihrer Sicht die Entscheidungsmöglichkeiten erschöpfend diskutiert: dialektale oder idiolektale Variation, Performanzgegebenheiten, innergrammatische Variation und das von ihr bevorzugte dreiwertige Grammatikalitätsmodell (die „realistische Grammatik“). Ich nehme allerdings an, dass der konkrete Umgang mit dem dreiwertigen Grammatikalitätsmodell nicht überall ganz unproblematisch ist. Auf dem Gebiet der hier untersuchten Kongruenzprobleme sind wahrscheinlich nur Kopulakonstruktionen wie *das Beweismaterial ist/sind drei Tonbänder* ein Fall für die „Notstandsgrammatik“: In Kopulasätzen werden einem

Referenzobjekt zwei Benennungen zugeordnet. Hier ist also von der bezeichneten Sache her das Bezeichnungsmotiv für eine gemeinsame Zahlkategorie sehr groß, und hier sind Konfliktfälle wohl tatsächlich oft unlösbar. Andere Fälle wie etwa das Nähe- oder das Distanzprinzip haben syntaktische Gründe. Es kommt dann eben darauf an, ob diese Gründe von der Normgrammatik akzeptiert werden oder nicht. Die Annahme einer innergrammatischen Variation verschiebt das Problem lediglich um eine Ebene, wie Reis (1979, S. 7) mit Recht bemerkt hat, und zögert eine begründete Antwort auf unsere Frage nur hinaus. Ich versuche eine alternative Beschreibung der hier zu Grunde liegenden Problematik.

Wenn man davon ausgehen kann, dass die Numeruskongruenz „eigentlich“ eine Themakongruenz ist, dann liegt es im Entscheidungsspielraum des Sprechers/der Sprecherin, die Gemeinsamkeit des Themas sprachlich darzustellen oder den formalgrammatisch passenden Plural zu wählen. Man kann diesen Entscheidungsspielraum mit der Unterscheidung zwischen grammatischer und pragmatischer Kongruenz vergleichen (Wechsler/Zlatić 2003, S. 197). Für diese Entscheidung können nun wieder verschiedene Faktoren wie dialektale/ idiolektale Gegebenheiten und Performanzfaktoren vorhanden sein. Entscheidend ist nur, dass „die Grammatik“ ein „Fenster“ für diesen Kongruenz- und Entscheidungsspielraum „eingebaut hat“. Varianten aus der Ausdrucksebene entsprechen also verschiedenen Entscheidungen der Sprechenden. Damit steht es aber auch fest, dass in diesem Bereich jedenfalls keine grammatische Varianz vorliegt, sondern eine Varianz der Ausdrucksabsicht, der Redestrategie (Jaeger 1992, S. 58ff.), der Sprecherperspektive (Barlow 1992, S. 189, 211) oder ähnliche pragmatische Faktoren. Oder, in der Formulierung mit Wahrheitswerten: Der Plural ist hier nie falsch, doch der Singular kann bei Vorliegen der genannten Faktoren ebenfalls gesetzt werden. Ich vergleiche diese Darstellung am Beispiel des deutschen Tempus: Bei der Bezeichnung vergangener Verbalhandlungen ist das Präteritum niemals falsch, doch kann bei Vorhandensein von bestimmten pragmatischen Faktoren auch das Perfekt oder das Präsens verwendet werden. Man kann das natürlich auch mit der Markiertheitstheorie beschreiben. Es ist sicher kein Zufall, dass Kongruenzabweichungen in den Singular besonders bei modalisierenden und bewertenden Phrasen vorkommen, wie etwa *Mehrere Vorträge im März (, das) ist mir zu viel* oder *Der Föhn und der Wetterwechsel (, das) macht mich immer krank*. Gegenstand der modalen Stellungnahme ist im Normalfall ein einheitlicher Bewusstseinsinhalt, der sachlich aus mehreren Sachverhalten oder aus einer Kombination von mehreren Sachverhalten bestehen kann: *Die vielen Unfälle auf der Autobahn (, das) macht mir große Sorge*. Einen entsprechenden Fall im Englischen diskutiert ähnlich Barlow (1992, S. 207): *Rain and mist is expected before morning*.

Wie viel Variation verträgt nun die deutsche Standardsprache in diesem Bereich? Ich versuche eine Metapher als einfache Antwort: Die deutsche Stan-

dardsprache verträgt in diesem Bereich so viel Variation, wie groß das Fenster der Grammatik ist, wie weit es geöffnet werden kann und wie weit es der sprechende Fenstergucker öffnen will – und, so müsste man wohl ergänzen, wie streng die grammatischen Hausmeister sind.

Literatur

(mit den Siglen für die Abkürzungen der Belegzitate):

- Barlow, Michael (1992): *A situated theory of agreement*. London.
- Behaghel, Otto (1928): *Deutsche Syntax* Bd. 3. Heidelberg. (Germanische Bibliothek 1/1/10/3).
- Berg, Thomas (1998): The resolution of number conflicts in English and German agreement patterns. In: *Linguistics* 36, S. 41–70.
- Dittmann, Jürgen/Thieroff, Rolf/Adolphs, Ulrich (2003): *Wahrig – Fehlerfreies und gutes Deutsch*. Gütersloh/München. [B; Zitate nach §§]
- Duden Bd. 4: *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* (1998). Mannheim. (6. Aufl.)
- Duden Bd. 9: *Richtiges und gutes Deutsch* (2001). Mannheim. (5. Aufl.) [D]
- Farkas, Donka F./Almerindo Ojeda (1983): Agreement and coordinate NPs. In: *Linguistics* 21, S. 659–673.
- Findreng, Ådne (1976): *Zur Kongruenz in Person und Numerus zwischen Subjekt und finitem Verb im modernen Deutsch*. Oslo/Bergen/Tromsø. (Germanistische Schriftenreihe 5). [F]
- Fourquet, Jean (1970): *Prolegomena zu einer deutschen Grammatik*. Düsseldorf. (Sprache der Gegenwart 7).
- Givón, Talmy (1975): Topic, pronoun and grammatical agreement. In: Li, Charles N. (Hg.), *Subject and topic*. New York – London 1975, S. 149–188.
- Givón, Talmy (1984): *Syntax*, vol. 1. Amsterdam/Philadelphia.
- Givón, Talmy (1990): *Syntax*, vol. 2. Amsterdam/Philadelphia.
- Jaeger, Christoph (1992): *Probleme der syntaktischen Kongruenz*. Tübingen. (RGL 132).
- Juul, Arne (1975): *On concord of number in modern English*. Kopenhagen.
- Ortmann, Albert (1992): Zur Auflösung von Merkmalskonflikten unter Kongruenz. In: *Theorie des Lexikons*. (Arbeiten des Sonderforschungsbereichs 282) 24, S. 1–29.
- Reis, Marga (1979): Ansätze zu einer realistischen Grammatik. In: Klaus Grubmüller et al. (1979): *Befund und Deutung*. Tübingen. S. 1–21. [R]
- Urbas, Maria (1993): Numeruskongruenz und Numeruskonflikte in Kopulasätzen. In: *Theorie des Lexikons*. (Arbeiten des Sonderforschungsbereichs 282) 38, S. 1–34.
- Van de Velde, Marc (1988): Schwierigkeiten bei der Subjekt-Verb-Kongruenz im Deutschen. In: *PBB* 110, S. 172–201. [V]
- Wechsler, Stephen/Zlatic, Larisa (2003): *The many faces of agreement*. Stanford, Cal.
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin/New York. (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7).

MARGRET SELTING

Variation der Intonation: Unterschiede zwischen Standard und Stadtsprache am Beispiel des Berlinischen

Abstract

Da eine Darstellung der prosodischen bzw. intonatorischen Variation innerhalb des Standarddeutschen zur Zeit (noch?) nicht möglich ist, möchte ich folgendes bescheidenere Ziel verfolgen: Ich möchte anhand des Berlinischen beispielhaft die Bereiche und Dimensionen aufzeigen, in denen Unterschiede einerseits zwischen Standard und Stadtsprache und andererseits auch innerhalb des Standard zwischen Sprechern aus unterschiedlichen Regionen vorhanden bzw. erwartbar sind. Dabei werde ich mich vor allem um die Variation der Intonation kümmern.

Zu diesem Zweck werde ich zeigen, in welchen Bereichen der intonatorischen Gestaltung von gesprochener Sprache in Gesprächen sich Besonderheiten berlinischer Sprecher finden, soweit wie möglich auch im Vergleich zum sog. Standarddeutschen. Darüber hinaus werde ich untersuchen, welche Unterschiede zwischen standardnahen und standardfernen Sprechern des Berlinischen bestehen.

Für diese Arbeit werde ich zurückgreifen auf Daten und Arbeiten aus dem DFG-Projekt ‚Untersuchungen zur Struktur und Funktion regionalspezifischer Intonationsverläufe im Deutschen‘, in dem die Beschreibung und der Vergleich von ausgewählten Stadtsprachen geleistet wird.

1. Einleitung: Begriffsklärung und Zielsetzung

Wenn man im deutschsprachigen Kontext über ‚Intonation‘ redet, sollte man den Begriff zunächst klären, denn der Begriff ‚Intonation‘ wird hier sowohl als Oberbegriff für unterschiedliche prosodische Phänomene verwendet als auch als Unterbegriff, der sich nur auf die Tonhöhenbewegung bezieht. Ich werde im Folgenden folgende Begriffe mit folgenden Definitionen verwenden:

Als Oberbegriff verwende ich den Begriff ‚Prosodie‘. Darunter fasse ich

„diejenigen suprasegmentalen Aspekte der Rede, die sich aus dem Zusammenspiel der akustischen Parameter Grundfrequenz (F0), Intensität und Dauer in silbengroßen oder größeren Domänen ergeben. Hierzu gehören auditive Phänomene wie die ‚Intonation‘, d.h. der Tonhöhenverlauf gesprochener Sprache in der Zeit, Lautstärke, Länge, Pause, sowie die damit zusammenhängenden komplexeren Phänomene Sprechgeschwindigkeit/Tempo und Rhythmus“ (Selting 1995, S. 1).

In dieser Verwendungsweise ist ‚Intonation‘ also ein Unterbegriff, der sich nur auf den Tonhöhenverlauf bezieht.

Prosodie, und darin eingeschlossen Intonation, meint kommunikative Signalisierungsmittel und linguistische Strukturen, mit denen mündlicher Sprachgebrauch notwendig einher geht. Es gibt keine gesprochene Sprache ohne Prosodie. Prosodie ist notwendig an die Mündlichkeit von Sprachverwendung gebunden. Die Interpunktion der geschriebenen Sprache stellt nur ein idealtypisches Korrelat der Prosodie der gesprochenen Sprache bereit.

Im Rahmen der Tagung über „Standardvariation – Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?“ bin ich um einen Beitrag zur ‚Variation der Intonation‘ gebeten worden. Wenn ich mein Thema ‚Variation der Intonation‘ auf das Tagungsthema beziehe, ergeben sich folgende Probleme:

- Die an diesen Beitrag gerichtete Erwartung meiner Leser könnte sein, eine Darstellung der prosodischen bzw. intonatorischen Variation innerhalb des Standarddeutschen zu finden.
- Das Problem ist jedoch: Eine solche Darstellung ist derzeit nicht möglich (vgl. dazu auch Gilles 2002). Die zur Zeit vorliegenden älteren und neueren Darstellungen zur Prosodie bzw. Intonation des Deutschen orientieren sich meist an einer Varietät des Deutschen, die den Autoren als ‚standardnah‘ gilt (vgl. z. B. von Essen 1964, Pheby 1980, Uhmann 1991, Féry 1993, Selting 1995, Grabe 1998, Grice/Baumann 2002, usw.).
- Die Erwartung, dass es regionale Variation in der Prosodie und Intonation der gesprochenen Sprache gibt, besteht jedoch schon seit frühen Hinweisen auf den ‚unterschiedlichen Singsang der Dialekte‘ im Deutschen (vgl. Zimmermann 1998). Weiterhin wurde schon seit den 1980iger Jahren gezeigt, dass zumindest im britischen Englisch grundlegende Aufgaben der Gesprächsorganisation regional unterschiedlich organisiert werden. Für regionalisiertes gesprochenes English aus der Gegend von Tyneside haben Local, Kelly/Wells 1986 gezeigt, dass die Signalisierung eines Turnendes, und damit eines angezielten Sprecherwechsels, mit Bündeln prosodischer Merkmale erfolgt, die sich von denen des Standardenglischen unterscheiden, und zwar vor allem im Bereich der Intonation. Eine ähnlich regional bzw. subkulturell spezifische Signalisierung von Aufgaben der Gesprächsorganisation wurde für den Dialekt von Ulster (Wells/Peppé 1996) sowie für das London Jamaican (Local, Wells/Sebba 1985) gezeigt. Aber in diesen Studien wird immer der Unterschied zwischen entweder Standard und Dialekt bzw. regionalisierter Umgangssprache oder der Unterschied zwischen verschiedenen regionalen Umgangssprachen impliziert. Untersuchungen über die Variation innerhalb des Standards sind mir bisher nicht bekannt.
- Auch im Mittelpunkt des von mir und Peter Auer geleiteten DFG-Projekts zur Struktur und Funktion regionalisierter Intonation des Deutschen (Projekt ‚Dialektintonation‘, Nummer SE 699/3–4; für einen ersten Überblick über Anlage und Ziele siehe Auer/Gilles/Peters/Selting 2000) stehen die Untersuchung und der Vergleich von ausgewählten Stadtsprachen. Hierbei

geht es um regionalisierte urbane Varietäten, die auf dem Kontinuum zwischen Standard und Dialekten standardnäher sind als die alten Dialekte, aber unterschiedlich standardnah realisiert werden können. Wir haben zwar im Projekt neben den Gesprächen mit zumeist jeweils 8 Sprechern als „Originalen“ der Stadtsprachen und deren Partnern oder Freunden auch jeweils 2 Gespräche mit standardnahen Sprechern erhoben, bisher aber letztere kaum analysieren können. Für die Zwecke unseres Projekts haben wir festgelegt, dass wir als standardnahe Sprecher solche Sprecher klassifizieren, die in ihrer Sprache möglichst wenig regional markierte sprachliche Merkmale produzieren. Der Dialektalitätsgrad der Sprecher wurde dabei vor allem an segmental-phonetischen Merkmalen festgemacht. Der Grund dafür, dass wir die Unterschiede zwischen standardfernen und standardnahen Sprechern der Stadtsprachen sowie die Unterschiede zwischen den standardnahen Sprechern aus unterschiedlichen Städten bisher kaum untersucht haben, ist folgender: Wir beschreiben aus systematischen Gründen zunächst die größeren Unterschiede zwischen den standardfernen Sprechern, da sich hier – auf diesem ja schließlich neuen Untersuchungsfeld – das Variationsspektrum deutlicher zeigen wird und somit methodisch einfacher in den Griff zu bekommen sein dürfte. Die Untersuchung der standardnahen Sprecher ist eine Zukunftsaufgabe.

Wenn also eine Darstellung der Variation der Prosodie und/oder Intonation innerhalb des Standarddeutschen zur Zeit nicht möglich ist, muss ich die Zielsetzung, die ich hier verfolgen kann, erheblich reduzieren. Mein Ziel kann nur das folgende sein:

Ich möchte, v. a. anhand des Berlinischen, beispielhaft die Bereiche und Dimensionen aufzeigen, in denen Unterschiede einerseits zwischen Stadtsprache und Standard und andererseits auch innerhalb des Standards zwischen Sprechern aus unterschiedlichen Regionen vorhanden bzw. erwartbar sind. Dabei werde ich mich vor allem um die Variation der Intonation kümmern.

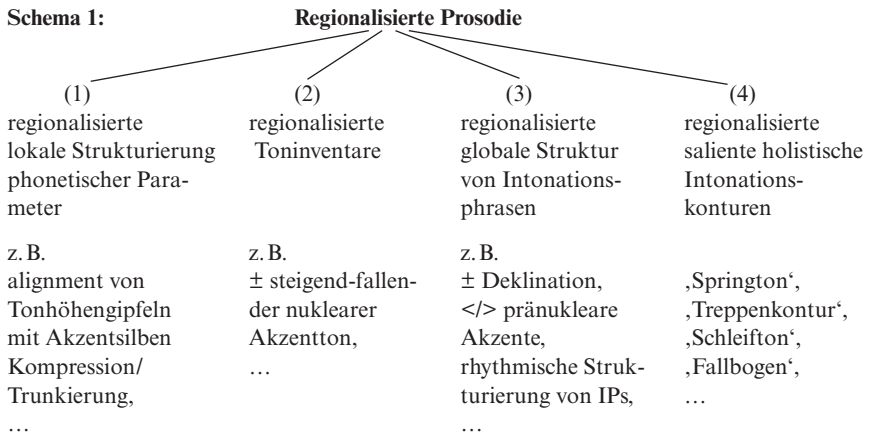
Zu diesem Zweck werde ich zeigen, in welchen Bereichen der intonatorischen Gestaltung von gesprochener Sprache in Gesprächen sich Besonderheiten berlinischer Sprecher im Vergleich zum sog. Standarddeutschen finden. Ich werde einerseits vorliegende Beschreibungen des Standarddeutschen heranziehen und mich andererseits besonders auf die Forschungsergebnisse unserer Projektmitarbeiter Peter Gilles und Jörg Peters beziehen. Darüber hinaus werde ich an einer ausgewählten Struktur untersuchen, welche Unterschiede zwischen standardnahen und standardfernen Sprechern des Berlinischen bestehen. (Noch ein Dank vorab: Viele Hinweise auch für diesen Vortrag verdanke ich meinen Projektkollegen Peter Gilles und Jörg Peters.)

2. Methoden und Untersuchungsbereiche

Die Ergebnisse zum Berlinischen, die ich hier präsentiere, wurden in unserem Projekt ‚Dialektintonation‘ erarbeitet. Im Rahmen dieses Projekts werden kombinierte form- und funktionsbezogene Analysen der Intonation ausgewählter deutscher Großstädte erstellt. Die Daten bestehen aus möglichst weitgehend natürlichen Gesprächen eines Gesprächsleiters mit ca. 60-jährigen Männern und deren Angehörigen oder Freunden aus der jeweiligen Stadt; dabei wurden jeweils 8 dialekt- bzw. stadtsprachennahe – und damit standardferne – und 2 standardnahe Sprecher ausgewählt. Ziel des Gesamtprojekts ist die Untersuchung der intonatorischen Charakteristika der jeweiligen Stadtsprache, und schließlich eine Übersicht und vergleichende Darstellung der typischen Charakteristika der Intonation einiger wichtiger Landmarken des bundesdeutschen Sprachgebiets. Akustisch-phonetische Analysen werden mit Programm PRAAT (siehe <www.praat.org>) erstellt, die phonologische Analyse orientiert sich an der neueren autosegmentalen Phonologie, die funktionale Analyse orientiert sich an der Konversationsanalyse und hat die Untersuchung der Verwendung regionalisierter Intonationskonturen im sequenziellen Kontext zum Ziel. Zusätzlich wird mit experimentellen Methoden die Wahrnehmung salienter Intonationskonturen untersucht.

Unser Projekt ‚Dialektintonation‘ hat sich – u. a. mit Bezug auf das Berlinische – mit folgenden Forschungsbereichen beschäftigt, um die Besonderheiten regionalisierter Prosodie und Intonation erfassen zu können. Regionalisierte Varietäten des Deutschen unterscheiden sich voneinander in den Bereichen, die in Schema 1 aufgeführt sind (vgl. auch Auer/Gilles, Ms. 2003; Selting, im Druck):

Schema 1:



Im Gesamtprojekt geht es also um regionalisierte Prosodie, nicht nur um Intonation. Die Bereiche sind so geordnet, dass zunächst unter (1) und (2) eher

kleinräumige Parameter stehen und dann unter (3) und (4) großräumigere. Im Einzelnen meinen die Bereiche Folgendes:

- (1) ‚Regionalisierte lokale Strukturierung phonetischer bzw. prosodischer Parameter‘ bezieht sich auf relativ kleinräumige Strukturen, die nur der Domäne von einer oder von ein paar Silben zugeordnet werden. Dies ist z. B. der Fall bei solchen Phänomenen wie dem regionalisierten *alignment* von Tonhöhengipfeln zu Akzentsilben (*pitch peak alignment*) und Kompression versus Trunkierung von finalen Tonhöhenbewegungen bei nur kurzem finalem Silbenmaterial (vgl. Peters 1999, o.J., 2001, Gilles 2001, 2003). (Für Details s. u.)
- (2) ‚Regionalisierte Toninventare‘ verweist auf das Untersuchungsergebnis, dass sich regionale Varietäten in den von ihnen genutzten Toninventaren unterscheiden, z. B. darin, ob ein steigend-fallender nuklearer Akzentton verwendet wird oder nicht (vgl. Gilles 2003).
- (3) ‚Regionalisierte globale Struktur von Intonationsphrasen‘ erfasst weiträumigere prosodische Phänomene, die sich auf ganze Äußerungen beziehen. Regionale Varietäten unterscheiden sich z. B. darin, ob ihre Sprecher einen generellen Deklinationstrend bei Äußerungen tendenziell eher realisieren oder eher nicht realisieren, oder ob in den Äußerungen prä- und/oder postnukleare Akzente verwendet werden oder nicht (vgl. Selting 2000).
- (4) Unter ‚regionalisierten salienten holistischen Intonationskonturen‘ werden regionalisierte ganzheitliche Tonhöhenverläufe verstanden, die für die betreffende Region bzw. Stadtsprache typisch sind. Sie müssen als ganzheitliche Gestalten beschrieben werden, die für bestimmte Aktivitäten und Funktionen in Gesprächen verwendet werden. Ich selbst habe z. B. folgende saliente Konturen für das Berlinische beschrieben: den ‚Springton‘ (Selting 2000) und die ‚Treppenkonturen‘ (Selting 2001).

Im Folgenden werde ich die bisherigen Ergebnisse zur Intonation des Standarddeutschen und des Berlinischen mit Bezug auf diese 4 Forschungsbereiche vergleichen. Dabei wird es jedoch nur um Intonation gehen. Da ich einen Überblick geben werde, muss ich leider die Details der jeweils dargestellten Phänomene außer Acht lassen.

3. Intonation des Standarddeutschen und des Berlinischen: Beispiele und Beispielanalysen

Ich beginne mit den kleinräumigeren Phänomenen und gehe erst danach zu den großräumigeren über. Bei den kleinräumigeren Phänomenen kann man wohl davon ausgehen, dass sie weniger bewusst kontrollierbar sind als die großräumigeren und deswegen am subtilsten die regionale Prosodie bestimmen. Vermutlich variieren diese Phänomene wegen ihrer geringeren Kontrol-

lierbarkeit am wenigsten zwischen standardnahen und standardfernen Sprechern.

3.1 Lokale Strukturierung phonetischer Parameter

3.1.1 Timing des Akzentgipfels in der Nukleussilbe

Bei diesem Punkt geht es darum, an welcher Position mit Bezug auf die Akzentsilbe der Tonhöhengipfel eines H*+L-Akzents bzw. sein akustisches Korrelat, der F0-Gipfel, verankert wird.

Standarddeutsch:

Auf der Basis eines Korpus vorgelesener Märchentexte („Rotkäppchen“) von 5 weiblichen Sprecherinnen (Realschülerinnen) aus dem Raum Braunschweig in Niedersachsen beschreibt Grabe (1998, S. 57) die Regularitäten für das „Northern Standard German („Hochdeutsch“)“ wie folgt. Die Zuordnung des F0-Gipfels zur Akzentsilbe richtet sich danach, ob die Akzentsilbe die nicht-letzte oder letzte Silbe der Intonationsphrase ist. Für die Akzentsilbe wird eine Struktur angenommen, die aus *onset* und *rhyme* besteht, der *rhyme* kann noch einmal dekomponiert werden in *nucleus* und *coda*. In der zitierten Abbildung 10 ist der *rhyme* bzw. *nucleus* der Akzentsilbe grau unterlegt.

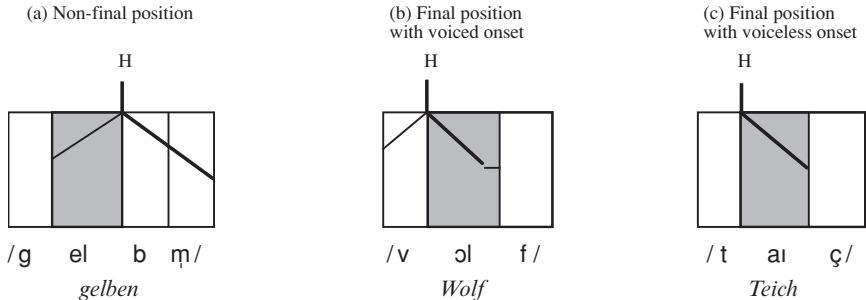


Figure 10. Onglide and fall of nuclear H*+L in non-final and final position. (Grabe 1998, S. 75)

Grabe gelangt zu folgenden Ergebnissen: Bei nicht-finaler Position der Akzentsilbe in der Intonationsphrase wird der Gipfel immer am hinteren Rand der Akzentsilbe verankert, unabhängig von der Menge des sonoranten Materials in der Silbe und der Anzahl der noch in der Intonationsphrase folgenden unakzentuierten Silben (Grabe 1998, S. 71f.). Bei finaler Position der Akzentsilbe wird dagegen der Gipfel am vorderen Rand des *rhyme* verankert. Die Logik ist hier natürlich, dass bei finaler Position der Silbe nur dann genug Zeit und Segmentmaterial für die Realisierung der Fallbewegung zur Verfügung steht, wenn der Gipfel an den vorderen Rand der Silbe verschoben wird.

Berlinisch

Mit der Lokalisierung des F₀-Gipfels (oder Maximums) in H*+L-Akzenten haben sich im Rahmen unseres Projekts Jörg Peters und Peter Gilles befaßt.

Zunächst zu den Akzentsilben in nicht-finaler Position:

Peters (1999), der die Realisierung des F₀-Gipfels in den Stadtsprachen von Hamburg und Berlin vergleicht, ermittelt für das Berlinische ein F₀-Maximum nach 79% der Silbendauer der Akzentsilbe. Für das Hamburgische liegt dieser Wert früher, nämlich nach 57%. Gilles (2003) findet demgegenüber einen früheren F₀-Gipfel für das Berlinische:

„Für die östlichen Varietäten (Berlin, Dresden) lässt sich mit Werten um 50% eine Lokalisierung des F₀-Maximums in der Mitte des sonorantischen Bereichs ermitteln“ (Gilles 2003, S. 194).

In Abb. 32 (aus Gilles 2003, S. 195), die die F₀-Maxima für 7 Stadtsprachen zeigt, hat das Beispiel für Berlin (in der Mitte der oberen Reihe) das F₀-Maximum nach 78% der Silbendauer. Außerdem ist zu sehen, dass dieser Wert in Dresden ähnlich liegt. Demgegenüber liegen die F₀-Maxima in Hamburg und Mannheim am äußersten Anfang der Silbe, in Duisburg und Köln kurz vor der Silbenmitte.

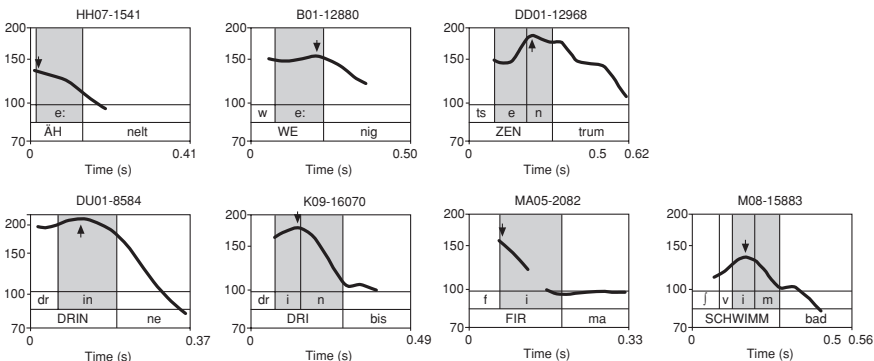


Abb. 32. Beispiele für die Lokalisierung des F₀-Maximums (*MaxPos*) in sieben Stadtvarietäten (Gilles 2003, S. 195)

Gilles sieht seine Ergebnisse als weitgehende Bestätigung der Ergebnisse von Peters an, obwohl seine Werte für das Berlinische niedriger liegen. Die Unterschiede werden auf das verwendete Datenmaterial und die Messmethode zurückgeführt (siehe ebd., S. 195f.)¹. Gilles weist außerdem darauf hin, dass für das Berlinische neben dem Mittelwert von 50,48% die Standardabweichung

¹ Die Angaben von Peters beziehen sich auf ‚% der Silbendauer‘, die von Gilles auf ‚% des sonorantischen Bereichs der Silbendauer‘.

chung, d.h. der Streubereich, ziemlich hoch ist, nämlich 32,37%. Daraus schließt er, dass im Berlinischen, wie auch in den anderen östlichen Varietäten, „ein hoher Mischungsgrad zwischen früher, mittlerer und später Lokalisierung zu verzeichnen ist, die [sic!] im Durchschnitt zu einer mittleren Lokalisierung führt“ (Gilles 2003, S. 201).

Peters (1999) und Gilles (2003) finden also zwar beide für nicht-finale Silben der Tendenz nach den Silbengipfel im Berlinischen spät, aber dennoch früher platziert als Grabe (1998) dies für das Standarddeutsche gefunden hatte. Allerdings ist der Unterschied zwischen dem Berlinischen und dem Standarddeutschen viel kleiner als er zwischen anderen Stadtvarietäten und dem Standarddeutschen ist, z. B. Hamburg und Mannheim.

Dies kann zweierlei bedeuten: Entweder das Berlinische wird im Hinblick auf die Lokalisierung des F0-Gipfels ähnlich realisiert wie das Standarddeutsche, so wie es in Braunschweig gesprochen wird. Oder aber auch in Grabes Untersuchung gehen regionale Merkmale ein, die das Braunschweigische als eine östliche Varietät ausweist, die Ähnlichkeiten mit dem Berlinischen und auch dem Dresdenerischen zeigt (vgl. auch Gilles 2003, S. 202).

Nun zu Akzentsilben in finaler Position:

Im Berlinischen bleibt trotz wenig zur Verfügung stehenden Raums in vielen Fällen die Realisierung des F0-Gipfels in zumindest der Silbenmitte erhalten:

„Besonders in Berlin, Dresden und München werden zwischen 30 und 40% der Einsilber trotz des geringen sonoren Materials mit einer verzögerten Fallbewegung realisiert“ (Gilles 2003, S. 223).

Damit zeigt sich, dass offenbar im Berlinischen die Tendenz zur späten Platzierung des F0-Gipfels so stark ist, dass sie, anders als im Standarddeutschen, auch bei wenig Raum für die Realisierung des zu folgenden Falls nicht unbedingt aufgegeben wird.

Das Ergebnis für das *alignment* des Tonhöhengipfels ist: Im Berlinischen wird der Gipfel erst spät realisiert, aber tendenziell früher als im Standarddeutschen. Bei finalen Akzentsilben wird der Gipfel, anders als im Standarddeutschen, nicht nach vorne verschoben.

Exkurs: Verlauf der F0 in der Nukleussilbe

„Nukleussilben aus Berlin und Dresden sind [...] durch relativ geringe Steig- und Fallbewegungen gekennzeichnet. Das zentrale phonetische Merkmal der Nukleussilbe liegt weniger in der Bewegung als vielmehr darin, dass diese Silbe mit (mehr oder weniger gleichbleibender) *hoher F0* realisiert wird. Die eigentliche Bewegungskomponente ist auf die (perzeptiv weniger saliente) Folgesilbe verschoben“ (Gilles 2003, S. 207; vgl. dazu ebd., S. 208, Abb. 40).

Insgesamt zeichnet Gilles (2003, S. 217) folgendes Bild für den Verlauf von Akzenten mit hohem Gipfel und fallendem Nachlauf im Berlinischen und in den anderen in unserem Projekt untersuchten Stadtsprachen:

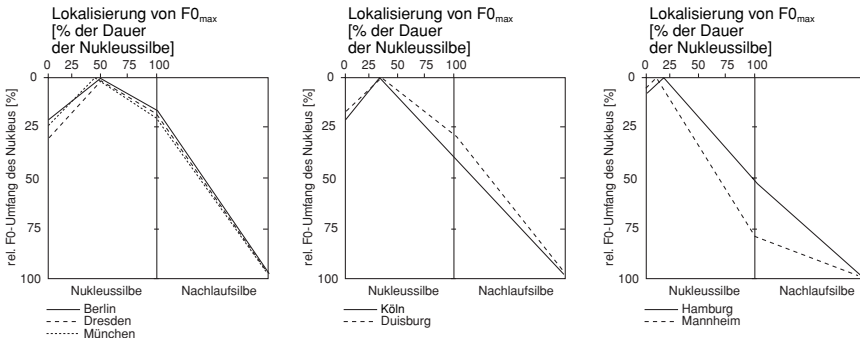


Abb. 46. Mittelwert-Konturen für zweisilbige Nuklei, basierend auf den Analysen der Merkmale *MaxPos*, *Anstieg* und *Fall* (Gilles 2003, S. 217)

Wie man sieht, unterscheiden sich die Verläufe deutlich. Zum Verlauf von Nukleus und Nachlautsilbe liegen m.W. außer den bereits genannten Untersuchungen von Grabe keine vergleichbar detaillierten Ergebnisse für das Standarddeutsche vor.

3.1.2 Intonatorische Gestaltung verkürzter stimmhafter Abschnitte finaler Akzentsilben: Trunkierung versus Kompression

Bei diesem Punkt geht es darum, wie die Tonhöhenbewegung bei verkürzten stimmhaften Abschnitten am Ende von Intonationsphrasen realisiert wird. Wenn z. B. die Fallbewegung innerhalb einer einzigen letzten Akzentsilbe abgeschlossen werden muss, kann einerseits, wie gesagt, erwartet werden, dass eigentlich späte Gipfel nach vorne verschoben werden, um mehr Raum für die Fallbewegung zu schaffen. Darüber hinaus stehen für die Realisierung des Falls generell zwei Möglichkeiten zur Verfügung: entweder Kompression, d. h. Stauchung des F_0 -Verlaufs durch dessen vollständige Realisierung in weniger Zeit, oder Trunkierung, d. h. Abschneiden des F_0 -Verlaufs und nur teilweise Realisierung der Tonhöhenbewegung. Gilles (2003, S. 226) stellt die Prozesse der Trunkierung und Kompression schematisch in seiner Abbildung 53 dar:

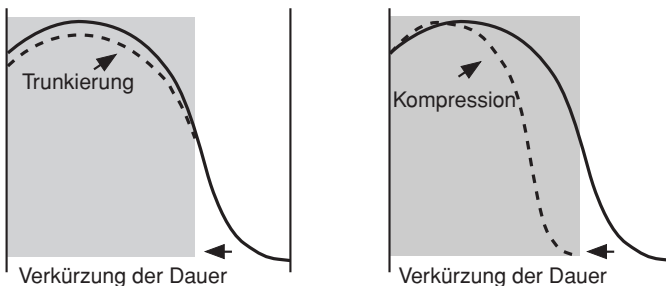


Abb. 53. Schematische Darstellung von Trunkierung und Kompression bei fallenden Verläufen (Gilles 2003, S. 226)

Standarddeutsch

Für das Standarddeutsche beschreibt wiederum Grabe (1998) die Situation wie folgt: Bei verkürzten Silben wird der Fall abgeschnitten, d. h. trunziert:

„on syllables with a small proportion of sonorants, the fall in F₀ is truncated but apparently nevertheless realised as a fall in pitch“ (Grabe 1998, S. 78).

Trunkierung gilt im Deutschen aber nur für fallende nukleare Tonhöhenbewegungen, bei steigenden nuklearen Tonhöhenbewegungen legen Grabes Daten eher nahe, dass komprimiert wird (siehe Grabe 1998, S. 84f., 163).

Berlinisch

Zur Realisierung der Fallbewegung in kurzen finalen Akzentsilben findet Gilles (2003, S. 232), dass sie im Berlinischen als Trunkierung realisiert wird (vgl. dazu auch Peters o. J.). Diese Realisierungsweise teilt Berlin mit den meisten anderen Stadtvarietäten des Deutschen:

„Die von Grabe (1998 [...]) für das Standarddeutsche in Braunschweig ermittelte Trunkierungstendenz gilt damit mehr oder weniger auch für die meisten der untersuchten Stadtvarietäten. Dem Typus des niedersächsischen Braunschweig folgen insbesondere die ‚benachbarten‘ Städte Berlin, Dresden und Duisburg“ (Gilles 2003, S. 233).

Trunkierung gilt aber nicht für alle Stadtsprachen: für das Hamburgische und das Kölnische findet Gilles (2003, S. 238) Kompression.

Das Ergebnis dieses Vergleichs ist: Wir können für das Berlinische generell von Trunkierung ausgehen. Das Berlinische unterscheidet sich hier nicht vom Standarddeutschen. Hinsichtlich des Parameters Trunkierung wäre im Berlinischen auch kein Unterschied zwischen standardnahen und standardfernen Sprechern zu erwarten.

Leider ist beim derzeitigen Stand unserer Daten trotz der vorhandenen Datenfülle laut Peter Gilles (persönliche Mitteilung) eine Differenzierung nach standardnahen und standardfernen Sprechern des Berlinischen bei den lokalen phonetischen Parametern nicht möglich. Der Grund liegt darin, dass trotz großer Materialfülle die eingeschränkten Kontexte, in denen die phonetischen Parameter vergleichbar untersucht werden können, die Belegzahl so sehr reduzieren, dass keine verlässliche Analyse mehr möglich ist.

3.2 Toninventar

Bei regionalisierten Toninventaren geht es darum, dass unterschiedliche Stadtsprachen z. T. unterschiedliche Toninventare verwenden, die sich auch z. T. vom Inventar der Standardsprache unterscheiden. Die relevantesten Kategorien sind hier die Akzenttöne, insbesondere die Akzenttöne der letzten Akzentstelle der Intonationsphrase. Diese wird Nukleus genannt.

Standarddeutsch

Traditionell werden für das Deutsche die folgenden Akzenttöne bzw. Tonmuster unterschieden: fallend, steigend, gleichbleibend, steigend-fallend, fallend-steigend (vgl. z. B. Pheby 1980, auch Kohler 1995, Selting 1995).

Neuere autosegmental-metrische Ansätze beschreiben Akzenttonhöhenbewegungen als Sequenzen von Hoch- und Tieftönen. Dabei steht H für Hochton, T bzw. L für Tiefton bzw. Low, und der nachgestellte Stern * kennzeichnet den Ton, der mit der Akzentsilbe assoziiert wird.

Uhmann (1991, S.174), als ein relativ früher autosegmental-metrischer Ansatz für das Deutsche, unterscheidet zwischen folgenden Akzenttönen:

Bitonal:	H*+T	(fallend)
	T*+H	(steigend)
Monotonal:	T*	(Tiefakzent)
	H*	(Hochakzent)

Nukleare Akzente sind nach Uhmann immer bitonal, prä nukleare Akzente bi- oder monotonal.

Féry (1993, S.81 ff.) unterscheidet folgende vier ‚nuclear tones‘ für das Deutsche:

Bitonal:	simple falling tone:	H*L
	simple rising tone:	L*H
Tritonal:	fall-rise:	H*LH%
	rise-fall:	L*HL

Hinzu kommen die Rufkontur H*M und eine Kontur mit early peak HH*L (siehe Féry 1993, S. 97ff. und 103ff.).

Der neuere autosegmental-metrische Ansatz des GToBI von Grice & Baumann (2002) nimmt für das Standarddeutsche folgende sechs elementaren Tonakzente an:

H*
L+H*
L*
L*+H
H+L*
H+!H*

Auffällig ist, dass hierin ein H*+L fehlt. Grice & Baumann notieren diesen Akzent als eine Kombination des H* mit einem tiefen Phrasen- und Grenzton (L-%), also insgesamt als H*L-%, weil der Tiefpunkt in keinem konstanten Abstand zum hohen Gipfelakzent folgt (ebd., S. 29).

Die Tonakzente kommen in Kombination vor mit Modifikationen wie

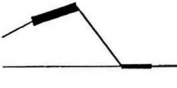
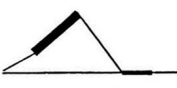
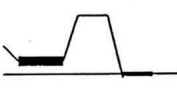
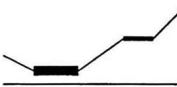
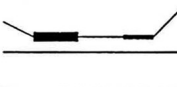

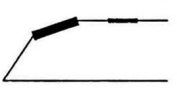
- Downstep, gekennzeichnet durch ein vorangestelltes !,
- Reset, als Upstep, gekennzeichnet durch den vorangestelltes ^,

und mit den finalen Grenztönen

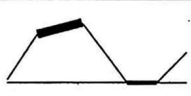
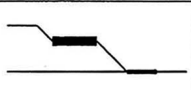
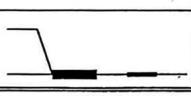

- für Intermediärphrasen mit - gekennzeichnet: L-, H- und !H-,
- für Intonationsphrasen mit % gekennzeichnet: H-%, H-^H%, L-H%, L-%.
(Initiale Grenztöne werden hier vernachlässigt.)

Grice/Baumann (2002, S. 285f.) geben die Tabelle 1 „schematische(r) Darstellungen von nuklearen Intonationskonturen des Deutschen, die häufig in der Literatur erwähnt werden, sowie mögliche Kontexte und konkrete Textbeispiele“:

Tabelle 1: Gängige nukleare Intonationsmuster des Deutschen und Beispiele für ihre Verwendung

		GToBI	Schematische Kontur	Kontext	Beispiel
Fallend	1a	H* L-%		Neutrale Aussage	Mein ZAHN tut WEH. ¹
				Neutrale W-Frage	Wo hast du den WAG en ge PARKT ? ¹
	1b	L+H* L-%		Kontrastive Feststellung	Schon der VerSUCH ist STRAF bar! ²
Steigend-fallend (Später Gipfel)	2	L*+H L-%		Sebsterständliche Feststellung	Das WEISS ich SCHON ! ⁶
				Engagierte oder sarkastische Feststellung	Der Blick ist ja FABEL -haft! ³
Steigend	3a	L* H-^H%		Neutrale Entscheidungsfrage	Tauschen Sie auch BRIEF - MAR ken? ¹
				Echo-Frage	Von wem ich das HABE ? ²
	3b	L* L-H%		Empörung	DOCH !
				Melden am Telefon	BECK en- BAU er? ⁴
	3c	(L+)H* H-^H%		Anschlußfrage	...oder ist Ihr BRU der HIER ? ⁵
Gleichbleibend	4	(L+)H* H-(%)		Weiterweisende Äußerung	AN derer- SEIT S... ⁶
				Floskelhafte Ausdrücke	Guten MOR gen! ³

Fortsetzung Tabelle

Fallend-Steigend	5	(L+)H* L-H%		Höfliches Angebot	Mögen Sie ROG gen- BRÖT chen? ¹
Früher Gipfel	6a	H+!H* L-%		Bestätigung einer Bekannten Tatsache	Hab' ich mir schon ge- DACHT . ⁷
	6b	H+L* L-%		Beruhigende oder höfliche Aufforderung	Nun er ZÄH le doch MAL ! ²
Stilisierte Herabstufung	7	(L+)H* !H-%		Ausrufe	BECK en- BAU er!

Beispiele aus ¹Féry (1993), ²von Essen (1964), ³Fox (1984) ⁴Ladd (1996, angelehnt), ⁵Moulton (1962), ⁶Pheby (1984) und Grice & Benzmüller (1995). Fettgedruckte Großbuchstaben symbolisieren nukleare Silben, normal gedruckte Großbuchstaben postnuklear betonte Silben. (Grice/Baumann 2002, S. 285 f.)

Wir wollen annehmen, dass die bisher skizzierten Ansätze das Toninventar des Standarddeutschen herausgearbeitet haben. Wie sieht es diesbezüglich nun im Berlinischen aus?

Berlinisch

(1) Keine fallend-steigenden Akzente

Für das Standarddeutsche nehmen die meisten Forscher einen fallend-steigenden Akzent an. In der Tabelle 1 aus Grice/Baumann (2002) (s. o.) ist es das Intonationsmuster 5. Dieser Akzentton wird auch von Kohler (1995), Uhmann (1991), Féry (1993) und Selting (1995) zum Toninventar des Standarddeutschen gezählt.

Im Berlinischen werden keine oder nur sehr selten fallend-steigende Akzente realisiert.

Zur Regionalspezifität der fallend-steigenden Kontur sagt Gilles (2003, S. 328f.) folgendes:

„Die fallend-steigende Kontur ist für das Standarddeutsche im Wesentlichen als Interrogativkontur belegt und im deklarativen Modus nur marginal anzutreffen (vgl. Féry 1993, Grice/Baumann 2002). Für die Regionalsprachen konnte hingegen hier gezeigt werden, dass die Kontur sehr wohl auch in deklarativen Äußerungen, und zwar überwiegend zur Signalisierung von Weiterweisung, eingesetzt wird. Ihr Vorkommen ist aber auf wenige Stadtvarietäten beschränkt. Die Kontur ist im Hamburgischen und Mannheimerischen sehr häufig, im Münchenerischen dagegen nur in geringer Häufigkeit vorhanden. In allen übrigen Varietäten ist die Kontur weitgehend inexistent.“

Einschränkend muss jedoch hinzugefügt werden, dass Gilles diese Kontur nur in deklarativen Äußerungen nicht gefunden hat. Das heißt nicht unbedingt,

dass diese Kontur im Toninventar der untersuchten Varietäten überhaupt nicht vorhanden ist. Sie könnte durchaus als Intonation von Fragen vorkommen (vgl. Gilles 2003, S. 306). Allerdings legt meine auditive Analyse Berliner Datenmaterialien eher nahe, dass für Fragen eher einfach steigende oder einfach fallende Akzenttöne verwendet werden.

- (2) Besonderheiten bei steigend-fallenden Akzenten: nur bei engem Fokus und Widerspruch bzw. Korrektur

Für das Standarddeutsche werden steigend-fallende Akzente eher als marginale Konturen beschrieben. Nach Grice/Baumann (2002) ist die Kontur – in der Tabelle (s.o.) ist es das Intonationsmuster 2 – beschränkt auf ‚selbstverständliche Feststellung‘ (Das **WEISS** ich **SCHON**!) und ‚engagierte oder sarkastische Feststellung‘ (Der Blick ist ja **F**abelhaft!). Nach Kohler (1995, S. 198ff.), dessen Gipfelakzente mit späten Gipfeln den steigend-fallenden Akzenten im Berlinischen ähneln, wird mit diesen Akzenten eine ‚neue Argumentation mit gleichzeitiger Betonung des Unerwarteten und schwer Einsehbaren‘ signalisiert. Uhmann (1991, S. 171ff.) findet sie nur bei sogenannten ‚Vorläuferfragen‘ (Was ist hier los?). Nach Féry (1993, S. 94) legen steigend-fallende Akzente im Standarddeutschen eine Bedeutung wie ‚of course‘ nahe.

Für das Berlinische unterscheidet Peters (2001) zwei Typen steigend-fallender Konturen, die er in seiner Figur 1 skizziert:

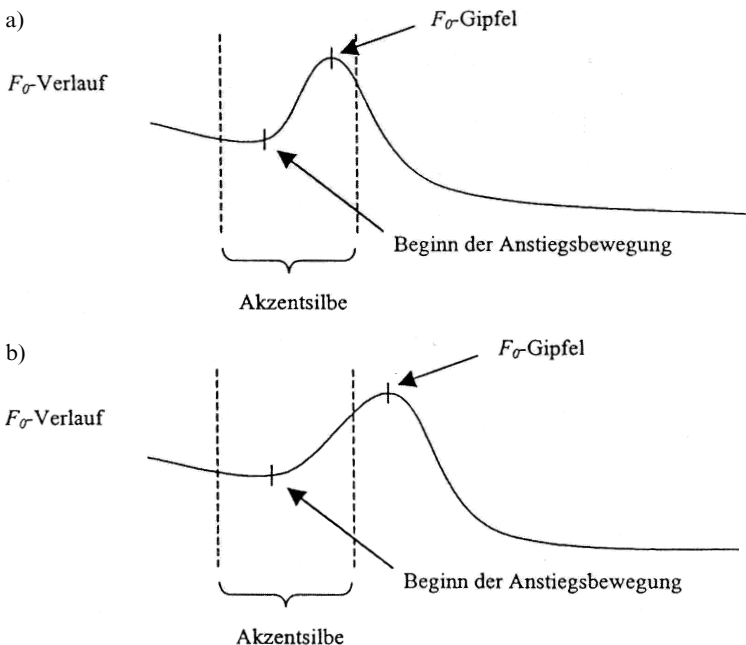


FIG. 1: Typen steigend-fallender Konturen im Berlinischen (Peters 2001, S. 125)

Bei (a) wird der Gipfel noch innerhalb der Akzentsilbe erreicht, bei (b) erst in der Folgesilbe. Peters ordnet der Kontur in (a) die Tonsequenz $L^*+H L$ zu, der Kontur (b) die Tonsequenz $L^*+>H L$, wobei das Zeichen $>$ für die Verschiebung des Gipfels nach rechts steht.

Peters fasst den formalen Unterschied wie folgt zusammen:

„Formal unterscheiden sich $L^*+>H L$ -Konturen von $L^*+H L$ -Konturen dadurch, dass der F_0 -Gipfel bei ausreichendem segmentalen Material nicht in der Akzentsilbe, sondern erst in der Folgesilbe erreicht wird. Tritt allerdings die Akzentsilbe an letzter oder vorletzter Position in der IP auf, wird der Unterschied zwischen beiden Akzenttypen im Zeitbereich aufgehoben“ (Peters 2001, S. 143).

Beide Konturen werden verwendet, „wenn enger Fokus vorliegt und eine begrenzte Menge von Alternativen ausgeschlossen wird“ (Peters 2001, S. 142). Die in Geltung gesetzten können zu den ausgeschlossenen Alternativen in unterschiedlicher Beziehung stehen; sie können mit den ausgeschlossenen unvereinbar sein (es ist eine Fortsetzung mit „und nicht ...“ möglich), sie können die ausgeschlossenen implizieren (es ist eine Fortsetzung mit „nicht nur ...“ möglich), oder die ausgeschlossene Alternative kann die in Geltung gesetzte implizieren (es ist eine Fortsetzung mit „aber nicht ...“ möglich) (ebd., S. 142). In diesem Sinne werden beiden Konturen für die Signalisierung ‚kontrastiver Foki‘ verwendet (ebd., S. 133 f.).

Die Kontur mit verzögertem Gipfel unter (b), notiert als $L^*+>H L$, ist in ihrer Verwendung noch beschränkter als die andere unter (a). Sie scheint nur dann aufzutreten, „wenn der Sprecher mit der Geltung der ausgeschlossenen Alternative beim Adressaten rechnet. $L^*+>H L$ -Konturen sind demnach im Berlinischen ein geeignetes Mittel, um Aussagen zu widersprechen oder diese zu korrigieren“ (Peters 2001, S. 142f.).

Als Beispiele für beide Konturen gibt Peters folgende:

Für $L^*+H L$ in einer einfachen kontrastiven Verwendung:

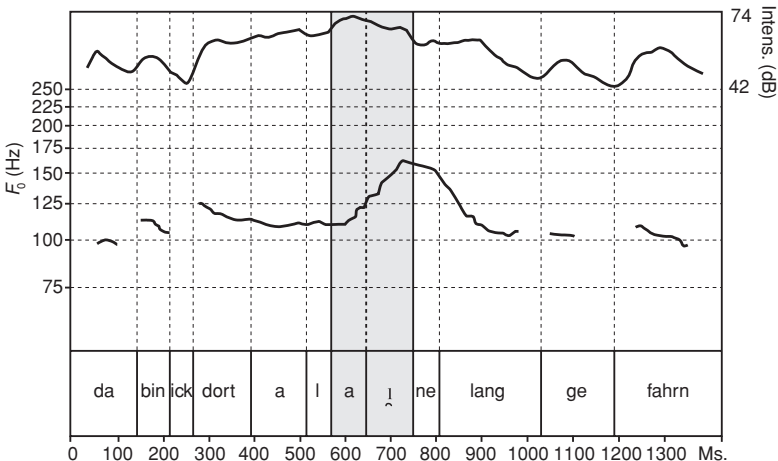


ABB. 1: F_0 -Verlauf [...] (Peters 2001, S. 135)

Diese Äußerung verwendet ein Sprecher in einer Gesprächssequenz, in der er sein „dort alLEine langgefahren“ kontrastiert mit einer zuvor erwähnten Zeit, in der er dort mit anderen Kindern „zu tAusenden“ gefahren ist (siehe Peters 2001, S. 126).

Für $L^*+>HL$ in einer widersprechenden bzw. korrigierenden Verwendung:

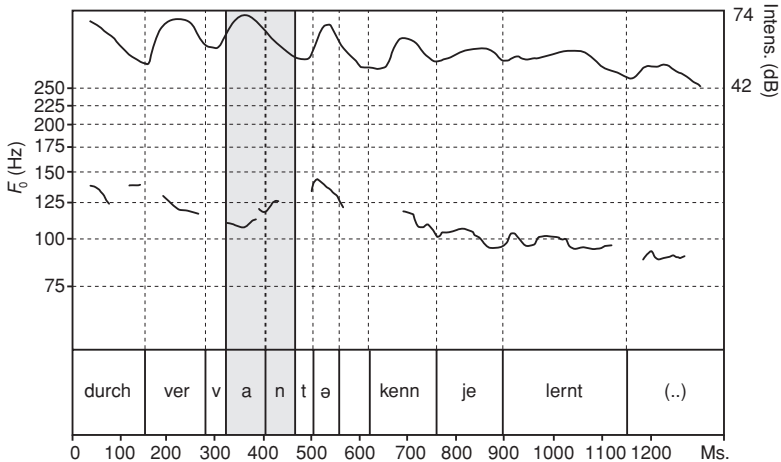


ABB. 4: F₀-Verlauf [...] (Peters 2001, S. 138)

Diese Äußerung wird verwendet, nachdem der Gesprächspartner zuvor vermutet und gefragt hat, ob B01 seine Frau „beim TANZ“ kennengelernt habe. Daraufhin korrigiert B01 ihn, indem er klarstellt, dass er sie durch Verwandte kennengelernt habe (siehe Peters 2001, S. 131, 138 f.).

Diese Verwendungsweise des steigend-fallenden Akzents gilt sowohl für standardferne als auch für standardnahe Sprecher des Berlinischen (Peters 2001, S. 143). Sie gilt aber nicht für andere Varietäten des Norddeutschen – in Hamburg z. B. treten steigend-fallende Konturen kaum auf (ebd.). (Für eine ausgeprägtere Form des steigend-fallenden Akzents, den ich Springton genannt habe, siehe unten, Abschnitt 3.4.)

Wir können bezüglich des Bereichs ‚Toninventare‘ festhalten: Im Berlinischen finden wir, anders als im Standarddeutschen, keine fallend-steigenden Akzente und eine nur eingeschränkte Verwendung steigend-fallender Akzente.

3.3 Globale Struktur von Intonationsphrasen

Eine typische globale Eigenschaft von Intonationsphrasen im Berlinischen ist es, dass sie häufig als Plateaukonturen konstruiert werden, die in ihrer Tonhöhe gehalten werden. Diese werden im nächsten Abschnitt als saliente Konturen des Berlinischen behandelt.

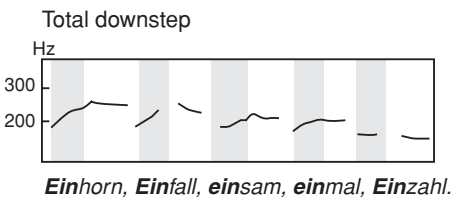
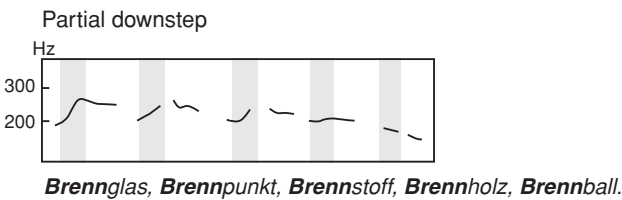
Eine weitere globale Eigenschaft von Intonationsphrasen betrifft ‚Downstep‘ in Sequenzen von Akzenten innerhalb einer Intonationsphrase, d. h. das

Absenken des Gipfels in aufeinander folgenden Akzenten. Dies wird nun folgend behandelt.

Standarddeutsch

Grabe (1998, S. 185ff.) untersuchte die globale Struktur von Sequenzen mit fünf Akzenten anhand von vorgelesenen und vervollständigten geschlossenen Listen mit fünf Elementen. Ein Beispiel dafür wäre: *Mondbahn, Mondlicht, mondhell, Mondschein, Mondstein*. (Grabe 1998, S. 189, 241) Sie erzielte zwei Ergebnisse: (1) Im Standarddeutschen tritt in solchen Sequenzen Downstep jedes Folgeakzents gegenüber dem vorhergehenden Akzent auf. (2) Der letzte Akzent kann gegenüber dem und den vorherigen Akzenten stärker abgesenkt werden, bis auf das Niveau der Endsilbe; im Deutschen hat der Sprecher an dieser Stelle eine große Wahlfreiheit (ebd., S. 194, 199). Grabes Figure 4 zeigt den typischen Verlauf solcher Sequenzen im Deutschen, im Vergleich mit dem Englischen. Die F₀-Messungen der Akzentsilben sind grau hinterlegt.

German



English

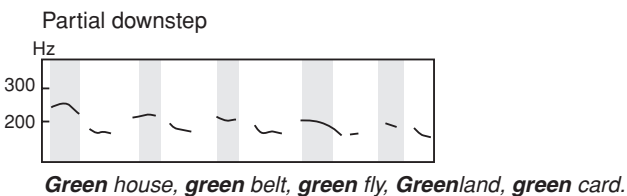


Figure 4 Representative F₀ traces of downstepped sequences for German and English. The German traces were produced by the same speaker. (Grabe 1998, S. 192)

Bei ‚partial downstep‘ werden alle F₀-Gipfel abgesenkt, bei ‚total downstep‘ ist darüber hinaus der letzte F₀-Gipfel der Akzentsilbe fast ebenso tief wie die F₀ der Endsilben.

Grice/Baumann (2002) nehmen als eine ihrer gängigen nuklearen Intonationsmuster für das Deutsche eine Kontur mit einem downgestepten Akzent nach frühem Gipfel an: ihr Intonationsmuster 6a in ihrer Tabelle 1 (s. o.): H+!H* L-%, wobei das ‚!‘ für Downstep steht. Als Verwendungskontext und Beispiel für diese Kontur geben sie an: ‚Bestätigung einer Bekannten (sic!) Tatsache‘ und ‚Hab‘ich mir schon geDACHT.‘ (Grice/Baumann 2002, S. 20). Weiterhin wird eine Kontur angegeben mit einem downgestepten Phrasenakzent: Intonationsmuster 7 in der Tabelle (s. o.): (L+)H* !H-%. Diese wird wie folgt verwendet: ‚Ausrufe‘ wie ‚**BE**ckenBAUer!‘ (ebd.).

Anders als bei Grabe geht es bei den Beispielen von Grice/Baumann aber nicht um eine Sequenz von Listenelementen, sondern um eine Äußerung mit einem Haupt- und einem Nebenakzent. Im ersten Fall wird, wenn ich die Darstellung richtig verstehe, der Nukleus gegenüber einem hohem Vorlauf abgestuft, im zweiten Fall ein postnuklearer Nebenakzent gegenüber dem prominenteren Hauptakzent in einer Rufkontur.

Als Fazit kann man dennoch wohl festhalten, dass Downstep im Standarddeutschen eine ganz normale Eigenschaft von Intonationsphrasen ist. Grice/Baumann bezeichnen ihn als „gängigste Veränderung“ in Relation zu einer konstruierten oberen Registerlinie (ebd., S. 13)

Gilles (2003, S. 240) stellt für Downstep-Konturen im Standarddeutschen fest: Solche Konturen

„werden oft zum apodiktischen Abschluss von Argumentationen oder Sachverhaltsbeschreibungen eingesetzt und sie finden sich nach Féry (1993) und Grice/Baumann (2002) nicht selten in der Sprache von Nachrichten- und Fernsehmoderatoren.“

Berlinisch

Gilles (2003) untersucht das Vorkommen von Konturen mit einer hohen prä-nuklearen Silbe. In der Mehrzahl der Belege liegt im Berlinischen, wie in den anderen Stadtsprachen, die prä-nukleare Silbe tiefer als die Nukleussilbe; die Nukleussilbe hebt sich also als hoher Gipfel aus den unbetonten Silben heraus. Im Berlinischen, wie auch im Dresdenerischen, ist der Anteil der Fälle, in denen die prä-nukleare Silbe höher liegt, am höchsten: Im Berlinischen geht nach Gilles (2003, S. 248) in 29% der Fälle der H*-Nukleussilbe eine höhere prä-nukleare Silbe voraus. „Dabei wird die prä-nukleare Silbe um einen bis maximal zwei Halbtöne höher realisiert als die Nukleussilbe“ (ebd.).

Gilles' Abbildung 69 (2003, S. 244) zeigt einen solchen Fall aus dem Berliner Korpus.

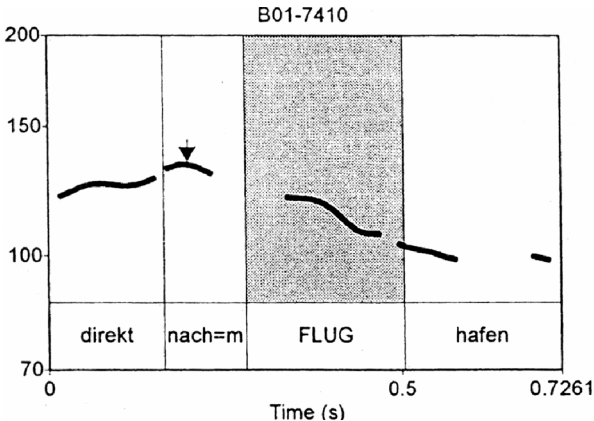


Abb. 69 Berlin: hohe pränukleare Silbe (Pfeil) und daraus resultierende *low-fall*-Kontur (*downstep*) (Gilles 2003, S. 244)

Dies wäre nach Grice/Baumann (2002) ein Fall der Downstep-Kontur nach frühem Gipfel: H+!H*L-%. Für das Berlinische lässt sich festhalten, dass solche Downstep-Konturen häufiger vorkommen als in anderen Stadtvarietäten (vgl. dazu auch Gilles 2001).

3.4 Saliente holistische Konturen

Bei den bisher dargestellten Strukturen handelt es sich um sehr subtile prosodische Strukturen, die die Sprecher des Berlinischen wohl kaum kontrollieren können. Alle diese Strukturen werden wahrscheinlich sowohl von standardfernen als auch von standardnahen Sprechern des Berlinischen verwendet, vermutlich auch ohne große Unterschiede in Bezug auf die Häufigkeit der Verwendung. Dennoch konstituieren diese Strukturen den spezifischen Klang des Berlinischen, der auch bei segmentaler Annäherung des Sprechers an das Standarddeutsche noch weitgehend erhalten bleibt. Sie ähneln also den sekundären Dialektmerkmalen im Sinne von Schirmunski (1930). Da wir hierzu aber den Unterschied zwischen standardnahen und standardfernen Sprechern noch nicht untersuchen konnten, bedürfen diese Hypothesen der weiteren Überprüfung.

Bei den nun folgend beschriebenen Konturen scheint das etwas anders zu sein. Unter ‚salienten Konturen‘ verstehen wir im Projekt die für eine Stadtvarietät typischen holistischen Konturen, die als Ganzheiten beschrieben werden müssen. Saliente Konturen scheinen mir eher Kandidaten für kontrollierter verwendete, den Stadtvarietäten zuordenbare Intonationsstrukturen zu sein. In dieser Hinsicht scheinen sie Schirmunskis (1930) primären Dialektmerkmalen zu ähneln. Die Wahrnehmung und Zuordnung solcher salienter Konturen zu den Stadtvarietäten wird in unserem Projekt auch experimentell untersucht.

Standarddeutsch

Für das Standarddeutsche sind in der Literatur natürlich holistische Konturen beschrieben worden, z. B. Konturen mit Gipfelakzenten von von Essen (1964), oder später die sogenannte ‚Hutkontur‘ von Wunderlich (1988) und Féry (1993). Aber es ist völlig ungeklärt, ob es sich dabei um typische und saliente Konturen des Standarddeutschen handelt.

Berlinisch

Für das Berlinische habe ich selbst zwei saliente Konturen beschrieben: den Springton und die Treppenkontur. Für beide Konturen konnte experimentell nachgewiesen werden, dass sie von Hörern als Konturen des Berlinischen erkannt werden können (Peters/Gilles/Auer/Selting 2002).

Springton

Der Springton zeichnet sich dadurch aus, dass auf eine Akzentsilbe mit Tief-ton L* eine hohe unakzentuierte Silbe folgt, nach der der Ton aber sofort wieder abfällt zu weiteren akzentuierten oder unakzentuierten Silben (Selting 2000). Gegenüber dem von Pheby (1980, S. 847) beschriebenen ‚steigend-fallenden‘ Tonmuster oder dem steigend-fallenden Intonationsmuster bei Grice/Baumann (s. o.) scheint der Springton höher aus der Gesamtäußerung herauszuspringen.

Der Springton kann phonologisch beschrieben werden mit der Tonsequenz H* ↑H L- L%. Die erste Akzentsilbe dieser Kontur wird typischerweise als steigende Bewegung durch die gesamte Akzentsilbe hindurch realisiert, es folgt ein Gipfel auf einer unakzentuierten Folgesilbe, bevor der dann folgende tiefe Ton mit einer weiteren starken oder akzentuierten Silbe assoziiert wird.

Ein Beispiel für den Springton zeigt die Abbildung 1 aus Selting (2000) auf der folgenden Seite.

Die Verwendung der Kontur variiert in ihrer Häufigkeit und Ausgeprägtheit im Berliner Korpus. Sie scheint eine lockere und offene Gesprächssituation vorauszusetzen (vgl. Selting 2000, S. 225f.). Ich habe ihre Verwendung und Funktion wie folgt zusammengefasst:

„Die Verwendungskontexte sind: (1) Höhepunkte konversationeller Erzählungen oder andere Themenbeendigungen bzw. -beendigungsinitiativen, sowie weiterhin, als Sonderfälle dieser Verwendungskontexte, (2) themenbeendende explizite Bewertungen und (3) Nach-Beendigungen. Alle diese Aktivitätstypen verlangen eine Ratifizierung durch den bzw. die Rezipienten. [...] In den [...] untersuchten Fällen werden in den Äußerungen mit dem Springton Bewertungen oder Einstellungen formuliert, die im Gegensatz zu zuvor nahegelegten öffentlichen Meinungen, allgemein üblichen Erwartungen oder eigenen anderen Ansprüchen stehen. Bei diesen Äußerungen kontextualisiert die beschriebene holistische Kontur einen „leichten Ton“, der allgemein ein ‚Leichtnehmens‘ des dargestellten Normverstößes nahelegt. Der Ausdruck dieses ‚Leichtnehmens‘ ist zugleich auch der Ausdruck einer Subjektivierung der ausgedrückten Einstellung zum dargestellten Sachverhalt.“ (Selting 2000, S. 224)

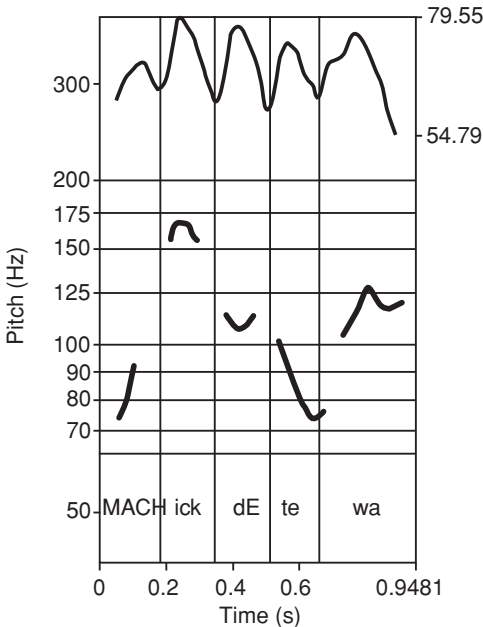


Abb. 1: F₀- und Intensitätsverlauf [...] (Selting 2000, S. 228)

Der Berliner Springton scheint eine ausgeprägtere Formvariante des standarddeutschen steigend-fallenden Intonationsmusters zu sein, das jedoch im Berlinischen in spezifischer Funktion verwendet zu werden scheint. Sprecher des Berlinischen variieren stark im Gebrauch dieser Kontur. Sie kommt nur bei einigen standardfernen Sprechern unseres Korpus vor, nicht bei allen. Bei standardnahen Sprechern kommt sie ebenfalls vor, aber eher in der weniger ausgeprägten Form, die der Form im Standarddeutschen ähnelt.

Treppenkontur bzw. Plateaukontur

Als Treppenkonturen habe ich solche Konturen bezeichnet, bei denen in der Nukleussilbe von einem tieferen zu einem höheren Plateau aufgestiegen wird.

In der Literatur zur Intonation des Deutschen werden i. d. R. gleichbleibende Tonhöhenverläufe beschrieben (z. B. von Essen 1964, Pheby 1980, Selting 1995). Auch Grice/Baumann (2002, S. 20, s. o.) führen als gängige Kontur des Standarddeutschen das gleichbleibende Intonationsmuster 4 (s. o., Tabelle 1) auf: (L+)H* H-%. Es wird verwendet für „weiterweisende Äußerungen“ wie „ANdererSEITS...“ (Pheby, zit. nach Grice/Baumann 2002, S. 20) und „floskelhafte Ausdrücke“ wie „Guten **MOR**gen!“ (Fox, zit. nach ebd.).

Für das Standarddeutsche aus dem Braunschweiger Raum beschreibt Grabe (1998, S. 100ff.) zwei Plateaukonturen, die sie in ihrer Figur 33 skizziert:

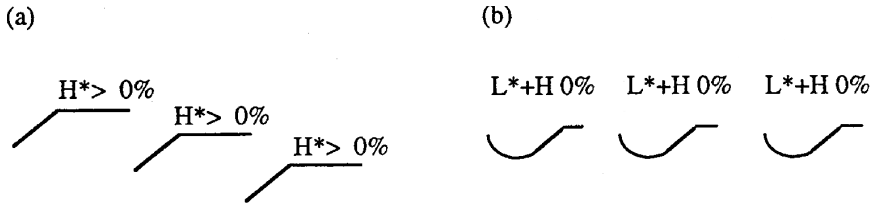


Figure 33 Schematic illustration of the difference between two types of rise-plateaux in sequence. (Grabe 1998, S. 102)

„The $H^* > 0\%$ rise-plateau is realised as a rise on the stressed syllable with the peak of the rise aligned at its right edge. The following F0 trace is level or slumps slightly. In $L^*+H 0\%$, F0 rises beyond the stressed syllable“ (Grabe 1998, S. 101).

Nach Grabes Ergebnissen werden im Braunschweigischen beide Konturen für Listen verwendet. Während dabei jedoch die erstere Kontur, $H^* > 0\%$, unter (a), bei der wiederholten Verwendung in Listen mit sukzessivem Downstep einher geht, findet sich bei der zweiten Kontur, $L^*+H 0\%$, unter (b), bei wiederholten Verwendungen in Listen kein Downstep.

Berlinisch

Diese Ergebnisse, die Grabe auf der Grundlage der Untersuchung vorgelesener Texte erzielte (s. o.), konnten für das spontan gesprochene Berlinisch unserer Sprecher in unseren Gesprächen nicht bestätigt werden. Ich habe unterschieden zwischen der ‚Treppe aufwärts mit schnellem Anstieg in der Nucleussilbe‘ (= Grabes (a)), bei der der Tonhöhengipfel noch innerhalb der Akzentsilbe erreicht wird, und der ‚Treppe aufwärts mit langsamem Anstieg in der Nucleussilbe‘ (= Grabes (b)), bei der der Tonhöhengipfel erst nach der Akzentsilbe erreicht wird. Die Lokalisierung des F0-Maximums ist unabhängig von der Silbenzahl des Nukleus (Selting 2001, Gilles 2003, S. 259). In meinem Berliner Datenmaterial aus informellen Gesprächen werden die Konturen in unterschiedlichen sequenziellen Kontexten und Funktionen verwendet, und meine Analyse von Listen deutet eher darauf hin, dass in spontaner gesprochener Sprache die meisten Listen, vor allem offene, ohne Downstep produziert werden (vgl. auch Selting 2004). Die Unterschiede zwischen Grabes und meiner Untersuchung könnten einerseits durch die unterschiedlichen Korpora bedingt sein, andererseits aber auch auf eine regional unterschiedliche Verwendung der beiden Treppenkonturen im Deutschen hinweisen.

Da die ‚Treppe aufwärts mit schnellem Anstieg‘ sehr viel häufiger verwendet wird als die ‚Treppe aufwärts mit langsamem Anstieg‘, werde ich mich hier auf deren Darstellung beschränken. Abb. 1 aus Selting (2001, S. 72) zeigt eine solche Kontur: Treppe aufwärts mit schnellem Anstieg.

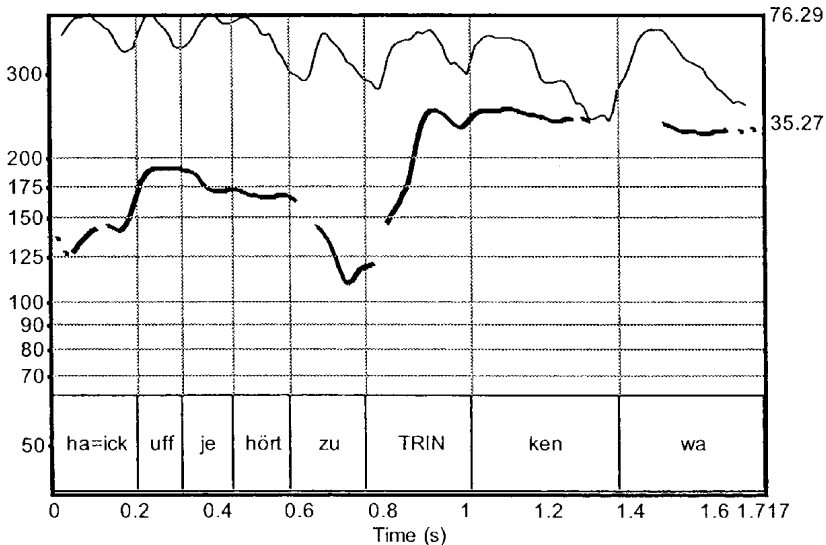


Abb. 1 (Selting 2001, S. 72)

Der Anstieg von einem tieferen zu einem höheren Plateau erfolgt in der Nukleusakzentsilbe und erreicht auch seinen Gipfel innerhalb dieser Silbe. Danach bleibt der Ton bis zum Ende der Intonationsphrase auf gleicher Höhe. Die häufige Verwendung dieser Treppenkontur sorgt dafür, dass das Berlinische oftmals als monoton empfunden wird.

Mit Bezug auf die Verwendung dieser Kontur habe ich zumindest explorativ den Unterschied zwischen standardfernen und standardnahen Sprechern des Berlinischen weiter untersucht. Die Kontur unterscheidet sich bei diesen Sprechern nicht in der Form, aber in der Häufigkeit der Verwendung.

Berlinisch standardferner Sprecher

Meine eigene frühere Untersuchung (Selting 2001), der vor allem Daten von standardfernen Sprechern des Berlinischen zugrunde lag, zeigte, dass ‚Treppen aufwärts mit schnellem Anstieg‘ vor allem in zwei konversationellen Kontexten verwendet werden: für die Formulierung von (1) Listen und (2) biographischen Erzählungen. Die Verwendung in Listen scheint eine über das Berlinische hinausgehende Verwendungsweise zu sein. Aber die Verwendung in biographischen Erzählungen scheint typisch für das Berlinische zu sein. In biographischen Erzählungen wird die Kontur z. T. in zahlreichen Äußerungseinheiten nacheinander immer wieder verwendet. Ein Beispiel dafür ist der folgende Gesprächsausschnitt (7) eines standardfernen Sprechers des Berlinischen: Dom (= B03). Die Pfeile am linken Rand des Transkripts zeigen die Zeilen an, in denen die Treppenkontur verwendet wird.

- (7) Dom 1995: 3: 657ff. (Laufnr. 133ff.) (aus: Selting 2001)
 ((Kiez etc.; nachdem D. von seinem Hinauswurf aus der Kirche erzählt hat))

- 655 I: haben se ↑zu `LAUT geredet;
 656 D: hab ick denn zu `LAUT jeredet; wa,
 657 .h und DENN wollen wer ma sagen=
 658 =denn war det ooch SO:, nich wAhr, (.)
 659 .hh WIE jesacht; det janze drUm und DRAN. (-)
 → 660 der ↑`KIEZ war der ↑`KIEZ`
 → 661 .hh die `MENsChen waren (.) die ↑`MENsChen`=
 662 =det (.)
 663 da jabs ja ooch noch die por`TEEsche; (--)
 664 I: au was IS das?
 665 (.)
 666 ach die pa' ah
 667 D: ↑`por`TEEsche;
 668 I: po[r`TIERSfrau;
 669 St: [por`TIERSfrau;
 670 D: `por`TIERSfrau.
 671 I: hm,
 672 D: ja,
 673 St: HA[USwartzfrau sacht man heute.
 674 D: [die hatte
 675 I: jaJA; [hm,
 676 D: [nicht, (.)
 677 D: die hAt denn rEjelmäßig 'a am lAden
 678 jesessen der drei STUfen hatte; wa,=
 → 679 =dann hat die hInten ihre por↑`TIERknolle
 680 jehabt`=
 → 681 =hinten die olle ↑`ZWIEbel` (-)
 682 KENnen se noch,=
 → 683 =die haare so als ↑`DUTT jemacht`
 684 I: ja[JA; ;
 → 685 D: [det war die olle por↑`TIERknolle` (.)
 → 686 .hh und denn hat die ne zi↑`GARre inne schnauze
 687 jehabt`=
 → 688 =dann hat die je↑`ROOCHT` wa,
 689 und denn (.) wenn se denn vom weiten ham wer
 → 690 denn ihr ↑`ZUjewunken`
 → 691 oder die hat denn je↑`DROHT`
 692 .hh nich,=
 → 693 =det waren denn (.) wenn ma ↑`STREIche jemacht
 694 haben` wa,

- 695 (.)
 → 696 .hh oder der kon[↑]TAKTbeamte⁻ wa,
 → 697 det war ja unser [↑]BULle⁻ (-)
 → 698 die waren ja [↑]PÜNKtlich⁻ (.)
 → 699 man konnt ja nach die de [↑]UHren stellen⁻=
 → 700 =dat waren immer zwee in ihren re[↑]VIER⁻ (.)
 → 701 .hh der hat mit [↑]DEN jequatscht⁻
 → 702 der hat mit [↑]DEN jequatscht-
 → 703 wir wurden über de [↑]STRAße jebracht⁻
 → 704 oder wir hatten wenn mal n [↑]AUto kam⁻=
 705 =`WENN mal n `AUto kam,=
 → 706 =aber et [↑]KAM ja keens⁻
 707 .hh wa, (-)
 → 708 oder der hat mal (-) d straße mal [↑]ABjesperrt⁻=
 → 709 =oder [↑]SONS wat⁻=
 → 710 =und hat uns mal [↑]RÜberjeschickt⁻=
 → 711 =über de [↑]HAUPTstraße⁻
 712 .h nicht,=
 → 713 =und wenn die olle [↑]BIMmelbahn⁻=
 → 714 =die [↑]STRAßenbahn⁻=
 715 =nich wAhr,=
 → 716 =die dann: [↑]RAUSfuhr⁻=
 → 717 =nach [↑]RAHNSdorf⁻
 → 718 =wo wer denn: [↑]BAden jegangen sind⁻=
 → 719 =m [↑]MÜGgelsee:⁻
 → 720 und [↑]ÜBERall⁻ wa,
 721 .hh det `wAren do jAnz andere [↑]ZEIten;=
 722 =(da [wo s
 723 St: [<<f>die STRAßenbahnen> kann ick mich
 724 überhAupt nich mehr erinnern.
 725 D: ja det war SCHÖ:N;

Aus Platzgründen kann ich den Ausschnitt nicht genauer behandeln (für die Analyse siehe Selting 2001, S. 91ff.). Das Beispiel zeigt, dass die Treppenkontur hier bei einer biografischen Erzählung des standardfernen Sprechers des Berlinischen Dom (= B03) sehr häufig nacheinander vorkommt: innerhalb von nur ca. 2 Minuten wird die Treppenkontur 30 mal nacheinander realisiert.

Das Ergebnis meiner Untersuchung dieser Treppenkonturen war: Sie werden innerhalb einer ganz spezifischen sequenziellen Struktur verwendet und fungieren als Turnhaltekontur, mit der eine Fortsetzung des Turns angezeigt wird. Sie werden dabei

„für die Darstellung vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger, mehrmaliger oder einmaliger Ereignisse verwendet und scheinen die Interpretation der dargestellten Sachverhalte als in irgendeiner Hinsicht rekurrente, routinemäßige, gewohnheitsmäßig erfahrene und insofern erwartbare Sachverhalte nahezu legen“ (Selting 2001, S. 115).

In dieser Verwendung und Funktion kommt die Kontur im Berlinischen standardferner Sprecher sehr häufig vor.

Sie kommt so häufig vor, dass ich deren Gesamtzahl für die ca. 1,5–2 Stunden langen Gespräche nicht ausgezählt oder hochgerechnet habe. Jörg Peters (persönliche Mitteilung) hat ausgewertet, dass in den Gesprächsbeiträgen der standardfernten Sprecher B03 und B01 diese Treppenkonturen 22% bzw. 30% aller verwendeten Konturen ausmachen – alle Plateaukonturen zusammen ergeben sogar einen Anteil von 54% bzw. 46% aller Intonationskonturen.

Auch Gilles (2003, S. 254) kommt zu dem Ergebnis, „[d]ie Plateaus des Berlinischen zählen zu den charakteristischsten Intonationskonturen dieser Varietät, deren perzeptive Salienz in verschiedenen Wahrnehmungsexperimenten nachgewiesen werden konnte (vgl. Gilles et al. 2001, Peters et al. 2002).“

Berlinisch standardnaher Sprecher

Um die Verwendung von Treppenkonturen bei standardnahen Sprechern des Berlinischen zu ermitteln, habe ich die Daten unserer beiden standardnahen Sprecher des Berlinischen, B07 und B08, gesondert auditiv analysiert. Das Ergebnis ist folgendes:

Die standardnahen Sprecher verwenden in jeweils ca. 1,5 Stunden (jetzt nicht Minuten, sondern Stunden!) Gespräch Treppenkonturen für folgende Aktivitäten: für Listen, in biographischen Erzählungen und als Haltetonhöhe. Für unsere beiden standardnahen Sprecher B07 und B08 ergeben sich folgende Verteilungen:

Sprecher:	B07	B08
für Listen:	15 (in 8 Listen)	7 (in 2 Listen)
in biografischer Erzählung:	14 (in 4 Erz.)	6 (in 2 Erz.)
als Haltetonhöhe:	5	2

B07 verwendet die Treppenkontur innerhalb von 1,5 Stunden insgesamt 34 mal, B08 insgesamt 15 mal. In der Tabelle wird neben den absoluten Zahlen für Listen und biografische Erzählungen auch gezählt, wie oft die Verwendung einiger Treppenkonturen nacheinander als Gestaltungselement verwendet wird: Jede Verwendung für Listen und biografische Erzählungen impliziert also, dass die Kontur selbst 2–4 mal nacheinander verwendet wird. Nur die Verwendung als Haltetonhöhe impliziert, dass die Kontur nur ein einziges Mal verwendet wird.

Diese Zahlen zeigen, dass die standardnahen Sprecher des Berlinischen die Treppenkontur sehr viel seltener verwenden als es zumindest das oben zitierte Beispiel für den standardfernen Sprecher Dom (B03) nahelegte, der allein in ca. 2 Minuten (!) die Treppenkontur 30 mal nacheinander verwendete.

Ein Beispiel für die Verwendung der Treppenkontur durch einen standardnahen Sprecher ist folgendes: (Aus Platzgründen verzichte ich auf die Präsentation der akustischen Analysen der Zeilen 402–404.)

B07: 1: 400–407 (Laufnr. Sanyo 080ff.)

- 400 P: wissen Sie ich bin praktisch ohne `VATER
 401 groß ge' worden, (.)
 → 402 mein vAter war im ↑KRIEG'
 → 403 und dAnn ham sich meine eltern ↑SCHEIden lassen'
 → 404 .h und wir waren drei ↑JUNgen zuhause'
 405 wir mußten also sehr FRÜH unsere entscheidungen:
 406 selbst treffen;
 407 M: ja,.

Wenn ich zuvor gesagt habe, dass von standardfernen Sprechern Treppenkonturen sehr häufig und auch häufig direkt nacheinander verwendet werden, so sollen die o. g. Zahlen für standardnahe Sprecher zeigen, dass diese die Treppenkonturen insgesamt viel weniger häufig verwenden. Zudem werden von standardnahen Sprechern die Konturen nicht so häufig nacheinander verwendet: in Listen und biografischen Erzählungen kommt die Kontur maximal 2–4 mal nacheinander vor. Der Kontrast zum Beispiel des Sprechers Dom (B03), wo sie 30 mal nacheinander verwendet wird, ist augenfällig.

Auch wenn aber standardnähere Sprecher des Berlinischen die Treppenkontur nicht so häufig verwenden, so ist sie dennoch in ihrem Repertoire vorhanden und wird auch genutzt. Meistens wird sie verwendet für die Darstellung von Listen oder rekurrenten Ereignissen, jedoch auch ein paar Mal für die Darstellung eines Einzelereignisses. Der Unterschied zwischen standardfernen und standardnahen Sprechern des Berlinischen mit Bezug auf die Verwendung der Treppenkonturen scheint also vor allem in der Häufigkeit der Verwendung dieser Konturen zu liegen, nicht in der Art der Verwendung. Standardnahe Sprecher scheinen sie einfach nur sehr viel seltener zu verwenden.

4. Fazit

Der Vergleich des Standarddeutschen und des Berlinischen in den eingangs dargestellten 4 Forschungsbereichen hat Folgendes ergeben (siehe Anhang: Überblick über die Ergebnisse):

- Im Bereich der lokalen Strukturierung phonetischer Parameter: Tonhöhenpfeile werden in Relation zur Akzentsilbe im Berlinischen spät, aber tendenziell früher platziert als im Standarddeutschen. In finalen Akzentsilben wird der Gipfel nicht nach vorne verlagert, anders als im Standarddeutschen. Bei der Realisierung des final fallenden Tonhöhenverlaufs bei verkürzten finalen Silben unterscheiden sich das Standarddeutsche und das Berlinische nicht: beide sind trunkierend. Es ergeben sich bei der lokalen

Strukturierung phonetischer Parameter also nur geringe Unterschiede zwischen dem Standarddeutschen und dem Berlinischen, und wohl auch keine zwischen standardfernen und standardnahen Sprechern des Berlinischen.

- Im Bereich der Toninventare: Im Berlinischen scheinen, anders als im Standarddeutschen, kaum fallend-steigende Akzente verwendet zu werden. Darüber hinaus scheinen steigend-fallende Akzente mit anderen Funktionen verwendet zu werden als im Standarddeutschen. Insgesamt scheint das Berlinische also die komplexeren Intonationsmuster fallend-steigend und steigend-fallend etwas anders zu verwenden als das Standarddeutsche.
- Im Bereich der globalen Struktur von Intonationsphrasen: Im Berlinischen werden viel mehr gleichbleibende Plateaukonturen verwendet als im Standarddeutschen, wodurch das Berlinische generell monotoner klingt. Dies passt auch dazu, dass ausgerechnet das komplexere und bewegtere fallend-steigende Intonationsmuster kaum verwendet wird. Zudem kommen im Berlinischen mit Downstep herabgestufte Nucleussilben, denen eine höher liegende prä-nucleare Silbe vorangeht, häufiger vor als in allen anderen regionalen Varietäten des Deutschen. Dadurch aber, dass auch hierbei Akzente tiefer gelegt werden und nicht als Gipfel aus der Intonationsphrase herausragen, unterstützen auch diese Downstep-Nucleussilben den oft eher monotonen Klang des Berlinischen.
- Im Bereich der salienten holistischen Intonationskonturen: Für das Berlinische sind insbesondere die Plateau- oder Treppenkonturen als typische, saliente holistische Konturen beschrieben und als perzeptiv saliente Konturen auch durch Wahrnehmungsexperimente bestätigt worden. Der Vergleich zwischen standardfernen und standardnahen Sprechern des Berlinischen zeigt, dass standardferne Sprecher die Plateaukonturen sehr häufig gebrauchen, während standardnahe Sprecher sie sehr viel seltener verwenden. Offenbar handelt es sich bei den salienten holistischen Konturen um gut wahrnehmbare Konturen, die von standardnahen Sprechern auch gut kontrolliert und eben nur sehr selten verwendet werden.

Meine Darstellung sollte die Bereiche und Dimensionen zeigen, in denen Unterschiede zwischen dem Standarddeutschen und dem Berlinischen und zwischen standardfernen und standardnahen Sprechern des Berlinischen auftreten und erwartbar sind. Vieles dessen, was ich dargestellt habe, sind leider nur Hypothesen, keine gesicherten Ergebnisse. Und die Ergebnisse und Hypothesen für das Berlinische sind natürlich auch nicht auf andere regionale Varietäten und Regionalstandards übertragbar.

Anhang: Überblick über die Ergebnisse

<i>Standarddeutsch</i>	<i>Berlinisch</i>
(1) Lokale Strukturierung phonetischer Parameter	
(1.1) Timing des Tonhöhengipfels in der Nukleussilbe	
in nicht-finaler Position	
<i>hinterer Rand der Silbe</i>	<i>spät, aber früher als im Standard</i>
in finaler Position	
<i>Verlagerung nach vorne</i>	<i>keine Verlagerung nach vorne</i>
(1.2) Verkürzte stimmhafte Abschnitte final fallender Akzentsilben	
<i>Trunkierung</i>	<i>Trunkierung</i>
(2) Toninventare	
<i>u. a.</i>	
<i>fallend-steigende Akzente</i>	<i>kaum fallend-steigende Akzente</i>
<i>steigend-fallende Akzente</i>	<i>steigend-fallende Akzente eingeschränkt</i>
(3) Globale Struktur von Intonationsphrasen	
u. a. Downstep von Akzenten nach frühem Gipfel	
<i>gängig</i>	<i>häufiger als in anderen Stadtvarietäten</i>
(4) Saliente holistische Intonationskonturen	
<i>?</i>	<i>Springton (eingeschränkt)</i>
	<i>Treppen-/Plateaukonturen</i>
	<i>(sehr häufig)</i>

Literatur

- Auer, Peter/Gilles, Peter/Peters, Jörg/Selting, Margret (2000): Intonation regionaler Varietäten des Deutschen. Vorstellung eines Forschungsprojekts. In: Stellmacher, Dieter (Hrsg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.–21. Oktober 1998. (ZDL-Beiheft 109). Stuttgart: Steiner. S. 222–239.
- Auer, Peter/Gilles, Peter (Ms. 2003): Prosodic Variation between Areality and Pragmatics. Manuskript. Universität Freiburg.
- Essen, Otto von (1964): Grundzüge der hochdeutschen Satzintonation. Ratingen: Henn.
- Féry, Caroline (1993): German Intonational Patterns. Tübingen: Niemeyer.
- Gilles, Peter (2001): Die Intonation final fallender Nuklei. Eine kontrastive Untersuchung zum Hamburgischen und Berlinischen. In: Germanistische Linguistik 155–156, S. 167–200. [Sonderheft „Neue Wege in der Intonationsforschung, hrsg. von Jürgen Erich Schmidt].
- Gilles, Peter (2002): Untersuchungen zur regionalen Färbung der Intonation des Standarddeutschen. Diskussion eines methodischen Zugangs. In: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses, Wien 2000, „Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert.“, Band 3. Frankfurt: Lang (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Band 55). S. 249–255.

- Gilles, Peter (2003): Die Intonation von Abschluss und Weiterweisung in deutschen Regionalvarietäten. Habilitationsschrift, Universität Freiburg.
- Gilles, Peter/Peters, Jörg/Auer, Peter/Selting, Margret (2001). Perzeptuelle Identifikation regional markierter Tonhöhenverläufe. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 68/2, S. 155–172.
- Grice, Martine/Baumann, Stefan (2002): Deutsche Intonation und GTöBI. In: *Linguistische Berichte* 191, S. 267–298.
- Grabe, Esther (1998): *Comparative Intonational Phonology: English and German*. PhD Dissertation, Universität Nijmegen.
- Kohler, Klaus (1995): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. 2. Auflage. Berlin: Erich Schmidt.
- Local, John/Kelly, John/Wells, William H.G. (1986): Towards a phonology of conversation: Turn-taking in Tyneside English. In: *Journal of Linguistics* 22, S. 411–437.
- Local, John/Wells, William H.G./Sebba, Mark (1985): Phonology for Conversation. Phonetic aspects of turn delimitation in London Jamaican. In: *Journal of Pragmatics* 9, S. 309–330.
- Peters, Jörg (1999): The timing of nuclear high accents in German dialects. In: *Proceedings of the 14th International Congress of Phonetic Sciences, San Francisco, August 1–7, 1999, Vol. III*, S. 1877–1880.
- Peters, Jörg (o.J.): Trunkierung und Kompression bei finalen Akzentsilben. Vorläufige Resultate einer Untersuchung zum Berlinischen und Hamburgischen. Manuskript (ca. 1999).
- Peters, Jörg (2001): Steigend-fallende Konturen im Berlinischen. In: *Deutsche Sprache* 29, S. 122–147.
- Peters, Jörg/Gilles, Peter/Auer, Peter/Selting, Margret (2002): Identification of regional varieties by intonational cues. An experimental study on Hamburg and Berlin German. In: *Language and Speech* 45 (2), S. 115–139.
- Pheby, John (1980): Intonation. In: *Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von K.E. Heidolph, W. Flämig und W. Motsch. Berlin: Akademie-Verlag. S. 839–897.
- Schirmunski, Viktor (1930): Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* XVIII, S. 113–122 und 171–188.
- Selting, Margret (1995): *Prosodie im Gespräch*. Tübingen: Niemeyer.
- Selting, Margret (2000): Berlinische Intonationskonturen: der ‚Springton‘. In: *Deutsche Sprache* 28, S. 193–231. [auch erschienen als *InLiSt – Interaction and Linguistic Structures*, No. 13, November 1999, inlist.uni-konstanz.de].
- Selting, Margret (2001): Berlinische Intonationskonturen: ‚Die Treppe aufwärts‘. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 20, 1 S. 66–116. [auch erschienen als *InLiSt – Interaction and Linguistic Structures*, No. 16, April 2000, inlist.uni-konstanz.de].
- Selting, Margret (2004): Listen: Sequenzielle und prosodische Struktur einer kommunikativen Praktik – eine Untersuchung im Rahmen der Interaktionalen Linguistik. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 23, S. 1–46.
- Selting, Margret (im Druck): Regionalized intonation in its conversational context. Erscheint in: Gilles, Peter/Peters, Jörg (Hrsg.): *Regional Variation in Intonation*. Tübingen: Niemeyer.
- Uhmann, Susanne (1991): *Fokusphonologie*. Tübingen: Niemeyer.
- Wells, Bill/Peppé, Sue (1996): Ending up in Ulster: prosody and turn-taking in English dialects. In: Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (eds.): *Prosody in Conversation*. Interactional studies. Cambridge: Cambridge University Press. S. 101–130.

- Wunderlich, Dieter (1988): Der Ton macht die Melodie – Zur Phonologie der Intonation des Deutschen. In: Altmann, Hans (Hrsg.): Intonationsforschungen. Tübingen: Niemeyer. S. 1–40.
- Zimmermann, Gerhard (1998): Die „singende“ Sprechmelodie im Deutschen. Der metaphorische Gebrauch des Verbums „singen“ vor dem Hintergrund sprachwissenschaftlicher Befunde. In: ZGL 26, S. 1–16.

JÜRGEN ERICH SCHMIDT

Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen

Abstract

Die zentrale Frage der Jahrestagung „Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?“ wird anhand zweier enger gefasster Fragen behandelt. Die erste lautet: „Wo ist linguistisch die Grenze der Standardsprechsprache anzusetzen?“ Die zweite lautet: „Bis zu welchem Grad der Abweichung von der kodifizierten Norm beurteilen naive Hörer regionale Varianten noch als standardsprachlich?“

Die erste Frage wird im Rahmen der Theorie der Sprachdynamik expliziert und beantwortet. Konstitutiv für das interaktiv-kognitive System ‚Sprache‘ sind die Dimensionen ‚Zeitlichkeit‘ und ‚Raum‘. Jede sprachliche Interaktion vollzieht sich in der Zeit, zeitlich determiniert sind die kognitiven Reflexe der sprachlichen Interaktionen und die interindividuelle Abstimmung des sprachlichen Wissens und der sprachlichen Konventionen. Die jeweilige Verfasstheit einer Einzelsprache und ihrer Standardvarietät ergibt sich aus dem Nebeneinander von areal determinierten Mesosynchronisierungen, in denen Individuen ihr sprachliches Wissen in Situationen personellen Kontaktes abstimmen, und von Makrosynchronisierungen, mit denen sich die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft unabhängig vom personellen Kontakt an einer gemeinsamen Norm ausrichten. Die zunächst großlandschaftlichen Oralisierungsnormen (entstanden um 1700) der einen literalen Standardvarietät unterliegen seit 70 Jahren einem massiven Umwertungsprozess. In dem Maße, in dem die durch die mündlichen Massenmedien verbreiteten neuen nationalen Oralisierungsnormen des Deutschen kommunikative Präsenz erlangten, wurden die alten Prestigesprechlagen als regional begrenzt wahrgenommen und zunehmend in einem landschaftlich sehr differenziert verlaufenden Prozess abgewertet. In dem heutigen Kontinuum der verschiedenen an der literalen Norm ausgerichteten Sprechlagen kann unter Rückgriff auf den kognitiv fundierten Begriff der Vollvarietät eine klare Abgrenzung von standardsprachlichen und nichtstandardsprachlichen Sprechlagen vorgenommen werden.

Zur Beantwortung der zweiten Frage werden rezente empirische Studien vorgestellt, deren Datenbasis standardsprachlich intendierte Äußerungen ungeschulter Sprecher in authentischen Sprechsituationen sind. Die in den entsprechenden Sprachaufnahmen beobachteten Regionalismen wurden dabei 1. empirisch-linguistisch analysiert und 2. in Beurteilungstests durch naive Hörer auf ihre Übereinstimmung mit der Standardsprache hin bewertet. Das überraschende Resultat: Die Hörerbeurteilungen in verschiedenen Regionen des Deutschen stimmen sehr weitgehend mit der theoretisch hergeleiteten Abgrenzung überein.

Zum Abschluss des Beitrages wird dann eine Bestimmung der Standardsprache und ihrer Oralisierungsnormen vorgenommen werden, die einerseits der konstitutiven Zeitlichkeit und Räumlichkeit einer jeden Sprache gerecht wird und dennoch eine klare Unterscheidung der Standardvarietät von regionalsprachlichen Sprechlagen erlaubt.

1. Einleitung

Die zentrale Frage der Jahrestagung „Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?“ lässt eine Fülle engerer Fragestellungen zu. Die beiden wichtigsten Fragen dürften die theoretisch-linguistische sein, die besagt, bis zu welchem Grad an Heterogenität es überhaupt noch sinnvoll ist, von einer einzigen Varietät bzw. einer einzigen Standardvarietät zu sprechen, und die Frage nach der Sprachauffassung naiver Sprecher und Hörer, die besagt, bis zu welchem Grad der Abweichung von der kodifizierten Norm naive Sprecher und Hörer Varianten noch als standardsprachlich beurteilen. Das Ziel des Beitrages ist es, zu zeigen, dass das überraschende Ergebnis der in dieser Weise gefassten Fragen darin besteht, dass die theoretisch-linguistische Abgrenzung der Standardvarietät und die sich empirisch in Hörerbeurteilungen zeigende Abgrenzung der gesprochenen Standardsprache sehr weitgehend übereinstimmen.

Der Beitrag ist in der folgenden Weise aufgebaut: Die linguistische Bestimmung von ‚Standardsprache‘ bzw. ‚Standardvarietät‘ setzt die Kenntnis zweier Grundbegriffe der Theorie der Sprachdynamik, des Synchronisierungsbegriffs und des Begriffs der Vollvarietät, voraus. Sie werden daher in Punkt 2 kurz eingeführt, ohne den theoretischen Zusammenhang hier herleiten zu können.¹ Weiterhin kann eine Abgrenzung der Standardvarietät des Deutschen nur dann theoretisch dem Gegenstand adäquat sein, wenn sie auch historisch adäquat ist. In Punkt 3 werden daher die wichtigsten Stadien der Entwicklung der Oralisierungsnormen der Standardvarietät skizzenhaft rekonstruiert: Behandelt werden ihre Entstehung um 1700, ihre ursprüngliche linguistische Struktur, die jeweilige Reichweite und sodann die für die heutige Sprachsituation entscheidende Umwertung der frühen landschaftlichen Oralisierungsnormen seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts. Wie sich diese Umwertung in den letzten 40 Jahren vollzog und welchen Sprachwandel dies bewirkte, wird dann in Punkt 4 anhand der wenigen direkt einschlägigen rezenten empirischen Studien vorgeführt. Den Abschluss des Beitrages (Punkt 5) bildet dann der Versuch einer zusammenfassenden theoretischen Auswertung, die in eine Definition der Standardvarietät, ihrer nationalen Oralisierungsnormen und einen Vorschlag zur Abgrenzung von Standardsprache und Regionalsprache mündet.

¹ Joachim Herrgen und ich versuchen seit geraumer Zeit eine Sprachtheorie zu entwickeln, die die für Sprache und Varietäten konstitutive Zeitlichkeit und damit die Heterogenität ins Zentrum stellt. Diese Theorie wird in Herrgen/Schmidt i. Vorb. hergeleitet und begründet. Eine ausführlichere Explikation des Synchronisierungsbegriffs findet sich in Schmidt i. E. („Sprachdynamik“), eine ausführlichere Herleitung des Begriffs der Vollvarietät in Schmidt i. E. („Varietätenbegriff“).

2. Ausgewählte Grundbegriffe der Theorie der Sprachdynamik

2.1 Der Begriff der Synchronisierung

Die Frage, bis zu welchem Grad an Heterogenität es sinnvoll ist, von *einer* Varietät oder von einer *einzigsten Standardvarietät* zu sprechen, führt direkt ins Zentrum der aktuellen Sprachtheorie. Es wird zunehmend deutlich, dass die klassischen linguistischen Konzepte, also der Synchroniebegriff oder das Homogenitätspostulat methodisch-theoretische Idealisierungen darstellen, die hier letztlich keine befriedigenden Lösungen erlauben (vgl. Fn. 1). Im Zentrum der Theorie der Sprachdynamik steht daher statt eines sprecher- und zeitunabhängigen Systembegriffs der *interaktionistisch-kognitive Synchronisierungsbegriff*.

Der Kerngedanke lässt sich wie folgt zusammenfassen:

Sprachliche Kommunikation funktioniert nicht deshalb, weil es homogene Sprach-Teilgemeinschaften gibt, deren Mitglieder über eine (nahezu) identische Sprachkompetenz verfügen, wobei kurzfristig die Zeitlichkeit keine Rolle spielt, sondern weil Sprecher in der Zeit auf der Basis des Kooperationsprinzips ihr sprachliches Wissen interaktiv synchronisieren. Mit dieser Synchronisierung geht einher, dass sie gleichzeitig bestehende Gemeinsamkeiten des individuellen sprachlichen Wissens stabilisieren und angesichts bestehender Differenzen ihr individuelles sprachliches Wissen modifizieren.

Ich erläutere ganz knapp, wie man sich den Zusammenhang vorzustellen hat:

Auf der Basis angeborener Lernstrategien erwerben die Individuen sprachliches Wissen und entwickeln Optimierungsstrategien, die lebenslang – allerdings phasenweise mit unterschiedlicher Intensität – zur Restrukturierung dieses sprachlichen Wissens führen. Das bis zu einem beliebigen Zeitpunkt erworbene (bewusste und unbewusste) individuelle sprachliche Wissen (d. h. die individuelle Kompetenz) wird in jedem Sprachproduktionsakt und Sprachverstehensakt in Beziehung zu den Verstehensmöglichkeiten und Kommunikationserwartungen des jeweiligen Interaktionspartners gesetzt. Die interaktive Rückkopplung durch den Partner bewirkt dabei entweder eine Stabilisierung oder eine Modifizierung des individuellen sprachlichen Wissens. Die Rückkopplungen durch die Interaktionspartner sind dafür verantwortlich, dass die individuellen Optimierungsstrategien bei den Mitgliedern einer Kommunikationsgemeinschaft zu vergleichbaren Optimierungsergebnissen führen.

Für die Frage nach dem linguistischen Status von Varietäten sind nicht die punktuellen, die Einzelinteraktion betreffenden Synchronisierungsakte – wir bezeichnen sie als *Mikrosynchronisierungen* – entscheidend, sondern die Meso- und Makrosynchronisierungen.

Wenn Individuen über einen längeren Zeitabschnitt an Situationen teilhaben, die für jeden der Beteiligten einen hohen Stellenwert haben, so führt

dies zu einer Folge von gleichgerichteten Synchronisierungsakten. Die sprachkognitiven Rückwirkungen einer solchen Folge von Mikrosynchronisierungen hängen von der Länge des Zeitabschnitts ab, in dem die Kommunikationspartner an einer gemeinsamen Situation teilhaben, von der „Kommunikationsdichte“, von der individuellen Relevanz und besonders von der Lebensphase. Bei längerer Dauer, hoher Kommunikationsdichte und hohem individuellen Stellenwert entwickeln die Beteiligten ähnliche Optimierungsstrategien.

Eine solche Folge von gleichgerichteten Synchronisierungsakten, die Individuen in Situationen personellen Kontaktes vornehmen und die zu einer Ausbildung von gemeinsamem situationsspezifischem sprachlichem Wissen führt, nennen wir Mesosynchronisierung.

Entscheidend für die gesamtsprachliche Integration sind jedoch die Makrosynchronisierungen.

Unter Makrosynchronisierungen verstehen wir Synchronisierungsakte, mit denen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sich an einer gemeinsamen Norm ausrichten.

Makrosynchronisierungen nehmen tendenziell alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft oder auch Mitglieder von Großgruppen vor, zwischen denen kein persönlicher Kontakt bestehen muss. Eine herausragende Rolle kommt hierbei natürlich dem Erwerb der literalen Norm zu. Auf die Dauer gesehen, definieren die Grenzen gemeinsamer Makrosynchronisierungen die Grenzen des dynamischen Systems Einzelsprache.

2.2 Der Begriff der Vollvarietät

Als Ergebnis der ständigen Mesosynchronisierungen liegt zu jedem beliebigen Zeitpunkt ein komplexes Gesamtsystem Einzelsprache vor, das in der Außensicht keine klaren Einschnitte erkennen lässt. Es lässt sich weder eine Disjunktheit von Variantenmengen für Sprechergruppen noch eine diskrete Zuordnung von Varianten zu Situationen nachweisen. (Vgl. Schmidt i. E. „Varietätenbegriff“, Gliederungspunkt 3.) Dem steht linguistisch und im Sprecherbewusstsein jedoch eine klare Stufung gegenüber. Sprechern ist bewusst, dass bestimmte sprachliche Differenzen zwischen Individuen und Sprechergruppen grundsätzlich problemlos überwunden werden können und zu einer problemlosen lebenslangen Modifikation des individuellen sprachlichen Wissens führen. Hierzu gehören in erster Linie die lexikalischen Differenzen. Sprechern ist aber auch bewusst, dass andere sprachliche Differenzen, eine – mitunter lebenslang als problematisch erlebte – kognitive Grenze markieren, die sprachsozial äußerst bedeutsam sein kann. Indikatoren für diese Grenze sind Vermeidungsstrategien, Hyperkorrekturen und Sanktionen. Die Stufung der Sprachkompetenz, die Sprechern intuitiv bewusst ist und die sie für sprachsoziale Abgrenzungen ausnützen, ist die Differenz zwischen dem Fundamentalbereich der individuellen Kompetenz einerseits und den sektoralen

Erweiterungen dieses Fundamentalbereichs andererseits. Unter Fundamentalbereich der individuellen Kompetenz verstehen wir die basalen Zeichengenerierungsregeln und Zeichenverknüpfungsregeln, linguistisch gesprochen also die prosodisch-phonologischen und morpho-syntaktischen Teilsysteme. Ihr Erwerb erfolgt im Wesentlichen in den ersten beiden Spracherwerbsphasen.

Diese Stufung der Sprachkompetenz bildet die Basis für den Begriff der Vollvarietät. Unter Rückgriff auf die klassische linguistische Terminologie kann der Begriff wie folgt definiert werden:

Individuell-kognitiv sind Vollvarietäten durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit sozialen Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens.

Sprachsozial sind Vollvarietäten die partiell systemisch differenten Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren.

Von den Vollvarietäten zu unterscheiden sind die sektoralen Varietäten, d. h. die Ausschnitte sprachlichen Wissens, bei denen auf der Basis einer Vollvarietät die sprachlich-situative Kompetenz durch eine Folge von Mikrosynchronisierungsakten erworben wird, die lediglich begrenzt sektoral – in erster Linie lexikalisch – zu Inventarerweiterungen, Inventardifferenzierungen oder Inventarsubstitutionen führen. Sektorale Varietäten auf der Basis der Standardvarietät sind etwa die wissenschaftlichen und technischen Fach-„Sprachen“, sektorale Varietäten auf dialektaler Basis die traditionellen Handwerksterminologien.

3. Die Entwicklung der Oralisierungsnormen des Deutschen: eine Skizze

Unter Rückgriff auf die soeben eingeführten theoretischen Begriffe kann nunmehr die Entwicklung der Oralisierungsnormen der Standardvarietät des Deutschen rekonstruiert werden.

3.1 Frühe Oralisierungsnormen der hochdeutschen Schriftsprache:

Wann und wo erlangten sie breitere kommunikative Präsenz?

Wir haben keine direkten Zeugnisse darüber, wann und wo die frühen Oralisierungsnormen der neuen Ausgleichsvarietät ‚hochdeutsche Schriftsprache‘ breitere kommunikative Präsenz erlangten. Wir können es aber recht genau erschließen. Es ist der Zeitpunkt, an dem sich der *Dialekt* als eigenständige Varietät zu konstituieren begann und der Wandel der alten deutschen Areal-sprachen überhaupt zum ersten Mal wahrgenommen wurde. Erst als die Verwendung einer neuen, der neuhochdeutschen Schriftsprache zugeordneten oralen „Varietät“ sich nicht mehr auf eine kleine intellektuelle Elite beschränkte (vgl. Mattheier 2003, S. 219), sondern größere Sprechergruppen

umfasste,² stand ein Gegenpol zu den alten Arealsprachen („lantsprachen“) zur Verfügung, der es erlaubte, ihren schon immer vorhandenen Wandel wahrzunehmen. Dies führte letztlich zur Konstituierung des Dialekts als relationale Varietät.

Das früheste Beispiel für die Wahrnehmung des Dialektwandels, der sogleich als beginnender Dialektverlust interpretiert wurde, findet sich 1720 bei Johann Michael Weinrich (1720 e4f.). Er stellt zur „Sprache und Mund-Art derer Henneberger“ fest,

„dass in denen Städten, wo Fürstl. Residenzen, Regierungen, oder verbesserte Schulen entweder gewesen sind, oder noch gefunden werden, der grobe Hennebergische Dialectus sich nicht, oder doch nicht vielmehr [,kaum noch‘; JS] hören lasse“ und „daß der Dialectus im Hennebergischen noch vor 40 Jahren gröber auch in denen meisten Städten gewesen, als jetzo“.

Bezeichnend ist, dass mit dieser ersten Beobachtung innerstädtischen Dialektwandels sogleich auch die Wahrnehmung dorfdialektaler Differenzen einhergeht:

„Denn vor allen Dingen ist wunderbahr, [...] daß die Dörffer, welche nahe denen Städten liegen, mehr von dem Stadt-Dialecto participieren, als andere“.

30 Jahre später ist dann eine breitere kommunikative Präsenz der neuen oralen Varietät für die niederdeutsche Stadt Hamburg belegt, wobei auch hier ein „Ausstrahlen“ (Mesosynchronisierungen) auf das städtische Umland bemerkt wird (Richey 1754, S. XLII f.).

² Zur Durchsetzung der nhd. Schriftsprache in den verschiedenen Regionen vgl. Besch 2003a und Mattheier 2003. Als geschriebene „Ausgleichssprache“ hat sie sich nach Wiesinger (2000, S. 1932f.) im protestantischen Mittel- und Norddeutschland um 1650, in der Schweiz um 1730, in Österreich um 1750 und zuletzt in Bayern (1760) durchgesetzt. Früheste Zeugnisse für Oralisierungen der entstehenden neuen Varietät im Bereich der sozialen und intellektuellen Elite sind außerhalb religiöser Verwendungsbereiche im Mitteldeutschen ab 1603, im niederdeutschen Sprachraum seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überliefert (vgl. Wiesinger 2000, S. 1934–1941). In der Schweiz scheinen sie noch 1819 keine nennenswerte Rolle gespielt zu haben (vgl. Stalder 1819, S. 9). Zu sehr frühen „Hochdeutsch“-Einflüssen auf die Fachsprache des Bergbaus vgl. Werner 1999, S. 56.

Für die Beurteilung der These Mihms (2003), dass nicht den schriftsprachlichen, sondern vielmehr sehr frühen mündlichen (akrolektalen) Ausgleichsprozessen Priorität zukomme, scheint es mir notwendig zu sein, Belege für die schon seit dem Mittelhochdeutschen nachweisbare vertikale Schichtung des Deutschen und individuelles „vlaemen“ der Rede von Indizien für das Vorhandensein einer (neuhochdeutschen) mündlichen Ausgleichsvarietät zu unterscheiden. Wenn etwa ein Schweriner ca. 20 Jahre nach dem lokalen Schreibsprachwechsel 1572 zum Sprachlernen nach Meißen eingeladen wird (vgl. Mihm 2003, S. 90 und Besch 2003a, S. 8), spricht dies gerade gegen eine nachhaltige Präsenz einer hochdeutschen Mündlichkeit im niederdeutschen Raum. Es gibt zudem Belege, dass alte (mitteldeutsche) Akrolekte der neuen Ausgleichsvarietät ferner standen als die Sprechlagen des „gemeine[n] Volk[s] aus der Bürgerschaft“. (Vgl. Wiesinger 2000, S. 1937).

„Unsere Mund=Art geräth ja von Tage zu Tage in Abnahme, indem das Hoch = Teutsche schon längst nicht allein in öffentlichen Handlungen und Schriften, sondern auch im gemeinen Umgange Besitz genommen, daß auch der Bauer selbst mit einem halb = Hoch = Teutschen Worte sich schon vornehmer düncket; folglich zu vermuthen ist, daß die wahre und eigentliche Landes = Sprache, in welcher niemand mehr öffentlich redet oder schreibet, mit der Zeit sich nicht allein vermischen und verstellen, sondern allmählig gar verlieren werde.“

Als allgemeine „Epochengrenze“ für diese erste Phase des Ausbaus der Standardvarietät setzt Klaus Mattheier (2000, S.1955) den Zeitraum zwischen 1770 und 1800 an.

Wesentlich für die Frage, wann und wo die neuen Oralisierungsnormen der Schriftvarietät breitere kommunikative Präsenz erlangten, ist, dass die früheste Beobachtung 1. im mitteldeutschen Sprachraum erfolgt, also in dem Sprachraum, der maßgeblich an der Herausbildung der neuen Varietät beteiligt war, 2., dass sie die *innerstädtische* Variabilität betrifft, und 3., dass sie mit der einsetzenden breiteren Schulbildung in Verbindung gebracht wird.

3.2 Rekonstruktion der vormodernen Oralisierungsnormen bzw. -konventionen

Wie muss man sich diese frühen um 1700 zunächst im mitteldeutschen Raum relevant werdenden Oralisierungsnormen vorstellen?

Völlig klar ist, dass es sich nicht um eine „nationale“ Oralisierungsnorm im heutigen Sinne gehandelt haben kann. Die frühen nicht kodifizierten Oralisierungsnormen waren natürlich landschaftliche. Als eine kleine intellektuelle Elite begann, die entstehende literale Varietät zunächst versuchsweise zu sprechen, hatte sie keine andere Möglichkeit, als die Einzelzeichen (geschriebene Wörter) und die Zeichensegmente (Buchstaben und komplexe Grapheme) auf den dialektalen Fundamentaltbereich ihrer sprachlichen Kompetenz zu beziehen. Angesichts der jahrhundertelangen erheblichen graphemischen Variabilität musste die Zuordnung zu Phonemen und Allophonen eine relativ freie sein. Wenn also die obersächsischen Dialekte kein /t/-Phonem hatten, dann wurden die <t>-Graphien der Schriftsprache auf das nächstähnliche Phonem /d/ bezogen. Das Graphem in den geschriebenen Zeichen *Teer* und *der* wurde also in beiden Fällen als [d] oralisiert. Umgekehrt wurden völlig problemlos phonologische Distinktionen wie etwa die pfälzische Phonemdistinktion zwischen kurzem geschlossenem /o/ und kurzem offenem /ɔ/ beibehalten, obwohl die literale Norm hierfür nur ein Graphem zur Verfügung hatte. Im personellen Kontakt der Mitglieder der intellektuellen Elite in den verschiedenen geistigen Zentren waren die Oralisierungsakte gleichgerichtet (auf die Schriftsprache gerichtet) und hatten eine ähnliche dialektale Basis, so dass sich bald relativ stabile *Konventionen* herausbildeten. Überraschenderweise wissen wir, obwohl wir keine direkten Zeugnisse über diesen entscheidenden Prozess haben, wie diese Mesosynchronisierungen prinzipiell vorgenommen wurden: Sie wurden analog zum Geneseprozess der Schriftvarietät vorgenommen, auf den sie gerichtet waren. Selektionsprinzip für schrift-

sprachliche Einheiten war die maximale Reichweite im deutschsprachigen Schriftkommunikationsraum gewesen. Wie aber sah die maximale Reichweite für Oralisierungs-Mesosynchronisierungen aus? Übereinstimmen konnten sie nur so weit, wie sie auf übereinstimmend strukturierte Fundamentbereiche der Kompetenz rückzubeziehen waren. Wie weit diese Gemeinsamkeiten gehen, wissen wir aber sehr genau: Es waren die Grenzen der großlandschaftlichen Dialektverbände wie Obersächsisch, Rheinfränkisch, Mittelbairisch. Eines der wichtigsten Ergebnisse der klassischen Dialektologie ist, dass die prosodisch-phonologischen und morpho-syntaktischen Systeme der Ortsdialekte innerhalb der großen Dialektverbände im Wesentlichen übereinstimmen.

Zu großlandschaftlichen Oralisierungsnormen wurden die frühen Konventionen im dem Maße, in dem sie von „Normierungsagenturen“ verbreitet wurden, in dem Maße also, in dem Mitglieder von Großgruppen ihre Mesosynchronisierungen vernetzten, also unabhängig vom personellen Kontakt an ihnen ausrichteten. Diese „Normierungsagenturen“ waren zunächst die Kirchen. Der kommunikativ wichtigere Faktor dürfte allerdings die – später einsetzende – Normvermittlung durch die Schulen gewesen sein.³ Sprachdynamisch gesehen stellt der Leseunterricht, besonders auch das schulische Chorsprechen, ein Einüben nichtkodifizierter Oralisierungsnormen dar.

3.3 Umwertung der alten Oralisierungsnormen

Die jeweiligen in Kirche und Schule verbreiteten Oralisierungsnormen galten nicht nur im Sprecherbewusstsein als „Hochdeutsch“. Sie waren es auch, da sie die einzig möglichen „Sprecharten“ der neuen Varietät waren. Entstanden war eine komplexe Gesamtsprache, deren zweite Varietät neben den Dialekten eine (relativ) einheitliche literale Norm umfasste und so viele Oralisierungsnormen, wie es großräumige Dialektverbände mit städtischen Zentren gab.

Zur Umwertung der, modern gesprochen, Dialekt-Hochdeutsch-Diglossie mit großlandschaftlichen Oralisierungsnormen kam es erst ca. 200 Jahre nach ihrer Entstehung, als um 1930 neue überlandschaftliche Oralisierungsnormen massenmedial verbreitet wurden und damit überhaupt zum ersten Mal kommunikativ verfügbar wurden. In dem Maße, in dem die neuen nationalen Normen der Mündlichkeit als „richtige“, „reine“ Oralisierungen der Standardvarietät kommunikative Präsenz erlangten, wurden die alten großlandschaftlichen Prestigesprechlagen als regional begrenzt wahrgenommen. Fast gleichzeitig setzte ein sehr langfristiger und keineswegs einheitlich verlaufender Um-, meist auch Abwertungsprozess ein. Wie im nächsten Gliederungspunkt gezeigt wird, ist diese Umwertung Teil der variativen Kompetenz praktisch aller Sprecher. Seinen allgemeinsprachlichen Niederschlag findet dieser Um-

³ Vgl. Löffler 2000, S. 1974f.

wertungsprozess in der Bezeichnung *Umgangssprache* (im Duden durchgängig pejorativ), seinen linguistischen in der Bezeichnung *Substandard*. Es handelt sich hier um das ehemalige großlandschaftliche „Hochdeutsch“, das nun, verursacht durch den neuen Maßstab einer nationalen Oralisierungsnorm der Schriftsprache, als regional markiert erscheint. Die überregionale Bewertung der regionalen Prestigesprechlage, ich bezeichne sie im Folgenden als *Regionalakzent*, hängt von der Bewertung der zugrunde liegenden Dialekte (z. B. Sächsisch), vom Selbstbewusstsein ihrer Sprecher und davon ab, ob sie durch regionale Massenmedien verbreitet wird (Bayrischer Rundfunk).

4. Standard und Substandard im Sprecherbewusstsein und im Hörerurteil: rezente empirische Studien

Die größeren empirischen Studien zu den nationalen Oralisierungsnormen des Deutschen betreffen die Vorlesesprache der alten Bundesrepublik Deutschland (König 1989), die Vorlesesprache (ergänzt durch schulische Gespräche) der deutschsprachigen Schweiz (Hove 2002) und die Leseaussprache der Nebensilben nach der österreichischen Oralisierungsnorm (Bürkle 1995).⁴ Zu der Frage nach der vertikalen Abgrenzung der Standardvarietät, die im Zentrum dieses Beitrages steht, liegen nur wenige direkt einschlägige rezente empirische Studien vor, die alle die Oralisierungsnorm und den Substandard der Bundesrepublik Deutschland betreffen. Sie werden im Folgenden vorgestellt. In ihnen zeigt sich 1., wie sich die skizzierte Umwertung der Oralisierungsnormen linguistisch fassen lässt, 2., wie sie sich im Sprecherbewusstsein darstellt und 3., wie Standard und Substandard im Urteil naiver Sprecher und Hörer abgegrenzt werden.

4.1 Die beginnende Umwertung der alten landschaftlichen Oralisierungsnormen (Lenz 2003)

In ihrer Studie zur Struktur und Dynamik des Substandards in der Region Wittlich (Eifel), einer sprachlich konservativen Kleinstadt und ihres Umlands im Westmitteldeutschen (Moselfränkischen), hat Alexandra Lenz Reste einer frühen Phase der Umwertung der alten landschaftlichen Prestigevarietät erfasst. 1998 hatte Lenz Aufnahmen mit 50 ortsgebürtigen Informanten erstellt, die sich nach sozialen Merkmalen und variativer Kompetenz und sprachlicher Sozialisation erheblich voneinander unterschieden. Die Erhebungssituationen waren 1. Übersetzung standardsprachlicher Sätze in den Dialekt, 2. Gespräch unter Freunden, 3. Interview mit einer standardsprachssprechenden Fremden und 4. Übersetzung dialektaler Sätze in die Standardsprache. Als Auswertungsmethoden kamen die Variablenanalyse, die Clusteranalyse, Hörtest und die Inhaltsanalyse sprachbiographischer Interviews zum Einsatz.

⁴ Vgl. auch die Überblicksdarstellungen in Ammon 1995 und Takahashi 1996.

Das für die Fragestellung dieses Beitrages wichtigsten Ergebnisse lauten: Die Analyse der 19 wichtigsten phonologischen und morphologischen Variablen für alle Informanten in allen Erhebungssituationen zeigt 1., dass keiner der in der Region aufgewachsenen Informanten das beherrscht, was Lenz „interferenzfreie Standardsprache“ nennt. 2. Mit Hilfe der statistischen Clusteranalyse konnte Lenz im breit gefächerten Substandard fünf „Verdichtungsbereiche“, also fünf typische Sprechlagen, nachweisen, die sie wie folgt bezeichnet:

Merkmale	[Interferenzfreie Standardsprache (ST)]
quintär (inkl. Sonderfälle)	Regionalakzent (RA)
quartär	Oberer Regionaler Substandard (RS ^{oben})
tertiär	Unterer Regionaler Substandard (RS _{unten})
sekundär	Regionaldialekt (RD)
primär	Lokale Basisdialekte (BD)

Abb. 1: Verdichtungsgebiete des Wittlicher Substandards nach Lenz 2003, S. 252

Welche regionalen Merkmale sich hinter dieser Zusammenstellung verbergen, kann hier nicht im Einzelnen darlegt werden. Es genügt zu erwähnen, dass sich der Regionalakzent von der „interferenzfreien Standardsprache“ im Wesentlichen durch die Substandardvarianten [j, ç] für standardsprachlich [ç] („Koronalisierung“), [x] für [g] und [ʀ] („Spirantisierung“) und [f] für [pf] unterscheidet, während der „obere regionale Substandard“ sich vom Regionalakzent durch die zusätzlichen Varianten *dat*, *wat*, *et* und *nit* für *das*, *was*, *es* und *nicht* unterscheidet. (Vgl. Lenz 2003, S. 188). Kein Sprecher beherrscht das gesamte variative Spektrum der Region. Wie sich die variative Spreizung prinzipiell auf verschiedene prototypische Sprecher verteilt, also die Spannweite der individuellen vertikalen Variation, kann der folgenden Darstellung entnommen werden.

Die linguistisch entscheidende Frage ist die nach dem Varietätenstatus der individuell sehr unterschiedlich beherrschten Verdichtungsgebiete bzw. Sprechlagen. Für die linguistische Beurteilung sind, wie oben dargelegt wurde, die festen sprachkognitiven Grenzen, die festen Grenzen des Fundamentalbereichs der individuellen Kompetenz von ausschlaggebender Bedeutung, die die Basis des Begriffs der Vollvarietät bilden. Solch feste Grenzen, die durch das Auftreten von Hyperformen markiert sind, konnte Lenz in dem breiten

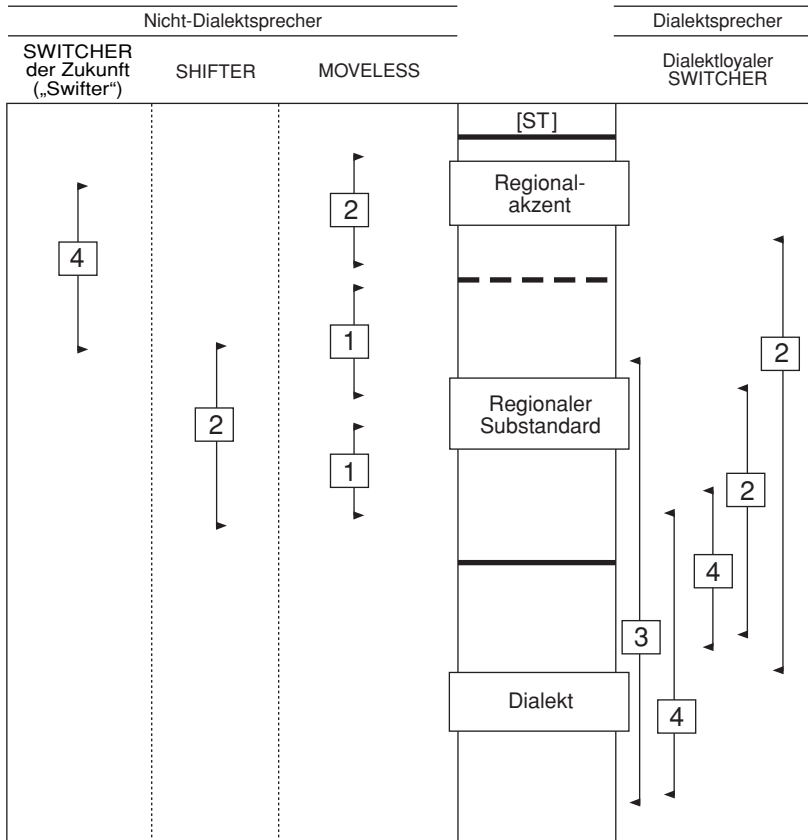


Abb. 2: Individuelles Variationsspektrum prototypischer Sprecher in der Region Wittlich nach Lenz 2003, S. 397

Variationsspektrum der Kleinregion nur an zwei Stellen nachweisen (2003, S. 207–214 und 392):

Die erste Grenze liegt zwischen dem „interferenzfreien Standard“ und dem „Regionalakzent“ und wird durch Hyperkorrekturen wie *Fich*, *Tich* usw. markiert. An dieser Grenze „scheitern“ alle Informanten, auch die jüngeren mobilen weisungsbefugten Informanten in kommunikationsorientierten Berufen. Die zweite sprachkognitive Grenze liegt zwischen dem „Regionalen Substandard“ und dem Dialekt. Sie wird durch Hyperdialektismen markiert. So werden etwa Lexeme, die standardsprachlich das Phonem /i/ aufweisen, auch dann mit standardabweichenden Kurzvokalen realisiert, wenn sie nicht wie *Wanter* (,Winter‘) oder *Kont* (,Kind‘) historisch auf wgerm. i_2 zurückgehen. *Linguistisch liegen also in der Region nur zwei Vollvarietäten vor: der Dialekt und der Regionale Substandard, der den Regionalakzent einschließt.* Die linguistische Struktur und die aktive (Produktions-)Kompetenz der Sprecher entspricht demnach weitgehend dem alten Sprachzustand bevor die

neuen nationalen Oralisierungsnormen kommunikative Präsenz erlangten. Dem Dialekt steht eine einzige zweite orale Varietät, die alte landschaftliche Prestigevarietät (= Oralisierungsnorm der Schriftsprache), gegenüber. Das vielleicht überraschendste Ergebnis der Studie ist, wie genau die subjektive Beurteilung des regionalen Sprechlagentenspektrums durch die Sprecher mit dieser linguistischen Abgrenzung übereinstimmt. Das Ergebnis der inhaltsanalytischen Auswertung der Interviews besagt, dass es drei typische Sprechergruppen mit unterschiedlichem Beurteilungsverhalten gibt, das Lenz als „Stufen“ des subjektiven Umwertungsprozesses interpretiert.

Linguistische Strukturierung	Subjektive Strukturierung		
	Stufe 1	Stufe 2	Stufe 3
RA	„Hochdeutsch“	„besseres Hochdeutsch“	„möglichst gutes Hochdeutsch“
RS ^{oben}		„normales Hochdeutsch“	„Umgangssprache“
RS _{unten}			

Abb. 3: Stufen des Umwertungsprozesses von Varietäten nach Lenz 2003, S. 393

Die subjektive Bewertung der älteren immobilen Sprecher (= Stufe 1) entspricht exakt der linguistischen Struktur. Diese Sprecher verfügen nur über zwei subjektive Klassifikationskategorien für Varietäten, nämlich „Hochdeutsch“ und „Dialekt“ bzw. „Platt“. Als „Hochdeutsch“ werden dabei undifferenziert alle Sprechlagen des regionalen Substandards oberhalb des Dialekts zusammengefasst.

Die beginnende Umwertung der alten regionalen Prestigevarietät zeigt sich in der Sprechlagenbeurteilung der jüngeren Sprecher (= Stufe 2). Sie gilt schon für 47% der jüngeren Informanten: Sie differenzieren zwischen dem Regionalakzent, den sie als „besseres“ Hochdeutsch einordnen, und den übrigen substandardsprachlichen Sprechlagen, die sie als „normales“ oder z. T. auch als „schlechteres Hochdeutsch“ beurteilen. Dieser scheinbar unbedeutende Unterschied in der subjektiven Sprechlagenbewertung *innerhalb einer Vollvarietät* ist linguistisch höchst aufschlussreich. Linguistisch-„objektiv“ unterscheiden sich die Sprechlagen „oberer“ bzw. „unterer regionaler Substandard“ vom Regionalakzent nämlich hauptsächlich dadurch, dass sie auf der Basis desselben Fundamentalbereichs der Kompetenz zusätzliche hochaufällige und den Sprechern bewusste *einzellemmatische* Abweichungen von der Standardnorm aufweisen: *dat, wat, et, nit* (= oberer regionaler Substandard) bzw. darüber hinaus noch *uf, auf* und *och, auch* (= unterer regionaler Substandard). Wie Tab. 1 (vgl. Schmidt i. E. „Sprachdynamik“) am Beispiel der Variable *wat/was* zeigt, sind diese einzellemmatischen regionalen Varianten

von den Sprechern grundsätzlich gut kontrollierbar (nahezu alle Informanten beherrschen grundsätzlich beide Varianten, vgl. Zeile 1 und 5) und *können* situationsspezifisch eingesetzt werden (vgl. Zeile 2 und 4).

Zeile	Erhebungssituation	% Variante	Sprechergruppe
(1)	Übersetzung in den Dialekt:	99 % <i>wat</i>	alle Informanten
(2)	Freies Gespräch unter Freunden:	91 % <i>wat</i>	alle Informanten
(3)	Interview mit einer Fremden:	89 % <i>wat</i>	ältere Generation
(4)	Interview mit einer Fremden:	39 % <i>wat</i>	jüngere Generation
(5)	Übersetzung in die Standardsprache:	10 % <i>wat</i>	alle Informanten

Tab. 1: Die Variable *wat/was* im Raum Wittlich nach Lenz 2003 (Auszug)⁵

Hierdurch wird klar, wie die alte regionale Prestigevarietät genau linguistisch strukturiert war und wie der beginnende subjektive Umwertungsprozess linguistisch zu analysieren ist: Die alte regionale Prestigevarietät umfasste neben dem standardabweichenden Fundamentalbereich der Kompetenz zusätzlich einzellemmatische regionale „Identitätsmarker“, die nahezu alle Informanten in der innerregionalen Kommunikation bis heute verwenden (vgl. Zeile 2). Die älteren Informanten (= Stufe 1) bezeichnen diese Varietät auch heute noch als „Hochdeutsch“. Unter dem Einfluss der seit Jahrzehnten massenmedial verbreiteten neuen nationalen bundesdeutschen Oralisierungsnorm beginnen die jüngeren Informanten diese regionalen „Identitätsmarker“ in der *überregionalen Kommunikation* zu vermeiden (vgl. Zeile 4) und bewerten nur noch diejenige Sprechlage, die die auffälligen und für alle gut kontrollierbaren regionalen Merkmale vermeidet, als „gutes Hochdeutsch“. (Zum Salienz begriff vgl. Gliederungspunkt 5).

Stufe 3 in Abb. 3 fasst die Bewertungen der jungen Städter mit mittleren oder gehobenen Berufen zusammen, die oft auch über Kommunikationserfahrungen außerhalb der Region verfügen. Sie sind dabei, eine subjektive 3-Varietäten-Klassifikation auszubilden. Der Regionale Substandard wird von ihnen als „Umgangssprache“ beurteilt, also abgewertet. Der eigene Regionalakzent hingegen wird als Versuch, „möglichst gutes Hochdeutsch“ zu sprechen, eingeschätzt. Dies sei zwar ein in der Region akzeptiertes Hochdeutsch, aber nicht das „wirklich gute“ oder „reine Hochdeutsch“, das diese Informanten anstreben, um irritationsfrei auch mit nicht regionalsprachlich sozialisierten Kommunikationspartnern interagieren zu können (vgl. Lenz 2003, S. 393). Linguistisch bedeutet dies, dass diese Informanten dabei sind, ein Bewusstsein für die Differenzen zwischen dem Fundamentalbereich ihrer individuellen Kom-

⁵ Vgl. Lenz 2003, S. 136, 137 u. 140; die Angaben in den Zeilen 3 u. 4 sind den Rohdaten entnommen.

petenz und der überregionalen Standardsprache zu entwickeln, die Grenze zwischen den Vollvarietäten aber aktiv (noch) nicht bewältigen.

Ein letztes, nicht minder überraschendes Ergebnis dieser Studie war, wie genau die subjektive Selbsteinschätzung der Sprecher mit der subjektiven Fremdbeurteilung durch Hörer aus der eigenen Region und durch Hörer aus anderen Regionen übereinstimmt. Dazu wurden 20 Sekunden Hörbeispiele eines Nachrichtensprechers und Hörbeispiele zu den Lenzschen Verdichtungsbereichen bzw. Sprechlagen 171 Hörern auf Marktplätzen und in Fußgängerzonen per Kopfhörer und CD dargeboten. Die Hörer hatten jedes Hörbeispiel auf einer vorgegebenen Antwortskala zu bewerten:

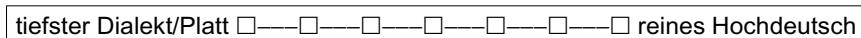


Abb. 4: Beurteilungsskala für die Hörtests (vgl. Purschke 2003, S. 38)

Um den Lesern die Möglichkeit zu geben, die Sprachbeispiele selbst einzuschätzen und das Ergebnis mit den Beurteilungen naiver Hörer zu vergleichen, sind drei Hörproben im Internet zugänglich.⁶

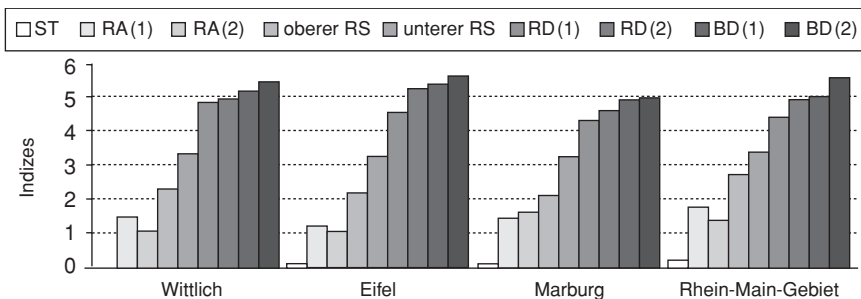


Abb. 5: Mittelwerte der Antwortindizes zur Hörerurteil-Dialektalität in Abhängigkeit von den Wohnorten (Regionen) der Hörer (vgl. Lenz 2003, S. 260)

Die Säulengruppen enthalten jeweils ganz rechts die Beurteilung des basisdialektalen Hörbeispiels (= BD), jeweils ganz links die Beurteilung eines Hörbeispiels eines Nachrichtensprechers. Die linken „Säulen“ sind kaum erkennbar (= ST), da ihnen von den Hörern ein subjektiver Dialektalitätswert von Null (= „reines Hochdeutsch“) zugeordnet wurde. Für die Fragestellung dieses Beitrages ist an diesem Ergebnis vor allem zweierlei wichtig: 1. Innerhalb und außerhalb der Region wird die Dialektalität der Sprachproben sehr ähnlich beurteilt. 2. Die beiden im Hörtest enthaltenen Beispiele für den Regio-

⁶ Vgl. Homepage J.E. Schmidt unter <<http://www.sprachatlas.de>>. Bei „Sprachbeispiel 9“ handelt es sich um eine Hörprobe zum Wittlicher Regionalakzent, bei „Sprachbeispiel 2“ um eine Probe zum „unteren regionalen Substandard“ und bei „Sprachbeispiel 8“ um eine Hörprobe zum Dialekt.

nalakzent (= RA(1) und RA(2), jeweils die zweite und dritte Säule von links) werden innerhalb und außerhalb der Region klar als regionalsprachliche Abweichungen von der Oralisierungsnorm der Standardsprache bewertet. Dies wiederum bedeutet, dass die passive Kompetenz aller bundesdeutschen Hörer die nationale bundesdeutsche Oralisierungsnorm als weitgehend identischen Maßstab zur Beurteilung regionalsprachlicher Abweichungen umfasst und dass die innerregionalen und überregionalen Beurteilungsmaßstäbe übereinstimmen.

Dass es sich hierbei nicht um eine spezifisch mitteldeutsche Sprechlagenbeurteilung handelt, konnte inzwischen in einer Marburger Magisterarbeit gezeigt werden, in der dieselben Wittlicher Hörbeispiele auch in Bayern (Freising) und im Norddeutschen Sprachraum (Itzehoe) naiven Hörern zur Beurteilung dargeboten wurden.

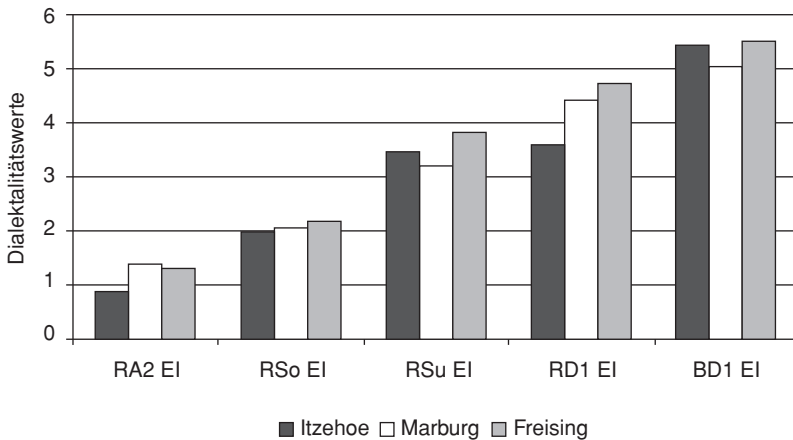


Abb. 6: Regionaler Vergleich der subjektiven Dialektalitätswerte für die Wittlicher Proben (vgl. Purschke 2003, S. 79)

Die Abkürzungen in Abb. 6 sind als „Regionalakzent Eifel“ (= RA EI), „Regionaler Substandard (oben) Eifel“ (= RSo EI), „Regionaldialekt Eifel“ (= RD EI) usw. aufzulösen. Die Ergebnisgraphik macht sichtbar, dass sich die subjektiven Dialektalitätsbeurteilungen sprachraumübergreifend entsprechen. Statistisch korrelieren die Hörerurteile hochsignifikant (vgl. Purschke 2003, S. 78f.). Purschke konnte zudem zeigen, dass diese sprachraumübergreifende Beurteilungskonstanz auch in der „Gegenrichtung“, also für Hörbeispiele zur mittelbairischen „Umgangssprache“ und zum nordniederdeutschen Regionalakzent, gilt (vgl. 2003, S. 81), was hier jedoch nicht weiter ausgeführt werden kann.

4.2 Wandel und Konstanz der alten Oralisierungsnormen (Lameli 2004)

Die Studie Alfred Lamelis zu „Standard und Substandard im diachronen Längsschnitt“ (2004) erweitert unser Wissen um die Entwicklung der bundesdeutschen Oralisierungsnormen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in fast idealer Weise. Ließ sich an der Lenzschen Studie die beginnende Umwertung der alten landschaftlichen Oralisierungsnormen in einem ländlich-sprachkonservativen Raum beobachten, so dokumentiert und analysiert Lameli nicht nur den tatsächlichen Wandel der Oralisierungsnorm in einem (west-)mitteldeutschen Ballungsraum (Rhein-Main-Gebiet), sondern zeigt zudem, dass die Entwicklung im norddeutschen Sprachraum in den letzten Jahrzehnten völlig anders verlaufen ist. Lameli hat in zwei Großstädten (Mainz und Neumünster) 170 Stunden Tonbandmitschnitte von Stadtratssitzungen aus den 50er und den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ausgewertet und dabei Redebeiträge von insgesamt 46 Stadträten mit dem nahezu kompletten Methodenarsenal der modernen Variationslinguistik analysiert (Dialektalitätsmessung, Variablenanalyse, Implikationsanalyse, Hörtest, Fragebogenerhebung zur subjektiven Bewertung).

Was die Studie für die Fragestellung so besonders wertvoll macht, ist 1. die Tatsache, dass die Situation Stadtratssitzung nach übereinstimmender Auskunft aller Informanten eine *standardkonforme Sprechweise* erfordert, 2. dass es sich um eine authentische Situation handelt, in der das linguistische Beobachterparadoxon ausgeschaltet ist, da das Tonbandgerät zu Protokollzwecken in jeder Sitzung mitläuft, und 3. dass wir hier den Wandel natürlich gesprochener Standardsprache über einen Zeitraum von 40 Jahren verfolgen können.

Von den vielfältigen und aufschlussreichen Ergebnissen werden hier in erster Linie nur die der „größten“, weil quantifizierenden Analysemethoden referiert, weil sie die entscheidenden Punkte am deutlichsten hervortreten lassen. Es handelt sich um die Dialektalitätsmessung und wieder um Hörtests. Der beste Überblick ergibt sich aus der Dialektalitätsmessung. Hierzu hat das von Herrgen/Schmidt (1989) entwickelte Verfahren zur Quantifizierung des phonetischen Abstands zur kodifizierten Standardaussprache so weiterentwickelt, dass es auch die in freier Rede im Deutschen unvermeidbaren sprechtempobedingten Silbenreduktionen adäquat behandelt, also die sprachtypische realisationsphonologische Variation nicht als regionale Abweichung von der Standardsprechsprache misst. Das insgesamt recht komplizierte Verfahren kann hier nicht dargestellt werden (vgl. Lameli 2004, S. 65–84). Prinzipiell misst (zählt) das Verfahren die von der gemäßigten Standardsprache, wie sie in den Aussprachewörterbüchern (Duden, GWdA) kodifiziert ist, abweichenden segmentell-phonetischen Merkmale. Die Messwerte lassen sich daher in grober Annäherung wie folgt interpretieren: Ein D-Punkt („Dialektalitätspunkt“) auf der Mess-Skala entspricht im Durchschnitt einem von der Aussprachenorm abweichenden regionalen Merkmal pro Wort des „vermessenen“ Redebeitrages.

Als Vergleichswert für die im Folgenden vorgestellten Ergebnisse können die Werte der Dialektalitätsmessung für Nachrichtensprecher der ARD aus den Jahren 1960 und 2001 dienen.

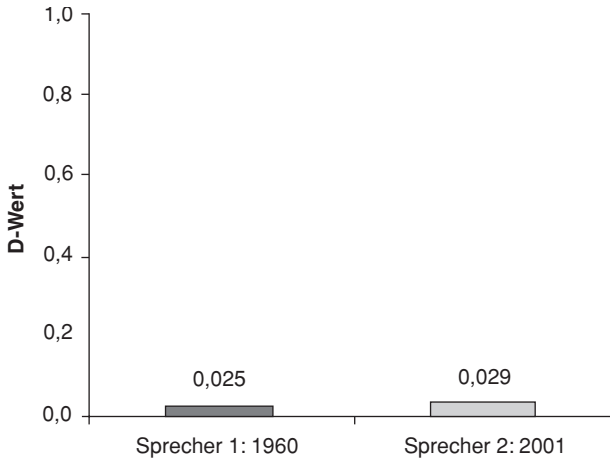


Abb. 7: D-Werte von Nachrichtensprechern der ARD (vgl. Lameli 2004, S. 87)

Gemessen wurden Dialektalitätswerte von 0,025–0,03, d.h. umgerechnet, dass die Nachrichtensprecher durchschnittlich lediglich in jedem 35.–40. Wort ein regionales Merkmal realisieren. Dieses Ergebnis ist in dreierlei Hinsicht wichtig: 1. Das Messverfahren arbeitet valide. Es misst keine Dialektalität, wenn keine vorhanden ist. 2. Geschulten Sprechern ist es tatsächlich möglich, die Aussprachenorm (gemäßigte Standardaussprache), wie sie in den Aussprachewörterbüchern kodifiziert ist, zu erreichen. Lameli (2004, S. 135) bezeichnet diese Sprechlage als *Standard geschulter Sprecher*.⁷ 3. Dieser „Standard geschulter Sprecher“ hat sich in den letzten 40 Jahren nicht verändert.

Wie sieht demgegenüber das Ergebnis für ungeschulte Sprecher in Mainz und Neumünster aus, die sich grundsätzlich um Standardkonformität bemühen?

⁷ Hove (2002, S. 4) bezeichnet diese Sprechlage als *Mediendeutsch*.

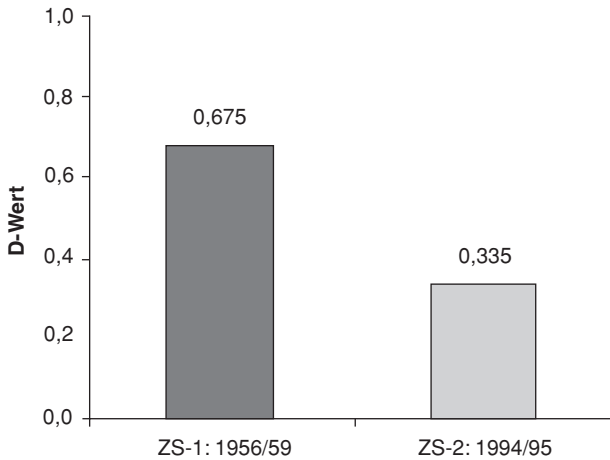


Abb. 8: D-Werte für Mainz in den 50er und 90er Jahren (vgl. Lameli 2004, S. 93)

Die Mainzer Stadträte kommen in den 50er Jahren auf einen durchschnittlichen Dialektalitätswert von 0,7. In den 90er Jahren hat sich dieser Wert auf ungefähr 0,35 reduziert, also ziemlich genau auf die Hälfte. In den 90er Jahren realisieren die Mainzer Stadträte also im Schnitt nur noch ein regionales Merkmal in jedem 3. Wort. Die Wertedifferenz zwischen beiden Zeitschnitten ist statistisch hochsignifikant. Das in seiner Klarheit überraschendste Ergebnis der Studie ergibt sich aus dem Vergleich des mitteldeutschen Mainz mit Neumünster im Norden Schleswig-Holsteins:

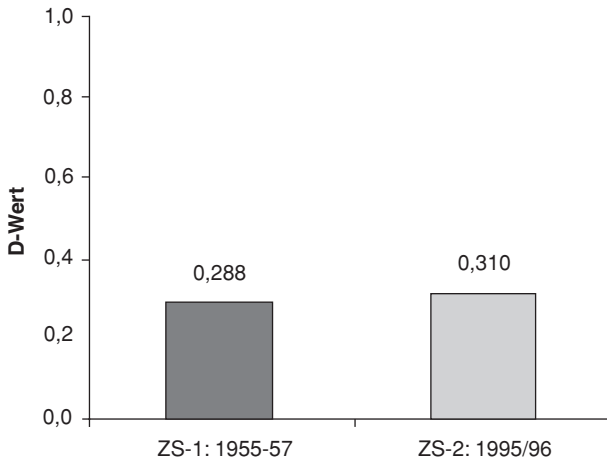


Abb. 9: D-Werte für Neumünster in den 50er und 90er Jahren (vgl. Lameli 2004, S. 212)

Der durchschnittliche Dialektalitätswert der Neumünsteraner Stadträte hat sich seit 40 Jahren nicht verändert. Noch wichtiger ist jedoch, dass die norddeutschen Sprecher in einer Situation, in der Standardkonformität gefordert

ist, seit 40 Jahren konstant die Standardnähe realisieren, die in Mainz erst in den 90er Jahren erreicht wurde.

Vor dem Hintergrund der Fragestellung verdient natürlich der Sprachwandel in Mainz, der offensichtlich mit einem Wandel der Oralisierungsnorm der Standardvarietät zusammenhängt, besondere Beachtung. Abb. 10 gibt die Einzelergebnisse für alle 36 Mainzer Sprecher wieder (18 Sprecher pro Zeitschnitt):

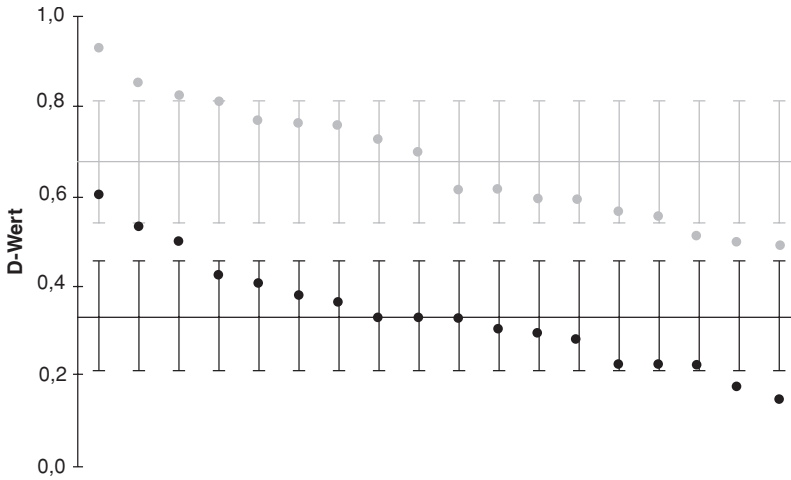


Abb. 10: Durchschnittliche Sprechlagen der Mainzer Zeitschnitte 1 und 2 (vgl. Lameli 2004, S. 95)

Die individuellen Dialektalitätswerte der Sprecher (Kreissymbole) variieren zwischen einem Wert von fast 1,0 (links oben) für einen 1909 geborenen Stadtrat der 50er Jahre, was annähernd einem regionalen Merkmal pro Wort eines Redebeitrages entspricht, und Werten von unter 0,2 (rechts unten) bei zwei Stadträten der 90er Jahre, was im Schnitt einem regionalen Merkmal in jedem sechsten bis siebten Wort eines Redebeitrages entspricht. Die gespreizten Linien markieren den Wert der statistischen Streuung für den jeweiligen Zeitschnitt. *Diese statistische Streuung als Maß der durchschnittlichen Variation ist disjunkt.* Was die Quantifizierung hier in aller wünschenswerten Deutlichkeit sichtbar macht, ist die Veränderung der Oralisierungsnormen. Offensichtlich strebten die Sprecher der 50er Jahre die alte regionale Prestigenorm der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an, während die Mainzer Stadträte der 90er Jahre sich an der neuen nationalen bundesdeutschen Oralisierungsnorm orientieren. Höchst aufschlussreich ist der soziale Faktor, mit dem sich dieser Wandel der Normorientierung in Verbindung bringen lässt. Lameli hat die Korrelationen der D-Werte aller Informanten mit allen möglichen soziodemographischen Faktoren getestet. Das eindeutige Ergebnis lautet: Die absolut klarste Korrelation ergibt sich für das Geburtsjahr. Die statistisch hochsignifikante Zäsur setzt mit dem Geburtsjahrgang 1928 ein. (Vgl. Lameli 2004,

S. 108–112) Die geänderte Oralisierungsnorm gilt also für die Informanten, deren *Kindheit und Jugend bereits ins Rundfunkzeitalter fällt*, für die sich also überhaupt erstmals die Möglichkeit bot, ihre Makrosynchronisierungen an der norddeutsch geprägten Aussprachenorm auszurichten.

Die linguistisch entscheidende Frage lautet: Wie sind die standardorientierten Sprachproduktionen der Sprecher der 90er Jahre einzuschätzen? Ist das der neue „regionale Standard“ (vgl. Auer 1997 und Knipf-Komlósi/Berend 2001) oder beobachten wir den beginnenden Übergang zur Aussprachenorm, wie sie Nachrichtensprecher realisieren? Die Antwort lautet: Wahrscheinlich trifft weder das eine noch das andere zu. Zur verlässlichen Beantwortung der Frage sind einerseits die Selbsteinschätzungen der Sprecher höchst aufschlussreich und zum anderen die Fremdbewertungen in Hörtests, die innerhalb und außerhalb der jeweiligen Sprachräume durchgeführt wurden. Ich referiere zunächst das Ergebnis der Fremdbewertungen. Wie wir gesehen haben, variiert sowohl in Mainz als auch in Neumünster die individuelle Annäherung an die kodifizierte Standardnorm auch in den 90er Jahren noch erheblich (individuelle D-Werte zwischen 0,6 und unter 0,2). Daher hat Lameli Sprachproben aus den Stadtratssitzungen beider Untersuchungsorte in Hörtests beurteilen lassen (=Hörerurteilsdialektalität), wobei er sich ähnlicher Beurteilungsskalen bediente, wie sie im Zusammenhang mit der Lenzschen Studie schon vorgestellt wurden. Die Beurteilergruppen für die Sprachproben aus beiden Städten bestanden aus Kieler und Marburger Hörern. Das Ergebnis lautet: *Es gibt eine perzeptive Grenze der Standardsprachlichkeit* (vgl. Lameli 2004, S. 240–242). D-Werte um 0,2 und weniger, d. h. rein quantitativ von weniger als einem regionalen Merkmal auf im Schnitt 5–7 Wörtern, werden von den Hörern uneingeschränkt als standardsprachlich beurteilt. Lameli bezeichnet diese Sprechlage als „*Kolloquialstandard*“. D-Werte ab 0,4 hingegen werden als deutliche regionale Abweichung von der Standardsprache bewertet. Lameli bezeichnet diese Sprechlage als „*Regionalakzent*“. (Vgl. Lameli 2004, S. 134f.). Abb. 11 veranschaulicht dieses Ergebnis auf der Basis der individuellen Dialektalitätswerte der Mainzer Stadträte der 90er Jahre.

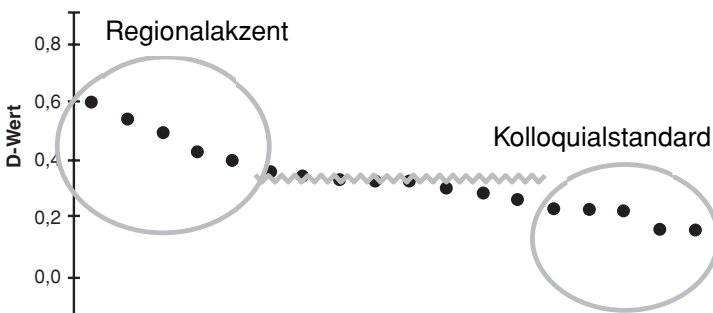


Abb. 11: Perzeptive Grenze der Standardsprachlichkeit in Relation zu den individuellen D-Werten

Um auch hier den Lesern die Möglichkeit zu geben, die Sprachbeispiele selbst einzuschätzen und ihr Ergebnis mit den Beurteilungen naiver Hörer zu vergleichen, sind vier Hörproben (jeweils Kolloquialstandard und Regionalakzent für Mainz und Neumünster) im Internet zugänglich.⁸

Wie in der Region Wittlich stimmen auch in dieser Studie die Selbsteinschätzungen der Sprecher, die Lameli (2004, S. 136f.) für die Mainzer Stadträte der 90er Jahre in vereinfachter Form mit Hilfe von Fragebögen erhoben hat, in auffälliger Weise mit den Fremdbeurteilungen in den Hörtests überein. Die Sprecher mit den relativ höheren D-Werten (0,4 und höher) geben an, nur eine Annäherung an das Hochdeutsche anzustreben und auch zu realisieren, während die Sprecher mit den D-Werten unterhalb der Perzeptionsschwelle angeben, korrektes Hochdeutsch anzustreben und auch zu sprechen. Die Sprecher der letzten Gruppe kritisieren zudem einen Teil ihrer Kollegen für die als nicht situationsangemessen erachtete Restdialektalität ihrer Redebeiträge im Stadtrat. Ganz offensichtlich ist also den Sprechern intuitiv das recht genau bekannt, was hier als perzeptive Schwelle der Standardsprachlichkeit behandelt wurde. Wir haben es in beiden Untersuchungsorten demnach mit mindestens zwei Sprechergruppen zu tun. Eine Gruppe bemüht sich um ein *überregional akzeptiertes Hochdeutsch*. Sie strebt die aktuelle bundesdeutsche Oralisierungsnorm an und erreicht sie auch (= Kolloquialstandard). Eine zweite Gruppe hingegen, die es in Neumünster seit 40 Jahren unverändert gibt, hält in standardkonformen Situationen eine regionale Prestigesprechlage für angemessen (= Regionalakzent).

Besondere Beachtung verdient die dritte Sprechergruppe, deren Dialektalitätswerte um 0,3 liegen und die in dieser Form nur in Mainz zu beobachten ist. Um das Sprachverhalten dieser Gruppe in standardkonformen Situationen zu verstehen, ist es notwendig, zumindest knapp auf den bisher ausgesparten qualitativen Aspekt einzugehen. Die standardabweichenden arealen Merkmale, die alle untersuchten Sprecher in beiden Untersuchungsorten auch in den 90er Jahren realisieren – wenn auch in individuell sehr unterschiedlichem Maß –, sind natürlich die regional typischen: für Neumünster also etwa die bei nordniederdeutscher sprachhistorischer Ausgangsbasis erwartbaren Merkmale Rundung von standardsprachlich /t/, die offene gehobene Qualität des (vokalisierten) -er-Auslautes oder die orale Verschlusslösung bei auslautendem standardsprachlichem /ŋ/, für Mainz hingegen etwa die bei rheinfränkischer sprachhistorischer Ausgangsbasis erwartbaren Merkmale Vokalnasalierung, Schwasynekopierung oder Desonorisierung von standardsprachlich /z/ und viele andere (vgl. ausführlich Lameli 2004, Kap. 7.2 und 8.3). Dabei lässt sich allerdings ein höchst bemerkenswerter Unterschied feststellen. In Neumünster liegen in beiden Zeitschnitten dieselben regionalen Merkmale vor, wenn sie auch in individuell sehr unterschiedlichem Maß

⁸ Vgl. Homepage J.E. Schmidt unter <<http://www.sprachatlas.de>>.

realisiert werden, während sich in Mainz ein Teil der in den 50er Jahren realisierten regionalen Merkmale in den 90er Jahren nicht mehr oder fast nicht mehr findet. So sind die in den 50er Jahren noch sehr häufigen Standarddifferenzen im Stamm- und Nebensilbenvokalismus in den 90er Jahren weitgehend abgebaut, während sich einzelne, aber nicht alle konsonantischen Merkmale in hohem Maße als „abbauresistent“ erweisen. Auffällig ist, dass ausgerechnet bei den Variablen, bei denen phonologische Kontraste zwischen dem rheinfränkischen Substandard und der Standardvarietät vorliegen (z. B. Koronalisierung von standardsprachlich /ç/ oder standardabweichende Sonorisierung und Desonorisierung von standardsprachlich /s/ vs. /z/; vgl. Lameli 2004, S. 156f. u. 162) die Reduktion der standardabweichenden Varianten am geringsten ausfällt. Für die dritte Sprechergruppe lässt sich auf diesem Hintergrund konstatieren, dass sie sich bemühen, die neue nationale Oralisierungsnorm zu erreichen, dass ihnen dies aber nur eingeschränkt gelingt. Plakativ und metaphorisch formuliert, kämpfen sich diese Sprecher an der sprachkognitiven Grenze der Vollvarietäten ab.

5. Fazit und Definition

Als Ergebnis der bisherigen Ausführungen soll abschließend versucht werden, zwei Fragen zu beantworten. Die Fragen lauten: 1. Was heißt „gemeinsame Norm“, woran genau richten sich die Makrosynchronisierungen aus? Und 2. welche Rolle spielt Arealität innerhalb des Geltungsbereichs einer Norm?

Zu 1. Für die Gesamtsprache Deutsch gibt es **eine literale Norm**.⁹ Sie ist für den literalen Fundamentbereich (Orthographie, Morphologie und Syntax) kodifiziert (überstaatliche amtliche Rechtschreibregelung; Grammatiken) und toleriert hier nur in geringem Maß Variabilität. Die Dynamik dieses Fundamentbereichs wird normalerweise nicht wahrgenommen. Bewusst werdende Änderungen werden – wie nicht zuletzt die Debatten um die letzte Orthographiereform zeigen – strittig ausgetragen. Der Wortschatz hingegen unterliegt einer schnellen und daher von allen bemerkten Veränderung. Er ist nur in engen Grenzen normierbar. Eine begrenzte Zahl nicht gesamtsprachlicher Lexeme (*Matura* vs. *Abitur*; *Fahrerlaubnis* vs. *Führerschein* usw.) wird daher von der Mehrzahl der Sprachteilhaber nicht als Beeinträchtigung der prinzipiellen Einheitlichkeit empfunden.¹⁰

Bezogen auf die eine literale Norm der Standardvarietät des Deutschen gab es immer **mehrere Oralisierungsnormen** mit wechselndem Prestige und unterschiedlichen kommunikativen Geltungsbereichen. Vor dem 19. Jahrhundert hatte die Oralisierungsnorm des Sprachraums, in dem die literale Norm ent-

⁹ Wenn es wie im Letzeburgischen gelingt, eine eigene literale Norm als Bezugspunkt für die Makrosynchronisierungen eines Teils der Sprachgemeinschaft zu etablieren, führt dies längerfristig zur Entwicklung einer eigenen Sprache.

¹⁰ Zur unterschiedlichen Relevanz von Regionalismen in der gesprochenen und geschriebenen Standardsprache vgl. auch Hove 2002, S. 4.

standen ist (Mitteldeutsch, bes. das Ostmitteldeutsche), gesamtsprachlich das höchste Prestige.¹¹ Beginnend mit dem 19. Jahrhundert gelangte die „buchstabennahe“ norddeutsche Oralisierungsnorm zu besonderem Ansehen.¹² Sie war (mit schmalen empirischem Bezug) Grundlage einer ersten „Kodifizierung“, als Theodor Siebs 1898 die „Bühnenaussprache“ normierte.¹³ Es handelte sich um ein Konstrukt („Ideal“), das zum Ziel der Spezialausbildung einer bestimmten Gruppe (Berufssprecher) wurde, was eine spezielle Form der Mesosynchronisierung darstellt. Die Annäherung an dieses Ideal, die trainierten Sprechern im Berufsalltag möglich war („Rundfunksprache“ in der BRD und der DDR), wurde dann zur (breiteren), diesmal echten empirischen Basis einer zweiten Kodifizierung als „gemäßigte Hochsprache“.¹⁴

Für den hier behandelten Zusammenhang ist entscheidend, dass immer nur Teile der Sprecher des Deutschen ihre Makrosynchronisierungen an dieser kodifizierten Norm ausrichteten und ausrichten (heutige Bundesrepublik Deutschland). Im Oberdeutschen hatten sich mehrere eigene, nicht kodifizierte Oralisierungsnormen der Standardvarietät entwickelt, von denen zwei seit inzwischen sieben Jahrzehnten massenmedial präsent sind und für Großgruppen zunehmend zum Ziel der Makrosynchronisierungen wurden: Die österreichische und die Schweizer Oralisierungsnorm.¹⁵ Dass hier tatsächlich Staatsgebiete zur relevanten Größe für die Mündlichkeit der Standardvarietät werden konnten, hängt natürlich damit zusammen, dass über Jahrzehnte der Kommunikationsradius der entscheidenden „Normierungsgagenturen“, der (halbstaatlichen) Rundfunk- und Fernsehanstalten, in etwa mit den Staatsgrenzen zusammenfiel.¹⁶

¹¹ Vgl. Josten 1976, S. 22–33. Vgl. auch die Zusammenstellung der wichtigsten Forschungsliteratur in Wiesinger 2000, S. 1933f.

¹² Vgl. Mattheier 2003, S. 237 und Löffler 2000, S. 1967; vgl. auch Ludwig 1998, S. 162. Zu beachten ist jedoch, dass die kodifizierte „norddeutsche“ Aussprache nur eingeschränkt mit den norddeutschen Aussprachekonventionen des 19. Jahrhunderts übereingestimmt haben kann. Wie komplex die Verhältnisse im Einzelnen gewesen sein dürften, hat Mihm (2004) jüngst am Beispiel der Auslautverhärtung gezeigt.

¹³ Vgl. zusammenfassend Besch 2003b.

¹⁴ Zunächst im GWdA kodifiziert, dann im Duden Aussprachewörterbuch und schließlich auch im „Siebs“ berücksichtigt. Vgl. auch König 2000.

¹⁵ Zur Entwicklung der schweizerdeutschen Oralisierungsnorm, der „schweizerhochdeutschen Sprachkonvention“, vom 19. Jahrhundert bis zu den Richtlinien „Deutsch sprechen am Radio“ (1993) vgl. Hove 2002, S. 6–8 und 32–39. Zur Forschungsliteratur einschließlich der verschiedenen Kodifizierungsbemühungen vgl. Hove 2002, S. 14–17. Die aktuellste Zusammenstellung der Forschungsliteratur zur österreichischen Oralisierungsnorm findet sich in Scheuringer 2001, S. 113–115.

¹⁶ Zur prinzipiellen Relevanz der nationalen Grenzen vgl. den Forschungsüberblick in Ammon 1995, S. 35–73. Zum empirischen Zusammenhang zwischen der arealen Distribution phonetischer Merkmale und der Schweizer Staatsgrenze vgl. Hove 2002, S. 11 und 151f.

Zu 2. Welche Rolle Arealität innerhalb der Oralisierungsnormen der Standardvarietät spielt, habe ich an den empirischen Studien für den Geltungsbereich der bundesdeutschen Oralisierungsnorm zu zeigen versucht. Der natürliche Spracherwerb führt unvermeidlich dazu, dass die Sprache jedes Individuums areale Merkmale aufweist, d. h. Merkmale, deren Verbreitungsgebiet kleiner ist als das der Oralisierungsnormen. Es konnte gezeigt werden, dass es Berufssprechern möglich ist, echte areale Merkmale fast perfekt zu vermeiden. Für diese Sprechlage wurde die Bezeichnung *Standard geschulter Sprecher* vorgeschlagen. Der Befund für untrainierte Sprecher stellt sich völlig anders dar: Auch norddeutsche Sprecher realisieren in standardkonformen Situationen ein individuell sehr unterschiedliches Maß an „Restarealität“.

Theoretisch aufschlussreich ist nun, wie Sprecher und Hörer diese „Restarealität“ kommunikativ handhaben. Wenn die Anzahl und Qualität der Regionalismen eine bestimmte „Schwelle“ unterschreiten, so werden vorhandene Regionalismen („Restarealität“) nicht mehr wahrgenommen. Für diese Sprechlage wurde die Bezeichnung *Kolloquialstandard* vorgeschlagen. Wird diese perzeptive Grenze der Standardsprachlichkeit jedoch überschritten, so sprechen wir von *Regionalakzent*. Die Sprecher verfügen über ein intuitives Wissen um diese Schwelle: Es ist schon seit längerem bekannt, dass es bestimmte areale Merkmale gibt, die von naiven Hörern überhaupt nicht bemerkt werden, während andere auch bei sehr niedriger Frequenz als hochauffällige Abweichungen bewertet werden (vgl. Herrgen/Schmidt 1985). In den auf die nationale Oralisierungsnorm gerichteten Makrosynchronisierungen erwerben Sprecher und Hörer ein intuitives Wissen um diese linguistisch nur zum Teil ableitbare Qualität arealer Merkmale. Für natürliches Sprachverhalten in formalen Situationen konnte gezeigt werden, dass genau diese Qualität den langfristigen Wandel steuert. Wir bezeichnen diese Qualität als die **Salienz eines arealen Merkmals**.¹⁷ Theoretisch müssten die Salienzbeurteilungen im gesamten Geltungsbereich einer Oralisierungsnorm identisch sein. Empirisch ließ sich tatsächlich zeigen, dass dies der Fall ist: Ob und wie stark eine Sprachprobe von der standardsprachlichen Oralisierungsnorm abweicht, wird von bayerischen, mitteldeutschen und norddeutschen Hörergruppen weitgehend identisch beurteilt. Ob und in welchem Maß saliente Regionalismen tatsächlich dem Sprachwandel unterliegen, hängt von weiteren linguistischen Eigenschaften ab: Während einzellemmatische regionale Identitätsmarker und Alternanzen, bei denen die standardkonformen Allophone regionalsprachliche Äquivalente an beliebigen Positionen des prosodisch-phonologischen Systems aufweisen, grundsätzlich auf der Basis der individuellen oder gruppenspezifischen Einschätzung situativer Angemessenheit kontrolliert werden können, erweisen sich andere Regionalismen in hohem Maße als remanent. Es sind zum einen diejenigen, die auf Differenzen im Fundamental-

¹⁷ Vgl. Trudgill 1986, S. 11 und die Literaturübersicht in Lenz 2003, S. 26–28.

bereich der sprachlichen Kompetenz beruhen (= Grenze von Vollvarietäten) und daher individuell nur schwer kontrollierbar sind (z. B. Koronalisierung), und zum anderen solche, bei denen regionale und standardsprachliche Lautklassen alternative Produktionsarten aufweisen, die für sprachliche „Normalbegabungen“ nur im Rahmen eines Sprechtrainings veränderbar sind (z. B. Zentralisierung im Sächsischen oder bestimmte /r/-Allophone).

Als Fazit des Ausgeführten wird abschließend vorgeschlagen, die Standardvarietät linguistisch genauso abzugrenzen, wie es dem Varietätenbewusstsein naiver Sprecher/Hörer entspricht, also auf der Basis des Begriffs der Vollvarietät und des Salienzbegriffs:

Standardsprache heißt diejenige Vollvarietät, auf deren Literalisierungsnorm die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre Makrosynchronisierung ausrichten. Die – nationalen – Oralisierungsnormen dieser Vollvarietät sind durch Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen gekennzeichnet.

Was für die übrigen Vollvarietäten der deutschen Gesamtsprache gilt, gilt natürlich erst recht für die Standardvarietät. Sie ist in mehrfacher Weise komplex. Sie umfasst (im Deutschen) eine gesamtsprachliche Literalisierungsnorm, drei nationale Oralisierungsnormen, verschiedene Sprechlagen innerhalb der Oralisierungsnormen und eine Fülle sektoraler Varietäten („Fachsprachen“, „Sondersprachen“ etc.).

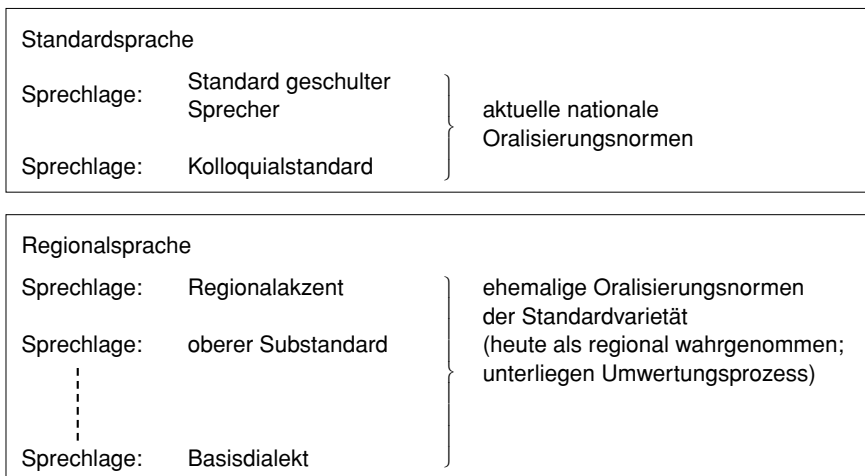


Abb. 12: Abgrenzung von Standardsprache und Regionalsprache

Die nationalen Oralisierungsnormen bilden heute die vertikale Grenze zu den verschiedenen Regionalsprachen des Deutschen, deren standardnächste Sprechlagen die jeweiligen Regionalakzente darstellen. In ihnen leben die ehemaligen Oralisierungsnormen der Standardvarietät fort. Sie werden heute als regional begrenzt wahrgenommen und unterliegen einem massiven Umwertungsprozess.

Literatur

- Auer, Peter (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In: Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hg.), S. 129–161.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Berend, Nina: Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In diesem Band.
- Berthele, Raphael [u. a.] (Hg.) (2003): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica. 65).
- Besch, Werner [u. a.] (Hg.) (2000): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. 2. vollst. neu bearb. u. erw. Auflage. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.2).
- Besch, Werner (2003a): Die Regionen und die deutsche Schriftsprache. Konvergenzfördernde und konvergenzverhindernde Faktoren. Versuch einer forschungsgeschichtlichen Zwischenbilanz. In: Berthele, Raphael [u. a.] (Hg.), S. 5–27.
- Besch, Werner (2003b): Aussprache-Standardisierung am grünen Tisch? Der ‚Siebs‘ nach 100 Jahren. In: Androutsopoulos, Jannis K./Ziegler, Evelyn (Hg.): „Standardfragen“. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt a. M. [usw.] (VarioLingua. 18), S. 15–26.
- Bürkle, Michael (1995): Zur Aussprache des österreichischen Standarddeutschen. Die unbetonten Silben. Frankfurt a. M. [usw.] (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 17).
- Christen, Helen (2001): Die regionalen Besonderheiten der deutschen Standardsprache in der Schweiz. In: Knipf-Komlósi/Berend (Hg.), S. 120–159.
- Duden Aussprachewörterbuch (2002). Wörterbuch der deutschen Standardaussprache. 4. neu bearb. und aktualisierte Auflage. Bearb. v. Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim (Duden. 6).
- GWdA (1982) = Krech, Eva-Maria [u. a.] (Hg.): Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. Zwei Dialektalitätsbegriffe und die ihnen entsprechenden Meßverfahren. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 52, S. 20–42.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (1989): Dialektalitätsareale und Dialektabbau. In: Putschke, Wolfgang [u. a.] (Hg.): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg (Deutsche Dialektgeographie. 90), S. 304–346.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich [in Vorbereitung]: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin (Grundlagen der Germanistik).
- Hove, Ingrid (2002): Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen (Phonai. 47).
- Josten, Dirk (1976): Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation. Bern/Frankfurt a. M.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth/Berend, Nina (Hg.) (2001): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest/Pécs (Studia Linguistica).

- König, Werner (1989): Atlas der Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Text, Bd. 2: Tabellen und Karten. Ismaning.
- König, Werner (2000): Wenn sich Theorien ihre Wirklichkeit selbst schaffen: Zu einigen Normen deutscher Aussprachewörterbücher. In: Buhofer Häcki, Anneli (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Unter Mitarb. von Lorenz Hofer [u. a.]. Tübingen/Basel (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 80), S. 87–98.
- Lameli, Alfred (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte).
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 125).
- Löffler, Heinrich (2000): Gesprochenes und Geschriebenes Deutsch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner [u. a.] (Hg.), S. 1967–1980.
- Ludwig, Otto (1998): Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen. In: Cherubim, Dieter [u. a.] (Hg.): Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin/New York.
- Mattheier, Klaus J. (2000): Die Durchsetzung der deutschen Hochsprache im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: sprachgeographisch, sprachsoziologisch. In: Besch, Werner [u. a.] (Hg.), S. 1951–1967.
- Mattheier, Klaus J. (2003): German. In: Deumert, Ana/Vandenbussche, Wim (Hg.): Germanic Standardizations. Past to Present. Amsterdam/Philadelphia (Impact: Studies in language and society. 18), S. 211–244.
- Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hg.) (1997): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt am Main [usw.] (VarioLingua. 1).
- Mihm, Arend (2003): Schreibsprachliche und akrolektale Ausgleichsprozesse bei der frühneuzeitlichen Standardisierung. In: Berthele, Raphael [u. a.] (Hg.), S. 79–110.
- Mihm, Arend (2004): Zur Geschichte der Auslautverhärtung. Erscheint in: Sprachwissenschaft 29.
- Ottersbach, Lene (2002): Verdichtungsbereiche im Wittlicher Substandard. Zum Zusammenhang von Variablenanalyse und Dialektalitätsmessung. [Magisterarbeit Marburg].
- Purschke, Christoph (2003): Hörerurteil-Dialektalität. Versuch einer methodischen Validierung des Tests zur Hörerurteil-Dialektalität im Hinblick auf die empirische Untersuchung regionaler Bewertungsdifferenzen im Hörerurteil. [Magisterarbeit Marburg].
- Richey, Michael (1754): Idioticon Hamburgense oder Wörter=Buch zur Erklärung der eigenen, in und Hamburg gebräuchlichen, Nieder=Sächsischen Mund=Art. Jetzo vielfältig vermehret, und mit Anmerkungen und Zusätzen Zweener berühmten Männer, nebst einem Vierfachen Anhang. Hamburg.
- Scheuringer, Hermann (2001): Die deutsche Sprache in Österreich. In: Knipf-Komlósi/Berend (Hg.), S. 95–119.
- Schmidt, Jürgen Erich (i. E.): Sprachdynamik. Erscheint in: Eggers, Eckhard/Schmidt, Jürgen Erich/Stellmacher, Dieter (Hg.): Moderne Dialekte, neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Marburg vom 5.–8. März 2003. Stuttgart (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte).
- Schmidt, Jürgen Erich (i. E.): Versuch zum Varietätenbegriff. Erscheint in: Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hg.): Varietätentheorie. Frankfurt a. M. [usw.] (VarioLingua).

- Siebs Deutsche Aussprache (1969). Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. 19. Umgearb. Auflage. Hg. von Helmut de Boor [u. a.]. Berlin.
- Socin, Adolf (1888): Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn (Nachdruck: Hildesheim/New York 1970).
- Spiekermann, Helmut: Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In diesem Band.
- Stalder, Franz Joseph (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Aarau.
- Takahashi, Hideaki (1996): Die richtige Aussprache des Deutschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Maßgabe der kodifizierten Normen. Frankfurt a. M. [usw.] (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft. 27).
- Trudgill, Peter (1986): Dialects in Contact. Oxford (Language in Society. 10).
- Weinrich, Johann Michael (1720): Kirchen- und Schulen-Staat des Fürstenthums Henneberg alter und mitlerer Zeiten. Leipzig.
- Werner, Elvira (1999): Mundart im Erzgebirge. Marienberg.
- Wiesinger, Peter (Hg.) (1988): Das österreichische Deutsch. Wien [usw.] (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 12).
- Wiesinger, Peter (2000): Die Diagliederung des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner [u. a.] (Hg.), S. 1932–1951.

PETER BASSOLA

Vielfalt der deutschen Sprache aus ungarischer Sicht

– didaktisch und methodologisch

Abstract

Die neue politische, wirtschaftliche u. a. Situation in Ost-Mittel-Europa, so auch in Ungarn, verlangt ein höheres Niveau der Fremdsprachenkenntnis, die je nach Bildung, sozialer Stellung differenziert erscheint. In Ungarn, wo die deutsche Sprache und Kultur traditionell immer schon eine besondere Stellung eingenommen hat, ist Deutsch in der Sprachenwahl im schulischen Unterricht immer noch auf Platz zwei. Dies wird wohl auch durch die Nachbarschaft mit Österreich, einem deutschsprachigen Land, und die intensiven wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen mit den deutschsprachigen Ländern begründet. Diesen neuen Anforderungen muss ein differenzierter, die Varietäten berücksichtigender DaF-Unterricht entsprechen.

Nach einem kurzen Überblick über die Varietätenvielfalt und die Verflechtung der Varietäten des Deutschen wird der Grad der Abweichung der Varietät von der Standardvarietät auf der Varietätenskala dargestellt. Im Weiteren werden die sprachlichen und linguistischen Ebenen im Hinblick auf die Varietäten unter die Lupe genommen.

Es wird untersucht, welche Varietät und in welcher Tiefe je nach Alter, Funktion u. a. im Rahmen des ungarischen Schulsystems unterrichtet werden soll. Der Autor des Beitrags plädiert für die immer breitere Anwendung des zweisprachigen Sach- und Fachunterrichts, der im Idealfall letzten Endes in eine angelernte Zweisprachigkeit münden kann bzw. sollte.

1. Einleitung

Aus Gründen der neuen politischen und der daraus folgenden sprachlichen Situation in Europa sollte man die gemeinsame und die nationale Sprachpolitik überdenken und darauf basierend ein Modell des Fremdsprachenunterrichts ausarbeiten. Der vorliegende Beitrag geht davon aus, dass in den mitteleuropäischen Ländern, so auch in Ungarn, die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung in der nächsten Zukunft (mindestens) eine Zweisprachigkeit erlangen muss, was u. a. voraussetzt, dass die erste und die weiteren Fremdsprachen auch im Hinblick auf die Varietäten unterschiedlich unterrichtet werden müssen. (Zur ersten Fremdsprache vgl. unten 2., 5. und 6. Ausblick, zur 2. Fremdsprache u. a. 2.3 Fachsprache).

Hinsichtlich der deutschen Sprache existiert in Ungarn eine besondere Situation, weil dort immer noch – zwar in einem schwindenden Zustand und Prozess – eine deutschsprachige Minderheit existiert. Die besondere Situation

wird noch dadurch gekennzeichnet, dass die deutsche Sprache in Ungarn Jahrhunderte lang als Amtssprache, als Verkehrssprache, ja lange Zeit als offizielle Sprache existierte.

In der Fremdsprachenwahl des institutionalisierten Unterrichts in Ungarn spielt die deutsche Sprache (mit etwa 40–45%) nach Englisch (mit nahezu 50%) immer noch eine herausragende Rolle. Dies setzt voraus, dass relativ viele Schüler Deutsch als 1. Fremdsprache wählen.

Deshalb ist es nötig, die Varietätenvielfalt des Deutschen für den schulischen Unterricht darzustellen.

Vielfalt der deutschen Sprache – Varietäten und andere Varianten

Die spezifischen Erscheinungsformen einer Sprache, die je nach „Sprecher, Umstand, Zeit und Ort“ unterschiedlich auftreten, werden in der Fachliteratur als Varietäten bezeichnet, die Variationsvielfalt der Sprache wird auch Variabilität oder Variation genannt (vgl. Berruto 1987, S.263). In der Zusammenfassung der Forschungsergebnisse spricht Berruto (1987, S.266) je nach zeitlichem, geographischem oder sozialem bzw. situationalem Aspekt „von vier Klassen der Varietäten“:

Varietäten (Berruto 1987, S. 266)

diachronisch	diatopisch	diastratisch	diaphasisch
--------------	------------	--------------	-------------

Tabelle 1: Varietätentypen nach Berruto

Die Varietätenvielfalt der deutschen Gegenwartssprache zeigt die Tabelle 2, wo auch erkenntlich ist, dass die deutsche Standardsprache alle Varietäten überdacht (vgl. Kloss 1978, S. 60 und Ammon 1991, S. 19ff.).

Wie aus der Tabelle ersichtlich bilden sich die einzelnen Varietäten nach unterschiedlichen Gesichtspunkten oder Funktionen. Dabei ist Folgendes anzumerken:

- a) Die Entfernung von der Standardsprache ist in jeder Varietätengruppe auf einer Skala darzustellen, wobei sich am linken Ende der Skala die Varietätentypen mit der größten Abweichung befinden und am rechten Ende die Standardsprache selbst steht. Zwischen den beiden Polen finden sich die einzelnen Erscheinungsformen ohne feste Grenzen. (Die vertikale Gliederung in der Tabelle 2 spiegelt nicht unbedingt die Positionierung auf der Varietätenskala wieder.)

Diese Entwicklungsskala ist am leichtesten in der diachronischen Varietät zu erkennen: Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch – Frühneuhochdeutsch – Neuhochdeutsch. Ähnlich sieht es auch bei der diatopischen Varietät aus, wo sich die nationalen Varietäten, die der Standardsprache näher stehen als die dialektalen, in einem lange andauernden Prozess ausgebildet haben.

Deutsche Standardsprache(n)					
<u>diachronische Varietät</u>	<u>diatopische oder regionale Varietät</u>	<u>diastatische Varietät</u>	<u>diaphasische Varietät</u>	<u>fachsprachliche Varietät</u>	<u>idiolektale Varietät</u>
Neuhochdeutsch	nationale Varietäten	Soziolekte	Sprache(n) im unterschiedlichen oder in unterschiedlichen Situationen	Fachsprachen	z.B. Variation von grammat. Formeln, Ausdrücken, Wörtern
Frühneuhochdeutsch					
Mittelhochdeutsch	Umgangssprache(n)		Jugendsprache	Studentensprache	sprachliche Formen bis zur Grenze der Akzeptabilität
Althochdeutsch	dialektale Varietäten		Kindersprache		
			Sprache älterer Menschen		

Tabelle 2: Vielfalt der Varietätentypen

Am Beispiel der bairisch-österreichischen Dialekte kann man sich dies folgendermaßen vorstellen:

baierisch-österreichische Dialekte wie alemannisch, tirolerisch, niederösterreichisch etc. → ihre regionalen Varietäten → die österreichische nationalsprachliche Varietät → die deutsche Standardsprache

diatopische Varietätenskala

Die gleiche Abstufung können wir auch im fachsprachlichen Varietätenbereich beobachten:

fachsprachliche Kommunikation unter Fachleuten → fachsprachliche Berichte für Laien (in der Tagespresse oder auch mündlich) → fachsprachliche Wendungen und Ausdrücke, die in die Standardsprache integriert werden

fachsprachliche Varietätenskala

- b) Andererseits ist unbedingt hervorzuheben, dass die in der Tabelle 2 dargestellten Varietäten in Wirklichkeit nicht so klar getrennt vorkommen, sondern in einer eigentümlichen Mischung von diatopischer, diastatischer,

diaphasischer und fachsprachlicher ev. auch idiolektaler Variation, was durch die gleiche Schattierung zum Ausdruck gebracht werden soll. Die Kombinationsvarianz der Varietätenmischung wird von den Varietätentypen kontrolliert: so schließt z. B. die Kindersprache die fachsprachliche Varietät aus. Zur horizontalen Mischung der Varietäten innerhalb der diatopischen/nationalen Varietät vgl. Hutterer 1991, weiterhin Földes 2002, S. 227.

Obige Einteilung in Tabelle 2 kann je nach **Sprechsprache** bzw. **Schriftsprache** zweigeteilt werden, wobei die Proportionen unterschiedlich erscheinen. (Vgl. auch unten 2.2. sowie die Erläuterung zur Tabelle 5). Zur Korrelation von Sprech- und Schriftsprache (Nähe und Distanz) sowie der Varietätenkette siehe Koch/Oesterreicher 1994, S. 594ff.

Im Weiteren möchte ich die Komplexität der einzelnen Varietäten aufzeigen und innerhalb der einzelnen Varietätenbereiche zeigen, was auf welcher Unterrichtsebene zu unterrichten ist.

1.1. Die diachronische Varietät soll kein Gegenstand im schulischen Unterricht sein. Im besten Fall kann in höheren Schulklassen gezeigt werden, wie sich z. B. mittelhochdeutsche Gedichte in der Originalform anhören. Sprachgeschichte muss aber in der Germanisten- und der Deutschlehrausbildung mitberücksichtigt und unterrichtet werden, damit die angehenden Lehrer die Entwicklung der Sprache begreifen können. Dadurch können die Studierenden den Wandel der Sprache auch in der Gegenwart verstehen und die Parallelen der Entwicklungstendenzen erkennen. Deutschlehrer, die in Minderheitenschulen unterrichten, sollen die phonetischen, grammatischen und lexikalischen, ja auch syntaktischen Ähnlichkeiten zwischen heutigen dialektalen und früheren historischen Formen erkennen.

1.2. Zur diatopischen Varietät und – innerhalb der regionalen Varietäten – zur nationalen Varietät entfachte sich in der letzten Zeit eine Diskussion, wobei immer mehr die Plurizentrität des Deutschen hervorgehoben wurde (vgl. u. a. Clyne 1995, S. 20–65, Ammon 1995a, Muhr 1993, 1997). Die drei nationalen Varietäten (die deutsche, die österreichische und die schweizerische) beschreibt Clyne (1995, S. 23ff.) auf allen sprachlichen Ebenen, wobei er auch auf die sprachliche Unterscheidung zwischen Nord- und Süddeutschland eingeht (ebda, S. 25f.).

Auf der Tagung der ungarischen Deutschlehrer im Jahre 2001 zum Thema Sprachpolitik in Europa im Allgemeinen und in Ungarn im Besonderen hat Peter Wiesinger betont, dass sich die Standardsprache selbst aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Erscheinungsformen zusammensetzt:

„die deutsche Schrift- und Standardsprache ist keine Einheitssprache, sondern verfügt über Varianten, die Varietäten konstituieren.“ (Wiesinger 2001, S. 45)

Dabei plädierte er für die Berücksichtigung der nationalen Varietäten im Deutschunterricht:

„Die einzelnen nationalen Varietäten [aber] sind hinsichtlich der Norm gleichwertig, und keine dieser Varietät kann für sich beanspruchen, die alleinige, allseits verbindliche Norm darzustellen.“ (Wiesinger 2001, S. 44)

Im schulischen Unterricht muss sich der Lehrer/die Lehrerin dessen bewusst sein, dass mehrere nationale Varietäten existieren, auch wenn man nur eine von ihnen unterrichtet, meistens die deutsche. Wenn aber z. B. österreichische Gäste in die Schule kommen oder wenn Kinder in den Ferien in Gebieten waren, wo eine andere Standardvarietät gesprochen wird, muss man die Abweichungen erklären können. (Vgl. Baßler/Spiekermann 2001)

Dass das österreichische Deutsch mit einem kleinen Anteil von 23 Wörtern auch unter den EU-Sprachen vertreten ist (vgl. das Protokoll 10, de Cillia 1995, S. 121ff.), ist ein kleines Zeichen seiner Anerkennung als Nationalsprache. Es hat vielleicht nur eine symbolische Bedeutung.

In der Schweiz gibt es eine Diglossie zwischen Mundart als gesprochener Sprache und Standarddeutsch als Schriftsprache (Clyne 1995, S. 41ff., Schrodtt 1997, S. 14ff., Ris 1986, S. 29). Das führt auch zu immensen Schwierigkeiten u. a. bei nicht Deutsch sprechenden Schweizern, die Schwyzertütsch als zusätzliche Fremdsprache neben Deutsch lernen müssten, wollten sie sich in der deutschen Schweiz verständigen (Ris a. a. O.). Trotzdem ist Ris der Meinung, dass Welschschweizer nicht die Mundart lernen sollten, denn dann stellte sich die Frage, welche Schweizer Mundart ausgewählt werden sollte (S. 33f.). Zum Unterricht der regionalen Varietäten im Deutsch als Fremdsprachenbereich s. noch Baßler/Spiekermann (2001).

Die Beziehung zwischen Standarddeutsch und Varietäten bzw. den Übergang von der Standardsprache durch die einzelnen Varietäteten bis hin zum anderen Extrem, wie z. B. zum fehlerhaften Deutsch von Ausländern, stellt Richard Schrodtt in Anlehnung an die Zentrum – Peripherie-Theorie der Prager Schule mit Hilfe von konzentrischen Kreisen dar (1997, S. 21ff.):

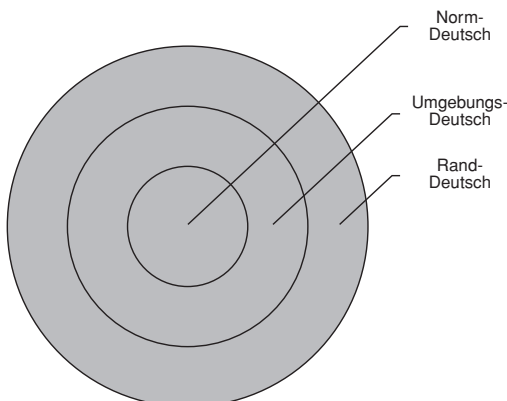


Tabelle 3: Die Beziehung zwischen Standarddeutsch und Varietäten nach Schrodts Darstellung

Norm-Deutsch ist das Standarddeutsch oder die normierte Schriftsprache im Zentrum.

Rand-Deutsch ist, was noch als Deutsch bezeichnet werden kann, aber vielleicht grammatisch nicht korrekt ist; so z. B. falsches Deutsch bei Fremdsprachlern.

Umgebungs-Deutsch, das sich zwischen den beiden befindet, erfasst z. B. mundartliche Varianten oder bestimmte Bereiche der Fachsprache. Zwischen den einzelnen Feldern gibt es keine feste Grenze. Der deutsche Muttersprachler kann sogar oft zwischen Umgebungs-Deutsch und Rand-Deutsch nicht unterscheiden. Er kann nicht eine für ihn ungewöhnliche Variante dem Umgebungs- oder dem Rand-Deutsch zuordnen. Z. B. kann er beim Genus der Substantive nicht immer richtig einschätzen, ob der/das Schnitzel, der/das Liter u. a. eine regionale Variante oder überhaupt falsch ist. Linguistisch gesehen besteht der Unterschied zwischen den beiden Bereichen in ihrer (vorhandenen oder fehlenden) Systemhaftigkeit: Während das Umgebungs-Deutsch über ein System verfügt, hat Rand-Deutsch keines; es kann später einmal ein System haben, wenn sich z. B. ein Pidgin-Deutsch konstituieren würde. Im Unterricht sollte man die Abweichungen im Umgebungs-Deutsch erklären, sei es im Rahmen der nationalen Varietät oder der Fachsprachen o. ä., indem man sie den einzelnen Bereichen zuordnet. Die fehlerhaften Formen des Rand-Deutsch müssen jeweils als Korrektur genannt werden.

1.3 Die Fachsprachen sind in Schrodt's Darstellung (1997, S. 22f.) im Umgebungsdeutsch angesiedelt.

Fachsprache und Wissenschaftssprache unterscheiden sich vom Standarddeutschen meist im Hinblick auf den Wortschatz, aber oft auch mit Bezug auf die Grammatik, dies zeigt sich z. B. im Artikelgebrauch in Fachtexten. Bestimmte grammatische Bereiche kommen in Fachtexten häufiger vor als in anderen standarddeutschen Texten. Ein gutes Erläuterungs- und Übungsbuch zu diesem Varietätentyp ist die „Einführung in die deutsche Sprache der Wissenschaften“ von Günter Schade (2002), die bereits in der 12. Auflage erschienen ist.

Der erste große Überblick über die Problematik ist das „Handbuch des Fachsprachenunterrichts“ von Rosemarie Buhlmann und Anneliese Fearn's aus dem Jahre 1987, dem in den darauffolgenden fast zwei Jahrzehnten zahlreiche Lehr- und Übungsbücher gefolgt sind. Unter den Fachsprachen ist im Hinblick auf den Unterricht vielleicht die Wirtschaftssprache am meisten erforscht. (Vgl. noch Hoffmann 1987)

Besonders problematisch erscheint die Fachsprache des Rechts und der Verwaltung, weil sie zusätzlich auch noch landesspezifisch ist. Im Unterricht ist also darauf zu achten, dass präzisiert wird, das Recht welchen Landes behandelt wird. Außerdem sollte ev. auch eine vergleichende Terminologie diskutiert werden.

Tabelle 4 zeigt, welche Schwierigkeiten in der Verwaltungssprache dadurch entstehen, dass nicht nur unterschiedliche österreichische und deutsche Fachtermini existieren, sondern dass sie noch zusätzlich oft andere Inhalte abdecken. (Für fr. Hinweise danke ich Herrn Iván Érsek.)

Ungarisch	Österreichisch	Deutsch
(1) <u>közjegyzőhelyettes</u> Inhalt wie Österreichisch	<u>Notarsubstitut</u> – nicht gleichrangig mit dem Notar, sondern ihm untergeordnet	<u>Notarvertreter</u> Wenn der Notar auf Urlaub ist oder krank ist. Er hat gleiche Befugnisse wie der Notar.
(2) <u>városi jegyző</u> Entsprechung mit Dt. und Österr.	<u>Stadtamtsdirektor</u> Entsprechung mit Dt.	<u>Stadtdirektor</u> Wird ernannt und nicht gewählt (im Gegensatz zum Bürgermeister) Entsprechung mit Österr.
(3) <u>hagyatékátadó végzés</u> Inhalt wie Österreichisch	<u>Einantwortungsurkunde</u> durch die der Nachlass dem Erben in den Besitz gegeben wird.	<u>Erbschein</u> Der Erbschein bestätigt allein die Erbberechtigung. Der Erbe hat kein Verfügungsrecht über den Nachlass, sondern erst nach Entscheidung des Nachlassgerichtes
(4) <u>eseti gondnok</u> Entsprechung mit Österr. und Dt.	<u>Besonderer Kurator</u> Entsprechung mit Dt.	<u>Pfleger/Rechtspfleger</u> Ist der bestellte Rechtsvertreter eines Minderjährigen. Entsprechung mit Österreich.
(5) <u>bírószági v. közjegyzői körzet</u> Entsprechung mit Österr. und Dt.	<u>Sprengel</u> Entsprechung mit Dt.	<u>Bezirk/Kreis</u> eines Gerichtes oder Notars Entsprechung mit Österr.
(6) <u>(bírószági) letét</u> Entsprechung mit Dt. und Österr.	<u>Erlag</u> Entsprechung mit Dt.	<u>Hinterlegung</u> Entsprechung mit Österr.
(7) <u>I. fokú bíróság</u> (wort-wörtlich: = Gericht erster Instanz) Das sind die Stadtgerichte und die Bezirksgerichte (in Budapest). Gerichte zweiter Instanz: die Komitatsgerichte	<u>Bezirksgericht</u> Gericht erster Instanz Zweite Instanz: <u>Landesgericht</u> Dritte Instanz: <u>Oberlandesgericht</u>	<u>Amtsgericht</u> Gericht erster Instanz Zweite Instanz: <u>Landgericht</u> Dritte Instanz: <u>Oberlandesgericht</u> (Unterstufe)/ <u>Kreisgericht</u> (anstelle des Amtsgerichtes)/ <u>Bezirksgericht</u> (zweite Instanz)

Tabelle 4: Fachtermini der Verwaltungssprache im Ungarischen, Österreichischen und Deutschen

Vgl. dazu Kleines Begriffslexikon des Notariats (1997), das nur die österreichischen Termini erklärt.

Obige Beispiele können folgendermaßen gruppiert werden:

- unterschiedliche Bezeichnungen – gleiche Inhalte in allen drei Sprachen wie (2), (4), (5), (6), (7),
- unterschiedliche Bezeichnungen mit unterschiedlichen Inhalten wie (1) und (3).

Es ist nicht zu verwundern, dass die inhaltliche Füllung des ungarischen Ausdrucks mit der im Österreichischen identisch ist, weil sich die Verwaltung und die Verwaltungssprache in Ungarn nach 1686 in Anlehnung an die österreichische Struktur ausgebildet hatten. (Vgl. Mollay 1982).

In der Hochschulausbildung soll Fachsprache in der Zielsprache unterrichtet werden und dabei die Definitionen der Terminologie ebenfalls in der Zielsprache erläutert werden. Ein solches Fachlexikon, in dem über die Bezeichnungen der Fachbegriffe hinaus auch ihre Definitionen zu finden sind, könnte für die Experten sehr nützlich sein.

Zu den sprachlichen Abweichungen der österreichischen Fachsprache des Rechts vgl. Markhardt (1999), die sie folgendermaßen gruppiert:

1. Unterschiede im Genus von Substantiven [...]
 2. Unterschiedliche Wortbildung [...]
 3. Unterschiedliche Präpositionen [...]
 4. Pragmatische Unterschiede [...]
 5. Unterschiedliche Terminologie [...]
 6. Gleichlautende Begriffe mit unterschiedlichen Inhalten [...]
- (S. 103f.)

1.3 Auf höheren Sprachstufen soll man lexikalische, grammatische o. ä. Abweichungen in den Soziolekten (vgl. Kubczak 1987) vom schriftsprachlichen Standarddeutsch erklären. Solche Varietäten können durch Literatur, Filme, Theater vermittelt werden.

1.4 Je nach Alter der Lernenden können diaphasische Varietäten unterrichtet werden. In manchen Lebensphasen – wie bei Kindern im Kindergarten – ist diese Varietät die einzige, die vermittelt werden kann. (S. auch unter Punkt 5.)

Jugendsprachliche Texte, die in Jugendmagazinen und Filmen leicht zu erreichen sind, erwecken das Interesse der Teenager. Ein Vergleich der Jugendsprache im Deutschen und im Ungarischen macht es den Lernenden bewusst, dass es hier um eine andere Varietät geht als die Standardsprache.

1.5 Wiederum auf höheren Sprachstufen kann auf die Idiolekte (vgl. Kubczak 2002) eingegangen werden, die in Theaterstücken, literarischen Werken, aber auch in Fernsehsendungen, ja besonders in talk-shows o.ä. oder in Rundfunksendungen sowie bei Interviews vorkommen.

2. Sprachliche bzw. linguistische Ebenen in den Varietäten

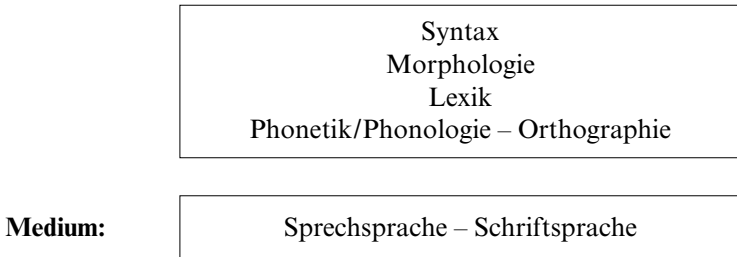


Tabelle 5: Linguistische Ebenen

Allgemeine Bemerkungen:

- a) Die einzelnen sprachlichen Ebenen spielen in den unterschiedlichen Varietäten ganz unterschiedliche Rollen. Die Fachsprache wird z. B. von der phonetisch-phonologischen Ebene kaum betroffen.
- b) Es kann auch vorkommen, dass die Varietät je nach Medium in eine andere übergeht: Der Schweizer Dialekt hat im Grunde nur eine sprechsprachliche Form, während seine schriftliche Variante bereits als Nationalsprache aufzufassen ist. Nach Roland Ris (1986, S. 29) verläuft die schriftliche Kommunikation in der Schweiz zu 99% auf Hochdeutsch.

Zu den Ebenen:

a. Phonetik/Phonologie – Orthographie

Auf höheren Sprachstufen kann man sich damit begnügen, dass die Lernenden dialektal gefärbte Aussprachen verstehen können. Abweichungen in der Orthographie finden sich – besonders nach der Einführung der neuen Reform – nur mehr vereinzelt. Dass z. B. in der Schweizer Schriftsprache kein „ß“ verwendet wird, soll den Lernenden ab einer gewissen Stufe schon bekannt sein.

b. Syntax, Morphologie

Der schulische Fremdsprachenunterricht hat früher jeweils eine Konjugations- oder Deklinationsform bzw. eine Wortstellungsvariante anerkannt und damit irgendwie suggeriert, dass nur eine Sprachvarietät – d. i. natürlich die Standardvarietät – richtig wäre. Die immer häufigere Anwendung von Sach- und Fachtexten im Unterricht hat die Lehrer und Lehrerinnen gezwungen, solche Abweichungen zu erklären. Die Schüler fragen ja auch nach den Gründen von abweichenden Formen, wenn ihre Mitschüler z. B. dialektal bedingte Varianten verwenden, wenn sie eben in den Ferien in einer nicht gerade Standarddeutsch sprechenden Region waren.

Im Folgenden wollen wir nur einige Beispiele nennen, die in diesem Bereich vorkommen:

- Formen, die von der standardsprachlichen Norm abweichen, können in unterschiedlichen Bereichen der Grammatik auftreten, wie in der Konjugation (ich gebe – i gib), in der Pluralendung (der Wagen – die Wägen), andere Genusformen (der Schnitzel – das Schnitzel) etc.
- Wortstellungsbesonderheiten treten in diatopischen und diastratischen, aber auch fachsprachlichen Varietäten auf, wie z. B. im Österreichischen: *ob ich nicht schon früher darüber sprechen hätte können.* vs. *ob ich nicht schon früher darüber hätte sprechen können.*
- Der Nominalisierungsstil (Polenz 1999, S. 486ff.), der für die Gesetzessprache des 19. Jh. charakteristisch ist, bleibt als bezeichnendes Merkmal für Fachsprachen.
- Die Entwicklung der Sprache in Richtung komprimierender Satzbaustil (Polenz 1988, 1.1.), der in manchen Fachsprachen auch heute häufig erscheint.
- anstatt „sollen/müssen“ mit Passiv wird im 19. und 20. Jh. immer häufiger „sein zu+Inf“ verwendet (Polenz 1999, S. 487), was heute für technische Fachtexte charakteristisch ist.

c. Lexik

Die Vielfalt der lexikalischen Abweichungen, die oben bereits zu sehen war, ist in zahlreichen Wörterbüchern bis auf die Einzelheiten zu kontrollieren; vgl. zu den diachronischen Varietäten die ahd., die mhd. und die frnhd. Wörterbücher, die zahlreichen Fachlexika u. a.

Es muss auf höheren Sprachstufen den Lernenden auch beigebracht werden, dass die Sprechsprache oft andere lexikalische Formen verwendet als die Schriftsprache. Wenn der Ausländer schriftsprachliche Wörter und Wendungen verwendet, anstatt der umgangssprachlichen, kann er u. U. lächerlich werden.

3. Weg der Aneignung in der neuen Situation

Im Fremdsprachenunterricht herrschen heute in Ungarn völlig andere Verhältnisse als vor wenigen Jahrzehnten, die neuen Unterrichtsstoff und neue Unterrichtsziele ermöglichen.

Folgender Vergleich zeigt den riesigen Wandel im Fremdsprachenunterricht, der im mittel- und ostmitteleuropäischen Raum besonders auffallend ist, da hier die politischen Faktoren eine außerordentlich große Rolle gespielt und den FSU über die Maße beeinflusst haben (vgl. u. a. Bassola 1992).

Alte Methode	Neue Methode
<p>Aus dem Lehrbuch wurde ein <u>Papierdeutsch</u> unterrichtet. Auf Universitätsebene (Fachausbildung) wurde (auch) Fachsprache unterrichtet.</p> <p>Ergebnis: Standard- und Schriftsprache, fachsprachliche Varietät. Die weiteren Varietäten mussten/konnten bestenfalls selbständig erkundet werden.</p> <p><u>Es wurde immer wieder die Diskussion geführt:</u> Kann man (lohnt es sich) Fachsprache (zu) unterrichten ohne standard-sprachliche Grundlage?</p>	<p>Unterscheidung zwischen Sprech- und Schriftsprache im Unterricht. <u>Neue technische</u> (Rundfunk, FS, Tonband, Internet o. ä.), <u>politische</u> (Reise-möglichkeiten, neue Medien, Schüler-austausch, Teilstudium in deutschem Sprachgebiet o. ä.), <u>didaktische</u> (neue Formen der Unterrichtsgestaltung, fremd- und zweisprachiger Fachunterricht o. ä.) u. a. <u>Verhältnisse</u>.</p> <p>Ergebnis: auf der Basis der deutschen Standardsprache erscheinen Varietäten unterschiedlicher Art, die das Zurechtfinden des/der Lernenden in unterschiedlichen Lebenssphären und Sprachgebieten ermöglichen.</p>

Tabelle 6: Vergleich der Unterrichtsmethoden

4. Institutionalisiertem Unterricht:

Deutsch als Muttersprache – Deutsch als Fremdsprache in den Schuleinrichtungen

Schultyp	Deutsch als Muttersprache ?Mundart? Nationalitätenunterricht	Deutsch als Fremd-/Zweitsprache (i. e. 1. Fremdsprache)
Kindergarten bis 6.–7. Jahr	Kindersprache Märchen, Kinderlieder, -spiele	möglich
Grundschule Primarstufe 1. bis 4. Klasse	Grundlagen der Standard-sprache Lesen und Schreiben	möglich
Grundschule Sekundarstufe 5. bis 8. Klasse	Unterricht der Standard-sprache Nationalitätenkunde – Dialektmerkmale Deutschsprachiger/ zweisprachiger Fachunterricht	Unterricht der Standardsprache
<u>Spezialklasse</u> als Vorbereitungs- klasse zum deutschspr. Sach- und Fachunterricht	15–20 WS Deutschunterricht	15–20 WS Deutschunterricht ev. ohne Vorkenntnisse

Fortsetzung

Schultyp	Deutsch als Muttersprache ?Mundart? Nationalitätenunterricht	Deutsch als Fremd-/Zweitsprache (i. e. 1. Fremdsprache)
Mittelschule/ Gymnasium 9. bis 12. Klasse	Unterricht der Standardsprache Nationalitätenkunde – Dialekt- merkmale Deutschsprachiger/ zweisprachiger Fachunterricht Schüleraustausch	Unterricht der Standardsprache Merkmale der nationalen Varietäten Zweisprachiger Fachunterricht Schüleraustausch
Universität Fachausbildung	Fachsprachenunterricht – Fachunterricht in Deutsch Teilstudium in einem deutschsprachigen Land	
Universität Germanistik- ausbildung	Germanistik oder Deutsch als Minderheitensprachlehrer Sprachgeschichte (diachronisch) Varietätenlinguistik	Germanistik Sprachgeschichte (diachronisch) Varietätenlinguistik

Tabelle 7: Standardsprache und Varietäten: ihr Verhältnis im institutionalisierten Unterricht

Tabelle 7 zeigt, auf welcher Schulebene welche Varietät in Ungarn unterrichtet werden kann/soll, wobei Deutsch als Muttersprache und Deutsch als Fremdsprache gesondert angegeben sind. Deutsch als Fremdsprache wird im Kindergarten und in der Primarstufe nicht unterrichtet, es ist aber soz. als Vorbereitung zum späteren Unterricht möglich. Els Oksar (2001, S. 68ff.) ist der Meinung, dass das Kind im Vorschulalter einerseits leicht Sprachen lernt, und außerdem

dass Mehrsprachigkeit das analytische Denken des Kindes begünstigt, positive Einwirkung auf sein Intellekt hat, dem Kind eine nuancierte Auffassung von der Welt gibt und den Erwerb von weiteren Sprachen erleichtert. (ebda S. 69)

Mundart steht oben in der mittleren Spalte zwischen zwei Fragezeichen, was zum Ausdruck bringen will, dass Mundart nicht Lehrstoff im Nationalitätenunterricht sein soll. In bestimmten Lebensphasen wie im Kindergartenalter sollen aber die Kinder (ungarn)deutscher Herkunft Lieder und Märchen auch in der Mundart lernen. Beim Spielen sagen sie einfache Kinderreime und Kindersprüche ebenfalls in der Mundart auf. In der Primarstufe der Grundschule eignen sie sich die Grundlagen der Standardsprache an, was sich an das Lesen und Schreiben in Ungarisch anschließt. Es gibt heute sehr wenig Kinder, die zu Hause noch Dialekt sprechen. Als Ähnlichkeit bei dem muttersprachigen und dem fremdsprachigen Unterricht kann bezeichnet werden, dass bei beiden Typen zweisprachig unterrichtet werden kann, dabei aber beim Nationalitätenunterricht vielleicht mit mehr Deutsch, beim fremdsprachigen mit mehr Ungarisch. Außerdem ist es bei den ungarndeutschen Kindern wichtig, dass sie Nationalitätenkunde lernen, die sich u.a. auf Ge-

schichte und Sprache der Minderheit erstreckt. Stellvertretend auch für andere sollen hier zwei Lehrbücher angeführt sein: Manherz/Wild 2002 und Gerner 2003.

Die in der Tabelle 7 genannte Spezialklasse ist ein zusätzliches Jahr nach der ungarischen Grundschule, also nach der 8. Klasse. Sie dient als Vorbereitungs-klasse zum deutschsprachigen Sach- und Fachunterricht. In 15 bis 20 Wochenstunden wird Deutsch unterrichtet und die weiteren „Hauptfächer“ wie ungarische Sprache und Literatur, Mathematik, Geschichte u. a. werden in einer verminderten Wochenstundenzahl von 5 bis 10 Stunden „zur Kenntnisbewahrung“ unterrichtet. Nach diesem intensiven Fremdsprachenunterricht kann u.U. mit dem fremdsprachigen Sach- und Fachunterricht begonnen werden.

In diesem Beitrag ist es nicht möglich, auf die Einzelheiten einzugehen, wie und wo, auf welcher Schulstufe der Unterricht verlaufen soll, um die Varietätensvielfalt den Lernenden möglichst optimal vorzuzeigen, sondern es können jeweils nur die allgemeinen Rahmenbedingungen skizziert werden. Ich möchte jedoch noch auf einen Unterrichtstyp näher eingehen, der m. E. in der Zukunft eine breitere Verwendung erlangen soll, u. zw. auf den zweisprachigen Sach- und Fachunterricht.

Beim bilingualen Unterricht unterscheidet Helmut J. Vollmer (2002, S. 211ff.) zwischen drei Typen:

1. bilingualer Unterricht als Erweiterung des fremdsprachlichen Lernens
2. bilingualer Unterricht als (Sach)Fachunterricht in der Fremdsprache
3. bilingualer Unterricht zwischen inhaltlichem und sprachlichem Lernen (S. 211)

und er plädiert für diesen dritten Typ:

Die dritte Variante im Verständnis von bilinguaem Unterricht liegt darin, ihn weder als einen verlängerten Fremdsprachenunterricht anzusehen noch als ein herkömmliches Sachfach, unterrichtet in einem anderen Kode, sondern wirklich als eine *Kombination* oder als ein Nebeneinander von beidem, von Sachfach- *und* von Sprachunterricht. (S. 212, Hervorhebungen vom Autor)

Bereits 1994 wurde ein Buch zum Thema „Bilinguale Schulen – Lernen in zwei Sprachen“ herausgegeben, in dem – über die Theorie und Geschichte des bilingualen Unterrichts hinaus – Bilanz gezogen wurde zu den bis dahin erreichten Ergebnissen (Koschat, Wagner 1994).

In Anlehnung an Vollmer bin ich auch der Meinung, dass der bilinguale Unterricht zugleich Inhaltliches und Sprachliches vermitteln soll. Es ist aber ein lange andauernder Prozess, in dem der Unterricht anfangs ein rein sprachlicher ist, der dann immer mehr in einen Sach- und Fachunterricht übergeht, wobei die sprachliche Seite immer stärker nur Korrekturfunktion haben sollte. Im schulischen Unterricht macht also das sprachliche Lernen einen hohen Anteil aus, was aber bei Schüleraustausch unterbrochen werden kann, wobei die SchülerInnen eine Zeitlang am Fachunterricht in der jeweiligen Austauschschule teilnehmen. Auf der Hochschulebene rückt dann bei einem Teilstudium der Fachunterricht voll in den Vordergrund. In diesem Prozess kann

es im Idealfall zu einer angelernten Zweisprachigkeit kommen, was soviel heißt, dass der/die Lernende seiner/ihrer Allgemein- und Fachbildung entsprechend annähernd auf dem Niveau der Muttersprache kommunizieren kann.

Am zweisprachigen bzw. fremdsprachigen Fachunterricht sollen deutsche Fachlehrer oder ungarische Sprachlehrer mit dem zusätzlichen Fachdiplom beteiligt sein. Es soll festgehalten werden, dass kein ungarischer Fachlehrer ohne Sprachdiplom ein Fach unterrichten darf.

Parallel zu der schulischen und fachlichen Ausbildung in der Muttersprache sollen die Lernenden immer mehr Kenntnisse in der (ersten) Fremdsprache erhalten, damit die allgemeinen sowie Fachkenntnisse auch in der FS verstanden, aber zugleich auch vom Lernenden aktiv formuliert werden können. Durch Schüleraustausch, und später durch Teilstudium erleben sie eine neue fremde Welt, die ihnen mit der Zeit sprachlich wie auch seelisch immer näher kommt. Hinzu kommt das Kennenlernen der fachlichen Welt in der Fremdsprache. Und mit der Zeit entwickelt sich im/in der Lernenden neben der primären Muttersprachenidentität eine Zweitidentität.

Oben wurde die 1. FS dargestellt. Die 2. FS beginnt im Allgemeinen in der 9. Klasse, vor der die Lernenden ev. auch im Falle der 2. Fremdsprache eine Klasse mit erweitertem Sprachunterricht (bis zu 15–20 WS) besuchen können, nur erreicht man hier ein niedrigeres Level als bei der 1. Fremdsprache.

4. Ausblick

Varietät und Kulturlandschaft

Je mehr man sich in die Varietätenvielfalt einer (Fremd)Sprache vertieft, je mehr man diese (Fremd)sprache als Werkzeug zur Erkundung neuer geistiger Landschaften verwendet, desto bewusster verwendet man die Fachtermini. Es wird einem bewusst, dass einzelne Wörter in den Fachsprachen ganze Kenntnisbereiche hervorrufen können. Z.B. in der Geschichte: „Leibeigene“. Es fällt einem sofort ein, wann diese Menschen und unter welchen Verhältnissen sie lebten, welche Stellung sie in der gesellschaftlichen Hierarchie eingenommen haben etc. Oder in der ungarischen Geschichte: „türkische Herrschaft“, zu der sich einem sofort ein anderer Ausdruck aufdrängt, nämlich „die hundertfünfzig Jahre währende Herrschaft“, die von 1526 bis 1686 dauerte und den mittleren Teil des damaligen Ungarn besetzt gehalten hatte. Diese Fachtermini sind feste Bestandteile einer Fachsprache, die man aber als allgemeinbildende Elemente in der schulischen Ausbildung kennen lernt. In der Fremdsprache muss man sich diese entweder nur sprachlich einprägen, wenn sie begrifflich schon bekannt sind (Leibeigene – *jobbágyok*) oder man lernt zu der sprachlichen Form auch noch den inhaltlichen Hintergrund kennen. In der Sprachgeschichte sind „Abschwächung“, „Verkehrsgemeinschaften“, „synthetisch – analytisch“ solche Fachausdrücke, die auch inhaltlich definiert werden müssen.

Im Fachsprachenunterricht ist es deshalb zweckmäßig, die Fachtermini durch Definitionen in der Zielsprache zu unterrichten, wobei die Lernenden mit der Zeit die Definitionen selbst formulieren können. Wegen der Wichtigkeit des Umfeldes von (Fach)Wörtern ist man zur Erkenntnis gekommen, dass es nützlich ist, sog. Konnotationswörterbücher zu erstellen, die über die Inhalte und Hintergründe solcher Wörter Auskunft geben (vgl. Györfly 2002). Hinter jeder Varietät steckt eine ganze Kulturlandschaft, die derjenige, der sich mit diesem jeweiligen Bereich beschäftigt, je nach Ziel und Funktion in unterschiedlichem Maße kennen muss.

Zweitidentität

Ziel des Unterrichts der ersten Fremdsprache ist letzten Endes, praktisch eine angelernte **Zweisprachigkeit** zu erreichen, wobei die Kenntnis der ersten Fremdsprache das jeweilige Niveau der Muttersprache und der Kultur des Lernenden annähernd erreicht. Durch Sprache und Kultur kommt der Lernende zu einer **Zweitidentität**, die Verbindungselement zwischen seiner eigenen und der neuen Kulturnation ist. (Vgl. Bassola 2003a, 2003b) Das ist nur möglich, wenn der/die Lernende über die Standardsprache hinaus Kenntnisse auch über die unterschiedlichen Varietäten der deutschen Sprache hat, d. h., welche Varietäten vor allem fachsprachlicher, aber auch diastratischer, diaphasischer und diatopischer Natur sind (s. dazu Janich/Thim-Mabrey 2003). Für Mehrsprachigkeit in Europa plädiert auch Peter Nelde (2001) mit seinen fünf Thesen und kommt zu dem Schluss,

dass sich wohl auch für die Ungarn jeglicher Muttersprache Mehrsprachigkeit auf der Basis dieser nationalen Sprachen lohnen und bezahlt machen würde. In Abwandlung einer weisen Voraussage des Reformierers Gorbatschow – wer zu spät mehrsprachig wird, den bestraft der Sprachenmarkt – wird sich in einem europäischen Partnerland Ungarn die bislang so gehegte, weltanschaulich und historisch begreifliche Einsprachigkeit in einem neuen Verständnis der Interdependenz von Sprache, Kultur, Wirtschaft und politischem Einfluss endgültig verabschieden. (ebda 40)

Im Sinne des in der Einleitung Gesagten muss betont werden, dass sich die schon gegenwärtig bunte Sprachenvielfalt der Europäischen Union durch die noch nie dagewesene Erweiterung der Europäischen Union im Jahre 2004 durch fast so viele Sprachen wie Länder weiter bereichert. Die engere Zusammenarbeit, die Lösung gemeinsamer Aufgaben erfordern eine dringende und sichere Kommunikation, die sich – vereinfacht gesehen – auf zwei sprachlichen Ebenen abspielt, nämlich auf der

1. Ebene der persönlichen und Unternehmenskommunikation:

Durch die allgemeine Reise- und Arbeitsmöglichkeit in Europa ist die allgemeine und fachliche Kommunikation oft in anderen Sprachen eher notwendig als in der Muttersprache. Ein Sprachwandel verändert die Sprachenkarte Europas, dessen Haupttendenz eine sprachliche Integration ist, wobei Zwei- und Mehrsprachigkeit an Bedeutung gewinnt und manche Sprachen in der internationalen Kommunikation zu einer größeren Bedeutung kommen.

2. auf der Ebene der höheren Unionspolitik:

Welche Sprache/n spielt/spielen in der EU-Politik und der Verwaltung eine hervorragende Rolle? Entweder bleibt in der EU-Kommunikation die gegenwärtige Regel, d. h. alles wird in alle Sprachen übersetzt, oder das Englische wird die Übermacht übernehmen, was hieße, dass alle Kommunikationen über das Englische laufen. Eine dritte Möglichkeit, für die der Autor des vorliegenden Beitrages plädiert, wäre, dass die sog. großen europäischen Sprachen wie Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch u. a. diese Funktionen übernehmen würden. Demnach wären in erster Linie die Sprecher der sog. kleinen Sprachen, darunter auch Ungarisch, in dem Sinne betroffen, dass sie gezwungen wären, mindestens noch eine Sprache (fast) auf dem Niveau der Muttersprache zu beherrschen.

Die einzelnen (deutsch-ungarischen, deutsch-französischen, deutsch-polnischen, französisch-englischen u. a.) Zweisprachler schlagen eine Brücke zwischen den eigenen und den „Gast“-Nationen und -kulturen. Wenn in den europäischen Ländern immer mehr Zwei- und Mehrsprachler mit bi- und multipolaren Identitäten auf den sprachlichen und nationalen Grundlagen Verbindungen zwischen zwei und mehreren Nationen herstellen, kann im Idealfall in Europa ein Netzwerk von Sprachen und damit von Kulturen entstehen, das so funktioniert wie das Internet.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1991): Die internationale Stellung der deutschen Sprache. Walter de Gruyter Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich (1995a): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Walter de Gruyter Berlin/New York.
- Ammon, Ulrich (1995b): Vorschläge zur Typologie nationaler Zentren und nationaler Varianten bei plurizentrischen Sprachen – am Beispiel des Deutschen. In: Rudolf Muhr, Richard Schrodtt und Peter Wiesinger (Hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen [Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache Band 2] Verlag Holder-Pichler-Tempsky Wien, S. 110–120.
- Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.) (1987): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. [Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft – HSK Bd. 3.1], Walter de Gruyter Verlag Berlin/New York, S. 200–378.
- Baßler, Harald/Spiekermann, Helmut (2001): Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht „Deutsch als Fremdsprache“. In: Deutsch als Fremdsprache 38 (4), S. 205–213.
- Bassola, Peter (1992): Deutsch in Ungarn im Spiegel des (Fremd)Sprachenunterrichts. In: Lernsprache Deutsch (Hg.: Günter Lipold) Wien, Heft 1/1992, S. 9–26.
- Bassola, Peter (2003a): Ein-, Zwei- und Mehrsprachigkeit in Ungarn. In: Wolfram Wilss (Hg.): Die Zukunft der internationalen Kommunikation im 21. Jahrhundert (2001–2020). Gunter Narr Tübingen, S. 27–37.
- Bassola, Peter (2003b): Die Stellung der deutschen Sprache in Ungarn. In: Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hg.) 2003, S. 189–193.

- Berruto, Gaetano (1987): Varetät. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.): *Sozilolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Walter de Gruyter Berlin, New York, S. 263–267.
- Buhlmann, Rosemarie/Fearns, Anneliese (1987): *Handbuch des Fachsprachenunterrichts*. Langenscheidt Berlin, München, Wien/Zürich/New York
- Clyne, Michael (1995): *The German language in a changing Europe*. Cambridge University Press Cambridge.
- de Cillia, Rudolf (1994): Was heißt hier eigentlich bilingual? Formen und Modelle bilingualen Sprachunterrichts. In: Koschat, Franz/Wagner, Gottfried (Hg.) (1994): „Bilinguale Schulen – Lernen in zwei Sprachen“. Bundesministerium für Unterricht und Kunst Wien, S. 11–22.
- de Cillia, Rudolf (1995): Erdäpfelsalat bleibt Erdäpfelsalat. Österreichisches Deutsch und EU-Beitritt. In: Muhr, Rudolf/Schrodt, Richard/Wiesinger, Peter (Hg.): *Österreichisches Deutsch. Linguistische sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. [Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache, Bd. 2], Verlag Holder-Pichler-Tempsky Wien. S. 121–131.
- Földes, Csaba (2002): Deutsch als Sprache mit mehrfacher Regionalität: Die diatopische Variationsbreite. In: *Muttersprache*. – Wiesbaden 112 (2002) 3. S. 225–239.
- Gerner, Zsuzsanna (2003): Sprache und Identität in Nadasch/Mecseknádasd. Eine empirische Untersuchung zur Sprachkontaktsituation und Identitätsbildung in der ungarndeutschen Gemeinde Nadasch. [Ungarndeutsches Archiv 7. Schriften zur Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungarn] ELTE Germanistisches Institut Budapest.
- Gyórfy Miklós (2002): *Német-magyar kulturális szótár*. [Deutsch-ungarisches Wörterbuch zur Kultur]. Corvina kiadó, Budapest
- Hoffmann, Lothar (1987): Language for Special/Specific Purposes. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus, J. (Hg.): *Sozilolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Walter de Gruyter Berlin/New York, S. 298–302.
- Hutterer, Claus Jürgen (1991): Der Dialekt als diatopische und diastratische Einheit. In: ders.: *Aufsätze zur deutschen Dialektologie*. [Ungarndeutsche Studien Bd. 6. Hg. Karl Manherz], Tankönyvkiadó Budapest, S. 15–24.
- Janich, Nina/Thim-Mabrey, Christiane (Hg.) (2003): *Sprachidentität – Identität durch Sprache*. Gunter Narr Verlag Tübingen.
- Kleines Begriffslexikon des Notariats. Hg. Österreichische Notariatskammer. Wien 1997.
- Kloss, Heinz (1978): *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800* (Sprache der Gegenwart, 37). 2. Auflage Düsseldorf, Schwann.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Hartmut Günther, Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit/Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Halbbd. 1. Walter de Gruyter Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1), S. 587–604.
- Kubczak, Hartmut (1987): Soziolekt. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus, J. (Hg.): *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Walter de Gruyter Berlin/New York, S. 268–273.
- Kubczak, Hartmut (2001): *Idiolekt und Kommunikation*. Guido Pressler Verlag Hürtgenwald.
- Manherz, Karl/Wild, Katharina (2002): *Zur Sprache und Volkskultur der Ungarndeutschen. Lehrbuch zur Minderheitenkunde*. [Ungarndeutsches Archiv 3. Schriften zur

Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte der Deutschen in Ungarn] ELTE Germanistisches Institut Budapest.

- Markhardt, Heidemarie (1999): JUS versus JURA. Eigenheiten der österreichischen Sprache im juristischen Bereich. In: *Lebende Sprachen*, XLIV. Jahrgang, Heft 3, S. 102–104.
- Mollay, Károly (1982): *Német-magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig*. (Deutsch-ungarische sprachliche Beziehungen bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert). (Nyelvészeti tanulmányok 23). Akadémiai kiadó, Budapest.
- Muhr, Rudolf (1993): Österreichisch – Bundesdeutsch – Schweizerdeutsch. Zur Didaktik des Deutschen als plurizentrische Sprache. In: Rudolf Muhr (Hg.): *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. [Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache Band 1.] Verlag Hölder-Pichler-Tempsky Wien, S. 108–123.
- Muhr, Rudolf (1997): Zur Terminologie und Methode der Beschreibung plurizentrischer Sprachen und deren Varietäten am Beispiel des Deutschen. In: Rudolf Muhr und Richard Schrodtt (Hg.): *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa*. [Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache Band 3.] Verlag Hölder-Pichler-Tempsky Wien, S. 40–66.
- Nelde, Peter Hans (2001): Mehrsprachigkeit in Europa – Überlegungen zu einer neuen Sprachenpolitik. In: *Deutschunterricht für Ungarn – DUfU Budapest 1–2/2001*, S. 23–41.
- Oksaar, Els (2001): Mehrsprachigkeit und interkulturelle Verständigung in Europa. In: *Deutschunterricht für Ungarn – DUfU Budapest 1–2/2001*, S. 59–72.
- Polenz, Peter von (1988): *Deutsche Satzsemantik*. Walter de Gruyter Berlin/New York.
- Polenz, Peter von (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band III, 19. und 20. Jahrhundert. Walter de Gruyter Berlin/New York.
- Ris, Roland (1986): Die Sprachsituation in der Schweiz. In: VIII. Internationale Deutschlehrertagung 4.–8. August 1986. Tagungsbericht. Bern, S. 23–34.
- Schade, Günter (2002): *Einführung in die deutsche Sprache der Wissenschaften*. 12., überarbeitete Auflage. Erich Schmidt Berlin.
- Schrodtt, Richard (1997): Nationale Varianten, areale Unterschiede und der „Substandard“: An den Quellen des Österreichischen Deutsch. In: Muhr, Rudolf/Schrodtt, Richard (Hg.): *Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa*. [Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache Band 3.] Verlag Hölder-Pichler-Tempsky Wien, S. 12–39.
- Vollmer, Helmut J. (2002): Fremdsprachen als Arbeitssprachen – Herausforderung für Theorie und Praxis. In: Bausch, Karl Richard/Christ, Herbert/König, Frank, G./Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): *Neue curriculare und unterrichtsmethodische Ansätze und Prinzipien für das Lehren und Lernen fremder Sprachen*. [Gießener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik] Gunter Narr Tübingen, S. 209–221.
- Wiesinger, Peter (2001): Sprachenpolitische Positionierung der deutschen Sprache und des DaF-/DaZ-Unterrichtes in der Welt der Mehrsprachigkeit. In: *Deutschunterricht für Ungarn – DUfU Budapest 1–2/2001*, S. 42–58.

STEPHEN BARBOUR

Standardvariation im Deutschen und im Englischen: Auswirkungen auf die Kommunikation zwischen Sprechern beider Sprachen*

Abstract

Da das britische Englisch im Wesentlichen nur Gebrauchsnormen kennt, und keine Sollnormen, bedeutet Standardvariation im Deutschen für Englischsprachige kein grundsätzliches Hindernis beim Erlernen der Sprache. Umgekehrt werden deutschsprachige Lerner des Englischen immer wieder durch das Fehlen von Sollnormen im Englischen irritiert.

Neuerdings entstehen aber Schwierigkeiten auf beiden Seiten durch Änderungen in der Lexik des Deutschen, die als Lockerungen der Norm aufgefasst werden könnten. Es handelt sich hier um die Verwendung von Anglizismen in deutschen Texten. Vermutlich, weil diese oft als nicht normgerecht betrachtet werden, werden sie nur zögernd in Nachschlagewerke aufgenommen, was Lernern der Sprache Schwierigkeiten bereitet. Da es sich hier angeblich um „englische Wörter“ handelt, könnte der Eindruck entstehen, sie seien für Englischsprachige unproblematisch. Die deutschen Anglizismen sind aber keine „englischen Wörter“, sie weichen im Gebrauch und in der Bedeutung oft erheblich von ihren englischen Vorbildern ab.

Auf der anderen Seite neigen deutschsprachige Lerner des Englischen oft dazu, vermutlich irreführt durch die übliche Bezeichnung „englische Wörter“, deutsche Anglizismen nach deutschen Gebrauchs- und Bedeutungsmustern in ihren englischen Äußerungen zu verwenden, was unter Umständen zu erheblichen Missverständnissen führen kann. Es könnte sogar argumentiert werden, es entstehe durch diese und andere Prozesse eine neue Standardvariante des Englischen, ein „deutsches Englisch“

In diesem Referat werde ich empfehlen, auf die irreführende Bezeichnung „englische Wörter“ für deutsche Anglizismen zu verzichten. Ich werde auch dafür plädieren, die Standardvariation so früh wie möglich im Sprachunterricht zu berücksichtigen, da sie für das Verständnis sowohl gesprochener als auch geschriebener Sprache von großer Bedeutung sein kann.

* Für wichtige Hinweise bin ich vielen Kollegen zu Dank verpflichtet, insbesondere Alan Cornell (Plymouth), Alan Kirkness (Auckland), Nicola McLelland (Nottingham), Matthew Stevens (Oxford).

1. Das Phänomen Standardsprache im Englischen und im Deutschen

In diesem Beitrag wird überwiegend ausgegangen von Begriffen und Positionen der Soziolinguistik, so wie sie in Großbritannien praktiziert wird, und bei der Vorbereitung wurden vornehmlich englischsprachige Publikationen verwendet. Es ist mir klar, dass die deutschsprachige Linguistik und deutschsprachige Werke genau so relevant sein können, ich hoffe aber, dass ein „Blick aus dem Ausland“ ein neues Licht auf die Probleme werfen kann. Ich gehe insbesondere von einer Auffassung des Begriffes Standardsprache aus, die in der britischen Soziolinguistik verbreitet ist; nach diesem Verständnis des Begriffes ist ein „standard language“ der in der Gesellschaft sowohl in geschriebener als auch in gesprochener Form als maßgeblich akzeptierter Sprachgebrauch. Nach diesem Verständnis des Phänomens ist Standardsprache (ich benutze aus Bequemlichkeitsgründen den deutschen Terminus, gemeint ist aber hier durchweg eher der englische Begriff) der gesamte Sprachgebrauch einer Bildungsschicht, d.h. sie umfasst alle sprachlichen Register dieser Schicht, und schließt demnach das ein, was man im Deutschen als Umgangssprache der Bildungsschicht bezeichnen würde. Wie Trudgill (1999) klarmacht, ist diese Varietät, oder, besser gesagt, dieses Spektrum von Varietäten, leichter negativ als positiv zu bestimmen – es ist der Sprachgebrauch, der nicht allgemein als „falsch“ bezeichnet wird; unter Umständen „snobistisch“ oder „unsympathisch“, aber nicht als „falsch“. Es handelt sich hier sowohl um gesprochene als auch um geschriebene Sprache, und sowohl um formelle als auch um informelle Sprache, also auch um Umgangssprache. Standardisiert ist diese Varietät vor allem in der Grammatik und in der Orthographie, kaum in der Aussprache, und nur bedingt in der Lexik. Da es sowohl um gesprochene als auch um geschriebene Sprache geht, handelt es sich hier um einen Gebrauchsstandard oder eine Gebrauchsnorm, und nicht nur um einen kodifizierten Standard oder eine Sollnorm (s. Ammon 1995, S. 73–88); wie z. B. Cheshire (1999) überzeugend dargelegt hat, beziehen sich Sollnormen ausschließlich auf geschriebene Sprache oder auf die wenigen mündlichen Äußerungstypen, die in besonders engem Verhältnis zur Schrift stehen.

Es beziehen sich meine Bemerkungen zum Englischen fast ausschließlich auf das britische Englisch (eigentlich auf das englische Englisch); es geht mir um Probleme von Deutsch lernenden Briten, die aus unterschiedlichen Standardisierungsmustern entstehen, aber auch um Probleme deutschsprachiger Studenten, die etwa in Großbritannien ein ERASMUS-Studium absolvieren. Es geht mir auch um die englischsprachige Kommunikation zwischen Deutschen und Briten.

Um zusammenzufassen, ist das Standardenglische, so wie ich es verstehe, grammatisch standardisiert, aber mit einer breiten Palette stilistisch bedingter grammatischer Variation. Was das Lexikon betrifft, ist es, wie in jeder natürlichen Sprache, unendlich erweiterbar. Viele Lexeme, viele Wörter, die von ein-

zelen Englischsprachigen verstanden werden, gehören zur Zeit womöglich nicht zum Standardenglischen, sind entweder dialektal oder fremdsprachlich, könnten aber, da das Lexikon prinzipiell unbegrenzt ist, womöglich in Zukunft ins Standardenglische gelangen. Ob ein einzelnes Wort standardsprachlich ist oder nicht, ist häufig einfach Geschmackssache oder Meinungssache des Einzelnen.

Vor allem auf lexikalischer Ebene (aber auch in der Phonetik und Phonologie) sind auch die Phänomene anzutreffen, die unterschiedliche Standardvarietäten trennen, z. B. britisches Englisch, amerikanisches Englisch, usw. Auch hier ist der genaue Status von einzelnen Lexemen häufig umstritten oder kaum festzulegen; ich wüsste z. B. selber nicht ob *skillet* (*Bratpfanne/frying pan*) ausschließlich nordamerikanisch ist oder auch jetzt Teil des britischen Englisch.

Die Verständigung zwischen Sprechern unterschiedlicher Varietäten ist durch Akkomodation gewährleistet; in jeder Konversation passen sich die Gesprächspartner sprachlich an, wobei eine stärkere Anpassung von dem Gesprächspartner zu erwarten ist, dessen Varietät in der konkreten Situation weniger Wert hat. Hier spielt natürlich der geographische Ort eine Rolle, an dem konkret das Gespräch stattfindet, aber auch das Prestige der Varietäten, wobei Varietäten, die als Erste Sprachen fungieren, etwa das britische oder amerikanische Englisch, generell höheres Prestige als etwa afrikanische Varietäten genießen. Diese Prestigegefälle sind bedauerlich, aber leider eine Tatsache (s. Quirk 1985). Die gegenseitige Verständigung ist hierbei in der Regel gut – es scheint tatsächlich hier ein Gesetz der Kommunikation zu fungieren; wenn Menschen über ein Minimum an gemeinsamen sprachlichen Mitteln verfügen und wo gegenseitig guter Wille vorhanden ist, werden sie sich verständigen. Kommunikationsstörungen entstehen vor allem dann, wenn bestimmte Gruppen oder Individuen nicht wissen, dass sie sich anpassen müssen, oder nicht dazu imstande sind.¹

Entgegen verbreiteten Meinungen im Ausland ist die Aussprache des britischen Englisch nicht standardisiert. Die maßgebende Bildungsschicht verwendet ein breites Spektrum von regional bedingten Aussprachen („accents“ genannt), die sich vor allem auf phonetischer Ebene, weniger auf phonologischer oder systematischer Ebene voneinander unterscheiden (Ausspracheunterschiede zwischen Nordamerika und Großbritannien sind etwas häufiger systematischer Art). Die bekannte RP-Aussprache, die im Sprachunterricht für Anderssprachige vorherrscht, hat keinen Standardstatus innerhalb Großbritanniens und spielt im staatlichen Schulwesen keine Rolle, obwohl die Aussprache von Standardsprechern oft deutlich RP-beeinflusst ist – Aussprachen die auf phonologischer Ebene oder auf scheinbar unsystematischer Weise

¹ Zur Theorie der Akkomodation gibt es eine reichhaltige Literatur. Eine kurze einführende Skizze bietet Downes (1998, S. 271–272).

stark von der RP abweichen sind meistens mit Nichtstandard oder mit Dialekten assoziiert.²

Wenn wir den Blick auf das Deutsche werfen, stelle ich fest, dass die Situation nicht unähnlich ist und sich offenbar der englischen Situation nähert. Was als „neue Standardvariation“ bezeichnet wird, ist für mich die wachsende Verwendung umgangssprachlicher Varianten in Situationen, die früher der Standardsprache vorbehalten waren. Oder, anders ausgedrückt, das Standarddeutsche umfasst jetzt Varianten, die früher als umgangssprachlich galten, oder es entsteht jetzt eine neue Art Standardsprache, die nicht nur die formelle Sprache einer Bildungsschicht darstellt, sondern auch die informelle Sprache dieser Gruppe. Mit anderen Worten ähneln sich das Deutsche und das Englische in ihren soziolinguistischen Eigenschaften zunehmend.³ Ähnlich ist auch die Tatsache, dass das Deutsche unterschiedliche nationale Varietäten kennt, etwa in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

2. Standardvariation im Deutschen; ihre Bedeutung für englischsprachige Lerner

Wie wirkt sich die zunehmende soziolinguistische Ähnlichkeit zwischen den Sprachen auf die Aufgabe der Lerner aus? Wird die soziolinguistische Interferenz, die sehr anschaulich von Martin Durrell beschrieben wurde (Durrell 1999), möglicherweise abgebaut? Die Aufgabe des britischen Lerners des Deutschen müsste theoretisch leichter werden. Die Kluft zwischen der Standardsprache, die man lernen muss, und der Umgangssprache, die man hört, ein Hindernis für meine Generation, müsste weniger problematisch werden. Als Student der Germanistik musste ich selber in der Praxis herausfinden, dass Formen des 1. Konjunktivs und, besonders im süddeutschen Raum, die meisten Formen des Präteritums für den formellen, vor allem für den geschriebenen Sprachgebrauch charakteristisch sind; die Tatsache, dass manche solche Formen nicht ins ungezwungene Gespräch passen, wurde nicht gelernt, da im Prinzip keine Informationen über die Umgangssprache vermittelt wurden. Mit Hilfe von neueren Nachschlagewerken, z. B. Durrell (2003), stellt der heutige Student viel schneller und leichter fest, dass es im Deutschen ähnlich wie im Englischen eine informelle Standardsprache gibt, und wird über dieses Varietätenspektrum, früher als „Umgangssprache“ vernachlässigt, unter Umständen gut informiert. Es scheinen hier drei unterschiedliche aber zusammenhängende Änderungsprozesse nebeneinander zu gehen: ein erweiterter Gebrauch informeller oder umgangssprachlicher Formen; eine Aufwertung mancher Formen, die einen Standardstatus erhalten; eine Berücksichtigung informeller Formen in Nachschlagewerken und im Sprachunterricht.

² Eine deutliche und einsichtsreiche Schilderung der gesellschaftlichen Stellung und der Beschaffenheit des Standardenglischen bietet Milroy (1999).

³ Barbour/Stevenson (1998, S. 245–198) stellt den Versuch dar, das jetzige Variationspektrum des Deutschen kurz gefasst zu schildern.

Etwas anders als mit diesen grammatischen Vorgängen verhält es sich mit dem Phänomen des beliebig erweiterbaren Lexikons; auf diesem Gebiet besteht anscheinend in deutschen Nachschlagewerken ein gewisser Widerstand gegen den Sprachwandel: manche gängigen neueren Wörter erscheinen in Wörterbüchern nicht, weil sie halt als nicht standardsprachlich oder sogar als nicht deutsch empfunden werden. Ich rede hier vor allem von den Anglizismen; ich habe in der letzten Zeit in relativ neuen Wörterbüchern, sowohl gedruckt als auch elektronisch, zum Teil vergeblich nach *Handy*, *Mobbing* und *Beamer* gesucht. Es wird sich natürlich sofort hier die Frage stellen „Warum müssen Sie als Engländer diese Wörter nachschlagen, das sind eben englische Wörter?“ Das sind aber keine englischen Wörter im Sinne von „Wörter der englischen Sprache“. Das sind deutsche Anglizismen, die nur mit erheblich anderer Bedeutung, wenn überhaupt, im Sprachgebrauch Englischsprachiger vorkommen; mir zumindest ist z. B. *Beamer* im Englischen völlig unbekannt. Die Unterschiede zwischen deutschen Anglizismen und Wörtern der englischen Sprache wurden häufig von englischsprachigen Germanisten betont; besonders hervorzuheben sind die Werke von Alan Kirkness', z. B. Kirkness (2001).⁴

3. Standardvariation im Englischen; ihre Bedeutung für deutschsprachige Lerner

Wie sieht es für deutsche Anglisten aus? Wichtige Quellen der soziolinguistischen Interferenz könnten hier abgebaut werden. Es wäre möglicher Weise jetzt leichter zu verstehen, gegen den Hintergrund der Lockerung von Normen im Deutschen, dass auch das Standardenglische eher flexible Normen kennt. Dies könnte sogar die Lernaufgabe der deutschsprachigen Anglisten erleichtern; z. B. könnte die Anerkennung, dass die englische RP-Aussprache keine Standardaussprache darstellt, dazu führen, dass Lerner des britischen Englisch eine andere Aussprache als RP wählen; RP ist nämlich für Deutschsprachige besonders schwierig, da die Vokalunterschiede, vor allem zwischen den betonten Vokalen der Wörter „cattle“ (d. h. Rindvieh) und „kettle“ (d. h. Kessel) für sie kaum hörbar ist. Eine westenglisch oder nordenglisch gefärbte Aussprache wäre für Deutschsprachige in dieser Hinsicht erheblich leichter, und durchaus salonfähig (aber natürlich herrschen immer häufiger angestrebte amerikanische Aussprachen vor, die aber auch für Deutschsprachige schwierige Vokalunterscheidungen aufweisen).

Eine zweite Interferenzquelle entsteht eigentlich aus der sehr guten und genauen Beschreibung des Standardenglischen, die den deutschen Unterrichts-

⁴ Für Kirkness sind viele „englische Wörter“ einfach Wörter des Deutschen, die nur scheinbar aus dem Englischen kommen. Den Terminus „Anglizismus“ verwendet er lediglich für die Formen, die tatsächlich im Sprachgebrauch Englischsprachiger nachzuweisen sind.

plänen zugrunde liegt; es wird nämlich, was zu begrüßen ist, durchaus ein „standard English“ nach englischem Muster gelehrt, besonders was die Grammatik betrifft, d. h. man unterrichtet sowohl die formelle Standardsprache als auch die informelle Umgangssprache; bisher haben aber deutsche Studenten anscheinend angenommen, sie lernen eine formelle Standardsprache nach deutschem Verständnis. Da z. B. die kontrahierten Verbalformen *don't*, *can't* usw. unterrichtet werden, wird angenommen sie seien formell standard-sprachlich, während sie z. B. in Aufsätzen nicht unbedingt am Platze sind.

4. Die Aufgabe deutschsprachiger Lerner des Englischen; die Rolle des „deutschen Englisch“

Bei der weiteren Besprechung von Problemen, die die Kommunikation in englischer Sprache zwischen Deutschsprachigen und Englischsprachigen möglicher Weise beeinträchtigen, stelle ich zunächst die These auf, dass es heutzutage ein „deutsches Englisch“ gibt. Diese These entsteht vor allem aus meinen häufigen Gesprächen auf Englisch mit deutschsprachigen Studenten, die an britischen Universitäten Anglistik studieren. Mit dem Terminus „deutsches Englisch“ möchte ich andeuten, dass dies jetzt eine relative stabile Varietät ist, mit zum Teil vorhersagbaren Eigenschaften; mit dem Terminus deute ich bewusst auch Parallelen zu etablierteren Varietäten wie etwa indischem oder nigerianischem Englisch an. Ein so geartetes „deutsches Englisch“ wäre eine Untervariante des europäischen Englisch. In der Tabelle führe ich einige Beispiele für Phänomene des „deutschen Englisch“ auf; ich betone ausdrücklich, dass diese Beispiele rein aus informellen, aber langjährigen, persönlichen Beobachtungen stammen, und nicht etwa aus einem soziolinguistischen Forschungsprogramm.

Bei der Besprechung des „deutschen Englisch“ bin ich leider auf solche informellen Beobachtungen angewiesen, da anscheinend noch keine wissenschaftlich fundierten Beschreibungen vorliegen, obwohl sie vorbereitet werden, z. B. von Barbara Seidlhofer (Wien). Die Titel einiger Werke geben den Eindruck, sie beschreiben ein deutsches oder europäisches Englisch, während sie in Wirklichkeit ein anderes Phänomen behandeln. Z. B. bezieht sich das Buch „English in Europe“ (Görlach 2002) nicht auf den Gebrauch des Englischen durch Deutschsprachige usw., sondern auf den vom Englischen beeinflussten Gebrauch anderer Sprachen, einschließlich des Deutschen. Es geht mir hier also nicht um ein vom Englischen beeinflusstes Deutsch („Denglisch“), das häufig behandelt wurde, und das in der Kommunikation zwischen Deutschsprachigen verwendet wird, sondern um die Varietät des Englischen, das von Deutschsprachigen in der Kommunikation mit Anderssprachigen, einschließlich mit Englischsprachigen, verwendet wird.

Das von Marko Modiano geschilderte „mid-Atlantic English“ (Modiano 2002) ist anscheinend ein anderes Phänomen, eine bereits standardisierte von Europäern benutzte Kompromissvarietät zwischen britischem und amerika-

Tabelle: Beispiele für deutsches Englisch			
	Deutsch	Deutsches English	Britisches English
a) Phonetisch-phonologische Phänomene:	Rindvieh	kettle*	cattle
b) Lexikalische Phänomene:	Akademiker Wellness Mobbing Handy	academic wellness mobbing hendy*	graduate wellbeing bullying mobile (phone)
c) Grammatische Phänomene:	ich habe ihn nicht gesehen	I have not seen him/ I did not see him (<i>ohne</i> Bedeutungs- unterschied)	I have not seen him/ I did not see him (<i>mit</i> Bedeutungs- unterschied)
d) Pragmatisch-soziolinguistische Phänomene:	Morgen Stephen Guten Morgen Herr Barbour Frau Smith (unverheiratet) Frau (Dr.) Smith (unverheiratet)	Good morning Stephen/ Hello Stephen Good morning Mr Barbour/ Hello Mr Barbour Mrs Smith Mrs Smith	Hello (Stephen)/ Morning (Stephen) Good morning (Sir/Dr Barbour) Miss/Ms Smith Dr Smith

* Diese Wörter werden in einer Form angegeben, die ihre Wahrnehmung durch Englischsprachige impressionistisch wiedergibt

nischem Englisch; das von mir beschriebene deutsche Englisch ist, obwohl in seinen Eigenschaften teilweise vorhersagbar, noch nicht standardisiert, und fällt vielmehr durch Beeinflussung durch das Deutsche auf, als durch einen britisch-amerikanischen Mischcharakter.

Gegen die These eines „deutschen Englisch“ könnte argumentiert werden, es handle sich um keine stabile Varietät, sondern einfach um eine inkorrekte Lernervarietät, die der Verbesserung bedarf; indirekte Beschreibungen der Varietät kommen dementsprechend in Werken vor, die darauf abzielen, die „Fehler“ im Englisch der Deutschsprachigen zu beseitigen.⁵ Mangels wissenschaftlich fundierter Forschungen möchte ich zur Zeit nicht definitiv zwischen den Positionen entscheiden; ich bespreche die Kommunikationsprobleme vor

⁵ Siehe z. B. Parkes/Cornell (1993).

dem Hintergrund der Annahme eines „deutschen Englisch“, möchte aber prinzipiell die Frage offen lassen, ob es berechtigt ist, von einer solchen Varietät auszugehen, oder ob man nicht eher einfach von den „Fehlern“ im Englisch der Deutschsprachigen sprechen sollte.

Inwiefern entstehen Probleme aus dem Phänomen des „deutschen Englisch“? Problematisch ist diese Varietät, weil sie für Englischsprachige gelegentlich nur schwer verständlich ist. Diese Probleme sind zu überwinden dadurch, dass Deutschsprachige anerkennen, dass sie eine besondere Varietät des Englischen sprechen und dass sie sich im Gespräch oder in der schriftlichen Äußerung entweder an das Englisch der Englischsprachigen anpassen müssen, oder bereit sein müssen, spezifische Ausdrücke ihres „deutschen Englisch“ zu erklären. Schwierig ist der Prozess, weil Deutschsprachige meistens nicht anerkennen, dass sie ein „deutsches Englisch“ sprechen; häufig wird zwar anerkannt, dass grammatische Fehler gemacht werden⁶, die lexikalischen Eigenschaften des „deutschen Englisch“ scheinen weitgehend unerkannt zu bleiben. Diese fehlende Anerkennung ist aus dem Entstehungsvorgang des „deutschen Englisch“ zu verstehen. Diese Varietät entsteht selbstverständlich aus dem allgemein bekannten Vorgang der Interferenz (Edwards 1994, S. 72–78); Eigenschaften des Deutschen beeinflussen, oft auf recht komplexe Weise, das Englisch der Deutschsprachigen. Besonders irritierend sind hierbei lexikalische Interferenzen; im Folgenden beschränke ich mich auf solche lexikalischen Eigenschaften des „deutschen Englisch“.

Für deutschsprachige Anglisten entstehen paradoxer Weise die hartnäckigsten lexikalischen Interferenzen in ihrem Englisch aus Änderungen in der deutschen Sprache; in diesem Abschnitt wird also der Kreis geschlossen, indem die neue Standardvariation des Deutschen mit der Beherrschung des Englischen durch Deutschsprachige in Verbindung gebracht wird. Im Mittelpunkt der Diskussion stehen hier wieder die deutschen Anglizismen. Auf die genaue Beschaffenheit dieses Phänomens gehe ich hier nicht ein⁷, ich betone aber die Tatsache, dass die betreffenden Vokabeln im Volksmund „englische Wörter“ genannt werden, was in hohem Maße irreführend ist.

Bei den in der Tabelle aufgeführten Beispielen für das Lexikon des „deutschen Englisch“ gibt es Beispiele für unterschiedliche Vorgänge bei Beeinflussung des deutschen Englisch durch das Deutsche. Bei *Akademiker/academic* geht es einfach um falsche Freunde, aber es spielt hier vielleicht die Vorstellung eine Rolle, Latinismen seien im Englischen so häufig, dass es im Englischen eine einfache Entsprechung für jedes deutsche Latinismus geben müsste. Bei *wellness* handelt es sich um einen Amerikanismus; in Großbritannien kommen auch Amerikanismen unentwegt in den Sprachgebrauch, dieser

⁶ Ich teile nicht unbedingt die Auffassung, dass es hier um ein ‚fehlerhaftes Englisch‘ handelt; man könnte durchaus der Meinung sein, es entsteht einfach eine neue Varietät des Englischen.

⁷ S. Barbour (2002).

aber ist nicht geläufig, und ist, zumindest für mein Sprachgefühl, kaum ein mögliches britisches Wort – es klingt grammatisch falsch. *Mobbing* kommt im britischen Englisch zwar vor, ist aber selten, und kann sowohl Positives als auch Negatives bedeuten. Positiv heißt es ungefähr *Zujubeln*, *Unterstützung durch eine Menge, auf den Schultern tragen*. Ein Nomen *handy* existiert bekannter Weise im Englischen nicht.

Wie kann man die Missverständnisse vermeiden, die durch den Gebrauch des deutschen Englisch entstehen? Man könnte die betreffenden Phänomene einfach als „falsch“ ankreiden und versuchen, sie zu beseitigen. Das ist meines Erachtens nicht nötig; das deutsche Englisch hat sich als Varietät zum Teil schon etabliert und erfüllt für Deutschsprachige bereits wichtige Funktionen. Die meisten Englischsprachigen, die keine Germanisten sind, werden das vielleicht auch nicht als „falsch“ empfinden; sie sind es bereits gewohnt, dass es ausländische Varietäten des Englischen gibt, die nicht unbedingt völlig verständlich sind; liberale Briten haben auch oft die Auffassung, man müsste den Versuch machen, fremde Varietäten des Englischen zu verstehen, und könnten sogar unter Umständen der Meinung sein, sie seien selbst zum Teil an den Missverständnissen schuld. Ein deutsches Englisch möchte ich also keineswegs beseitigen, ich möchte aber seine Sprecher darauf aufmerksam machen, dass es das gibt. Ich möchte sie darauf hinweisen, dass sie sich im englischen Gespräch mit Nichtdeutschsprachigen vielleicht an die Sprache des anderen anpassen wollen, genau wie sich der Australier in England oder der Engländer in Amerika sich anpasst. Als erster Schritt zur Erklärung des deutschen Englisch, müsste man unbedingt auf die Bezeichnung „englische Wörter“ für die Anglizismen in der deutschen Sprache verzichten.

5. Schluss

Die neue Standardvariation im Deutschen scheint eine bisherige Schranke zwischen den Sprachen, ihr unterschiedliches soziolinguistisches Profil, womöglich abzubauen, da sie jetzt beide über relativ variable Standardvarietäten, mit einer eher dem Gebrauch orientierten Norm, verfügen. Gleichzeitig aber entsteht eine neue Schranke daraus, dass sich das Deutsche dem Englischen scheinbar nähert, aber auf eine sehr komplexe Weise, die in der Praxis, unter dem Schlagwort „englische Wörter im Deutschen“ grob vereinfacht wird.

Eine adäquate Berücksichtigung der neuen Standardvariation setzt voraus, dass man sich bereits am Anfang des Sprachunterrichts mit der gesellschaftlichen Seite der Sprache befasst – das deutsche Verhältnis zu den Anglizismen ist zum Beispiel ein Kapitel der Soziolinguistik. Allen Erscheinungen, die ich in diesem Referat behandelt habe kann man nur gerecht werden, wenn man die Sprache in ihrem Verhältnis zur Gesellschaft betrachtet. Die Thematik Sprache und Gesellschaft gehört nicht nur in ein Hauptseminar sondern auch in die Anfängerstunde.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Berlin/New York.
- Barbour, Stephen (2002): Die Verteidigung der Sprache. Noch einmal die Fremdwortfrage im Deutschen. In: Hartung, Wolfdietrich/Shethar, Alissa (2002) (Hg.): Kulturen und ihre Sprachen. Die Wahrnehmung anders Sprechender und ihr Selbstverständnis. S. 235–242.
- Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin/New York.
- Bex, Tony/Watts, Richard J.(1999) (Hg.): Standard English. The Widening Debate. London/New York.
- Cheshire, Jenny (1999): Spoken standard English. In: Bex, Tony/Watts, Richard J.(1999) (Hg.): Standard English. The Widening Debate. S. 129–148.
- Davies, Máire C./Flood John L./Yeandle, David N. (2001) (Hg.): ‚Proper Words in Proper Places‘. Studies in Lexicology and Lexicography in Honour of William Jervis Jones. Stuttgart.
- Downes, William (1998): Language and Society. Cambridge.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 2. S. 285–308.
- Durrell, Martin (2003) (2. Aufl.): Using German: A Guide to Contemporary Usage. Cambridge
- Edwards, John (1994): Multilingualism. London/New York.
- Görlach, Manfred (2002) (Hg.): English in Europe. Oxford.
- Hartung, Wolfdietrich/Shethar, Alissa (2002) (Hg.): Kulturen und Ihre Sprachen. Die Wahrnehmung anders Sprechender und ihr Selbstverständnis. Berlin
- Kirkness, Alan (2001): Anglicisms, borrowings and pseudo-borrowings in German: *-ical* revisited: In: Davies, Máire C./Flood John L./Yeandle, David N. (2001) (Hg.): ‚Proper Words in Proper Places‘. Studies in Lexicology and Lexicography in Honour of William Jervis Jones. S. 329–333.
- Linn, Andrew R./McLelland, Nicola (2002) (Hg.): Standardization. Studies from the Germanic Languages. Amsterdam/Philadelphia
- Milroy, Lesley (1999): Standard English and language ideology. In: Bex, Tony/Watts, Richard J. (1999) (Hg.): Standard English. The Widening Debate. S. 173–206
- Modiano, Marko (2002): Standardization Processes and the mid-Atlantic English paradigm. In: Linn, Andrew R./McLelland, Nicola (2002) (Hg.): Standardization. Studies from the Germanic Languages. S. 229–252.
- Parkes, Geoff/Cornell, Alan (1993): German-English False Friends, Reference & Practice. Vol. 3. Southampton.
- Quirk, Randolph (1985) The English language in a global context. In: Quirk, Randolph/Widdowson, Henry G. (1985) (Hg.) English in the World. S.1–6.
- Trudgill, Peter (1999): Standard English; What it isn't. In: Bex, Tony/Watts, Richard J. (1999) (Hg.): Standard English. The Widening Debate. S. 117–128.

MARISA SIGUAN

Standard und Varianz des Deutschen aus spanisch/katalanischer Sicht

Abstract

Beim Germanistikstudium in Barcelona leben drei Sprachen zusammen, die den akademischen Alltag bestimmen: Spanisch, Katalanisch und Deutsch. Also drei verschiedene Normsysteme, drei Sprachenstandards, mit ihrer zum Teil sehr komplexen Varianz.

Spanisch ist eine von alters her normierte Sprache, der Normierungsprozess des Katalanischen ist ein noch sehr lebendiger und diskutierter Prozess, ganz besonders was die Akzeptanz von Varietäten betrifft. Das Zusammenleben von Spanisch und Katalanisch erzeugt bei den Sprechern sowohl ein erhöhtes Bewusstsein der Arbitrarität der Norm wie auch Haltungen die von Kommunikationswillen und hoher Fehlertoleranz bis hin zu Diskussionen über Sprachverhalten gehen, und die Kompromisse im Sprachverhalten zum normalen Alltag gehören lassen.

Wie funktioniert in einem solchen Kontext das Erlernen der deutschen Sprache, wie wirkt sich die Schwächung der Norm gerade beim Lehren einer Sprache aus? Ist der varianzfreundlichere Standard dafür tatsächlich ein Problem? Der Beitrag geht auf die unterschiedlichen Normierungstraditionen der Sprachen, spezifisch auf Spanisch und Katalanisch ein, auf die sprachliche Situation, die sich aus der Koexistenz der beiden Sprachen ergibt, und auf die Art, wie das Lehren von Deutsch und überhaupt das Germanistikstudium in Barcelona damit umgeht und darauf aufbaut.

Am 23. 1. 2004 erschien in der spanischen Zeitung *La Vanguardia* ein Witzbild: Eine spitznäsige und brillentragende, offensichtlich routinierte Beamtin der Schulverwaltung empfängt Eltern, die ihre Kinder auf den Balearen einschulen möchten. Mit einem Formular in der Hand fragt sie die Eltern, in welcher Sprache sie ihre Kinder einschulen möchten: auf Mallorquinisch, Madrilenisch, Ibizenkisch, Vallisoletanisch, Menorquinisch, Guadalajarensisch, Formenterensisch oder Toledanisch? Die Antwort der Eltern lautet: „Auf Deutsch aus Hamburg“.¹

Es ist ein bissiger Witz, wie Witze nun oft sind, aber er zeigt, dass das Bewusstsein von Sprachvarietäten, Varianz der Sprachen und den damit verbundenen Problemen zum Alltag der spanischen Gesellschaft gehört, zumindest

¹ „En qué idioma quieren escolarizar a sus hijos? Mallorquín, madrileño, ibicenco, vallisoletano, menorquín, guadalajareño, formenterés o toledano?“
„En alemán de Hamburgo“ (*La Vanguardia*, 23.1.2004)

in den Gegenden, wo verschiedene Sprachen zusammenleben. (*La Vanguardia* erscheint in Barcelona, wo Spanisch und Katalanisch gebraucht werden.) Dieses Bewusstsein möchte ich als Ausgangspunkt für meinen Beitrag nehmen.

Er setzt bei der Problematik an, die durch zwei der im Tagungsthema benannten Grundannahmen bestimmt sind, nämlich:

- dass es in allen lebenden Sprachen eine andauernde Spannung zwischen Standardnorm und Variation gibt
- und dass sich heutzutage eine zunehmende Flexibilität im Umgang mit der standardsprachlichen Norm zeigt, besonders im Bereich der „weichen“ Normen.

Für diese Schwächung der Norm lassen sich auf Anhieb zwei Gründe, zwei Entwicklungen nennen, die zum Teil auch in anderen Beiträgen zur Sprache kommen. Zum einen ist es die Entwicklung von Antiautoritarismus und Individualismus im Laufe des 20. Jahrhunderts, zugleich die Entwicklung der Prädominanz der Massen gegenüber allgemein anerkannten Eliten, die auch sprachlich vorbild- und normgebend waren. Zum zweiten – und auch das ist weitgehend bekannt – ist es die Abnahme der traditionellen Funktion der geschriebenen Sprache als Muster standardsprachlicher Norm.

Mit Standardsprache meine ich das abstrakte Ideal, das als Leitbild und Ziel für Sprachlernen, Sprachbewertung und Sprachpolitik dient. Die Kodifizierungen der Sprachnorm wurden im Laufe der Geschichte für die Sprachen, die ich hier behandle, von der geschriebenen Sprache, von der Schriftlichkeit her bestimmt. Der *nivel culto* (der gehobene Standard, die vorbildliche Sprachebene) der Norm wurde, historisch gesehen, vom geschriebenen Text abgeleitet und zum Konzept der einen und richtigen Sprache erhoben. Obwohl Sprache an erster Stelle gesprochene Sprache ist und für die Kommunikation, für die Verständlichkeit, Konventionen, also ebenfalls Normen braucht, war es gerade die Existenz der Schrift, die andere Kommunikationssituationen bedingt, und besonders die Erfindung des Buchdrucks, die viel radikaler nach einer Fixierung, einer Uniformierung verlangten. Die Kodifizierung einer Sprachnorm ist, historisch gesehen, eng verbunden mit der Verbreitung der Schriftsprachlichkeit und ganz besonders mit dem Bedürfnis, die Sprache zu lehren und zu lernen, also ihrer Präsenz im Bildungswesen. Hinzu kommt der Wunsch, das Weiterleben einer Sprache für die kommenden Zeiten zu sichern. Die Kodifizierung wiederum beeinflusst den konkreten Sprachgebrauch. Das Normieren selber und die Absicht zu seiner Umsetzung können auch von politischen Motiven bestimmt sein, und das ist auch jetzt noch oft so.

Die heutigen sprachlichen Vorbilder akzeptieren und bieten eine größere Variation und halten sich auch mehr an die mündliche Sprache. Die medialen Voraussetzungen dafür sind, historisch gesehen, mit dem Aufkommen von Radio und Fernsehen gegeben, also von neuen, vor allem mündlichen Kommunikationsweisen, die in alle Welt reichen. Seitdem das Fernsehen überall

hinreicht, kann es auch zum Muster für sprachliches Verhalten werden: Viele Menschen verbringen mehr Zeit in der Gesellschaft von Fernsehsprechern oder Figuren aus Fernsehsendungen als in der unmittelbaren Kommunikation mit Menschen, die mit ihnen zusammenleben und sich auch möglicherweise anders ausdrücken als die Fernsehgestalten.

Das heißt aber nicht unbedingt, dass mit der Fernsehsprache die sprachliche Varianz Vorbildcharakter bekäme. Auch das Fernsehen vereinheitlicht geographisch. Es weist jedoch im Verhältnis zur tradierten schriftsprachlichen Norm bestimmte Besonderheiten auf, die zum Teil auch Spezifika der mündlichen Sprache sind, die dann wieder in die Schriftsprache aufgenommen werden.

Ohne damit schon zu einer Grammatik der Mündlichkeit beitragen zu wollen, möchte ich exemplarisch einige dieser Charakteristika nennen:

- in Vergleich mit der schriftsprachlichen Norm eine größere Flexibilität der Wortstellung im Satz oder der Deixis, im Deutschen auch in der Kasusflexion (z. B. Wegfall von Genitiv-s und Dativ-e), dazu Nominalsätze und mehr oder weniger häufige Anacoluthen und deren ‚Reparaturen‘
- was den Wortschatz betrifft: das Aufkommen sprachlicher „Laienspezialisierungen“, einer Art von laienorientierten Fachsprachen neben den Sondersprachen für Experten in verschiedenen Domänen wie Wissenschaft und Technik, Finanzwelt, Popmusik, Sport usw.
- eine geringere Resistenz gegenüber der Aufnahme von Fremdwörtern und Lehnwendungen
- eine gewisse Vulgarisierung des Wortschatzes auch im öffentlichen Sprachgebrauch.

Was bedeutet nun diese erhöhte Vorbildrolle der Mündlichkeit für die Philologien, und ganz konkret für eine Fremdsprachenphilologie, wie es die Germanistik in Spanien ist?

Philologien hielten sich traditionellerweise an die Schriftsprachen, an die Texte, die analysiert wurden. Der Fremdsprachenunterricht in einer philologischen Fakultät richtete sich auf Texte, die gelesen und interpretiert werden sollten. Dabei wurde impliziert, dass die literarischen Texte auch die Basis der Sprachnorm ausmachten und für dieses Modell standen.

Germanistik und Anglistik sind aber in Spanien moderne Philologien.² Sie entstanden erst in den 50er Jahren als „modern“ gegenüber den alten, den klassischen Philologien. Diese waren die Philologien der Texte der grecolateinischen Tradition, der biblischen Schriften, der großen monotheistischen Traditionen, aber auch die eigene Nationalphilologie mit den Schriften der eigenen nationalsprachlichen Tradition.

² Dazu Siguan Boehmer, Marisa (1998) S. 61–71.

Die modernen Philologien mussten sich, da sie auch und überwiegend eine gesprochene Fremdsprache zu lehren hatten, gegen den Vorwurf wehren, in erster Linie Sprachschulen zu sein. Der implizite Verdacht war dabei, dass sie gar nicht zur richtigen Philologie und Textthermeneutik kommen konnten, weil sie hauptsächlich mit dem Lehren und Lernen der jeweiligen Fremdsprache befasst sein mussten.

Modernität hat aber auch Vorteile: Sie bevorzugt den wissenschaftlichen Umgang mit einer lebenden Sprache und favorisiert die modernen Mittel der Fremdsprachendidaktik. Das heißt dann bald Linguistik, auch der gesprochenen Sprache, und es heißt auch, was die Fremdsprachendidaktik betrifft, sich auf die gesprochene Sprache zu konzentrieren und kommunikative Methoden zu bevorzugen. Dabei werden sprachliche Daten und Methoden eingesetzt, die viel varianzfreundlicher sind, auf mehr Sprachregister eingehen und auch Dialektales zulassen. Die Methoden sind aber weniger hilfreich für die systematische Vermittlung von lexikalischen und grammatischen Kenntnissen, die für das möglichst rasche Verstehen von literarischen Texten nötig sind, und solche Texte waren im Studium fast von Anfang an zu bearbeiten. Das ist nichts Neues und alle Auslandsgermanisten haben eine solche Situation erlebt, der inzwischen mit Konzepten wie denen des kontextbezogenen Lernens der verschiedenen Fertigkeiten, der Gebrauchsweisen und Sprachregister, der Textsorten, der sozialen und medialen Varietäten entsprochen wird.

Die Spannung zwischen standardisierter Sprachnorm, ihren Varianten und Varietäten zeigt sich für unsere Studierenden im Laufe des Studiums als Spannung zwischen den Texten der Literaturseminare, die größtenteils der deutschsprachigen Literaturtradition angehören und in denen areale wie zeitspezifische und individualstilistische, d.h. autoren spezifische Varianz vorkommt, dann den Texten, die sie in den linguistischen Seminaren bearbeiten und analysieren, wo es um weitere, variationsreichere Textsorten geht (journalistische Texte, linguistische Analysen, manchmal literarische Texte, auch Daten gesprochener Sprache) und der noch variantenreicheren gesprochenen Sprache, die sie auch aktiv zu gebrauchen lernen und wo noch spezifische Varianz der Mündlichkeit gegenüber der Schriftlichkeit hinzukommt.

Beim Lehren und Lernen des Deutschen sind für uns stets zwei weitere Sprachen präsent: Spanisch und Katalanisch. Sie werden aus deutscher Sicht oft fälschlicherweise als bloß dialektale Varietäten gesehen. Tatsächlich sind es zwei Sprachen. Unsere germanistische Alltagssituation ist also ein Miteinander von drei Sprachen. Das heißt ein Miteinander von drei verschiedenen Normsystemen, drei sprachlichen Standards mit ihrer zum Teil sehr komplexen Varianz. Auf diese Situation möchte ich jetzt etwas näher eingehen.

In der spanischen Verfassung steht, dass Spanisch die Sprache der Nation ist und dass in den Regionen, wo es eine eigene Sprache gibt – in Katalonien, im Baskenland und in Galizien –, jeweils beide Sprachen, Spanisch und die Sprache der Region, kooffiziell sind. Das bedeutet, in Barcelona sind Spa-

nisch und Katalanisch kooffiziell, beide Sprachen werden in der Schule gelernt, und die einzelnen Sprecher verwenden zwar eine von beiden als hauptsächliche Kommunikationssprache (zu Hause, im Privatbereich), verstehen aber beide.

Die Hauptsprache an der Universität Barcelona ist Katalanisch. Die Vorlesungen finden aber in der Sprache statt, die der Dozent wählt. In den verschiedenen Philologien werden die Vorlesungen – soweit möglich – in den jeweiligen Zielsprachen gehalten. Als Beispiel für das Miteinander von Spanisch und Katalanisch kann folgendes gelten: Das Vorlesungsverzeichnis, das katalanisch verfasst ist, macht keine Angabe über die Sprache, in der die Vorlesungen gehalten werden. Die Studierenden erfahren das erst, wenn sie in die Vorlesung gehen. Falls sie lieber die andere Sprache hören wollen, gibt es hierzu verschiedene Möglichkeiten. Es kann verschiedene Gruppen der gleichen Vorlesung geben, was im Falle von obligatorischen Veranstaltungen der ersten Semester oft eingeplant ist, so dass die verschiedenen Studierenden sich für eine Gruppe in der von ihnen bevorzugten Sprache entscheiden können. Es kann aber auch sein, dass nur eine Gruppe für die gewählte Veranstaltung vorgesehen ist, was im Hauptstudium und bei allen Wahlveranstaltungen meistens der Fall ist; dann muss man sich in der Gruppe auf die Sprache einigen. Wenn zum Beispiel ausländische Studierende teilnehmen, die kein Katalanisch verstehen, entscheidet man oft so, dass zumindest in den ersten Monaten Spanisch gesprochen wird. Es geht dabei auf jeden Fall nur um die während der Vorlesung gesprochene Sprache. Denn die Studierenden können für ihre Arbeiten, Examen und Dissertationen eine der beiden Sprachen wählen, unabhängig von der Vorlesungssprache. Im Falle der Philologien wird die Sprache der jeweiligen Philologie bevorzugt.

Unsere Studierenden kommen größtenteils aus Katalonien. Der letzte Sprachzensus in Katalonien von 1998 ergab, dass 20 % Prozent der Bevölkerung meinen, völlig zweisprachig zu sein, und je 40 % erklären, Spanisch oder Katalanisch als Hauptsprache zu verwenden und die andere Sprache zu kennen, im Falle des Katalanischen als zweiter Sprache, dieses zumindest passiv zu verstehen.³ Unter den Studierenden haben wir auch Lateinamerikaner die, wenn sie erst vor kurzem angekommen sind, kein Katalanisch sprechen, daneben eine kleinere Anzahl von Studierenden aus anderen Regionen Spaniens. Hinzu kommen Erasmus- und Austauschstudenten: Italiener, Franzosen, Deutschsprachige, einige wenige Polen oder Russen. Sie haben normalerweise geringe Spanischkenntnisse und noch geringere Katalanischkenntnisse, wenn überhaupt. Ihnen werden Sprachkurse für beide Sprachen angeboten.

Normalerweise kommen in unseren germanistischen Veranstaltungen also drei Sprachen zusammen: Deutsch, Spanisch und Katalanisch. Ab dem Grund-

³ Daten für die gesamte Sprachensituation in Spanien angegeben und bewertet in: Siguan Soler, Miquel (1999), zusammengefasst in S. 79–85.

studium tragen wir auf Deutsch vor, in den Diskussionen geht es oft in allen drei Sprachen zu. Diese drei Sprachen haben eine sehr unterschiedliche Normierungs- und Standardisierungsgeschichte, aber in ihnen gibt es die gleiche Tendenz zu Variantenentwicklungen wie in allen Sprachen.

Um die gegenwärtige Situation zu erläutern ist es erforderlich, einige Bemerkungen zur Geschichte von Normierung, Standard und Varianz im Spanischen und Katalanischen zu machen. Beide Sprachen wurden in unterschiedlichen historischen Momenten und nach verschiedenen Leitideen normiert und sind mit unterschiedlichen Problemen behaftet.

Bei der Normierung des Spanischen ist als erstes die Grammatik von Antonio de Nebrija zu erwähnen: Er veröffentlichte die erste Grammatik des Spanischen, seine *Gramática de la lengua castellana*, im Jahre 1491. Sie ist nach dem Vorbild der lateinischen Grammatiken aufgebaut – er selbst war Lateinlehrer und hatte auch eine lateinische Grammatik verfasst –, und enthält Morphologie und Syntax. Er widmet seine Grammatik Isabel la Católica und beschreibt dabei die sehr vernünftige Leitidee, nach der er verfahren ist:

*Vor allem habe ich mich entschlossen unsere kastilische Sprache in der Komplexität zu reduzieren damit das, was jetzt und in Zukunft in ihr geschrieben wird, einheitlich sein kann und sich über alle kommenden Zeiten verbreiten kann.*⁴

Damit werden, historisch gesehen, die wesentlichen Gründe der Sprachkodifizierung angegeben. Es geht an erster Stelle darum, dass das, was in einer Sprache geschrieben wird, das gleiche für alle Leser und für die kommenden Zeiten bedeutet, selbst wenn es diese Sprache als Muttersprache nicht mehr gibt, wie es dem Latein geschehen ist. Die Sprache soll verständlich sein und bleiben. Und das ist nur möglich, wenn man nach bestimmten Normen schreibt, die explizit gemacht und die gelehrt und gelernt werden müssen.

Isabella hatte die Königreiche von Kastilien und Aragón vereinigt, Granada erobert: Mit der Einheit des Reiches soll nun Spanisch auch die Sprache für ganz Spanien sein. Damit wächst das Bewusstsein, die Regeln der spanischen Sprache lehren und lernen zu müssen. Das letzte Kapitel von Nebrijas Grammatik ist für diejenigen gedacht, die von anderen Sprachen her Spanisch lernen wollen. Er beschreibt darin die Deklination der Nomen und Pronomen und das Konjugationssystem der Verben.

Die Idee, dass man die sprachliche Norm beherrschen müsse, um ein gutes Spanisch schreiben zu können, brauchte noch einige Zeit, um sich allgemein durchzusetzen. Im 18. Jh., im Jahr 1713, wird die Real Academia Española gegründet. Sie folgt dem Vorbild der französischen, und ihr Motto ist: *limpia*,

⁴ „acordé ante todas las otras cosas reducir en artificio este nuestro lenguaje castellano para que lo que agora y de aquí adelante en él escribieran pueda quedar en un tenor, y estenderse en toda la duración de los tiempos que están por venir, como vemos que se ha hecho en la lengua griega y latina“. Nebrija 1980, S. 100–101.

fija y da esplendor („putzt, festigt und gibt Glanz“). Unter den Gründungsregeln stehen folgende Vorsätze:

*über die Reinheit, Angemessenheit und Glanz der kastilischen Sprache wachen, ihre Ursprünge erforschen, ihre grammatischen Prinzipien festlegen, mit Hilfe des Drucks die unbekannteren und wunderbaren Schriften verbreiten, die aus entfernten Jahrhunderten erhalten sind und die langsame und progressive Entwicklung der Sprache aufzeigen, die Wiederauflage der klassischen Werke in gepflegten Ausgaben fördern und in exzellenten Abbildungen die Portraits unserer bekannten großen Geister publizieren, um sie vor dem Vergessen zu retten.*⁵

Die Akademie will also die Sprache beschreiben und verbessern, indem sie die Sprache der großen Schriftsteller als normgebendes Beispiel und Vorbild nimmt.

Das Wörterbuch der Academia erscheint zwischen 1726 und 1739, und zwar erstmal als *Diccionario de autoridades* („Autoritätenwörterbuch“): Für jedes Wort werden Beispiele aus dem Sprachgebrauch kanonisierter Schriftsteller gegeben. 1741 erscheint eine Orthographische Regelung. 1771 erscheint die erste Grammatik der Academia. Und 1778 ein *Diccionario de la lengua para uso del gran público* („Wörterbuch für die Benützung des breiten Publikums“). Auch hier ist die letzte Legitimation für den Wortschatz seine Verwendung in der Schriftsprache, bei kanonisierten Schriftstellern dokumentiert. Aber es geht jetzt darum, ein breiteres Publikum normativ anzusprechen, korrekte, gehobene Sprache zu fördern. So ist dieses Wörterbuch im Laufe der Jahrhunderte immer wieder erweitert und neu aufgelegt worden.

Zu erwähnen ist noch, dass für das Spanische, trotz seiner vielen und reichen Varietäten in Spanien und Lateinamerika, die sprachliche Einheit prinzipiell erhalten geblieben ist.⁶ Auch die lateinamerikanischen Staaten und ihre Akademien haben an der Einheit festgehalten. Die letzte Ausgabe der orthographischen Regelung der Real Academia ist in Zusammenarbeit mit allen lateinamerikanischen Akademien entstanden, und enthält phonetische Varianten aus allen Regionen.⁷ Und in der Einführung heisst es, dass man das alte

⁵ „velar por la pureza, propiedad y esplendor de la lengua castellana, investigar sus orígenes, fijar sus principios gramaticales, vulgarizar por medio de la estampa los escritos desconocidos y preciosos que se conservan de lejanos siglos y manifiestan el lento y progresivo desarrollo del idioma, promoviendo la reimpreión de las obras clásicas en ediciones esmeradas, y publicar en láminas excelentes los retratos de nuestros famosos ingenios librándolos del olvido“ Informationen und Daten zur Geschichte der Real Academia Española auf der Website <http://www.rae.es>

⁶ so heisst es inzwischen unter den Vorsätzen der Academia dass sie darauf achten muss, dass die natürliche Entwicklung der Sprache ihre Einheit nicht zerstört: «tiene como misión principal velar porque los cambios que experimente la Lengua Española en su constante adaptación a las necesidades de sus hablantes no quiebren la esencial unidad que mantiene en todo el ámbito hispánico». (<http://www.rae.es>)

⁷ zum Beispiel bestimmte phonetische Charakteristika wie der *seseo*: Der frikative Laut der im Kastilischen bei z. B. *meçedora*, *taza*, *tazón* ... verwendet wird, ist in vielen Regionen und Ländern (in Andalusien, in Lateinamerika) stimmlos mit vorwiegend prä-

Lema *limpia, fija y da esplendor* nun in der Zusammenarbeit mit allen Akademien als *unifica, limpia y fija* lesen sollte (Ortografía de la lengua castellana, 1999, XV). Orthographisch bestimmend bleibt dabei aber meistens die kastilische Norm. Die Real Academia, die eine strikt normative Vergangenheit hat, vertritt derzeit eher eine Kombination aus Deskription und Präskription. So hat sie in den letzten Jahren eine sehr ausführliche *Gramática descriptiva de la lengua española* (1999) herausgegeben, gibt aber weiterhin eine *Gramática de la lengua española* (1994, 1999) heraus, die normativer orientiert ist, obwohl inzwischen auch varianzfreudiger, und für konkrete Benutzerfragen und für den Fremdsprachenunterricht zu nutzen ist. Die varianzfreudigere Haltung ist besonders an der immer ausführlicheren Beschreibung von lexikalischen Varianten und an der Akzeptanz von Neologismen (darunter Anglizismen) im Akademie-Wörterbuch zu bemerken (*Diccionario de la lengua española* (2001) (22e.A.). Die Autorität der Schriftsteller ist durch die Autorität der Statistik der am meisten gebrauchten Wörter ersetzt worden. So werden Anglizismen in dem Maße, in dem sie statistisch relevant auftreten und/oder hispanisiert werden in das Wörterbuch aufgenommen. Ein besonders markantes Beispiel hierzu ist *el vending*, ein angliisiertes Nomen zum spanischen Verb *vender*, ‚verkaufen‘. *Vending* würde im Deutschen so etwas wie **Verkaufing* entsprechen. Es ist in der letzten Ausgabe des *Diccionario* dokumentiert, damit also akzeptiert. Ein anderes Beispiel für die Aufnahme von Neologismen, das nicht aus dem Bereich der Anglizismen stammt, ist der hypertrophe Plural zu der Pluralform *taliban*, nämlich *talibanes*, ebenfalls jetzt im *Diccionario* präsent.

Die Real Academia Española steht laut Gründungsstatuten direkt unter königlichem Schutz und hat offizielle Bedeutung und Funktion: Der Staat akzeptiert die Normen der Real Academia und verwendet sie in allen seinen Texten und im Schulwesen.

Die Norm des Katalanischen entwickelte sich ganz anders. Eine explizite Normierung erfolgt erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Die Initiative hierzu geht von einer Gruppe von Intellektuellen aus. Sie sind um eine Zeitschrift gruppiert, *L'Avenç*, und bilden zum Teil eine der wichtigsten Gruppen für die Entwicklung des katalanischen Jugendstils, des *Modernisme*.

Im Jahr 1909, zu einer Zeit, in der es eine gewisse politische und kulturelle Autonomie in Katalonien gibt, wird das *Institut d'Estudis Catalans* gegründet. Zum Direktor der philologischen Sektion wird Pompeu Fabra ernannt, der das erklärte Ziel hat, das Katalanische zu normieren. Er ist kein Philologe oder überhaupt Geisteswissenschaftler, sondern Ingenieur, hat eine breite, zum

dorsaler Aussprache: *mesedora, tasa*. Das wurde früher als inkorrekt angesehen, und wird jetzt aber als Variante angeführt, wenn auch orthographisch einheitlich nach dem Kastilischen geregelt, also mit „z“ geschrieben. („1.2.3.e: En los países y regiones donde se practica el seseo, c (ante e,i), z y s se neutralizan en el fonema fricativo sordo de pronunciación mayoritariamente predorsal, si bien la ortografía mantiene el empleo de las letras según el uso castellano. Lo mismo ocurre con la pronunciación yeísta que articula la ll como y.“ Ortografía de la lengua castellana. (1999))

Teil autodidaktische linguistische Bildung und ist bemerkenswert kompetent und konsensfreudig. Das alles hat eine präzise und schnelle Normierungsarbeit zur Folge. Hinzufügen muss man vielleicht noch, dass ein allgemeiner Wunsch der Katalanischsprecher bestand, eine Sprachnorm zu besitzen, die das Katalanische den anderen Hochsprachen gleichstellen würde. In kurzen Zeitabständen werden die Ergebnisse der Arbeit publiziert: 1912 erscheint Pompeu Fabras *Gramàtica de la llengua catalana*, 1913 die *Normes ortogràfiques* und das orthographische Wörterbuch, 1918 eine *Gramàtica catalana* des *Institut*. Und schließlich erscheint 1932 das *Diccionari General de la Llengua catalana*, das größtenteils Fabras Arbeit ist.

Für die Normierung des Spanischen hatte das Latein als anerkannte Prestigesprache Modell gestanden, und sie erfolgte zusammen mit einem Expansionsmoment der Nation. Im Falle des Katalanischen verlief die Entwicklung und die daraus entstehende Normierungsproblematik anders. Bis zum 16. Jahrhundert hatte das Katalanische als unbestrittene Literatur- und Rechtssprache Bestand. Anschließend und im Zuge der Vereinigung Spaniens existiert es zwar weiter als Rechts- und Literatursprache, verliert aber langsam an Gebrauchsmöglichkeiten, an Domänen, bis es im 18. Jh. der zentralisierenden Uniformierungspolitik der Bourbonen zum Opfer fällt. Es wird dann praktisch nur noch im Privatraum gesprochen, lebt aber im 19. Jh. als Literatursprache wieder auf, besonders im Zuge einer historisierenden Romantik um die Mitte des Jahrhunderts. Für dieses Wiederaufleben spielen übrigens die Ideen Herders und das Interesse der deutschen Romantik an Volksliedern eine wichtige und immer noch nicht ausreichend erforschte Rolle.

Als das Katalanische um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert normiert werden soll, wird vor allem darüber nachgedacht, welche Sprachform man aufnehmen und normativ kodifizieren sollte: die ältere, archaischere, die der großen literarischen, philosophischen und politischen Tradition, oder die moderne, die gesprochen wird, von der aber eine gehobene literarische und auch wissenschaftliche Ebene erst noch auszubauen war. Die literarische Sprache der katalanischen Romantik hatte sich eher für ein medievalisierendes Katalanisch entschieden. Zu den schwierigen Problemen, die bei der Normierung zu lösen waren, gehörte somit auch das Verhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Das gesprochene alltägliche Standardkatalanisch war als Rechts- oder Literatursprache unzureichend, und es war in seinen städtischen Varietäten auch sehr vom Spanischen überformt, bzw. mit ihm vermischt. Um ein „reines“ Katalanisch zu finden, musste man sich entweder an die ländlichen regionalen Varietäten in der Mündlichkeit oder an die literarische Schriftsprache der Vergangenheit halten. Pompeu Fabra und seine Zeitgenossen entschieden sich für die moderne, gesprochene Sprache. Sie hatten nun aber mit vielen regionalen Varietäten umzugehen, so wie es sie in jeder Sprache gibt, die nicht Amtssprache ist, nicht in den Schulen gelernt wird und dementsprechend nicht überregional einheitlich und normiert ist. Das Normieren hat ja mit dem Bewusstsein des Lehrens zu tun, mit dem

Wunsch nach Permanenz der Sprache.⁸ Pompeu Fabra berücksichtigt die Standardsprache in Barcelona, zieht konsensfreudig regionale Varianten heran, um damit die Verformung durch das Spanische in den Städten zu korrigieren und von dieser Perspektive aus auch Traditionelles aufzunehmen. Für die Orthographie macht er für die phonetischen Notwendigkeiten des Katalanischen einen Kompromiss zwischen den Varietäten. Das Katalanische hat mehr Vokalphoneme als das Spanische, und es gibt in ihnen erhebliche regionale Varianz. Trotz der Kompromisse kam es zu großen Normierungsdiskussionen, die zum Teil bis heute fort dauern.

Auch für die Normierung des Katalanischen von der modernen, gesprochenen Sprache aus war die gehobene Bezugsebene für eine Sprache, die noch nicht in Politik und Verwaltung oder im Rechtswesen verwendet werden konnte, die Literatur. Es setzte sofort eine immense Übersetzertätigkeit ein, es wurde moderne und klassische Literatur aus anderen Sprachen übersetzt, ein Kanon aufgebaut. Und es entwickelte sich eine reiche schriftstellerische Tätigkeit.

Die Normierungssituation und überhaupt die Gewinnung eines Standards zieht sich über das ganze 20. Jahrhundert hin, und dies mit Verzögerung, weil das Katalanische von Franco für den öffentlichen Gebrauch verboten wurde.

Als Katalanisch mit der Wiedergewinnung der Demokratie wieder in allen öffentlichen Domänen verwendet werden konnte, war erneut viel Arbeit zu tun. Das Institut d'Estudis Catalans musste eine Sprache für Recht und Wissenschaft entwickeln und hatte überhaupt eine große lexikalische Arbeit zu leisten. In der katalanischen Regionalregierung gibt es eine spezielle Abteilung für Sprachpolitik. Und für die Beschreibung und Entwicklung von Lexik und Fachterminologie gibt es das Projektinstitut Termcat, wo Wissenschaftler aus dem Institut und den Universitäten zusammenarbeiten. Termcat veröffentlicht periodisch lexikologische Fachsprachenlisten, die im offiziellen Anzeiger der Landesregierung erscheinen. Die katalanische Regierung benützt sie im offiziellen Gebrauch, die Universitäten und das Schulwesen auch.⁹

Der Ausbau und gleichzeitig die Normierung der Sprache ist ein sehr lebendiger Prozess, von dem wir in Katalonien alle betroffen sind, den wir miterleben, an dem wir uns beteiligen. Da Katalanisch durch lange Zeit hindurch

⁸ Dafür ist in Spanien der Normierungsprozess des Baskischen ein gutes Beispiel. Es wird in dem Moment normiert, wo die Gefahr besteht, dass es verloren geht, und als Erstes werden Schulen gegründet, wo die Kinder Baskisch lernen und auf Baskisch lernen sollen. Dafür wird die Sprache radikal über alle Varianten und Varietäten hinweg streng unifiziert, so dass im Moment tatsächlich Varietäten des Baskischen der verschiedenen Dörfer und Täler z. B. im Aussterben sind.

⁹ Die Wortschatzlisten werden in einzelnen Bänden für die verschiedenen Fachbereiche veröffentlicht. Als Beispiel: das *Diccionari de lingüística* wurde 1992 zum ersten Mal aufgelegt. Es enthält den linguistischen Wortschatz, die Entsprechungen der Termini auf Spanisch und Englisch und eine Literaturliste.

nicht offiziell war, weist es erhebliche regionale Varietäten auf, was weiterhin zu großen Diskussionen um die Normierung führt. Das Katalanische von den Balearen – wo es zudem noch bemerkenswerte Unterschiede zwischen den Inseln gibt – oder von Valencia weist erhebliche Unterschiede gegenüber dem Katalanischen in Katalonien auf, das wiederum eigene regionale Varietäten hat. Die Notwendigkeit des Normierens und die Beschreibung und Akzeptanz der Varianten, die Definition von Varietäten waren sprachpolitische und auch politische Themen, und es hat Zeit gebraucht, bis sich die verschiedenen politischen Instanzen und regionalen Sprachinstitute einigermaßen geeignet und zur Zusammenarbeit bereit waren.¹⁰ Dabei bleiben weiterhin Probleme.

Es gibt aber auch ein Bewusstsein von der Notwendigkeit einer gemeinsamen Norm.

Mehrere Generationen, darunter meine, haben nie Katalanisch in der Schule gelernt. Es wurde gewissermaßen „auf der Straße“ gelernt (wo es eigentlich verboten war), wenn es nicht im Elternhaus gesprochen wurde. Der Wunsch nach Norm, nach Wissen, ob man nun richtig und angemessen spricht, ist jedoch da. Andererseits gibt es aus dem gleichen Grund auch ein starkes Bewusstsein der Koexistenz von Varietäten. (Ich erinnere mich z. B. an die erste Zeitung, die wieder auf Katalanisch erschien, und an die Wortschatzdiskussionen, die es überall gab: Wir wunderten uns über bestimmte Wörter, diskutierten, ob sie zu altertümlich oder zu regional waren, ob man sie verwenden würde oder nicht. Und dies waren U-Bahndiskussionen sozusagen, allgemeine Diskussionen, an denen fast jeder teilhatte.)

Der sprachliche Kontext, in dem wir in der philologischen Fakultät in Barcelona mit der deutschen Sprache arbeiten, wird also von zwei Sprachen bestimmt:

- eine von alters her normierte Standardsprache mit reichen und detailliert beschriebenen Varianten, die aus der Perspektive der normgebenden Instanzen, den Academies, und auch der Sprecher ihre Einheit bewahrt: das Spanische.
- das Katalanische: eine Sprache die, was den Normierungsprozess betrifft, sich dynamisch entwickelt und in diesem Prozess auch öffentlich diskutiert wird.

Die Situation, die sich aus dem Miteinander von diesen zwei Sprachen für die Sprecher ergibt, weist verschiedene Merkmale auf. Erstens kommt es natürlich zu Interferenzen zwischen den Sprachen, am meisten im Wortschatz. Zu-

¹⁰ Für die varianzfreudigere Beschreibungshaltung ist die letzte Ausgabe des Wörterbuchs des Institut d'Estudis Catalans ein Beispiel: *Diccionari de la llengua catalana* (1995). Sie wird aber noch diskutiert und als zu Barcelona – orientiert angesehen. Was die neue Ausgabe der *Gramàtica de la llengua catalana* betrifft, gibt es auf der Website des Instituts Information über ihren gegenwärtigen Status und auch Möglichkeiten, Vorschläge und Anfragen anzugeben: <http://www.iecat.net/inici.htm>

dem koexistieren dabei zwei normative Systeme mit all ihren Arbitraritäten, mit all ihren Varianten. Diese Normkoexistenz fördert meiner Ansicht nach das Bewusstsein vom Arbiträren der Norm. Um ein Beispiel zu geben, das ich wieder aus der Orthographie nehme, weil dies der am stärksten normierte und auch arbiträrste, zumindest aber der am meisten konventionsgebundene Bereich ist: Es koexistieren und konfliktieren das spanische graphische Akzentsystem und das katalanische. Im Spanischen wird die betonte Silbe nach bestimmten Regeln mit Akzent geschrieben. Im Katalanischen sind andererseits offene oder geschlossene Vokale zu unterscheiden, und dafür gibt es deshalb nicht nur einen graphischen Akzent, sondern zwei: Es sind die beiden Diakritika für offen und geschlossen. Wenn Kinder oder Studenten diese Systeme durcheinanderbringen und die graphischen Akzente falsch setzen, weil sie hauptsächlich spanisch sprechen oder katalanisch einer regionalen Varietät mit einem etwas unterschiedlichen Vokalsystem, und sie die Unterscheidung zwischen offen und geschlossen nicht richtig markieren, ärgern sich zwar die Lehrer und die Philologen darüber; den meisten Leuten aber ist das im Prinzip ziemlich egal.

Das Bewusstsein des Arbiträren der Norm und das Bewusstsein der Varianz fördert eine Haltung, die dazu tendiert, die Kommunikation über die möglichen Barrieren strikter Normen zu stellen. Kommunikationswillen und Fehlertoleranz gehen in diesem Fall zusammen mit dem Bewusstsein von Variation. Das ist, im Prinzip, keine schlechte Voraussetzung für das Erlernen einer Fremdsprache, ganz besonders dann, wenn man sich fragt, wieweit für sie überhaupt ein Standard gilt. Zum Lehren müssen wir einen abstrakten festen Standard annehmen, aber unsere Studierenden wissen aus eigener Erfahrung wie realistisch bzw. unrealistisch die Abstraktion eines Standards ist, und dass einiges an Varianz innerhalb der Norm möglich ist. Sie wissen aber auch sehr gut, dass man ein Minimum an Normen braucht, und zwar auch um mit der Varianz klarzukommen. Sie haben sowohl Katalanisch als auch Spanisch normiert in der Schule gelernt und kommen mit der Sprachenkoexistenz klar, mit Varianzbewusstsein, Fehlertoleranz und einem Kommunikationswillen der dadurch gezeichnet ist, dass sie oft Situationen erfahren haben, wo man sich zuerst einmal fragt, in welcher Sprache man spricht oder ob man mehrere im Wechsel verwendet. Dass man sie abwechselnd gebraucht, jeder nach Wunsch und Bequemlichkeit, ist z. B. in unseren Fakultätsratsitzungen die Regel. Die Beteiligten wissen aber auch, dass Sprachenwahl und Sprachverhalten zu Diskussionen führen kann.

Zum Normbewusstsein der Sprecher wäre noch eine weitere Eigenschaft zu erwähnen: Das Arbiträre des Normierens ist bei uns eine erlebte Tatsache. Wenn zwei Sprachen in Kontakt leben, eine sprecherstarke und eine Minderheitensprache, kann deren Normierung in verschiedene Richtungen gehen. Die Minderheitensprache kann sich zu der sprecherstärkeren hin normieren oder von ihr wegnormieren, und das ist ein wichtiger Faktor bei der Diskussion von konkreten Sprachproblemen. Sprecher einer sprecher-schwächeren

Sprache werden eher auf deren Autonomie bestehen, sogar in dieser Hinsicht eine defensive Position einnehmen. Das führt zu einer normenbewussteren Haltung bei den Vertretern der schwächeren Sprache. Das Spanische als Mehrheitssprache kann sich schwerlich bedroht fühlen, wenn die Katalanen beim Spanischsprechen Katalanismen verwenden. Vom Katalanischen aus werden dagegen die Kastilianismen als Bedrohung empfunden. Das bewirkt auch eine größere Resistenz gegenüber Übernahmen aus anderen „stärkeren“ Sprachen wie zum Beispiel dem Englischen. Wobei man bei diesem konkreten Aspekt der Bildung und Akzeptanz von Neologismen natürlich auch die Durchlässigkeit der Sprachen und ihre unterschiedlichen Möglichkeiten im Bereich der Wortbildung in Betracht ziehen muss.

Zum Standard und Varianzbewusstsein der Sprecher des Katalanischen ist noch zu ergänzen: Der Standard des Katalanischen in Barcelona ist heute nicht mehr der gleiche wie vor 15 Jahren, und das nicht nur, weil sich das Katalanische wie jede Sprache entwickelt, sondern auch, weil es eine bewusste normierende Sprachpolitik gegeben hat und weiterhin gibt. Der mündliche Standard in Barcelona entspricht natürlich nicht genau dem mündlichen Standard in Lérida, z. B. Im katalanischen Fernsehen ist der Standard Barcelonas dominant, aber wenn ein Reporter aus Lérida spricht, spricht er sozusagen „eigenvarietätengefärbt“, ein valencianischer oder balearischer ebenfalls. Das Fernsehen ist in dieser Hinsicht viel weniger uniform als in Deutschland. Unsere Studenten sind diese Varietät gewöhnt, sie schrecken nicht vor sprachlicher Varianz zurück. Sie wissen aber auch, dass man innerhalb einer Varietät konsistent sein muss.

Die Konsistenz innerhalb einer Varietät ist übrigens eine Fertigkeit, die bei dem in den neueren Lehrbüchern benützten Konzept DACHL-Deutsch¹¹ für Deutsch als Fremdsprache meiner Ansicht nach für die Unterrichtspraxis zu wenig berücksichtigt wird. Es ist sicher angebracht und notwendig, Varietätenbewusstsein zu vermitteln und Kenntnisse darüber im Wortschatz und in der Phonetik zu lehren. Wenn man dies aber nicht sehr kohärent und konsistent macht, kann es passieren, dass Studenten Sätze produzieren, in denen sie Paradieser-Rotkohl-Kartoffelsalatsalat zum Nacht Mahl wünschen und dazu Tee mit Kluntjes, Heuriger oder Altbier. Damit könnten sie möglicherweise die Zertifikatprüfung bestehen, aber es wäre eine etwas unwirkliche und eigen tümliche Art von Deutsch-Koiné.

Unter den Gründen, die Germanistikstudierende für ihr Studium bei uns angeben wird hauptsächlich das Interesse an der deutschen Sprache und Kultur genannt. Reine Sprachlehre machen die Sprachschulen; für Übersetzer-tätigkeit gibt es die Übersetzerfakultäten, die vorwiegend Fachtexte und

¹¹ Damit ist das Akronym gemeint, das für Deutschland–Österreich–Schweiz–Liechtenstein–Deutsch in den neueren Lehrbüchern für Deutsch als Fremdsprache und auch in den von den verschiedenen Ländern herausgegebenen Informationen und Richtlinien zur Prüfung zum Zertifikat Deutsch benutzt wird.

mündliche Übersetzung, auch Simultanübersetzung, lehren. Das bedeutet dass unsere Studierenden, die ein minimales Vorwissen an Deutschkenntnissen haben müssen, Interesse an Sprachanalyse und an Dokumenten deutscher Kultur haben, und dass sie von Anfang an mit Texten konfrontiert werden. Sie erleben die Spannung zwischen Norm, Standard und Varianz auch als Spannung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Sie müssen möglichst bald über ein Normbewusstsein verfügen, das es ihnen ermöglicht, sowohl zu sprechen als auch Texte zu lesen, und das es ihnen möglich macht sich selber schriftlich einigermaßen korrekt im akademischen Bereich zu äußern. Ihr Bedarf nach Norm ist also groß. Und ihre Wahrnehmung der Varianz im Standard ist hierbei kein Hindernis. Sie interessieren sich auch dafür, sind neugierig z.B. auf regionale Varietäten des Deutschen oder auf Sondersprachen wie die Jugendsprache. Ihr erstes allgemeines Interesse als „Benutzer“ gilt aber einem überregional gültigen Hochdeutsch, dessen „härtere“ Normen sie beherrschen müssen, und zwar so, dass sie möglichst schriftlich und mündlich nützen. Die Varianten kommen sozusagen als Kirschen auf dem Kuchen hinzu. Da ein großer Teil von ihnen Deutschlehrer sein wird, brauchen sie Normen, auch um sprachliche Grundsätze später selber lehren zu können.

Sowohl dem Normbewusstsein als auch der Varianzfreude gerecht zu werden ist nicht leicht. Wir versuchen beiden Aspekten in unterschiedlichen Veranstaltungsarten gerecht zu werden. Wir bieten zum Beispiel einen deskriptiven Kurs zur deutschen Sprache an, der eine sehr variations- und auch varietätenorientierte Beschreibung der deutschen Sprache zum Thema hat. Er hat keine Sprachkompetenz als Ziel, sondern Wissen über die Sprache.

In den strikten Sprachkursen, besonders in den ersten, wird eher schriftlich normbezogen gearbeitet und möglichst Lesefertigkeit gefördert (die Studierenden haben Vorkenntnisse, die zwischen Zertifikat Deutsch und Mittelstufe stehen). In den höheren wird varianzbewusster genauso wie situativ- und kontextbezogen gearbeitet, werden Fertigkeiten gefördert und das Bewusstsein von den verschiedenen Sprachregistern je nach Art der Kommunikation, der Situation oder der Textsorte gefördert; denn es ist für die Studierenden nicht leicht zu erfassen, wie und wann Varianten gebraucht werden, wo sie angebracht oder fehl am Platz sind. Bewusstmachen und gezielte Kontextualisierung helfen dies zu vermitteln.

Ansonsten wird gerade auch in den linguistischen Seminaren, wo höhere Sprachkenntnisse verlangt werden, Sprachanalyse betrieben: von Schriftlichkeit und von Mündlichkeit. Hinzu kommt natürlich auch Sprachgeschichte.

Was die Literatur betrifft: In unseren Studienplänen wird nicht ausschließlich, aber vorherrschend die kanonische Literatur in deutscher Sprache behandelt, also deutsche, österreichische und schweizerische. Obligatorisch für die Studierenden sind Epochenübersichten ab dem 18. Jahrhundert. Da Sprachgeschichte auch obligatorisch ist, wird Literatur des Mittelalters als Dokument zur Sprachgeschichte benützt sowie die Sprache der Lutherbibel oder

des Barock. Die Sprache, die in den Pflichtveranstaltungen zur Literatur ab dem 18. Jh. behandelt wird, ist eine ziemlich einheitliche Sprache, mit Ausnahme bestimmter Epochen wie dem Naturalismus, der Jahrhundertwende oder der Sprache bestimmter Autoren des 20. Jahrhunderts. Deren sprachliche Besonderheiten werden im Rahmen der Sprach- und Stilanalyse beschrieben, die man mit allen Autoren macht. Sprachliche Varianten werden besprochen genauso wie die stilistischen Merkmale, die Erzählperspektive oder der soziale und geschichtliche Kontext. Bei der Vorlesung über Literatur der Jahrhundertwende, die ich selber halte, spielt unter anderem Wien und die Literatur der Ringstrassenzeit eine wichtige Rolle und auch das literarische Café und die Sprachkrise. Dafür gibt es dann einiges an sprachlicher Vorbereitung zu tun, aber die braucht es bei Thomas Mann auch. Wenn dann die Literatur der Avantgarde und der Neuen Sachlichkeit zu behandeln ist, geht man auf die Sprache in der Avantgarde und auf die Großstadtästhetik Berlins mit ihren lexikalischen Besonderheiten ein wie auch auf die Wort- und Satzkonstruktionen der expressionistischen Gedichte.

Auch Übersetzungskurse, die wir ebenfalls anbieten, sind vorzüglich geeignet um Varianzbewusstsein zu vermitteln, weil Übersetzen akribische Sprachanalyse erfordert.

Ich schrieb weiter oben, dass Varianz sozusagen die Kirschen im oder auf dem Kuchen ausmacht: Die Kirschen sind schmackhaft und deshalb erstrebenswert, aber man kann sich an ihren Steinen auch die Zähne zerbeißen. Aus unserer Erfahrung meine ich, dass Varianten und Varietäten wichtig und beschreibbar sind, dass sie über die Vermittlung von Fertigkeiten zu erlernen sind, dass sie aber in der reinen sprachdidaktischen Praxis mit Vorsicht zu genießen sind. Und dass in dieser sowieso ein kontext-, situativ- und textsorten spezifischer Ansatz zu bevorzugen ist, in dem man sie unterbringen kann.

Zum Abschluss noch einen Kommentar zu der Frage, die bei der Vorbereitung der Tagung eine provokative Rolle gespielt hat, nämlich ob die Befunde die Einschätzung rechtfertigen, dass wir uns, was das Deutsche angeht, in einer „Nach-Standard-Periode“ befinden. Hierzu meine ich, dass es, verglichen mit der Situation des Standards in Katalonien, die ich geschildert habe, auch im Deutschen noch schlimmer kommen kann. Aber auch wenn es viel schlimmer kommt, wird es nicht zu schlimm werden. Vertrauen wir auch ein bisschen auf die Vernunft der Sprecher. Sie wollen ja im Prinzip kommunizieren! Und sie wissen: *variatio delectat*.

Literatur

- Diccionari de la llengua catalana (1995): Institut d'Estudis Catalans. Barcelona.
 Diccionari de lingüística (1993) (2e. A.): Termcat. Col·lecció Diccionaris terminològics.
 Diccionario de la lengua española (2001) (22e.A.): Real Academia Española, Editorial Espasa Calpe. Madrid.
 Gramática de la lengua española (1994) (Emilio Alarcos Llorach): Real Academia Española, Editorial Espasa Calpe. Madrid.

- Gramática descriptiva de la Lengua Española (Dirigida por Ignacio Bosque y Violeta Demonte) (1999): 3 Bde. Real Academia Española, Editorial Espasa Calpe. Madrid.
- Nebrija, Antonio de (1980): Gramática de la lengua castellana. (Edición de Antonio Quilis). Editora Nacional. Madrid.
- Ortografía de la lengua castellana (1999). Edición revisada por las Academias de la lengua española. Real Academia Española. Madrid.
- Fabra i Poch, Pompeu (1993): Ensayo de gramática de catalán moderno. Contribució a la gramàtica de la llengua catalana (Ed. De Sebastià Bonet) Institut d'Estudis Catalans. Publicacions Generals. Barcelona
- Siguan Boehmer, Marisa (1998): Überlegungen zum Germanistikstudium in Spanien: am Beispiel der Universität Barcelona. In: Deutschland–Spanien–Portugal. DAAD. Bonn.
- Siguan Soler, Miquel (1999): Conocimiento y uso de las lenguas. Centro de Investigaciones Sociológicas. Madrid (Opiniones y actitudes, 22)

Websites:

<http://www.rae.es>

<http://www.iecat.net/inici.htm>

MATTHIAS WERMKE

Deskriptivität und Präskriptivität aus der Sicht des Dudens

Abstract

Die Feststellung von einer veränderten Sprachorientierung mit einer Tendenz zur Destandardisierung und einer Abschwächung der Verbindlichkeit standardsprachlicher Normen trifft für die Sprecherwirklichkeit nur bedingt zu. Erfahrungen der Duden-Sprachberatung belegen, dass viele Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber nach wie vor nach sprachlicher Orientierung suchen, die sich an überkommenen Gebrauchs- oder wie bei der Rechtschreibung gesetzten Normen festmacht. Sprachberatung und allgemeines Gebrauchswörterbuch enttäuschen die vom Laien an sie herangetragenem Erwartungen, wenn sie sich rein beschreibend verhalten. Ihnen werden Empfehlungen abverlangt, soweit sie zur Lösung sehr konkreter sprachlicher Probleme konsultiert werden, die selbst nicht im Fokus des Interesses des Fragenden liegen. Beim Wörterbuch kommt erschwerend hinzu, dass es im Falle von Varianz wegen der linearen Darstellung der enthaltenen Information in jedem Fall präskribierend wirkt oder als präskriptiv gelesen werden kann. Will man dieses Dilemma durch eine Trennung von Produktions- und Rezeptionswörterbuch lösen, wird eine Wörterbuchkultur vorausgesetzt, die es wenigstens in Deutschland derzeit noch nicht zu geben scheint.

In der Ankündigung zur 40. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache stellen die Organisatoren fest, dass sich *„nach dem Höhepunkt der gesellschaftlichen Ausrichtung auf die standardsprachliche Norm und auf damit verbundene Vorstellungen von angemessenen Formulierungsmustern und vom ‚guten Stil‘ im ausgehenden 19. Jahrhundert ... inzwischen eine veränderte Sprachorientierung durchsetzt, die von einer erhöhten Flexibilität im Umgang mit den standardsprachlichen Normen und einer erhöhten Akzeptanz von Variation im Standard geprägt“* sei. Davon ausgehend, machen sie es dieser Tagung zur Aufgabe, herauszuarbeiten, *„welche Faktoren ... den Prozess der Destandardisierung und damit die Abschwächung der bedingungslosen Verbindlichkeit von Standardnormen“* fördern. Abgesehen davon, dass für mich eine erhöhte Akzeptanz von Variation im Standard nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit einer Destandardisierung, klingt es danach, als sei dieser Prozess schon sehr weit fortgeschritten und die Destandardisierung eine ausgemachte Sache; dass das – je nach Perspektive – nicht ganz so klar ist, zeigen Peter Auer und Helmut Spiekermann in ihrem Beitrag zu diesem Tagungsband. Aus der Tagungsankündigung klingt aber auch so etwas wie Befreiung heraus, denn was *„bedingungslos verbindlich“* war, kann eigentlich nur *„Zwang“* gewesen sein,

„Diktat“, wenn man so will, wobei mit diesem Begriff schon derjenige Bereich berührt wird, für den das Diktum der bedingungslosen Verbindlichkeit ja auch am unmittelbarsten gilt, die Orthographie nämlich.

Der eben zitierten Feststellung soll hier gar nicht widersprochen werden. Dass deutsche Standardsprache nicht gleich deutsche Standardsprache ist, sondern dass es regionale und nationale Standardvarietäten gibt, kann spätestens seit den Arbeiten Ulrich Ammons nicht mehr ignoriert werden (Ammon, 2004, S. 8ff.). Dass die Grenzen fließend sind zwischen denjenigen Varietäten des Deutschen, denen Standardcharakter zuerkannt wird, und jenen, die man missverständlicherweise als Substandards zu bezeichnen pflegte, muss eigentlich auch nicht erwähnt werden. Dass der Beschreibungsgegenstand Standardsprache an sich schwer – wenn überhaupt – zu fassen ist, belegt eindrucksvoll der Beitrag Heinrich Löfflers. Varianz ist daneben nach Reinhard Fiehler ein „*Grundphänomen gesprochener Sprache*“ (Fiehler 2004, S. 130). Eine Verallgemeinerung auf Sprache schlechthin ist meines Erachtens zulässig. Das strukturalistische Beschreibungsmodell von Sprachen als in sich homogenen Systemen bricht sich an der Wirklichkeit des alltäglichen Sprachgebrauchs. Dieser ist von Heterogenität geprägt, die als solche nicht nur Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung ist, sondern auch Teil der alltäglichen Sprachenerfahrung einer jeden SprachteilhaberIn und eines jeden Sprachteilhabers. Insbesondere die Muttersprachler haben im Laufe ihres Spracherwerbs und ihrer sprachlichen Sozialisation gelernt, dass es im Süden des deutschen Sprachraums *Samstag*, im Norden *Sonnabend* heißt; sie wissen um die Existenz von Aussprachevarietäten und ihrer ganz unterschiedlichen landschaftlichen oder auch sozialen Bedingtheit; sie verfügen über mehr oder weniger ausgeprägte diasituative Register, zwischen denen sie je nach Kommunikationsrahmen und Kommunikationspartner switchen können. Muttersprachler nehmen – das darf unterstellt werden – auch die wesentlichen Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache wahr. Dies alles geschieht zum Teil unbewusst, zum Teil aber auch als ein bewusster Akt, was sich an Feststellungen des Typs „*Das heißt bei uns aber anders*“ oder Ähnlichen festmachen lässt. Für diejenigen, die Deutsch als Fremdsprache lernen, muss diese innere Variabilität des Deutschen vor allem dann zum Problem werden, wenn sie zum ersten Mal in den deutschsprachigen Raum kommen und hier mit einer Sprachwirklichkeit konfrontiert werden, die ihnen der im Wesentlichen auf geschriebener Sprache aufbauende Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht nicht annähernd vermitteln kann. Das ist allerdings eine Erfahrung, die etwa auch Französischlerner machen, wenn sie beispielsweise im Rahmen des Schüleraustauschs zum ersten Mal nach Frankreich kommen und dort auf Altersgenossen treffen, die nicht wie Pierre und Claudine im Lehrwerk, sondern ganz ungeniert ihren Schülerargot sprechen.

Nun stoßen aber die in der Tagungsankündigung konstatierte „*veränderte Sprachorientierung*“ und die „*neu gewonnene Flexibilität*“ offenbar noch immer auf einen gewissen Widerstand. Das spürt die Dudenredaktion ziemlich un-

mittelbar. Während die Redakteurinnen und Redakteure, die Mitte der Sechzigerjahre diese Dudenredaktion bildeten, wegen ihrer angeblichen „*Normierungswut*“ noch als „*Halbfaschisten*“ beschimpft worden sind, woran ein Leserbrief in der *Süddeutschen Zeitung* vom 10. Februar 2004 erinnert, schallt der aktuellen Dudenredaktion aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 28. August 2003 der Vorwurf „*Der Duden zählt nur Wörter*“ entgegen. In beiden Fällen wird ein Urteil über den Duden ausgedrückt, das im Hinblick auf das gestellte Problem von Deskriptivität und Präskriptivität nicht unterschiedlicher sein könnte.

Nicht auf den Duden bezogen, dafür aber auch nicht weniger nachdrücklich, wird die von der These des Tagungsprogramms abweichende Sicht der Dinge in dem 2002 erschienenen Büchlein „*Gutes Deutsch – heute*“ von Ferdinand Urbanek formuliert. Dieses als „*volksnah*“ (Urbanek 2002, S. 7) angelegte Werk entspringt laut Auskunft des Verfassers der „*wachsenden Sorge des Sprachbeflissenen und Sprachlehrers um die Wahrung unserer Muttersprache*“ (ebenda). Es geht ihm um „*den Nachweis von Übertretungen und Verwahrlosung heute gültiger Sprachnormen*“ (Urbanek 2002, S. 8), wobei für Urbanek eine „*gepflegte hochdeutsche Sprechsprache und literarisch fundierte moderne deutsche Schriftsprache ... die beiden Tragsäulen der Standard-Normen [sic!] des Gegenwartssprachdeutschen*“ sind (Urbanek 2002, S. 9). Am ehesten sieht er diese realisiert – das kommt nicht ganz überraschend – in den Nachrichtensendungen von ARD und ZDF. Schon die emotionalisierende Ausdrucksweise – *wachsende Sorge, Wahrung unserer Muttersprache* im Gegensatz zu deren *Verwahrlosung* – macht es leicht, den Verfasser in die Ecke einer bestimmten sprachpflegerischen Tradition zu stellen, die manche vielleicht etwas vorschnell mit dem Attribut „*ewig gestrig*“ zu stigmatisieren geneigt sein mögen. Vorschnell: Denn diese „*Ecke*“ ist möglicherweise gar nicht so klein. Der Verein für Sprachpflege e. V. mit Sitz in Erlangen veröffentlicht seit 2001 die viermal jährlich erscheinende Zeitschrift „*Deutsche Sprachwelt*“, Untertitel: „*Die Plattform für alle, die Sprache lieben*“ – gemeint ist natürlich die deutsche Sprache. Nach eigenen Angaben liegt die Auflage bei 50 000 Exemplaren. Die Leserschaft wird von dem Verein unter Berufung auf eine Leserumfrage auf 80 000 beziffert.

Unter der Überschrift „*Mein Wort im Duden*“ werden in Ausgabe 13 der „*Deutschen Sprachwelt*“ vom 20. September 2003 diejenigen Kriterien persifliert, welche nach der Wahrnehmung des Autors, Fritz-Jürgen Schaarschuh, die Entscheidung darüber, ob ein Wort in den Duden aufgenommen wird oder nicht, steuern. Er kommt auf 8 Kriterien, von denen ich hier nur drei anführe:

Kriterium Nr. 1: *Das Wort darf in noch keinem Wörterbuch stehen [sic!].*

Kriterium Nr. 2: *Es darf weder aus dem Deutschen kommen noch an ein deutsches Wort erinnern.*

Kriterium Nr. 5: *Es sollte nach freien Rechtschreibregeln geschrieben sein.*

Außerdem weiß der Verfasser, dass die Aufnahme eines Wortes ins Wörterbuch Belege aus dem allgemeinen Sprachgebrauch voraussetzt. Also führt er

vor, wie man solche Belege künstlich erzeugt und damit die Grundlage legt für die Sanktionierung eines neuen Wortes über den Duden – das ist ja das, worauf das Ganze hinausläuft. Der in dieser Persiflage erhobene Vorwurf gegen die Dudenredaktion besteht schlicht darin, dass sie im Duden weitgehend kritiklos verzeichnet, was auf welchen Wegen auch immer in der deutschen Sprache Verbreitung findet. Darin ähnelt diese Kritik dem oben zitierten „*Der Duden zählt nur Wörter*“ aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Ein Beleg für eine „*veränderte Sprachorientierung*“ ist der so interpretierte Beitrag aus der „*Deutschen Sprachwelt*“ nach meinem Dafürhalten eher nicht. Vor einigen Jahren konnte man auf der Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache den Vorsitzenden des „*Vereins Deutsche Sprache*“ erleben. Dieser Verein stützt sich nach Auskunft seiner Internetseite heute auf 18 000 Mitglieder in über 70 Ländern, die „*der Überdruß an der Vermanschung des Deutschen mit dem Englischen*“ vereint. Das klingt auch nicht nach gesteigerter Flexibilität. Und selbst wenn man geneigt sein mag, diese beiden und ähnliche Vereine einfach zu ignorieren, so kann dies für einen Harald Weinrich sicherlich nicht so einfach gelten. Dieser hat – so geschehen im Jahr 2000 – auf einem Symposium der Deutschen Welle über „*die Zukunft der deutschen Sprache im Zeitalter von Globalisierung und Multimedia*“ die Sorge geäußert, die Duldung eines oberflächlichen Englisch an den Schulen könne „*bei Kindern und Jugendlichen zu einem vorzeitigen Stillstand des Sprachinteresses*“ (Weinrich 2000, S. 10) führen, und in diesem Kontext kritisiert er, dass Wörter wie *kids*, *youngsters*, *chatten* und *downloaden* bereits „*Duden-Wörter(!)*“ seien. Wo kein Sprachinteresse mehr vorliegt, kann es nach meinem Dafürhalten aber auch keine Sprachorientierung oder neue Flexibilität geben, immer vorausgesetzt, es handelt sich hierbei um das Ergebnis eines bewussten auf Sprache und sprachliches Handeln gerichteten Verhaltens. Die Kritik Harald Weinrichs an der Aufnahmepolitik des Dudens trifft dabei, so könnte man zugeben, genau ins Schwarze. Eine Auswahlliste von 100 Neuaufnahmen für die 22. Auflage des Rechtschreibdudens, die wir seinerzeit für unsere Werbe- und unsere Presseabteilung zusammengestellt haben, enthält über 40 % Wörter, die ganz oder partiell englischen bzw. amerikanischen Ursprungs sind. Das beginnt mit *Backstage* und führt über *Girlie*, *Global Player* und *Touchscreen* bis hin zu *Website* und *Wellness*. Bezogen auf alle Neuaufnahmen wäre der Anteil von Anglizismen und Amerikanismen zwar niedriger. Die Tendenz aber ist da.“

Wenn diese Stimmen beispielhaft zitiert wurden, dann nur, um zu skizzieren, in welchem Spannungsverhältnis zwischen Deskriptivität einerseits („*Das sind alles schon Duden-Wörter(!)*“) und – *ex negativo* betrachtet – Präskriptivität andererseits („*Der Duden zählt nur Wörter*“; offenbar erwartet man von ihm mehr und anderes) die von der Dudenredaktion geleistete Wörterbucharbeit erfolgt. Zu diesen beiden Polen kommt ein dritter hinzu. Die von der Dudenredaktion erarbeiteten Gebrauchswörterbücher – und das gilt in allererster Linie für den Rechtschreibduden – entstehen nicht unter standardisier-

ten Laborbedingungen, wenn dieses Bild aus der Welt der Naturwissenschaften herangezogen werden darf. Damit ist ausdrücklich nicht gesagt, dass es keine Entscheidungskriterien gibt für die Aufnahme oder Streichung von Wörtern und die Art und Weise, wie bestimmte sprachliche Phänomene darzustellen sind. Außerdem stützt die Dudenredaktion ihre sprachlichen Befunde auch längst nicht mehr auf die früher so gerühmte konventionelle Belegkartei, sondern – wie es heute allgemein gefordert wird – auf die maschinelle Analyse elektronischer Belegsammlungen und extern verfügbarer sowie eigener Volltextkorpora. An diese stellt sie durchaus den Anspruch auf eine möglichst große Textsortenbreite, weil ihr die leichter zugänglichen zeitungsbasierten Korpora als allgemeinsprachliche Quellenbasis nun doch nicht aussagefähig genug sind. Bis Ende dieses Jahres wird dieses dudeneigene Korpus bereits 900 Millionen annotierte Wortformen umfassen. Diesen dritten Pol nennt Michael Schlafer die „*wörterbuchpraktischen Erfahrungen*“, durch welche „*sowohl die wissenschaftliche als auch die populäre Lexikographie bestimmt*“ werden (Schlafer 2002, S. 75). Hier gibt es sicherlich wesentliche Unterschiede zwischen der wissenschaftlichen und der populären Lexikographie zu bedenken. Für die Gebrauchswörterbücher gesprochen, werden diese Erfahrungen aber nicht allein, wie Schlafer es anklingen lässt, durch eine „*weit zurückreichende Tradition*“ (ebenda) gesteuert; viel wichtiger ist, dass ihr Inhalt durchaus beeinflusst wird von ihren Benutzerinnen und Benutzern. Das kann auch gar nicht anders sein bei Wörterbüchern wie dem Rechtschreibduden, die seit Jahrzehnten – 2005 wird der Duden 125 Jahre alt – im deutschsprachigen Raum ein breit gestreutes Publikum erreichen und mit denen ganze Generationen groß geworden sind.

Diese Einflussnahme der Benutzerinnen und Benutzer trifft in besonderem Maße auf diesen Rechtschreibduden zu, der sich auch deshalb seit langem von dem Orthographikon, als das er ursprünglich von Konrad Duden angelegt war, wegentwickelt hat hin zu einem Hybridwörterbuch, mit dem die unterschiedlichsten sprachlichen Fragen geklärt werden und aus der Sicht der Benutzer geklärt werden können sollen. Dass er obendrein von vielen auch zur eigenen sprachlichen Identifizierung herangezogen wird, verstärkt zusätzlich diesen Aspekt der Mitgestaltung von außen. Solche Identifizierung über das Wörterbuch äußert sich zum Beispiel darin, dass die Dudenredaktion immer wieder Hinweise auf vermeintlich fehlende Wörter erhält, die im sprachlichen Umfeld des betreffenden Benutzers – zum Beispiel als Teil seiner lokalen oder regionalen Umgangssprache – geläufig sind, im Duden aber nicht oder – eben noch nicht – verzeichnet sind und deshalb nicht im deskriptiven Fokus der Dudenredaktion liegen, weil deren Textquellen, die ja im Wesentlichen der Beschreibung standardsprachlicher Phänomene dienen sollen, Dialektales – um nur bei diesem Beispiel zu bleiben – nicht oder nur in eher geringem Maße berücksichtigen.

Das sich hieraus entwickelnde Dilemma ist, siehe die eingangs skizzierte Kritik, dass der Duden für die einen viel zu viel, für die anderen aber viel zu

wenig verzeichnet und damit implizit oder auch explizit regelt bzw. nicht regelt. Für ein allgemeines Gebrauchswörterbuch ist dieses Dilemma kaum zu lösen, zumal es wenig nützt, die im Hinblick auf einen deskriptiven Anspruch des Wörterbuchs gemachten Prämissen in Vorworten oder Wörterbucheinleitungen darzulegen, weil diese vom Laienbenutzer, so jedenfalls die Erfahrung der Dudenredaktion, nicht zur Kenntnis genommen werden. Mit Laienbenutzer sei in der Folge Ulrich Püschels ein Wörterbuchbenutzer gemeint, „*der Wörterbücher nicht zu wissenschaftlichen Zwecken bzw. wissenschaftspraktischen Zwecken gebraucht*“ (Püschel 1989, S. 128f.), sondern das Ziel hat, „*bei der Textproduktion oder Textrezeption auftretende Sprachprobleme mit Hilfe des Wörterbuchs zu bewältigen*“ (ebenda, S. 129). Letztendlich handelt es sich um das Dilemma, dass der Duden den einen nicht präskriptiv, den anderen nicht deskriptiv genug ist. Die Frage ist, auf welche Seite sich das Gebrauchswörterbuch nun schlagen soll.

In seinem Bericht über das Symposium „Sprachnormierung in nordischen Wörterbüchern“, welches vom 8. bis 10. Februar 2002 in Kopenhagen stattfand, zitiert Henning Bergenholtz das „*Dictionary of Lexikography*“ (Bergenholtz 2002, S. 264) mit den Worten:

„It is not the function of a dictionary-maker to tell you how to speak, any more than it is the function of the mapmaker to move rivers or rearrange mountains or fill in lakes.“

Nach dem bisher Gesagten muss einem solchen, offenbar als streng deskriptiv auszulegenden Anspruch an die Lexikographie deutlich widersprochen werden. Das ist im Rahmen der Kopenhagener Tagung, soweit deren Ergebnisse von Bergenholtz zusammengefasst sind, durchaus geschehen, und das kann auch aus der Sicht der Dudenredaktion nicht anders sein. Natürlich verlegt der Kartograph auf seinen Landkarten keine Flüsse, sowenig er Gebirge neu auffaltet, die in Jahrmillionen erodiert sind. Aber er liefert seinen Benutzern ein Hilfsmittel zur Orientierung im geographischen Raum. Die Karten etwa, die ein Bartolomeu Diaz und seine seefahrenden Vorgänger in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts für die Könige von Portugal von der Westküste Afrikas gezeichnet haben, dienten keinem ästhetischen Selbstzweck. Sie waren nichts anderes als eine Segelanweisung, deren Befolgung den sicheren Seeweg nach Indien eröffnete, der mit der Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung dann auch gefunden war. Diese Karten, die seinerzeit zu den wichtigsten Staatsgeheimnissen Portugals zählten, waren Wegweiser, als solche angelegt und als solche genutzt. Mit Wörterbüchern verhält sich das ähnlich.

An dieser Stelle ist es geboten klarzustellen, welche Konzepte im Kontext dieses Beitrages hinter den Begriffen Deskriptivität und Präskriptivität stehen. Deskriptivität sei in Anlehnung an Herbert Ernst Wiegand (Wiegand 2000, S. 677) dann gegeben, wenn das Wörterbuch sich auf die neutrale Abbildung beobachteter sprachlich-lexikalischer Phänomene beschränkt und es im Sinne der oben beschriebenen „*Leave-your-language-alone-Haltung*“ dem

Benutzer überlässt, die für sein sprachliches Verhalten nötigen Schlüsse aus dieser Abbildung abzuleiten.

Nun wissen wir aber – es sei noch einmal an Ulrich Püschel erinnert –, dass der Laienbenutzer im Allgemeinen nicht mit einem wissenschaftstheoretischen Anliegen auf das Wörterbuch zugreift, sondern mit der zielgerichteten Absicht, ein im Rahmen eines kommunikativen Aktes auftretendes individuelles sprachliches Problem zu lösen. Das heißt, einfach ausgedrückt, er sucht im Wörterbuch Hilfestellung. Und im Sinne einer solchen Hilfestellung möchte die Dudenredaktion den präskriptiven Aspekt des Wörterbuchs verstanden wissen und nicht im Sinne der eingangs zitierten „*bedingungslosen Verbindlichkeit*“. Bergenholtz hat festgestellt, dass es „*vollständig präskriptive Wörterbücher*“, über die eine solche „*bedingungslose Verbindlichkeit*“ überhaupt durchgesetzt werden könnte, ohnehin eher selten gebe (Bergenholtz, 2001, S. 511). Es wird deshalb vorgeschlagen, den Typ des konsultativen Gebrauchswörterbuchs einzuführen (vgl. hierzu auch Bergenholtz 2001). Ein solches Wörterbuch empfiehlt bei empirisch festgestellter oder über Vorschriften geregelter Varianz seinen Benutzerinnen und Benutzern eine dieser Varianten, wobei Messgröße für diese Entscheidung der allgemeine Sprachgebrauch ist. Dass man in diese Richtung denken kann, geht auf eine Erfahrung zurück, die immer wieder in der Duden-Sprachberatung gemacht wird.

Lässt man einmal die schriftlichen Anfragen an die Duden-Sprachberatung außer Acht, die heute nur noch einen kleinen Teil des Beratungsaufkommens ausmachen, dann kommt die Sprachberatung auf durchschnittlich 180 telefonische Anfragen pro Tag. Bei 210 Arbeitstagen im Jahr macht das annähernd 38 000 Anfragen pro Jahr. Damit sind nur die angenommenen Gespräche beziffert. Faktisch gehen jährlich weit über 60 000 Anrufe bei der Duden-Sprachberatung ein, die, selbst wenn man eine gewisse Quote von Wahlwiederholern einrechnet, nur deshalb nicht alle angenommen werden können, weil der redaktionelle Aufwand hierfür einfach nicht zu finanzieren ist. Die Duden-Sprachberatung verursacht jährlich Kosten in Höhe von 200 000 €. Über die seit einigen Jahren erhobenen Gebühren können diese gerade einmal zur Hälfte gedeckt werden. Die Sprachberatung hat für die Anrufenden letztendlich dieselbe Funktion wie das Wörterbuch oder andere Sprachnachschlagewerke. Sie wird konsultiert, wenn ein sprachliches Problem vom Individuum nicht selbst oder nicht eindeutig gelöst werden kann. Dass ein Anruf bei der Sprachberatung den Griff zum Wörterbuch regelrecht ersetzt, ist an Aussagen abzulesen wie: „*Ich habe zwar den Duden, rufe aber lieber bei Ihnen an*“ und Ähnlichen. In solchen Sprachberatungsgesprächen wird das Bedürfnis vieler Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber nach der oben angesprochenen „Hilfestellung im sprachlichen Zweifelsfall“ für die Sprachberaterinnen und Sprachberater unmittelbar erlebbar, und zwar gerade dann, wenn es – mathematisch gesprochen – keine uneindeutigen Antworten auf die ihnen gestellten Fragen gibt.

Beispiel: Heißt es – *Deskriptivität und Präskriptivität aus der Sicht des Duden* oder *aus der Sicht des Duden?* Im vorläufigen Programm dieser Jahres-

tagung steht zu lesen „... *aus der Sicht des Duden*“, im Faltblatt, das den Tagungsunterlagen beigelegt ist, „... *aus der Sicht des Dudens*“. Dagegen ist nichts einzuwenden; entsprechend verzeichnet die Dudengrammatik zur Beugung von Eigennamen unter Randnummer 427 (Duden 4, 1998, S. 250f.):

„Die Beugung der Namen von Straßen, Gebäuden, Firmen, Organisationen, Regierungssitzen, Schiffen, Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, Theaterstücken, Opern, Gedichten, Kunstwerken u. a. ist auch dann notwendig, wenn sie in Anführungszeichen stehen.“

Beispiel u. a.: *die Wirkung des „Zauberlehrlings“*

Ergänzend heißt es dann aber:

„Einfache (eingliedrige) Namen, Titel usw. ohne nähere Bestimmung stehen oft schon ohne Genitiv-s, besonders dann, wenn sie Eigennamen oder Fremdwörter sind.“

Beispiel u. a.: *der Dichter des „Faust“*

Während der erste Teil der Aussage noch den Charakter einer zwingenden Vorschrift hat – *„Die Beugung ist ... **notwendig**, wenn ...“* –, beschreibt der zweite Teil lediglich einen Zustand, wobei die 6. Auflage der Dudengrammatik offen lässt, wie dieses *„oft schon“* quantitativ zu bewerten ist.

Der aus der Auswertung der Duden-Sprachberatung resultierende Dudenband 9, *„Richtiges und gutes Deutsch“*, zitiert wird die 5. Auflage 2001, spricht zu demselben Sachverhalt eine eindeutige Empfehlung aus, indem es heißt (Duden 9, 2001, S. 201):

*„Buchtitel **sollten** stets gebeugt werden, auch dann, wenn sie in Anführungszeichen stehen.“*

Man kann – vielleicht nicht zu Unrecht – kritisieren, dass diese Empfehlung nicht begründet wird. Außerdem sind solche Empfehlungen, darauf hat kürzlich Peter Eisenberg zu Recht hingewiesen, immer wieder auf ihre Geltung hinsichtlich des sich wandelnden Sprachgebrauchs empirisch zu überprüfen. Trotzdem entsprechen sie nach allen Erfahrungen der Sprachberatung einer typischen Erwartungshaltung des Laienbenutzers, der ja – egal ob er eine telefonische Auskunft einholt oder ein Nachschlagewerk konsultiert – in aller Regel die schnelle Lösung seines sprachlichen Problems anstrebt, weil der eigentliche Inhalt seines Handelns nicht metasprachlicher Natur, sondern ziemlich konkret ist: grob gesprochen, schreibt er einen Brief, ein Protokoll, einen Vortrag oder er liest oder korrigiert derartige Texte. Wobei in diesem Zusammenhang das ganze Problem des Übersetzens ausgeklammert bleibt.

Uwe Förster, lange Jahre Leiter des Sprachberatungsdienstes der Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden, schreibt einmal, der Sprachberatungsdienst widme sich *„den Nöten des Alltags“* (Förster 2000, S. 185), umgekehrt heißt das, er wird mit den Alltagssprachlichen Nöten der Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber konfrontiert. Und es erweist sich – das werden alle Kolleginnen und Kollegen, die regelmäßig Sprachauskünfte erteilen, bestätigen können –, dass diejenigen, die sich an solche Einrichtungen wenden, von den Beraterinnen und Beratern – bildlich gesprochen – an die Hand genommen werden wollen. Das geht so weit, dass in Fällen möglicher

Varianz – beide Muster sind im Sprachgebrauch nachweisbar *aus der Sicht des Dudens* und *aus der Sicht des Duden* – die Beratenden ultimativ zu einer Entscheidung aufgefordert werden. Dabei geht es gar nicht immer um die Frage, welche Variante nun richtig oder falsch sei – das kommt natürlich auch vor, weil jeder sprachliche Laie über ein mehr oder weniger diffuses Norm- und Regelverständnis zu verfügen scheint –, sondern es geht um gezielt erbetene Empfehlungen nach dem Motto „*Und wie würden Sie es machen?*“ – Sie, die Sprachberaterin oder der Sprachberater. Dieser Frage lässt sich nicht mehr ausweichen. Sie fordert ein klare und lösungsorientierte, das heißt eindeutige Antwort. Was man hierauf nicht antworten kann, ist „*Mache es, wie du willst.*“ Uwe Förster hat dieses Problem damit erklärt, dass „*die neuen Entscheidungsfreiheiten*“ viele „*als Last empfinden, mit der sie zum Sprachberater kommen*“ (Förster 2000, S. 192).

Beispiel: die Rechtschreibung. Die Vorlage – oder besser: das Bekanntwerden – des 4. Berichts der Zwischenstaatlichen Kommission für deutsche Rechtschreibung im Januar 2004 hat die öffentliche Diskussion um die Frage nach der Verschriftung des Deutschen neu entfacht. Bekanntermaßen ist die Rechtschreibung derjenige Bereich unserer Sprache, der am unmittelbarsten geregelt ist und zwar, wie Wiegand (2000, S. 678) herausgestellt hat, über Vorschriften. Da diese, vom Bundesverfassungsgericht im Juli 1998 für Deutschland bestätigt, von den Kultusministern der Länder „verkündet“ werden können – in Sachen Rechtschreibung sind die Kultusminister die Normautorität im Sinne Ammons schlechthin –, haben sie zwangsläufig aus der Perspektive des durchschnittlichen Sprachteilhabers ein besonderes Gewicht. Hinzu kommt, dass sie im Unterricht eingeübt und Verstöße gegen diese Vorschriften sanktioniert werden. Darin gleichen sie den Vorschriften der Straßenverkehrsordnung wie jedem beliebigen Gesetz. Wie diese Rechtschreibvorschriften durchgesetzt werden, hat jeder aus eigenem Erleben heraus in Erinnerung. Dabei soll sich keiner über die Art und Weise mokieren, in der früher in anderen Sprachgemeinschaften Kinder bestraft wurden, wenn sie sich in der Schule nicht normgemäß verhielten, sondern sich etwa in einer Minderheitensprache oder einem Dialekt ausdrückten. Merkverse des Typs „*Wer nämlich mit h schreibt, ist dämlich*“ und Eselskappen liegen in ihrer (demütigenden) Wirkung im Zweifel nicht weit auseinander.

Wie die Tatsache, dass die Verschriftung des Deutschen über amtliche Vorschriften festgelegt ist, ihre individuelle Handhabe einzuschränken scheint, so ist dem allgemein gebräuchlichen Begriff „Rechtschreibung“ eine Wertung implizit. Wer den Vorschriften der Rechtschreibung folgt, schreibt richtig. Demnach schreibt derjenige falsch, der diese Vorschriften bewusst oder unbewusst missachtet. So jedenfalls stellt sich die Sachlage für einen Großteil der Sprachteilhaberinnen und Sprachteilhaber dar, die sich als Schüler und Lehrer, Eltern und Erzieher, Sekretärinnen, Sachbearbeiter oder in welcher Rolle auch immer nicht auf den Standpunkt eines Hans Magnus Enzensbergers stellen können, der in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 30. Januar

2004 mit den Worten zitiert wird: „*Wir schreiben sowieso, wie wir wollen.*“ Wohl dem, der sich zu dieser im Pronomen anklingenden Gruppe zählen kann, mit der – das darf angenommen werden – jene deutschsprachigen Schriftstellerinnen und Schriftsteller gemeint sind, welche sich generell gegen die neue Rechtschreibung von 1996 ausgesprochen haben. Wohl auch denen, die sich beim Chatten im Internet mit ihresgleichen mit der Frage einer konventionellen Rechtschreibung gar nicht erst befassen, sondern auch auf der Ebene der Graphie ihren eigenen Code pflegen, der über das hinausgeht, was mit 26 Buchstaben und vier Zusatzzeichen und ein paar kodifizierten Regeln in Schrift gefasst werden kann. Wie aber verhält sich der große Rest? Dieser kann sich in aller Regel auch nicht auf eine Position zurückziehen, welche ein anderer deutscher Schriftsteller, Walter Kempowski, in einem Spiegel-Beitrag 1996 vertreten hat, indem er, im Zusammenhang der damals eben verabschiedeten Neuregelung der deutschen Rechtschreibung auf die Feststellung der ihn befragenden Journalisten, dass es in Sachen Rechtschreibung ohne Duden wohl doch nicht ganz gehe, erklärte: „*Wissen Sie, ich habe noch nie einen besessen. In meinem Verlag sitzt ja ein Lektor, der mit mildem Lächeln und dem Gemurmel ‚eigensinnige Orthographie‘ alle meine Fehler rausstreicht*“ (Der Spiegel, Nr. 42, 1996, S. 280). Ich kenne solche Lektoren. Glücklicherweise sind sie ob einer solchen Haltung meist nicht. Immerhin erkennt Kempowski im Gegensatz zu Enzensberger die Existenz einer standardisierten Rechtschreibung an, wenn er selbst von Fehlern spricht. Welche Vorschriften er dabei für akzeptabel und welche für nicht akzeptabel hält, bleibt davon unberührt und muss hier auch nicht weiter interessieren. Was für Kempowski der „*mild lächelnde Lektor*“ ist, das ist für den sprachlichen Laien das Nachschlagewerk, der Duden, die Grammatik oder die Sprachberatung. Und wie Kempowski sich auf die Hilfestellung seines Lektors stützt, so stützt sich der Laie auf die Empfehlungen der Sprachberaterinnen und Sprachberater, wenn er durch Nachschlagen nicht zu einer befriedigenden, eindeutigen Lösung seines sprachlichen Problems kommt.

Und genau so geht er auch an Wörterbücher heran. Die lexikologische Forschung hat in den vergangenen fünfzehn, zwanzig Jahren längst erwiesen, dass es praktisch unmöglich ist, streng deskriptive Gebrauchswörterbücher zu verfassen, weil auch im Wörterbuch als deskriptiv verstandene Informationen vom Laienbenutzer präskriptiv gelesen werden. Hierzu sei auf die Arbeiten von Wiegand, Püschel, Ripfel u. a. verwiesen. Das beginnt schon bei der Wortauswahl. In der Vergangenheit ist von Laien immer wieder behauptet worden, ein Wort, das nicht im Duden stehe, existiere entweder nicht oder dürfe in eher als offiziell zu charakterisierenden Kontexten nicht verwendet werden. Dass dieses Verständnis absurd ist, muss eigentlich nicht gesagt werden, und doch ist es schwer, eine solche Vorstellung zurechtzurücken. Es wurde schon gesagt, dass Vorworte und Wörterbucheinleitungen in der Regel nicht gelesen werden. Präskriptivität ergibt sich auch zwangsläufig aus der Notwendigkeit einer linearen Darstellung sprachlicher Informationen im gedruckten Buch

und entsprechend in davon abgeleiteten elektronischen Derivaten. Als Beispiel sei noch einmal auf die Rechtschreibung verwiesen.

§ 37 E 1 des amtlichen Regelwerks von 1996 soll nach Auskunft des 4. Berichts der Zwischenstaatlichen Kommission vom Januar 2004 zukünftig lauten:

„Aus anderen Sprachen stammende Verbindungen aus Adjektiv und Substantiv, die sich im Deutschen wie Zusammensetzungen verhalten, werden zusammengeschrieben; daneben ist auch Getrennschreibung in Anlehnung an die Herkunftssprache möglich.“

Beispiele: *Bigband/Big Band; Blackbox/Black Box; Bluejeans/Blue Jeans*

Nach § 45 (2) lässt sich, obwohl zu dem Wortbildungstyp Adjektiv + Substantiv aus einer fremden Sprache auf § 37 E 1 verwiesen wird, nicht ausschließen, dass auch die Schreibung *Big-Band*, entsprechend *Black-Box* und *Blue-Jeans*, zulässig ist.

Völlig unabhängig von der Tatsache, ob eine solche Vorschrift begründet oder unbegründet ist: Den Wörterbuchschreiber zwingt sie auf alle Fälle dazu, mindestens zwei Schreibvarianten zu lemmatisieren, wobei ihm zum einen die unausweichliche Voranstellung einer dieser Varianten bereits als normierend ausgelegt werden kann, wie ihm das zum anderen auch zum Vorwurf gemacht werden kann, wenn er eine dritte aus dem Vorschriftenkatalog möglicherweise ableitbare Variante unterschlägt. Da die Variantenführung aus der ursprünglichen Wortliste von 1996 aufgehoben werden soll, kann streng genommen im einen Wörterbuch die Zusammenschreibung, im anderen die Getrennschreibung Erstposition einnehmen. Jedes dieser Wörterbücher setzt damit einen Schwerpunkt, der in die jeweils andere Richtung präskribierend wirkt. Hinzu kommt, dass aus der Sicht des Benutzers diejenige Information, die in einer Sequenz von Informationen an erster Stelle steht, zwangsläufig ein besonderes Gewicht hat. Das lässt sich auch nicht dadurch lösen, dass nachfolgende Varianten mit einer Sprachgebrauchsangabe des Typs *„ebenso uneingeschränkt möglich“* – ein einfaches *auch* kann schon wieder als abwertend interpretiert werden – eingeleitet werden, weil dem an einer schnellen Lösung seines – in diesem Falle orthographischen – Problems interessierten Benutzer die Erstinformation ja bereits ausreicht. Er muss sich gar nicht die Zeit nehmen und die Mühe machen weiterzulesen, und er umgeht auf diese Weise auch die Notwendigkeit, eine eigene Entscheidung treffen zu müssen. Er ist in aller Regel mit der Erstinformation vollauf bedient.

Es ist neuerdings vorgeschlagen worden – es sei noch einmal auf die Zusammenfassung des Kopenhagener Symposiums zum Thema Sprachnormierung in nordischen Wörterbüchern aus dem Jahr 2002 von Henning Bergenholtz verwiesen –, den vermeintlichen Widerspruch von deskriptiven und präskriptiven Informationen im Wörterbuch dadurch aufzulösen, dass eine Trennung gezogen wird zwischen Produktionswörterbüchern, die dem Benutzer *„immer ... Hilfestellungen und genaue Ratschläge geben“*, und Rezeptionswörterbüchern, *„die immer deskriptiv sein ... und dem Benutzer im optimalen Fall je-*

des sprachliche Phänomen darbieten“ sollen (Bergenholtz 2002, S. 267). Abgesehen davon, dass auf der zurückliegenden Tagung der DGfS in Mainz im Rahmen der Arbeitsgruppe „Gesteuerter und ungesteuerter Grammatikerwerb“ die Frage heftig diskutiert worden ist, was in einem korpusbasierten und demnach streng deskriptiven Wörterbuch gezeigt werden muss und was nicht – es ging hierbei vor allem um Einzelbelege –, wird es nicht ganz einfach sein, dem Laienpublikum den Unterschied zwischen Produktions- und Rezeptionswörterbuch zu erklären. Vor allem wird diese Rechnung nur aufgehen, wenn an den Schulen eine entsprechende Wörterbuchbenutzungskultur greift, die nach meiner Wahrnehmung zumindest in Deutschland noch immer fehlt. Wer nicht gerade als Wissenschaftler oder als Übersetzer um die Vielzahl unterschiedlicher Wörterbuchtypen und deren unterschiedliche Anwendungen weiß, wird immer geneigt sein, sich ein Wörterbuch anzuschaffen, das all seine Benutzungsanliegen universal befriedigt. Und das ist dann eher ein Rechtschreibduden als ein Deutsches Universalwörterbuch, wie die Verkaufszahlen ziemlich eindeutig belegen.

Literatur

- Ammon, Ulrich (2004): Sprachliche Variation im heutigen Deutsch. Nationale und regionale Standardvarietäten. In: Der Deutschunterricht 1/2004, S. 8–25.
- Bergenholtz, Henning (2001): Proskription, oder: So kann man dem Wörterbuchbenutzer bei Textproduktionsschwierigkeiten am ehesten helfen. In: Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet. Hrsg. von Andrea Lehr, Matthias Kammerer, Klaus-Peter Konerding, Angelika Storrer, Caja Thimm, Werner Wolski. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 499–19.
- Bergenholtz, Henning (2003): Sprachnormierung in nordischen Wörterbüchern. Bericht über ein Symposium in Kopenhagen am 8.–10. Februar 2002. In: Lexicographica. Internationales Jahrbuch für Lexikographie. Edited by Frederic F.M. Dolezal, Alain Rey, Thorsten Roelcke, Herbert Ernst Wiegand, Werner Wolski, Ladislav Zgusta. 18/2002. Tübingen (Max Niemeyer Verlag).
- Duden – Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (1998): 6., neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Bearbeitet von Peter Eisenberg, Hermann Gelhaus, Helmut Henne, Horst Sitta und Horst Wellmann. Mannheim (Dudenverlag).
- Duden – Richtiges und gutes Deutsch (2001): Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle. 5., neu bearbeitete Auflage. Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim (Dudenverlag).
- Fiehler, Reinhard (2004): Die Vielfältigkeit gesprochener Sprache. In: Reinhard Fiehler, Birgit Barden, Mechthild Elstermann, Barbara Kraft: Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen (Gunter Narr Verlag). S. 129–156. (= Studien zur Deutschen Sprache 30/2004).
- Förster, Uwe (2000): Der Sprachberatungsdienst der Gesellschaft für deutsche Sprache. In: Der Sprachdienst 1972, S. 2–13. Wieder abgedruckt in: Förster, Uwe: Sprachpflege auf wissenschaftlicher Grundlage. Mannheim (Dudenverlag), S. 185–206.
- Püschel, Ulrich (1989): Wörterbücher und Laienbenutzung. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Hrsg. von Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand, Ladislav Zgusta. Erster Teilband. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 128–135.

- Ripfel, Martha (1989): Die normative Wirkung deskriptiver Wörterbücher. In: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie. Hrsg. von Franz Josef Hausmann, Oskar Reichmann, Herbert Ernst Wiegand, Ladislav Zgusta. Erster Teilband. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 189–207.
- Schlaefel, Michael (2002): Lexikologie und Lexikographie. Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher. Berlin (Erich Schmidt Verlag).
- Urbanek, Ferdinand (2002): Gutes Deutsch – heute. Paderborn (IFB Verlag).
- Weinrich, Harald (2000): Deutsch in Linguafrancaland. In: Passé und mega-out? Zur Zukunft der deutschen Sprache im Zeitalter von Globalisierung und Multimedia. Köln (Deutsche Welle).
- Wiegand, Herbert Ernst (1986): Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher. Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln. In: Sprachnormen in der Diskussion. Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden. Berlin/New York (Walter de Gruyter). S. 72–101. Wieder abgedruckt in: Herbert Ernst Wiegand: Kleine Schriften. Eine Auswahl aus den Jahren 1970 bis 1999 in zwei Bänden. Band 1; 1970–1988. Hrsg. von Matthias Kammerer und Werner Wolski. Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2000. S. 665–683.

LUDWIG M. EICHINGER

Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen

Abstract

Die deutsche Standardsprache hat sich durchgesetzt. Sie ist weithin zur Sprache eines öffentlichen und gehobenen Alltags geworden. Dadurch erweitern sich die Anforderungen, die an eine so verwendete Sprachform gestellt werden. Im Gefolge dessen wird eine Art von Variation sichtbar, die dazu zwingt, über die normative Geltung der Konventionen, denen dabei gefolgt wird, nachzudenken und möglichst Übereinkunft herzustellen. In dieser Phase der Verbreiterung der Basis für standardsprachliches Interagieren stehen dabei nicht nur grammatische und ähnliche sprachliche Regelmäßigkeiten zur gesellschaftlichen Diskussion, sondern nicht zuletzt Textkonventionen, die unser situativ und textsortenspezifisch angemessenes Agieren leiten. Von deren Wandel ist im zweiten Teil des Beitrags exemplarisch die Rede.

1. Warum einer Norm zu folgen ein kompliziertes Geschäft ist

1.1 Historische Normen

Abgesehen davon, dass sie unvermeidlich sind,¹ haben gesellschaftliche Normen auch einen unvergleichlichen Vorteil. Wozu wären sie da, wenn nicht dazu, ihre Grenzen auszuprobieren? Um sich an sie zu halten natürlich. Im Prinzip gilt diese Aussage auch, wenn man gemäß den Normen standardsprachlicher Übereinkünfte handeln will. Zwischen den beiden genannten Optionen – Halten oder Übertreten – scheint es keinen Mittelweg zu geben.

Die Norm der deutschen Standardsprache existiert offenkundig, einigermaßen wissen wir auch über ihre Grenzen Bescheid. Nicht zuletzt im Verlauf der in diesem Band dokumentierten Tagung ist aber klar geworden, dass Variation, ja die Möglichkeit zur Variation zur Standardsprachlichkeit gehören. Wenn man das ausschließen möchte, muss man die Standardsprache als einen Idealtypus konstituieren, der außerhalb der eigentlichen sprachlichen Variation läge. Damit wäre ein Maßstab festgelegt, an dem sich dann die jeweilige sprachliche Realisierung im Einzelnen zu messen hätte. Solch ein Ansatz geht die Normfrage zumindest unter den historischen Bedingun-

¹ Womit wir Weinrich (1980, S.9) folgen.

gen von Normfindung und Normwandel im Deutschen von der falschen Seite her an.

Das gilt unter den heutigen Verhältnisse noch mehr als in den Zeiten, zu denen sich die deutsche Standardsprache durchgesetzt hat, und die wir mit guten Gründen ins 19. Jahrhundert legen dürfen.² Heutzutage ist aber die Standardsprache in ihren Ausprägungen der Bestandteil eines differenzierten alltagssprachlichen Modells. In ihr ist die Standardsprache nicht mehr nur die Sprache höchster Offizialität und Öffentlichkeit, sondern deckt eine deutlich größere Breite an Verwendungen ab. Die Gewöhnung an die gesprochene Hochsprache, die nicht zuletzt durch die sprechenden elektronischen Medien Radio und Fernsehen vorangetrieben worden ist, hat der Hochsprache in ihrer gesprochenen Form das Maß an struktureller Mündlichkeit zurückgegeben, die sie als Alltagssprache brauchbar macht, ohne dass dadurch der Bereich des Standards verlassen würde. Die Veränderung des medialen Umfelds und grundlegende Verschiebungen in der Bildungsstruktur der deutschsprachigen Staaten lassen sich dafür verantwortlich machen, dass die Erfahrungen mit den verschiedensten alltäglichen und fachlichen Weltausschnitten und die Gewöhnung an entsprechende Typen von Texten erheblich zugenommen haben. Das betrifft die schriftliche wie die mündliche Kommunikation.

1.2 Situative Normen

Die Bedingungen für jeden einzelnen Akt des sprachlichen Handelns sind daher hoch komplex und eigentlich nur zu bewältigen, wenn Muster für das erfolgreiche sprachliche Handeln existieren, die weit über das hinausgehen, dass wir wissen sollten, dass und wie die grammatischen Formen recht zusammengesetzt würden. Unser Sprechen und Schreiben, aber auch unsere Wahrnehmung sprachlicher Akte beruht darauf, dass wir gelernt haben, mit sprachlichen Situationen der unterschiedlichsten Art zu Recht zu kommen. So sind wir denn jeweils zu einem sozialsymbolischen Verrechnungsprozess gezwungen. Auf der sprachlichen Ebene heißt das, dass wir uns an Situations-typen und dazugehörigen Erfahrungen mit Textmustern ausrichten, deren Ausfüllung unsere sprachliche Wahl prägt. In Anbetracht der Vielfältigkeit der gesellschaftlichen Realität, mit der wir uns konfrontiert sehen, und aus dem Grund, dass die Gemeinsamkeit der bis dahin zur Verfügung stehenden kommunikativen Erfahrungen variiert, handelt es sich bei der im sprachlichen Akt intendierten Interaktion zwischen Partnern um einen an sozialen Vermutungen („Erwartungserwartungen“) orientierten Annäherungsprozess.³

² Für einen Blick in die realen Abläufe bei der Annäherung an standardsprachliches Verhalten im 19. Jahrhundert vgl. Elspaß (2003).

³ So dass Prozesse eines abduktiven Schließens und Annahmen über Verlässlichkeit eine weitaus größere Rolle spielen als rein inferentielle Prozesse; vgl. Brandom 2001, S. 130ff. Die gesamte Argumentation steht auch im Gefolge der Überlegungen von Lewis (1969/1975), vgl. dazu Pfister (2003, S. 14).

Was immer das sonst noch an Folgen hat, auf jeden Fall folgt daraus, dass die zu Beginn gestellte Alternative – den Normen folgen oder ihnen nicht folgen – in dieser Härte nicht existiert. Wenn die Orientierung an den sprachlichen Normen Teil einer Annäherungsprozesses ist, der sich an Indizien des vermuteten Situationstyps ebenso orientiert wie an den spezifischen Eigenheiten der einzelnen Situation, lässt sich zu Recht sagen, dass sprachliche Interaktion nicht funktionieren würden, wenn sich niemand an die Übereinkünfte hielte, dass das gleiche aber gälte, sollten sich alle an alle Übereinkünfte halten. Wie geht man nun vernünftigerweise vor, um einer Norm gleichzeitig zu folgen und sie an ihre Grenzen zu führen, ja sie zu überschreiten?

2. Richtig, angemessen und gut

2.1 Grenzen der Standardisierung

Man kann das geteilte Wissen, das den Gebrauch von Hoch- und Standardsprachen bestimmt, als eine solche normative Übereinkunft verstehen. Vernünftigerweise ist diese Übereinkunft schon so gestaltet, dass sie auf elegante Weise der angedeuteten Falle ausweicht. Denn man kann einer normativen Übereinkunft nur so weit folgen, wie sie festgelegt ist. Im Hinblick auf die Festlegungen, die unsere Standardsprache betreffen, ist das keine banale Aussage. Man würde ja vermuten, was Hochsprache sei, müsse eindeutig festgelegt sein, da es ja zum Beispiel einer der Ziele muttersprachlichen Schulunterrichts ist, in die Kenntnis und Handhabung dieses sprachlichen Gebildes einzuführen. Verdächtig ist dabei nur, dass man, wenn man über die Normen unserer Standardsprache und die Probleme, ihnen in aller Form zu genügen, oft hört, es handle sich dabei eben um eine Idealnorm, der man sich annähern, die man aber nicht erreichen könne. Sie sei aber durchaus in musterhaften Textexemplaren realisiert. Das mag ja alles sein. Die Exempel mögen die rechte Richtung weisen, sie realisieren aber, wie das mit Exempeln so ist, lediglich einen mehr oder minder signifikanten Ausschnitt dessen, was erlernt werden soll. Sie weisen eine Richtung: was wir im Einzelnen dort finden, ist nicht in jedem Fall so klar. Hier setzt unter anderem die traditionelle Sprachpflege und Sprachkulturpflege an, der es darum zu tun ist, möglichst eng festzuschreiben, was möglich sein soll.

2.2 Norm als intentionaler Begriff

Das kann man machen: je enger aber der standardsprachliche Rahmen gefasst wird, je größer damit der Bestandteil dessen ist, was so zum „Substandard“ wird, um so geringer wird die Bedeutung der Standardnorm. Das ist das Denkmodell, das vielen alltäglichen sprachkritischen Überlegungen zu Grunde liegt, und natürlich der Deutung dieses Befundes im Sinne des Verfalls unmittelbar Nahrung gibt. Die Interpretation von Veränderungen im Sprachgebrauch als Sprachverfall scheinen Konjunktur zu haben:

„Wer davon spricht, dass die Sprache verfällt oder zu verfallen droht, bewegt sich in einem Rahmen von Urteilen, die sich großer Beliebtheit erfreuen“ (Schieve 1998, S. 252).

Trotz der leicht distanzierten Formulierung, die ihre eigene Wissenschaftlichkeit in Ironiesignale zu packen sucht, ist auch dieser unter Linguisten außerordentlich beliebte Gemeinplatz zu relativieren. Nicht immer ist die Interpretation als Verfall die dominierende Denkfigur. Vielmehr scheint es sich beim Verhältnis zur sprachlichen Normativität um eine Art atmenden Prozesses zu handeln, der Phasen mit hohem Ordnungsbedürfnis von welchen scheidet, in denen Diffusion das vorherrschende Moment ist. Nun haben wir, trotz der vergleichsweise langen dokumentierten Geschichte des Deutschen – wie ähnlich gelagerter Sprachen – noch gar nicht so schrecklich viel Erfahrung in solchen Prozessen. Die allmähliche schriftsprachliche und drucksprachliche Festlegung des Deutschen in einer hinreichenden Anzahl von Textsorten mit einem einigermaßen geordneten Verhältnis zu einer „gebildeten“ nicht mehr nur regional gebundenen Form von Mündlichkeit geht allenfalls bis ins 16. Jahrhundert zurück und gewann einen dramatischen Schwung – verbunden mit erheblicherer gesellschaftlicher Breitenwirkung – eigentlich erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts.⁴ Wie immer das in den einzelnen Phasen abläuft, man kann jedenfalls sehen, dass bei aller Auseinandersetzung um die Einzelheiten im 18. Jahrhundert im Prinzip eine positive Einschätzung der sprachlichen Entwicklung vorherrscht. Sie ist durchaus von Lernprozessen geprägt – nicht zuletzt, was diamediale Notwendigkeiten und Differenzierungen angeht – das kann aber den prinzipiellen Konsens nicht verdunkeln, dessen Ende sich wunderbar mit einem zu diesem Zweck gern herbeigeholten Goethe-Zitat aus dem Jahr 1817 belegen lässt:

„Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihülfe hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einen gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt: alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhábigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihre Lebens= und Lehrbedürfnisse innerhalb der Muttersprache befriedigen.“ (Goethe WA 41, 1, S. 115/116)

Nebenher sei nur darauf hingewiesen, dass hier Goethe auf jeden Fall sprachsoziologischer und somit kultureller denkt als viele Sprachkritiker im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, die ihr sprachliches Ideal gerne an der zweifellos beeindruckenden akrolektalen Höhe klassischer Dichtungssprache festmachen.

⁴ Zu diesen Implantationsprozessen vgl. Giesecke (1992 und 1998); zu dem wesentlichen Modernisierungsschub, den das 18. Jahrhundert bringt s. Eichinger (1995).

3. Die Gewinnung und die Sicherung des Standards

3.1 Normverschiebung

Dennoch: das neunzehnte Jahrhundert kann noch nicht so viele Vorbilder für vernünftige Variation bieten. Dominant sind zwei Bewegungen, die eher auf eine Reduktion der zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch gegebenenfalls vorhandenen Unterschiede zielen. Es ist das einerseits der Vorgang der Alphabetisierung bzw. der Einübung in zentrale Textsortengewohnheiten für große Teile der Bevölkerung und andererseits die Gewöhnung an eine nicht mehr unmittelbar regional orientierte Sprechsprachlichkeit, verstärkt noch im Gefolge der Verstädterungsprozesse, die vor allem seit 1870 zu beobachten sind. Entsprechende Zielvorstellungen eines sprachlichen Verhaltens haben als symbolischer Ausweis eines zunehmend städtischen Bürgertums einen hohen sozialen Wert.⁵ Das führt tatsächlich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Veränderung der dominanten Einschätzung der Richtung der sprachlichen Entwicklung. Sowohl die Bemühung weiterer sozialer Gruppen – die aus anderen Traditionen des Sprechens kamen – um die Standardsprache, wie die Entwicklung von Textsorten, die an die „modernen“ Bedürfnisse angepasst waren – prototypisch in Zeitungen repräsentiert – führen zu einer Abwehrhaltung des „eigentlichen“ Bürgertums, das um den sozialen Wert der eigenen sprachlichen Form kämpfen musste. Es ist erklärlich, dass damit die Idee des Sprachverfalls zu einer zentralen Denkfigur werden konnte. Sie beruht auf der sprachlichen Verunsicherung der zentralen Träger dieser Kommunikationsform.

Ihre scheinbar fest gefügte Vorrangstellung wird auch von einer anderen Seite her in Frage gestellt. In der literarischen Sprache gibt es ebenfalls eine deutliche Bestrebung, sich von der bildungsbürgerlichen Standardsprachlichkeit in ihrer Biederkeit abzuheben. Mag sich das im Naturalismus noch darin zeigen, dass auf die Wirklichkeit anderer Sprechwelten unmittelbar hingewiesen wird, führt es am Beginn der eigentlichen literarischen Moderne zu einer allgemeinen Wahrnehmung des Ungenügens an den bürgerlichen bildungssprachlichen Ausdrucksweisen, mit jeweils unterschiedlichen Folgen. Es ist unvermeidlich, an dieser Stelle auf Hugo von Hoffmansthal's Chandos-Brief hinzuweisen, in dem auf unglaublich bildungssprachliche und explizite Weise darüber geklagt wird, dass der Autor zu keiner sprachlichen Äußerung mehr in der Lage sei. Dieses *Décadence*-Spiel ist vielleicht aber auch nur der Nebenschauplatz der Begründung der literarischen Moderne. Ihr Hauptstrang setzt dezidiert auf Unbürgerlichkeit. Das zeigt sich zuerst in den Schreibtypen des Expressionismus, findet dann aber auch andere Wege. Für die dem alltäglichen Gebrauch nahe Sprache ist hier auf die Intentionen und auch die

⁵ Von der sozialen Geltung bildungsbürgerlicher Normvorstellungen und ihrer sozialen Entwertung in ihrer Verbreitung geben die einschlägigen Arbeiten von Angelika Linke Zeugnis (vgl. v. a. Linke (1996)).

Sprache der neuen Sachlichkeit zu verweisen. Sie entspricht einer generellen Gestimmtheit der städtisch geprägten Kultur in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik. Dort finden sich auch Überlegungen zur Bedeutung des damals neuen Mediums Rundfunk. Das Alles hat aber insgesamt zur Folge, dass sich die literarische Sprache im Wesentlichen aus dem Bereich alltagssprachlicher Standardsprachlichkeit verabschiedet.

3.2 Normvorbilder

Als Vorbilder eines standardsprachlichen Schreibens und Sprechens werden allmählich die Sprachen der jeweiligen Leitmedien angesehen und akzeptiert. Das ist zunächst die Sprache, wie sie sich in den Zeitungen findet, später ist es das, was der Rundfunk und das Fernsehen an sprachlichen Formen mit sich bringen. Die von der Funktionalstilistik in die Diskussion gebrachte Kategorie der Pressesprache erscheint zwar von der Kommunikationssituation und vom Verhältnis des Produzenten und des Rezipienten der in diesem Medium vorfindlichen Texte her als einheitlich und umgreift auch eine wesentliche Schicht unserer gesellschaftlichen Interaktion.⁶ Ihr entspricht aber auf der anderen Seite eine so breite Menge von Dingen und Weltausschnitten, von denen die Rede ist, und eine solche Vielfalt von Textsorten, mittels derer das geschieht, dass sie für daraus abzuleitende sprachliche Folgerungen eine äußerste diffuse Folie darstellt. Dennoch liefert diese mediale Spiegelung und Konstruktion von Weltausschnitten und Redeweisen Muster dafür, wie man sprachlich in der Öffentlichkeit mit den verschiedensten in Rede stehenden Sachverhalten und den unterschiedlichsten Situationen angemessen umzugehen habe.

4. Normen ja – aber wem seine?

4.1 Normenkritik

Wie kann man hier sinnvoller Weise nach einem der Norm angemessenen, ja möglicherweise sogar noch nach einem guten Sprachgebrauch fragen? Dabei ist die zweite Anforderung eine, die vom professionellen Ego des Linguisten zumeist als nicht einschlägig zurückgewiesen wird. Wir wollen darüber nicht länger rasonieren. Um die Abstinenz der Linguistik zu relativieren sei aber nicht nur – mit dem dafür klassischen Argument – darauf hingewiesen, dass jede Deskription auch eine präskriptiven Kern enthält, sondern auf jenen auffälligen Punkt, dass es doch einen bemerkenswerten Wandel in dem gibt, was die Sprachwissenschaft wahrnimmt und was nicht. Und das betrifft nicht nur vielleicht schwer wahrzunehmende und marginale, sondern durchaus zentrale und eigentlich leicht zu beobachtende Dinge. So wird zum Beispiel in bestimmten grammatischen Richtungen erst neuerdings – unter dem Stichwort

⁶ Zu den funktionalstilistischen Grundannahmen s. Löffler (1995, S.120–123).

„Scrambling“ – systematisch wahrgenommen, dass in Sprachen wie dem Deutschen bemerkenswerte Möglichkeiten bestehen, mittels Betonungs- und Reihenfolgeregelungen Sätze über die grammatischen Minimalanforderungen hinaus an Textabfolge und Aussageintention anzupassen.

Es ist nicht so, als ließen die angedeuteten Veränderungen die Linguistik und ihr Tun völlig unberührt. Das kann man an zwei Entwicklungen sehen, die man in den letzten Jahren beobachten kann. Zum einen wird in linguistischen Arbeiten erkennbar mehr Wert darauf gelegt, die empirische Breite der untersuchten und dargestellten Phänomene zu erfassen, zum anderen wird den Eigengesetzlichkeiten von Mündlichkeit und Schriftlichkeit und ihrer diamedialen Einbettung in höherem Ausmaß Rechnung getragen.

4.2 Die empirische Basis

Fragen der empirischen Basis sind wichtiger geworden. Das sieht man an den Verfahren, die bei der Untersuchung sprachlicher Phänomene als gängig gelten können: als dominant konnte in der Systemlinguistik der letzten Jahrzehnte ein Verfahren gelten, bei dem anhand einer exemplarischen Übersicht über das gewählte Problem eine Regelformulierung gesucht wird, die dann über gezielte Variation in einem ausgewählten und zu diesem Zwecke häufig selbst modifizierten Beispielinventar überprüft wird. Vor allem im Rahmen der Möglichkeiten, die sich der Korpuslinguistik angesichts wachsender Datenbankmengen bieten, nehmen nun Untersuchungen zu, die von einem ungefähr formulierten Interesse ausgehen, dann möglichst große Mengen an einschlägigem Material zusammensuchen und aus dessen Analyse ihre Ergebnisse gewinnen. Mischformen sind logischerweise denkbar. Durch die Ausweitung der Materialbasis sind allerdings die Fragen der normativen Bewertung dessen, was in solchen Beschreibungen auftaucht, eigentlich noch gar nicht in den Blickwinkel der Untersuchung geraten. Die Häufigkeit oder Seltenheit einer Konstruktion oder auch eines Wortgebrauchs mögen zwar einen Hinweis auf ihre Geltung geben, allein sagen diese Mengen-Daten noch nichts. Zwar verändert sich das sprachliche Normempfinden in den Üblichkeiten der Interaktion, aber die Gewichtung der verschiedenen Arten von Interaktion ist uns damit noch nicht abgenommen. Das Problem ist aber auch damit noch nicht gelöst, wenn man nur die Textsorten betrachtet, die man traditionell für standardkonform hält. Damit wird man der Dynamik der Norm und den Veränderungen ihrer Bezugsbasis nicht gerecht. Das heißt, es ist weder sinnvoll, einfach alle Phänomene im Prinzip als gleich relevant für die Normfragen anzusehen, noch eine veränderte Interaktionswelt am Muster einer einmal festgesetzten Norm zu betrachten. Eigentlich passt dieser Schluss zu manchen Überlegungen, die zum Sprachwandel angestellt worden sind: sprachliche Präferenzen und ihre Durchsetzung sind Elemente der Interaktion auf einem sozialen Marktplatz, auf dem die Geltung sozialer Stile ausgehandelt wird.

Die Verwendungsbedingungen für das Deutsche in der heutigen gesellschaftlichen Situation legen es nahe, dass sich im Übergang von der Standardsprachlichkeit zur Alltagssprachlichkeit Normkonkurrenzen ergeben. Neue Normansprüche können zunächst einigermaßen unauffällig erhoben werden, da sich die standardsprachliche Norm eher im Bewusstsein der sie tragenden gesellschaftlichen Gruppen spiegelt als in einer in allen Einzelheiten ausformulierten festgeschriebenen Norm. Dieser Tatbestand lebt logischerweise davon, dass über viele zentrale Punkte ohnehin Einigkeit herrscht.

4.3 Mediale Differenzen

Kompliziert wird die Sache auf der anderen oben angesprochenen Ebene – der stärkeren Wahrnehmung von Medialität – dadurch, dass sich hier zwei Fragen noch stärker überlagern als das bei der auch viel besser dokumentierten Schriftlichkeit der Fall ist. Es ist bei der gesprochenen Sprache weitaus weniger klar, wo die Grenzen einer Standardnorm liegen, und damit zusammenhängend, was die Textsorten und Situationen sind, die als standardfordernde anzusehen sind. Man kann natürlich die gesprochene Norm grundsätzlich vom alltäglich in offiziellen Kontexten gesprochenen Deutsch trennen, indem man einfach eine gemäß der Standardlautung ausgesprochene Form der geschriebenen Standardsprache als diese Standardnorm ansetzt, wie das in den einschlägigen Beschreibungen zumeist noch geschieht: Variation („gemäßigte Hochlautung“) betrifft dann weitestgehend nur bestimmte Elemente der lautlichen Ebene.⁷ Das ist, wenn man ein Konzept von gesprochener Sprache ernst nimmt, ein normatives Konzept, das nicht nur der möglichen Dynamik, die zu Veränderungen der Norm führt, nicht Rechnung trägt, sondern eigentlich viel zentraler der Tatsache, dass sich in unseren alltagsprachlichen Verhältnissen zweifellos Normen spezifisch sprechsprachlichen Handelns herausgebildet haben. Wenn man nicht in der Lage ist, das beschreibend in den Griff zu bekommen, ist nicht einmal mehr klar, was es heißen solle, es handle sich eben um eine Idealnorm. Die Idealnorm für gesprochene Sprache muss unter diesen Verhältnissen dezidiert Sprechsprachliches enthalten.⁸ Das bedeutet logischerweise auf der anderen Seite nicht, dass es keine Grenzen für den gesprochenen Standard gibt. Es ist vielmehr so, dass die gesprochene Seite des sprachlichen Spektrums im Rahmen der gesamten Verwendung des Deutschen durch die medialen Verhältnisse in den letzten vierzig Jahren an Bedeutung gewonnen hat. Das IDS war daher zu Recht schon früh an dieser Seite unseres sprachlichen Alltags interessiert und trägt seiner gewachsenen Bedeutung Rechnung. Dass zum Profil einer alltags-

⁷ So etwas wird zum Beispiel beschrieben in der Arbeit von Takahashi (1996) – wie schon der Titel zeigt.

⁸ Und damit zum Beispiel Befunde wie die von König (1991) erhobenen Ausspracherealtäten berücksichtigen.

prachlich fundierten Standardsprachlichkeit eine eigenständigere gesprochene Seite gehört, bedeutet aber nicht – und dieser Schluss ist gelegentlich gezogen worden – dass es die alltäglichen sprechsprachlichen Entwicklungen sind, an denen sich die weitere Sprachentwicklung allein ausrichten würde. Man kann mit mindestens genauso viel Recht sagen, durch die medialen Entwicklungen, aber auch durch die Veränderungen in der regionalen und gleichzeitig der sozialen Struktur der Bevölkerung in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, habe die Bedeutung einer überregionalen und das heißt gleichzeitig, von Schriftlichkeit dominierten Interaktion zugenommen. Damit ist tatsächlich die Kluft, die zwischen der traditionellen „vorstandardsprachlichen“ Mündlichkeit und der „traditionslosen“ Schriftlichkeit bestand, geschlossen.⁹ Diese Rückkoppelung bedeutet, dass weite gesellschaftliche Kreise in eine am Standard orientierte Interaktion einbezogen sind. Es sind das zumindest alle die Gruppen, die sich der gesellschaftlichen Mittelschicht zurechnen, und das sind, wenn man die einschlägigen Statistiken betrachtet, in der Bundesrepublik Deutschland zumindest zwei Drittel der Bevölkerung, wenn man Untersuchungen herabzieht, die wie die Sinus-Studie stärker noch die Wünsche der gesellschaftlichen Positionierung berücksichtigen, steigt die Quote an die 80 Prozent.

4.4 Soziale Bewertung

Das heißt einerseits, dass intendierter Standard und die ihm benachbarten sprachlichen Ausdrucksweisen die zentrale Rolle in der halböffentlichen und öffentlichen gesellschaftlichen Interaktion spielen, es heißt auf der anderen Seite aber auch, dass die innerhalb dieser großen Einheit Mittelschicht angelegten Präferenzen sozialer Symbolisierung nun auch in der Beurteilung der normativen Angemessenheit eine bedeutsame Rolle spielen. Es ist offenkundig, dass das von den traditionell die Normen bestimmenden Gruppen von Sprechern und Schreibern als verstörend, ja möglicherweise als Verfall empfunden werden muss, und bei den Institutionen, die der Festschreibung der Standardnormen verpflichtet sind, Irritationen auslöst. Die traditionelle Standardsprachlichkeit, die auf einer bildungsbürgerlichen Praxis aufsitzt, fasst den gesprochenen Standard bewusst eng, er ist daher nur Wenigen zugänglich, aber auch nur in wenigen Situationen erforderlich. Auch die Angehörigen der normsetzenden Gruppe verwenden selbst ein weites Spektrum anderer Ausdrucksmöglichkeiten, die nicht immer als sozial freundlicher beschrieben werden können als die entsprechenden Sprachgebräuche anderer gesellschaftlicher Gruppen. Nicht umsonst wird von der neueren Kultursoziologie als zentrales Merkmal der gesellschaftlichen Gruppen, die das Erbe der bildungsbürgerlichen Tradition angetreten haben, das der Distanz be-

⁹ Entsprechend geringfügig sind eigentlich Reflexe traditioneller regionaler Differenzen, vgl. Götz (1995).

trachtet.¹⁰ Mit der weiteren Konservierung einer Normvorstellung dieses Typs wird der Übergang von einer standardschaffenden zu einer standard-variiierenden Phase ignoriert. Man kann das natürlich tun, was man dann fest schreibt, gibt dem Wort Norm dann allerdings einen anderen Sinn, als den hier intendierten. Die Beschreibung der Norm standardsprachlichen Verhaltens soll als der Maßstab für das angemessene sprachliche Interagieren in öffentlichen Kontexten angesehen werden können. Die Erweiterung der Öffentlichkeit und die Beteiligung weiterer Gruppen führt zu einer Dynamik der sprachlichen Entwicklung, die in diesem Kontext berücksichtigt werden muss. Das heißt nicht und kann nicht heißen, dass der Grad an Variation praktisch unbegrenzt wäre bzw. dass von der jeweils eigenen Gruppe entschieden werden könnte, was als standardsprachlich zu gelten hätte. Es ist logischerweise nach wie vor nicht so, dass die verschiedenen Arten, sich mit einem gewissen Öffentlichkeitsanspruch zu äußern, die gleiche gesellschaftliche Relevanz u. d. h. auf dem Markt der Normen die gleichen Chancen hätten. Daher war und ist es auch naiv, anzunehmen, Eigenheiten oder Neuerungen der gesprochenen Sprache seien systematisch die Vorreiter der kommenden Normentwicklung. Dieser Eindruck muss notwendigerweise in einer Phase entstehen, in der standardgemäßes Sprechen über bestimmte eng begrenzte Bevölkerungsgruppen und eine hohe Nähe zu schriftsprachlich konzipierten Texten hinausgeht. Das hebt aber die Unterschiede zwischen den Medien nicht grundsätzlich auf, ebenso wenig wie die steuernde – und im Hinblick auf reine Oralität bremsende – Funktion einer existierenden schriftsprachlichen Norm.

5. Normierungsebenen

5.1 Linguistische Ebenen und soziale Stile

Es kommt dann immer noch darauf an, auf welcher Ebene man von Normen spricht. Variation auf der phonetischen/orthografischen, der morphologischen, der syntaktischen und lexikalischen Ebene ist eigentlich nur der für den Linguisten professionell handhabbare Reflex für gruppen- und situationsabhängig als angemessen angesehene Ausfüllungen von Textsortenmustern.

In ihnen prägen sich die gesellschaftlichen Stile aus. Ihnen sind andere Merkmale mehr oder minder deutlich zuzuordnen. Zudem gibt es immer herrschende gesellschaftliche Stile: man kann ganz deutlich sehen, dass hier neben die nach wie vor bestimmenden Stile einer weitergeführten bildungsbürgerlichen Tradition Stilmerkmale treten, die einerseits aus Milieus – gebildeter und wohlhabender Sprecherinnen und Sprecher mittleren Alters – stammen,

¹⁰ Vgl. Schulze (1993/1996, S. 284).

die Elemente einer stärker an Fachlichkeit und jugendlicher Lockerheit orientierten Sprachpraxis mit in die akzeptierte Öffentlichkeit gebracht haben.¹¹

Andrerseits muss die angemessene sprachliche Praxis auch stärker mit der zentralen Mittelschicht ausgehandelt werden, die in mancher Hinsicht gemilderte Formen dieser Tradition bzw. Neuerung repräsentiert. An dieser Stelle liegt vermutlich eigentlich das Hauptproblem für die vernünftige Abgrenzung von Standard und Substandard. Die Standardnorm umfasst zweifellos nur einen Teil der in diesen Gruppen zu beobachtenden Variation – was in Anbetracht der Größe dieser Sprechergruppe am schwerwiegendsten bei den zentralen Milieus der Mittelschicht ist. Gerade in dieser gesellschaftlichen Gruppe versammeln sich symbolische Interaktionsweisen von einer unauffälligen Normalität, die eben so weit von den um Distanz bemühten Interaktionsweisen der alten Bildungseliten entfernt sind wie von den Präsentationsweisen experimenteller antibürgerlicher Milieus. Mit der Orientierung an den zentralen Bereichen einer oberen Mittelschicht werden damit exklusive Ansprüche von verschiedenen Seiten zurückgedrängt.

Auf die prägenden Sprachhandlungs- und Textsortenmuster bezogen bedeutet das: das Deutsche erreicht mit einiger Verspätung die Einschätzungsmuster, wie sie etwa englischsprachige Standardsprachlichkeit schon länger prägen. Die Stellung der auf Distanz bedachten – vom alltäglichen sprachlichen Leben außerordentlich deutlich distanzierteren – Sprach- und Ausdrucksweise, die als generelle Norm angesetzt wird, wird als auf bestimmte Milieus beschränkter Archetyp sprachlichen Verhaltens erkannt und damit relativiert (in dieser Hinsicht nunmehr vergleichbar der RP des Englischen). Das ist eine Folge davon, dass das, was soziologisch als Umschichtung und Zuordnung zu den Mittelschichtmilieus beschrieben wird, auch sprachliche Korrelate hat. Auch die sprachliche Entwicklung begleitet den Weg zu einer Bürgergesellschaft, die im Sinne kommunitaristischen Denkens die eigene Vergangenheit nicht vergisst, aber insgesamt einen ausgeglichenen Stil von Normalität anstrebt. Die Voraussetzung dafür, dass eine solche Wandlung greifen und weit gehende gesellschaftliche Akzeptanz gewinnen kann, ist genau die Entwicklung zu einer gleich nahe am Schreiben wie am Sprechen stehenden Form der Sprache der Öffentlichkeit. Es ist unvermeidlich, dass damit der gesprochene Alltag mit seinen leicht diffundierenden Weisen angemessenen Handelns den Anspruch auf normative Geltung erreicht.

¹¹ Die hier gewählten Sprechweisen orientieren sich an den Milieubeschreibungen, wie sie die Kultursoziologie im Gefolge von Schulze (1993/96) hervorgebracht hat und wie sie sich z. B. auch im analytischen Inventar der Sinus-Studien spiegeln (vgl. Eichinger (1997).

5.2 Der Wandel von Textsortenerwartungen

5.2.1 Fachliche Schriftlichkeit

Zudem bleibt dieser Schritt nicht ohne Rückwirkung auf die anzunehmenden Ideale der Schriftlichkeit. Wird er getan, müssen auf jeden Fall die Elemente des Deutschen in Probleme geraten, die sich vor allem im Verlaufe des 19. Jahrhunderts als Reflex auf reine Anforderungen von Schriftlichkeit herausgebildet hatten. Gemeint sind damit zum Beispiel die typischen Strategien der Verteilung aggregativer und integrativer Elemente in Texten, also Grad, Art und Verteilung von sprachlicher Komplexität auf die sprachlichen Äußerungseinheiten. Der zuweilen dramatische Ausbau von Phrasen mit einem substantivischen nominalen Kopf und die Reduktion der Verbalsemantik ist eine typische Folge der Konzentration der Normen auf Gesetzmäßigkeiten der Schriftlichkeit. Daher ist es eben so verblüffend wie eigentlich irreführend, dass diese Erscheinung gemeinsam mit anderen Prozessen, die nicht nur damit gar nichts zu tun haben, sondern geradezu gegenläufig dazu sind, häufig unter der Überschrift „Verkürzung der durchschnittlichen Satzlänge“ zusammengefasst werden. Das Phänomen „Satzverkürzung“ reflektiert in diesem Fall ja im Wesentlichen die Strategie der Vermeidung von Nebensätzen. Als Paradebeispiel dafür können Texte der klassischen geisteswissenschaftlichen Moderne gelten. Sie pflegen einen Stil der Wissenschaftlichkeit, der ganz deutlich diesem Muster folgt. Ein fast beliebig gewähltes Beispiel dafür stellt der folgende philosophische Text aus dem Jahr 1990 dar (untypisch ist vielleicht nur, dass als Reminiszenz an den Vortragscharakter dieses Textes in der ersten Person Singular gesprochen wird, wenn explizit Textuntergliederungsarbeit betrieben wird):

- (1) Ich wähle im folgenden unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Interpretation der Natur im Rahmen menschlichen Selbstverständnisses zwei Beispiele aus der Aufklärungszeit aus und versuche, ihre gemeinhin nicht vermutete Anknüpfung oder nicht vermutete Art der Anknüpfung an Lehrstücke der Antike und des Mittelalters aufzuweisen: nämlich Rousseaus Konzept des Naturgesetzes im 2. „Discours“ und Kants Argument gegen einen naturalistischen Selbsthaß der Vernunft zu Beginn seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten, beides bezogen auf die stoische Oikeiosislehre und ihre Verarbeitung durch Thomas von Aquin. [...] Mit meinen Bemerkungen zur Geschichte des Lehrstücks von den *inclinationes naturales* im Rahmen der praktischen Philosophie möchte ich weder eine Leugnung noch eine Bestätigung bestimmter zur Zeit im Schwange befindlicher Reden von Zäsuren, Epochenschwellen oder Paradigmenwechseln im Naturverständnis von Naturphilosophie bzw. Naturwissenschaft(en) zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit zum Ausdruck bringen.

(Forschner 1990, S. 95)

Schon im ersten Satz wird erkennbar, wie hier syntaktische Einfachheit durch Komplexität der nominalen Verbindungen erkaufte wird. Die syntaktische Grundstruktur des gesamten Textes ist einfach, er zeigt eine relativ einfache und ungestörte Thema-Rhema-Struktur:

- (1a) Ich wähle zwei Beispiele aus und versuche ihre Anknüpfung an [...] zu beweisen. Mit meinen Bemerkungen möchte ich weder eine Leugnung noch eine Bestätigung von [...] zum Ausdruck bringen.

Die auf dieser Ebene ausgedrückten verbalen Sachverhalte bleiben recht formal: im ersten Satz wird eine Gliederung erläutert, im zweiten eine Absicht geäußert. Was eigentlich passiert und worauf sich diese Handlungen und Vorgänge beziehen, taucht in der impliziteren Beziehungswelt attributiver und appositioneller Fügungen unter. Dazu dient auch die Nominalisierung der eigentlich inhaltlich gemeinten Prädikate: woran angeknüpft wird, und was geleugnet und bestätigt werden soll, erfahren wir auf der Ebene genitivischer und präpositionaler Attribute. Besonders auffällig ist das vor allem an der Stelle, wo zu diesem Zweck die prädikative Fügung *eine Leugnung zum Ausdruck bringen* gewählt wird. Von welcher Art die gewählten Beispiele sind, erhellt sich erst in dem appositionsähnlichen Nachtrag, der durch die weitere Apposition, die sich auf beide Bezugswörter gleichzeitig bezieht (*beides bezogen auf...*) nochmals komplexer wird.

Die darüber hinaus gehende Kondensierung in den Nominalphrasen schlägt sich besonders deutlich im zweiten Satz nieder. Eine bis zu fünf Stufen tiefe Einbettung nominaler attributiver Strukturen rechts vom Nomen verbindet sich mit Koordinationen auf den verschiedenen Attributebenen sowie mit Linkserweiterungen mit eher textuell oder situativ einbindender Funktion.

- (1b) Bemerkungen zur Geschichte (1) des Lehrstücks (2) von den *inclinatio- nes naturales* (3) im Rahmen¹² (4) der praktischen Philosophie (4a)
 (1c) Bestätigung bestimmter (a) zur Zeit im Schwange befindlicher (b) Reden (1) von Zäsuren, Epochenschwellen oder Paradigmenwechseln (2) im Naturverständnis (3) von Naturphilosophie bzw. Naturwissenschaft(en) (4) zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit (5)¹³

5.2.2 ... und ihre Variation

In dem Fall, der derzeit wohl interessanter ist, geht die Verkürzung der Äußerungseinheiten einher mit einer „Ausdünnung“ der nominalen Komplexe, kompensiert durch eine gewisse Zunahme unselbständiger sententialer Einheiten, wozu außer Nebensätzen auch Parenthesen und ähnliche Formen von

¹² *Im Rahmen* kann hier als eine desubstantivische Präposition verstanden werden, und wird daher für die attributive Tiefe nur „halb“ gezählt.

¹³ Zudem werden hier die Strukturen durch die koordinativen Entfaltungen auf allen Stufen (bis hin zur optionalen Pluralklammerung) weiter kompliziert.

„Einschüben“ gehören, die prinzipiell stärker Strategien mündlicher Planung entsprechen. Auf diese Art und Weise ergibt sich offenbar eine ähnliche Zahl von Wörtern pro Satz. Diese numerische Ähnlichkeit kommt auf verschiedene Weise zu Stande. Das kann man beim Vergleich entsprechender Texte eindeutig sehen – wobei es mir beim „modernerem“ Typ von Texten manchmal schwer fiel, zu sagen, was ich genau zählen sollte.

Dabei spiegelt der erst der beiden im folgenden noch herangezogenen soziologischen Texte eher die Fortentwicklung der für die letzten beiden Jahrhunderte als typisch anzusehenden Kodierungsstrategien, der zweite eher die Auflockerung dieses Typs aus dem Mündlichen heraus. Die Satzlängen, die sich dabei ergeben, sind so unterschiedlich nicht, und wenn auch nicht strittig ist, dass es sich in beiden Fällen um standardsprachliche Texte handelt, ist offenkundig, dass sie sprachlich einen ganz unterschiedlichen Eindruck erwecken, also unseren Erwartungen an eine angemessene Textform – in diesem Fall sozialwissenschaftlicher Abhandlungen – in unterschiedlicher Weise zu entsprechen suchen.

- (2) Unter den Bedingungen einfacher Verwissenschaftlichung folgt die Suche nach Erklärungen dem Interesse an der Beherrschung der Natur. Die vorgefundenen Verhältnisse werden veränderbar, gestaltbar und damit technologisch nutzbar gedacht. Dies schlägt unter Bedingungen reflexiver Verwissenschaftlichung um. Wo selbstproduzierte Risiken ins Zentrum der wissenschaftlichen Arbeit treten, wird auch der Nachweis ihrer unvermeidlichen Hinnahme zu einer Zentralaufgabe wissenschaftlicher Erklärungssuche. In der durchgesetzten technischen Gesellschaft, also dort, wo (nahezu oder prinzipiell) alles »machbar« wird, verändern sich die Interessen im Umgang mit Wissenschaft und werden grundsätzlich doppeldeutig: Neu hervor tritt das Interesse an Erklärungen, die die Nichtveränderbarkeit von Verhältnissen prinzipieller Machbarkeit verbürgen. Fällt unter Bedingungen einfacher Verwissenschaftlichung das Interesse an Erklärung mit dem an technischer Nutzung zusammen, so beginnt sich dies unter Bedingungen reflexiver Verwissenschaftlichung aufzuspalten und zentral werden wissenschaftliche Deutungen, in denen Erklärung Weg-erklärung der Risiken bedeutet.

(Beck 1986, S. 280)

Der unter (2) vorliegende Text folgt im Prinzip fast noch klarer als Text (1) den Grundannahmen für fachliche Prosa, was die Verteilung auf nominale und verbale Information, auf Techniken der Agensabgewandtheit usw. betrifft. Dennoch verdankt der Text die Kürze seiner Sätze nicht dieser Grundstruktur allein, sondern ihrer Domestizierung. Trotz eindeutiger „Verbvermeidung“ – sie schlägt sich in einem sehr hohen Anteil deverbaler Substantive (s. (2a)), deverbaler (s. (2b)) und klassifikatorischer (s. (2c)) Adjektive nieder – sind die nominalen Stufungen um Klassen flacher gehalten. An zwei Stellen gibt es zweifach gestufte nominale Attribute (*Interesse an der Beherrschung*

der Natur; Nichtveränderbarkeit von Verhältnissen prinzipieller Machbarkeit), sonst nur je ein Attribut. Zudem werden die definitivisch harten Partien – erkennbar auch an den komplexen Prädikaten (*veränderbar gedacht werden*), wo durch Wortbildung (-bar) und Syntax zwei Passive aneinander gefügt werden – verknüpft durch Formulierungen, bei denen aggregative Strukturen dominieren, ja die Struktur der Sätze im Sinne eines „sinnvollen“ Nacheinanders der Information gebrochen wird. Das führt – nicht überraschend – zu einem vergleichsweise langen Satz, der aber den Kern der Überlegungen allgemeinverständlich ausspricht (*In der durchgesetzten ... verbürgen*).

(2a) deverbale Substantive

Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Suche, Erklärungen, Beherrschung, Verhältnisse, Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Nachweis, Hinnahme, Zentralaufgabe, Erklärungssuche, Umgang, Erklärungen, Nichtveränderbarkeit, Verhältnissen, Machbarkeit, Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Erklärung, Nutzung, Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Deutungen, Erklärung, Wegerklärung

(2b) deverbale Adjektive

vorgefundenen, veränderbar, gestaltbar, nutzbar, selbstproduzierte, unvermeidlichen, durchgesetzten, machbar

(2c) desubstantivische Bereichsadjektive

technologisch, wissenschaftlichen, wissenschaftlicher, technischen, technischer, wissenschaftliche

(2d) Strukturelle Verben

folgt, werden veränderbar gedacht, schlägt um, wird zu, wird, verändern sich, werden, hervortreten, verbürgen, zusammenfallen, aufspalten, werden, bedeutet.

In dem letzten gewählten Text (3), der ein Jahrzehnt später erschienen ist, ist in der Hinsicht geradezu seitenverkehrt konstruiert. Er beginnt auffällig verbal (*zusteht, regelt* + personifiziertes agentisches *Staatsbürgerschaftsrecht* als Subjekt) und schreiberbewusst (*bekanntlich*); wenn in der zweiten Hälfte des Satzes fachlichere Formulierungen anstehen (*Abstammung* usw.), brechen auf „sprechsprachlich“ getrimmte Einschübe (die adverbale Bestimmung *anders als in anderen Ländern* könnte auch unparenthetisch gebraucht werden) den schrift- und fachsprachlichen Duktus auf. Diese Nutzung differierender struktureller Medialität zeigt sich auch an einem anderen auffälligen Merkmal dieses Textes. Der drittletzte und letzte Satz beginnen jeweils mit relativ kurzen allgemeinsprachlich formulierten Sätzen, die erst im Nachhinein (im ersten Fall allerdings *sei*) als wiedergegebene Äußerungen in solch einem Text „gerechtfertigt“ werden. Dazwischen steht ein vergleichsweise fachlich formulierter Satz.

(3) Wem welche Staatsbürgerschaft zusteht, regelt bekanntlich das jeweilige Staatsbürgerrecht, und dieses setzt in Deutschland – anders als in anderen Ländern – bisher primär auf Abstammung (»*ius sanguinis*«, wörtlich

das »Recht des Blutes«) und nicht auf Wohn- und Geburtsort und tatsächliche Lebensumstände. Im Zeitalter der großen Wanderungsbewegungen, der durch Massenmedien und Massenverkehr geschaffenen kurzen Wege, der sich dabei herausbildenden »transnationalen sozialen Räume« (Pries 1996) kann eine solche Regelung freilich die Lebenswirklichkeit nicht mehr erfassen. Sie ist vielmehr geradezu prädestiniert, Paradoxien zu schaffen: Die neue Miß Germany sei Türkin, konnten wir z. B. vor einiger Zeit lesen. Der Anachronismus der geltenden Regelungen wird besonders deutlich am Beispiel der Kinder ausländischer Arbeitnehmer. Heute sind knapp zwei Drittel aller Migrantenkinder unter 18 Jahren in Deutschland geboren, stellt die Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen in ihrem Bericht fest.

(Beck-Gernsheim 1999)

5.2.3 Vergleich

Die drei kurzen Texte, die wir uns angesehen haben, sind zweifellos standard-sprachlich formuliert; an ihrer grammatischen Korrektheit in diesem Sinn kann kaum ein Zweifel bestehen. Dennoch repräsentieren sie zweifellos unterschiedliche und normativ unterschiedlich bewertete Optionen standard-sprachlicher Ausdrucksweise. Dabei ist auf jeden Fall erkennbar, dass auch in einer Textsorte und Kommunikationssituation, die ganz strikt auf Schriftlichkeit festgelegt ist, nun eine Variation aufscheint, die als der bewusste Reflex einer wissenschaftssprachlichen Milieuwahl erscheint. Der erste Text folgt ganz dezidiert einem mit der Entwicklung der deutschen Standardsprache parallel entwickelten normativen Ideal. Es erscheint in Anbetracht der erreichten nominalen Komplexität paradox, dass diese Art von Ausdrucksweise letztlich die Folge einer Reaktion auf die syntaktischen Exzesse des 17.- und auch noch 18. jahrhundertlichen Kanzleistils entsprach. Erkennbar ist, dass ungeachtet der Standardsprachlichkeit all der Texte sie im Einzelnen deutliche Präferenzen in der Verwendung der gewählten syntaktischen und Wortbildungsmittel zeigen.

Der erste Text repräsentiert das Paradebeispiel eines Gegenstücks zu der alten Taktik, schriftsprachliche Komplexität zu erzeugen, die in einem durch wenig Einschränkungen gehemmten Periodenbau lag. Die für geschriebene fachliche Texte notwendige Dichte der Information wird konsequenterweise praktisch ausschließlich nominalen Elementen anvertraut.¹⁴

Der zweite Text führt in gewisser Weise und in gewissem Umfang die fachlichen Enkodierungsstrategien klassisch-moderner Schriftlichkeit noch kon-

¹⁴ Vgl. schon von der Gabelentz' Karikatur dieses Stils, den er nicht zuletzt Hegel zuschreibt: „Der die das dem Fiscus allein zustehende Recht auf Silberbergbau betreffenden Einzelfragen bearbeitenden Commission steht es zu [usw.]“ (v. d. Gabelentz 1901, S. 456).

sequenter durch: das zeigt die Dominanz deverbaler Nomina und – Adjektive (v. a. auch solcher mit passivischer Struktur), ergänzt durch klassifizierende desubstantivische adjektivische Benennungen. Es dominieren deutlich die lediglich strukturellen Verben: nur in den erläuternden Übergangssätzen liest sich das anders. Dennoch wird durch einen Verzicht auf übertriebene syntaktische Einbettung, durch den Einschub erläuternder Passagen und eine weniger schematische Thema-Rhema-Abfolge ein eigentlich noch klassischer Fachtext geschrieben, der aber zugunsten des Lesers die Komplexitätsdichte zurücknimmt.

Der letzte Text bindet traditionell fachsprachlich formulierte Inseln in Darstellungsweisen ein, die eher von Taktiken struktureller Mündlichkeit und im inhaltlichen von Erwartungsbrüchen gekennzeichnet ist, wie wir sei eher von journalistischen Textsorten gewöhnt sind. Standardsprachlich sind wohl alle drei Texte, sie tragen aber durchaus den symbolischen Charakter der Zugehörigkeit zu bestimmten wissenschaftlichen Milieus an sich.

Das heißt aber auch, dass Überlegungen zu Standardsprache und Standardsprachlichkeit dann zu kurz ansetzen, wenn es um die Beobachtung der einen oder anderen Einzelheit auf den verschiedenen linguistischen Beschreibungsebenen geht, sondern dass der Norm entsprechendes standardsprachliches Handeln in der Beherrschung verschiedener Textroutinen besteht. Ihre unterschiedliche Ausfüllung bedingt eine Variation in der Auswahl der präferiert gewählten Mittel.

Man sieht, dass wir offenkundig unter der in modernen Milieus wachsenden Orientierung an Verständlichkeit – das wäre ja die den gebildeten Mittelschichtsmilieus entsprechende freundliche Enkodierungsstrategie – seit einer gewissen Zeit mit einer erneuten Reparatur der komplexen Schriftlichkeit aus dem Geiste der Mündlichkeit zu rechnen haben. Wie man im Vergleich der gewählten Texte, und vor allem im Hinblick auf den letzten sehen kann, ist die Frage durchaus diskutabel, bis wohin wir einen mit solchen Signalen und den entsprechenden sprachlichen Mitteln gestalteten Text noch als adäquaten Repräsentanten fachlicher Schriftlichkeit ansehen.

6. Normenüberlagerung

An diesen Beispielen zeigt sich besonders deutlich, warum es schwierig ist, standardsprachlichen Normen zu folgen. Es ist deshalb schwierig, weil die Anforderungen, die an ein dem Standard entsprechendes Handeln gestellt werden, eigentlich drei verschiedenen Ebenen zugeordnet werden können, die in der Praxis wie in der Beurteilung sprachlicher Äußerungen als eine Einheit genommen werden. Zum einen meint Standardsprachlichkeit, dass man den Festschreibungen auf den verschiedenen Ebenen der sprachlich-formalen Beschreibung von Aussprache bis Flexion, folgt, in diesem Sinn keine Fehler macht. Auf einer zweiten Ebene geht es dann allerdings schon darum, dass die Auswahl aus den Optionen, die sich hier im Prinzip bieten diamedial, aus-

sageintentional und textsortenspezifisch variieren. Und zum dritten ist offenkundig, dass mit der Präention auf standardsprachliches Verhalten ein sozialsymbolischer Anspruch verbunden ist, der ebenfalls die Beurteilung bestimmter Äußerungsformen steuert. Insbesondere die letzten beiden Stufen sind in den letzten Jahrzehnten in Bewegung geraten: standardsprachliche Mündlichkeit hat an Natürlichkeit gewonnen, standardsprachliches Auftreten kennt nicht mehr nur eine unbestritten akzeptable Form. Diese Veränderungen haben dann zur Folge, dass vor allem auch die Bereiche der sprachlichen Form, die eigentlich gar nicht so eindeutig festgeschrieben sind, Veränderungen erfahren, die von dem bildungsbürgerlich geprägten Konsens über den Zusammenhang der skizzierten drei Ebenen abweichen.

7. Literatur

7.1 Texte

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1999): *Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften*. Frankfurt a. M.
- Forschner, Maximilian (1990): Über natürliche Neigungen. In: Bubner, Rüdiger u. a. (Hgg.): *Die Trennung von Natur und Geist*. München. S. 95
- Goethes Werke (1903): Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Bd. 41. Weimar.

7.2 Wissenschaftliche Literatur

- Askedal, John Ole (2000): Das Deutsche als strukturell europäische Sprache. In: Gardt, Andreas (Hg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 385–418.
- Brandom, Robert B. (2001): *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Darmstadt: WBG.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Die Serialisierung von Sätzen im frühen Neuhochdeutschen. In: Kretzenbacher, Heinz Leo/Weinrich, Harald u. a. (Hgg.): *Wissenschaftssprache im 18. Jahrhundert*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 301–324.
- Eichinger, Ludwig M. (1997): Sprachbiographien in Risikogesellschaften. In: Moelleken, W.W./Weber, P.J. (Hg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik (= Plurlingua XIX)*. Bonn: Dümmler. S. 139–147.
- Elspass, Stephan (2003): *Sprachgeschichte von unten. Studien zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Habilitationsschrift. Münster.
- Gabelentz, Georg von der (1901 [1984]): *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Darmstadt: WBG.
- Giesecke, Michael (1992): *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Giesecke, Michael (1998): *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Götz, Ursula (1995): Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 20, S. 222–238.

- Heringer, Hans-Jürgen (1980): Normen? Ja – aber meine! In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Der öffentliche Sprachgebrauch. Band I: Die Sprachnormdiskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Stuttgart: Klett. S. 58–72.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning: Max Hueber.
- Lewis, David (1969): *Convention. A philosophical study.* Harvard: HUP. [dt. (1975): *Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung.* Berlin: de Gruyter]
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts.* Stuttgart: Metzler.
- Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik.* 2. Auflage. Berlin: E. Schmidt.
- Macheiner, Judith (1991): *Das grammatische Varietät oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden.* Frankfurt am Main: Eichborn.
- Mattheier, Klaus J. (1991): Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: Wimmer, Rainer (Hg.) (1991): *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch.* (= IDS Jahrbuch 1990). Berlin/New York: de Gruyter. S. 41–72.
- Pfister, Jonas (2003): Sind Sprachkonventionen Regelmäßigkeiten? In: *Kriterion* 17, S. 7–14.
- Raible, Wolfgang (1992): *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration* (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse 1992. Bericht 2). Heidelberg: Winter.
- Rath, Rainer (2001): Mediale Differenzierungen. In: W. Fleischer/G. Helbig/G. Lerchner (Hrsg.): *Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache.* Frankfurt am Main: Peter Lang. S. 363–383.
- Schulze, Gerhard (1993/²1996): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.* Frankfurt/New York: Campus.
- Schiewe, Jürgen (1998): *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart.* München: Beck.
- Takahashi, Hideaki (1996): *Die richtige Aussprache des Deutschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Maßgabe der kodifizierten Normen.* Frankfurt am Main usw.: Peter Lang.
- Weinrich, Harald (1980): Über Sprachnormen nachdenken. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Der öffentliche Sprachgebrauch. Band I: Die Sprachnormdiskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Stuttgart 1980. S. 9–24.